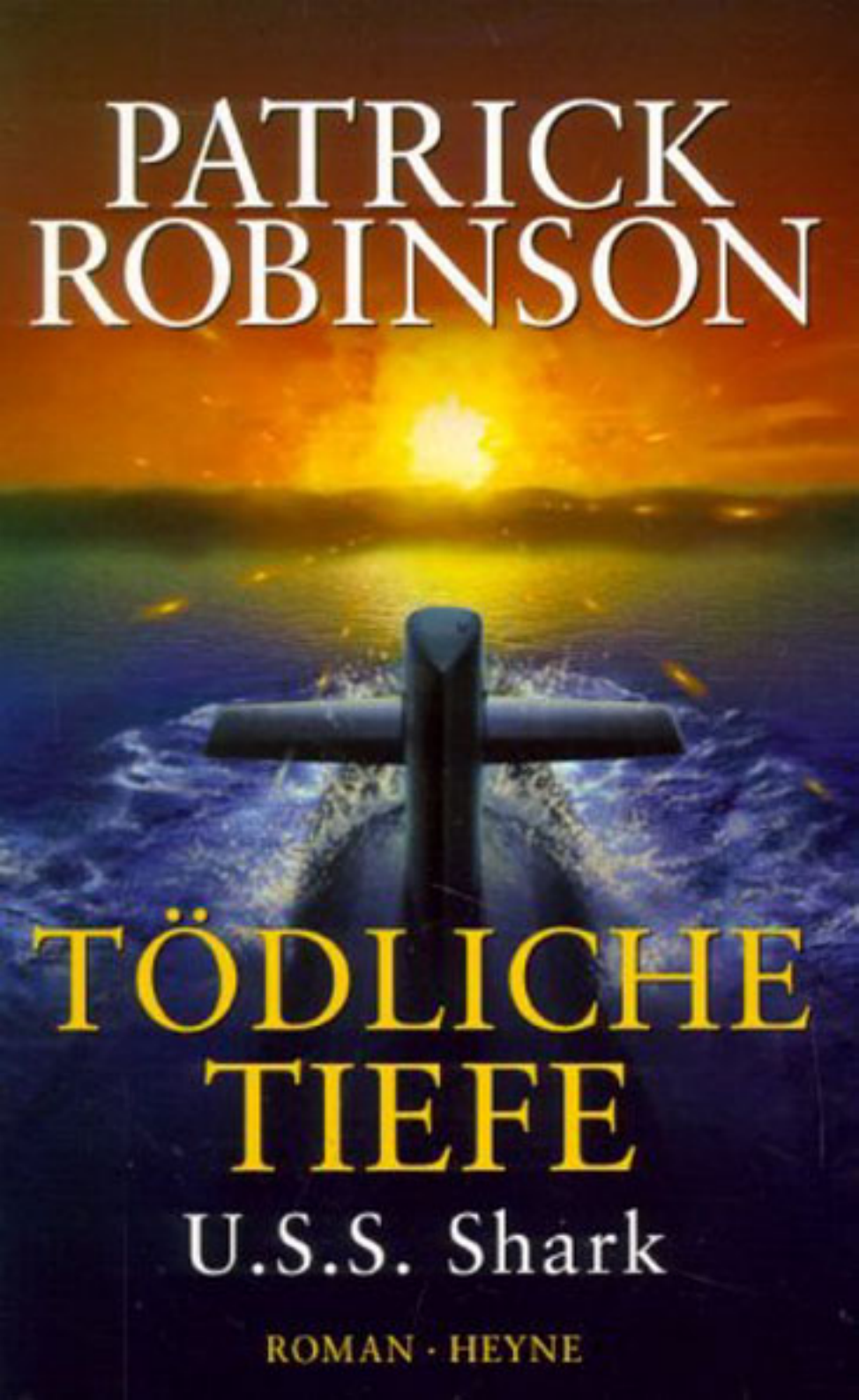
PATRICK ROBINSON



TÖDLICHE TIEFE

U.S.S. Shark

ROMAN · HEYNE

PATRICK ROBINSON

TÖDLICHE TIEFE
U.S.S. Shark

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Wolfgang Drescher

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE SHARK MUTINY
bei Harper Collins Publishers,
Inc. New York

Copyright © 2001 by Patrick Robinson
Copyright © 2002 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

ISBN 3-453-20688-6

Dieses Buch ist voller Respekt jenen gewidmet,
die sich gegen Kürzungen des Budgets der
US-Seestreitkräfte
aussprechen, insbesondere den Politikern, die
diesen Prozess umkehren wollen.

PERSONEN DER HANDLUNG

Oberste Militärführung
Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (Oberster Befehlshaber der US-Streitkräfte)
Vice-Admiral Arnold Morgan (Nationaler Sicherheitsberater)
Bob MacPherson (Verteidigungsminister)
Harcourt Travis (Außenminister)
General Tim Scannell (Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs)
Jack Smith (Energieminister)

Oberkommando der U.S. Navy
Admiral Alan Dickson (Chef der Marineoperationen [CNO])
Admiral Dick Greening (Oberbefehlshaber der Pazifikflotte [CINCPACFLT])
Rear-Admiral Freddie Curran (Oberkommandierender der Unterseebootflotte Pazifik [COMSUBPAC])
Rear-Admiral John Bergstrom (Oberbefehlshaber des Special War Command [SPECWARCOM])

USS *Shark*
Commander Donald K. Reid (Kommandant)
Lt. Commander Dan Headley (Erster Offizier)
Lt. Commander Jack Cressend (Waffensystemoffizier)
Lt. Commander Josh Gandy (Sonaroffizier)
Lt. Commander Paul Flynn (technischer Offizier)
Master Chief Petty Officer Drew Fisher (Seemännische Nummer eins)

Lieutenant Shawn Pearson (Navigationsoffizier)
Lieutenant Matt Singer (Offizier der Wache)
Lieutenant Dave Mills (ASDV-Steuermann)
Lieutenant Matt Longo (ASDV-Navigator)

USS *John F. Kennedy*
Admiral Daylan Holt (Kommandant des Flugzeugträger-Gefechtsverbands)
Lt. Commander Chris Russ (Waffensystemoffizier)

U.S. Navy SEALs
Commander Rick Hunter (Einsatzoffizier, Führer/ Stoßtrupp zwei)
Commander Russell »Rusty« Bennett (taktischer Einsatzoffizier/Stoßtrupp eins)
Lt. Commander Ray Schaeffer (Führer/Stoßtrupp eins)
Lieutenant Dan Conway (stellvertretender Führer/Stoßtrupp eins)
Lieutenant John Nathan (Sprengstoffexperte/Stoßtrupp eins)
Chief Petty Officer Rob Cafiero (Chef des Basislagers/ Stoßtrupp eins)
Petty Officer Ryan Combs (Maschinengewehrschütze/ Stoßtrupp eins)
Combat SEAL Charlie Mitchell (Elektrikexperte/Stoßtrupp eins)
Lieutenant Dallas MacPherson (stellvertretender Führer und Sprengstoffexperte/Stoßtrupp zwei)
Lieutenant Bobby Allensworth (persönlicher Leibwächter von Commander Hunter)
Chief Petty Officer Mike Hook (Assistent von Lieutenant MacPherson)

Petty Officer Catfish Jones (Assistent von Lieutenant Allensworth)
SEAL Riff »Rattlesnake« Davies (Maschinengewehrschütze/Stoßtrupp zwei)
SEAL Buster Townsend (Stoßtrupp zwei)

National Security Agency, Fort Meade
Admiral David Borden (amtierender Direktor)
Lieutenant Jimmy Ramshawe (Nachrichtenoffizier)

Mitglieder des Kriegsgerichts
Captain Cale »Boomer« Dunning (Vorsitzender)
Captain Sam Scott (Chef der Militärjustiz)
Captain Art Brennan (beobachtender Kriegsgerichtsrat)
Lt. Commander David »Locker« Jones (Ankläger)
Lt. Commander AI Surprenant (Verteidiger)

Chinesisches Oberkommando
Admiral Zhang Yushu (Oberster Stellvertreter der Zentralen Militärkommission)
Admiral Zu Jicai (Oberbefehlshaber der Marine der Volksbefreiungsarmee)

Öltanker-Kapitäne
Commodore Don McGhee *(Global Bronco)*
Kapitän Tex Packard *(Galveston Star)*

»Verlobte«
Kathy O'Brien (von Admiral Morgan)
Jane Peacock (von Lieutenant Ramshawe)

PROLOG

Sommer 1987
Hunter Valley Farms
Lexington, Kentucky

Es war einfach zu heiß, um Baseball zu spielen. Nur eine leichte Brise strich über die ausgedörrten Blue-Grass-Koppeln des weitläufigen Gestüts, das sich entlang der alten Straße zum Eisenwerk nahe dem Dorf Paris zog. Auf dem Gestüt wurden ausschließlich Vollblutpferde gezüchtet.

Dan Headley konnte Rick Hunters blitzschnell geworfenen Ball einfach nicht treffen. »Mach mal halblang, Ricky. Nimm etwas Schwung raus, sonst erwische ich die Bälle nicht.« Aber immer wieder kamen die Bälle herangejagt, zu tief oder zu weit weg, und schlugen kurz vor der roten Scheune hinter dem Schlagmann auf.

Der riesige sechzehnjährige Werfer brüllte jedes Mal vor Lachen, wenn sein bester Kumpel mit dem Schläger ausholte, um den Ball dann doch wieder nicht zu treffen. »Konzentrier dich halt, Danny.«

»Worauf denn?«

»Auf den Baseball, du Dummkopf.«

»Wie das denn, wo ich den doch noch nicht einmal sehe. Das ist einfach unmöglich.«

»Pete Rose könnte das schon«, sagte Rick feierlich. Er bezog sich dabei auf die frühere Legende der Cincinnati Reds.

»Pete Rose hätte auch eine Gewehrkugel gesehen!«

»Okay, noch ‘ne Runde?«

»Nee, ich bin völlig kaputt. Ziehen wir uns lieber ‘ne Limo rein. Ich schwitze wie ein Bulle.«

Rick Hunter zog den Wurfhandschuh aus, stopfte den Ball in

die Tasche seiner Jeans und band sich dann die Ärmel seiner Jacke um die Hüfte. Er sprang über den Einfriedungszaun auf eine weitläufige Koppel, auf der etwa ein halbes Dutzend Stuten mit ihren Fohlen grasten. Dan Headley folgte ihm und schwang dabei seinen Louisville-Slugger-Schläger. Er blickte hinüber zu den Fohlen, Nachwuchsrennpferden aus guter Kentucky-Zucht, von denen die Besten eines Tages vielleicht die Begeisterungsstürme der Zuschauermassen in Belmond Park, Royal Ascot, Saratoga oder Longchamps hören würden. Vielleicht sogar die in Churchill Downs.

»Ich krieg's wirklich nicht in meinen Schädel, warum du nicht einfach hier bleibst und stinkreich wirst«, sagte Dan. »Die Jährlinge aufziehst, sie für ein Vermögen verkaufst, genauso wie dein Dad. Mensch, Rick! Du kriegst alles auf 'nem Silbertablett serviert!«

»Danny, wir kauen das Thema jetzt schon mindestens drei Jahre durch, aber meine Meinung dazu hat sich nicht einen Millimeter verändert. Ich habe einfach keinen Bock darauf, okay? Außerdem wird der Markt für Vollblüter hier sowieso nicht ewig boomen.«

»Okay, aber er tut es schon die letzten zehn Jahre. Sieht nicht so aus, als würde er bald die Flaggen streichen.«

»Er wird zusammenbrechen, Danny! Boom-Märkte brechen irgendwann immer zusammen. Und genau dann wird es hier eine ganze Reihe mittelloser alter und verbitterter Typen geben, die sich eingebildet haben, sie hätten das Glück für sich gepachtet.«

»Ja, schon, aber mal ehrlich: Du gehst doch eigentlich, weil dich die ganze Chose langweilt, selbst mit dem ganzen Geld im Hintergrund. Nur – warum zum Teufel willst du ausgerechnet Offizier in der Navy werden, statt hier wie ein kleiner Gottkönig herumzureiten – der unumschränkte Herr des Hunter Valley, Weltzentrum der Vollblutzucht. Ehrlich, es will mir

einfach nicht in den Schädel.«

»Egal. Du kommst aber trotzdem mit, oder?«

»Klar, Rick, mein Vater ist ja schließlich nur gehobener Stallbursche, im Gegensatz zu deinem alten Herrn. Und du musst nicht mal mit irgendwelchen Geschwistern teilen. Also, wenn ich an deiner Stelle war, mit dem ganzen Land und all den gottverdammten Edelstuten…«

»Mach ‘n Punkt, Danny. Du verstehst von Pferdezucht mehr als ich. Wenn du wirklich wolltest, könntest du ein Riesengeschäft daraus machen. Immerhin besitzt dein Vater selbst ein paar Stuten. Jeder fängt mal klein an.«

»Ricky, ich könnte auch in tausend Jahren nicht das Geld für ein Gestüt wie das hier aufbringen. Ich würde nur als ein weiterer Stallbursche enden. Ist doch klar, dass ich lieber Captain Dan Headley, Kommandant eines US-Schlachtkreuzers, sein will als Danny Headley, Stallbursche im Hunter Valley.«

»Pferde großziehn langweilt dich doch auch, gib’s zu«, feixte Rick. Er war sich absolut sicher, in Dan eine verwandte Seele gefunden zu haben.

»Irgendwie schon. Aber ich habe, wie gesagt, auch nicht deine Startvorteile.«

»Würde nichts an der Sache ändern, glaube ich. Du bist doch auch nur auf Abenteuer aus. Wie ich. Dauert zu lange, um Rennpferde aufzuziehen. Wir haben einfach nicht die Zeit dafür, stimmt’s?«

Dan grinste. Er war nicht so groß wie der hoch aufgeschossene Rick Hunter und musste deshalb einen Schritt schneller gehen, um mit seinem Freund aus Kindestagen mitzuhalten. Sie stapften zügig über das prachtvolle Grasland eine leichte Anhöhe hinauf und beobachteten dabei die Fohlen, die sich neugierig und erwartungsvoll zu ihnen drängten, während die Mähren vorsichtig hinter ihnen aufschlossen.

»Von wem stammt das Fuchsfohlen da?«

»Welches? Das mit dem weißen Stern da vorn?«

»Ja. Wird ‘nen Hintern wie ‘ne Bardame kriegen, wenn es erst mal groß ist.«

»Könnte auch ein Heckmotor werden. Es stammt von Secretariat ab, kommt aus einer Linie, die halbwegs von einer Tochter von Nashua abstammt.«

»Ein echtes Eigengewächs also. Nashua ganz in der Nähe und Big Horse gleich am Ende der Straße.« Kentuckys Pferdenarren nannten den Gewinner der Triple Crown von 1973 grundsätzlich »Big Horse«, trotz seiner mageren Erfolge als Zuchthengst.

»Die Stute ist eine von Dad. Er schwört Stein und Bein, dass Secretariat zum Ahnherr vieler guter Zuchtpferde wird. Wir werden das Fohlen um jeden Preis behalten.«

»Und was ist mit dem kleinen Braunen da drüben, dem, der die anderen herumjagt?«

»Der stammt von Northern Dancer. Wie der Vater, irgendwie übermütig, aber schmal. Er soll verkauft werden, endet wahrscheinlich bei Mr. O’Brien in Irland. Falls die Araber den bei der Auktion nicht überbieten. Dann würde er in Newmarket enden, was für ihn aber nicht ganz so gut wäre.«

»Und das Dunkelgraue dort stammt bestimmt von Rajah ab, oder?«

»Genau. Von unserem ureigenen Red Rajah. Bart Hunters ganzer Stolz. Der Hengst ist ein richtig heimtückisches Luder! Aber mein Vater mag ihn, außerdem wird deiner mit ihm ja fertig. Bobby Headley, bester Pferdepfleger im Blue-Grass-Land. Das sagt jedenfalls mein Alter.«

»Also, ich kenne Rajah jetzt schon seit fünf Jahren, aber was Bösartiges hab ich an ihm bisher nicht feststellen können.«

»Ich schon, Dan. Er mag einfach keine Fremden. Nur wenn dein Vater bei ihm ist, benimmt er sich wie ein alter treuer Haushund.«

Sie gingen auf den nächsten Zaun zu, kletterten hinüber und landeten auf dem Hof des Gestüts. Sie liefen Bobby Headley in die Arme, der gerade zum Futterhaus ging. Bobby war ein schmaler, mittelgroßer Pferdenarr aus Kentucky mit harten Augen. Sein Äußeres war jedenfalls nicht so unmittelbar einnehmend wie das seines dunkelhaarigen Sohnes. Er hatte eine tiefe, klangvolle Stimme, die allerdings bei einem Mann, dem es so sehr an Masse mangelte, fehl am Platz zu sein schien. »Hallo, Jungs, was treibt ihr so?«, sagte er und blickte auf den Baseballschläger. »Und, immer noch so viel Schmackes drauf, Ricky?«

»Ja, Sir. Aber es wird immer schwieriger. Wenn man nicht aufpasst, macht Danny einem bald den Garaus.«

Bobby Headley gluckste. »Hör mal, Dan, willst du mir einen Gefallen tun? Lauf rüber zu Rajahs Box und hol mir meine Kardätschen. Ich habe sie nach dem Striegeln im Stall vergessen.«

»Klar doch. Rick, ich treff dich dann am Haus.«

»In fünf Minuten, okay?«

Dan Headley spurtete runter zu den drei großen Hengstboxen am hinteren Ende des Hofes, entriegelte die Tür zu dem acht Jahre alten Red Rajah, schlüpfte in den Stall und murmelte sanft: »Hallo, Rajah, alter Junge, wie geht's dir? Behandeln sie dich auch gut?«

Der gewaltige, eins siebzig große Hengst, der mit den Jahren milchweiß geworden war, trug weder Zaumzeug, noch war er mit einem langen Strang an dem kräftigen Eisenring, der in die Wand eingelassen war, festgebunden. Das war eigentlich ungewöhnlich für einen Hengst aus derart heißblütiger Zucht. Der wuchtige ehemalige Gewinner des Großen Preises von Kalifornien war ein Enkel des feurigen Red God und entstammte mütterlicherseits dem berühmt-berüchtigten englischen Deck-

hengst Supreme Sovereign. Einem professionellen Pferdekenner musste dies wie das Beispiel einer Züchtung erscheinen, bei der die Hölle selbst Pate gestanden hatte, eine Rezeptur für einen wirklich gefährlichen Burschen.

Supreme Sovereigns Verhalten war so wenig voraussehbar, so tödlich für jedermann gewesen, dass man für den Notfall einen Hochdruck-Hydranten in seiner Box installiert hatte.

Auch Red Rajah hatte schon mehrfach Menschen angegriffen, aber er war auch ein hochklassiges Rennpferd gewesen, ein ausgezeichneter Kämpfer im Finish. Mit 40000 Dollar pro Deckung war er nun einer der gewinnbringendsten Zuchthengste des Gestüts.

Rajah fixierte den jungen Headley und trat leise hinter ihn. Er schien keinerlei Erregung zu zeigen, nur wer ihn kannte, hätte bemerkt, dass er die Ohren leicht anlegte und die Augen unruhig zuckten. Er sah Dan an, ohne dabei den Kopf zu bewegen.

Der Junge bückte sich, um die Bürsten aufzuheben. Als er sich wieder aufrichtete, bewegte sich der Hengst fast unmerklich. Dan, der den Stimmungsumschwung des Pferdes bemerkte, reagierte mit seiner lebenslangen Erfahrung im Umgang mit den Tieren, hob den rechten Arm wie ein Verkehrspolizist in die Höhe und murmelte beruhigend: »Was gibt's, Rajah, guter Junge? Ruhig, alter Kumpel.«

In diesem Augenblick griff Rajah an, völlig überraschend, ohne die Spur einer Warnung. Er warf den Kopf herum, schloss die Zähne über Dannys Bizeps, biss wie ein Krokodil durch die Muskeln hindurch und zerbrach so den großen Knochen des Oberarms. Er ließ nicht los, sondern zwang den Jungen nieder, zog ihn auf das Stroh und bereitete sich auf das von Hengsten bevorzugte tödliche Vorgehen vor: sich auf sein Opfer niederzuknien wie ein Kamel oder ein Elefant, um den unter ihm liegenden Brustkorb zu zerschmettern. Pferdezüchter berichten in der Öffentlichkeit nur ungern von dieser Art von Grausamkeit.

Dan Headley schrie vor Schmerz und Angst laut auf. Sein Schrei gellte über den Hof. Rick Hunter war gerade auf dem Weg hinunter zum Hauptgebäude, als er ihn hörte. Sofort jagten ihm tausend Schreckensvisionen über die wahre Natur von Red Gods Enkel durch den Kopf.

Drinnen im Stall schrie Danny wieder. Im Angesicht des Todes versetzte er dem Hengst einen Tritt, aber es war, als träte er nach einem Kleintransporter.

Rick Hunter rannte inzwischen über das grasbewachsene Hofgeviert in Richtung der Pferdeboxen. Er hörte den zweiten Schrei seines Freundes und lief so schnell, dass er mit den Füßen kaum den Boden berührte. Er steuerte zielstrebig die Box von Rajah an. Dort angekommen, blickte er sich sofort nach einer Waffe um und sah den vertrauten Louisville-Baseballschläger, der an der Stallwand lehnte. Er griff ihn, stieß die Boxentür auf und blickte voller Entsetzen auf die Szene vor ihm: Danny wehrte sich verzweifelt – während das Blut aus dem zerschmetterten rechten Arm strömte – gegen die Attacken des über ihm wütenden Hengstes. Die Bestie wollte sich gerade auf ihn knien. Rick zögerte keine Sekunde, holte mit dem Schläger aus und schmetterte ihn Red Rajah mit einer Wucht in die Rippen, die für einen Menschen mit Sicherheit tödlich gewesen wäre. Für Red Rajah war dieser Schlag aber keineswegs tödlich. Der große Schimmel warf den Kopf zurück, als müsste er jetzt entscheiden, welchen der beiden Jungen er zuerst angreifen sollte. Ricky schlug mit aller Kraft wieder in die Rippen des Hengstes. Und gleichzeitig rief er: »Hau ab, Danny! Hau endlich ab! Schließ die Tür, aber schieb den Riegel nicht vor.«

Dan Headley, halb im Schockzustand und fast verrückt vor Schmerzen, rollte zur Seite und kroch aus der Box. Flach auf dem Boden liegend, trat er von außen die Tür zu und wurde ohnmächtig. Drinnen im Stall sah sich Rick Hunter nun allein

der tobenden Bestie gegenüber. Inzwischen stand er in einer Ecke der Box, etwa fünf Schritte von der Tür entfernt, und ließ Rajah, der ein bisschen zurücktänzelte, nicht aus den Augen. Rick hielt den Schläger fest in beiden Händen, wagte aber nicht, damit auszuholen. Falls er den Kopf des Pferdes verfehlte, würde das Tier ihn an der Kehle oder – was sogar wahrscheinlicher war – an den Weichteilen angreifen. Im nächsten Moment stieß der Hengst zu und zielte mit gefletschten Zähnen direkt auf Ricks Gesicht. Rajahs Zähne trafen auf das Holz des Schlägers, den Rick mit beiden Händen vor sich hielt, und ließen ihn wie ein Streichholz zersplittern.

Abermals wich Rajah einen Schritt zurück. Die Ohren hatte er flach angelegt, die bösen, weiß geränderten Augen flackerten hin und her. Ricks Gedanken rasten zurück zu einem Gespräch, das er einst mit einem knallharten Typen aus dem Ort geführt hatte, der ihm damals sagte: *»Ich kenn nur eine einzige Möglichkeit, wie man einen Hengst, der einen töten will, aufhalten kann.«* Rick Hunter ließ sich auf alle viere nieder, wohl wissend, dass er – falls der Trick schief ging – genau so tot wie Danny sein würde, hätte er nicht rechtzeitig eingegriffen.

Er nahm nun, so gut es ging, die Gestalt des ältesten und gefürchtetsten Feindes der Pferde, des Löwen, an und ahmte die schleichende, Schrecken erweckende Bewegung der großen Katze nach, wenn sie sich sprungbereit macht. Auf diese Weise wollte er die jahrtausendealten unbewussten Ängste in der Seele des Pferdes wecken. Er bohrte die Schuhspitzen in das Stroh und machte auf dem Zement darunter kratzende Geräusche, fauchte mit tiefer Stimme und blickte unbewegt in die Augen des Tieres. Dann streckte er den Kopf vor und ließ immer wieder Gebrüll hören, während er vorwärtskroch.

Red Rajah verharrte auf der Stelle. Dann bewegte er sich einen kleinen Schritt rückwärts. Ein kaum wahrnehmbares Zittern lief durch seine Schultermuskeln. Er ging noch ein Stück

weiter zurück und senkte den Kopf, als wollte er seine Kehle schützen. Alles schien rein instinktiv abzulaufen.

Rick brüllte abermals wie ein Löwe, während er gleichzeitig versuchte, die Jacke, die er sich um die Hüfte gebunden hatte, freizubekommen. Jeder Kampfeswille schien Rajah verlassen zu haben, er stand jetzt stocksteif da. So war er auch nicht darauf vorbereitet, dass der Erbe des Hunter Valley plötzlich aufsprang, um ihm die Jacke blitzschnell über Augen und Gesicht zu werfen. Red Rajah war nun von tiefschwarzer Dunkelheit umgeben – und kein Pferd würde es wagen, sich zu bewegen, solange es nichts sieht. Rajah stand einfach nur da, stocksteif, zitternd, blind, mit der Jacke über dem Kopf. Rick schlich vorsichtig zur Tür, öffnete sie leise und schlug sie dann von außen heftig ins Schloss.

Dan war mittlerweile wieder aus seiner Ohnmacht erwacht. Rick gab Alarm und wartete bei seinem Freund, bis wenige Minuten später Hilfe herbeieilte.

Rick blieb mit beider Väter die ganze Nacht über bei Dan im Lexington Hospital, wo zwei Chirurgen mit äußerster Sorgfalt den Muskel zusammenflickten und den gesplitterten rechten Arm eingipsten.

Am Morgen kam Dan im Wachzimmer schließlich aus der Narkose wieder zu sich. Er blinzelte den »jungen Löwen vom Hunter Valley« an und schüttelte dann in stiller Bewunderung vor dem Mut seines Freundes den Kopf, grinste schließlich und sagte: »Herrgott noch mal, Ricky. Du hast mir das Leben gerettet. Ich sag dir was, wir hauen lieber doch zusammen auf einem Kriegsschiff ab.«

»Und ob, Dan«, sagte Rick.

»Vergiss den ganzen Rennpferdescheiß. Wäre ziemlich blöd, hier draufzugehen. Dann lieber unter Beschuss. Annapolis, wir kommen!«

KAPITEL EINS

23. Januar 2007
Weißes Haus, Washington, D.C.

Admiral Arnold Morgan befand sich allein in seinem Büro und dachte intensiv über die zwei wesentlichen Probleme seines Lebens nach, die ihn an diesem besonderen Mittag beschäftigten. Das erste war seine Entscheidung, noch ein weiteres Jahr Nationaler Sicherheitsberater des Präsidenten zu bleiben – obwohl es völlig seinem gesunden Menschenverstand zuwiderlief. Das zweite war ein Roastbeef-Sandwich, gewaltig wie eine Wagner-Oper, durch schwere Majonäse und Senf in ein Festessen verwandelt, das er sich nie zu bestellen gewagt hätte, wäre seine Sekretärin und zukünftige Frau, die hinreißende Kathy O'Brien, auch nur in der Nähe des Grundstücks 1400 Pennsylvania Avenue gewesen. Glücklicherweise hatte sie bis vier Uhr nachmittags frei.

Der Admiral grinste zufrieden und umrundete seinen Schreibtisch wie ein Berglöwe, der sich jede Sekunde auf sein Opfer stürzt. Er sah das Sandwich als eine hochverdiente lukullische Belohnung dafür an, dass er wochenlang von einigen der mächtigsten Persönlichkeiten der amerikanischen Politik und des Militärs bearbeitet, bedrängt, beschwatzt und schließlich überredet worden war, in seinem Amt auszuharren.

Die Entscheidung zu bleiben war ein neunwöchiger Gewissenskampf gewesen. Die Entscheidung, sich ein Roastbeef *el grando* zu bestellen, bevor Ms. O'Brien zurück ins Büro kam, war wesentlich weniger qualvoll gewesen und entschieden schneller gefallen. Der Admiral, inzwischen 61 Jahre alt, war immer noch – erstaunlicherweise – bei bester Gesundheit und keine acht Pfund schwerer als damals vor 27 Jahren, als er

Kommandant eines Atom-Unterseebootes gewesen war. Da er einen untadelig maßgeschneiderten Anzug trug – mit einer kastanienrot-golden gemusterten Hermes-Krawatte, die ihm Kathy zu Weihnachten geschenkt hatte –, stopfte er sich erst eine weiße Stoffserviette in den Hemdkragen und biss dann genießerisch in das Sandwich. Durch die Fenster sah er, dass es fürchterlich schneite. Der Präsident weilte gerade – schlitzohrig, wie er sein konnte – im südlichen Kalifornien, wo die Temperaturen bei Sonnenschein bis zu 30 Grad erreichen konnten. Hier im Westflügel des Weißen Hauses schien absolut nichts zu passieren, was das Interesse des so sehr gefürchteten und zugleich bewunderten Militärstrategen hätte hervorrufen können.

»Keine Ahnung, was zum Teufel ich hier eigentlich tue«, knurrte er. »Die gottverfluchte Welt ist ruhig, zumindest momentan, und ich sitze hier wie ein gottverfluchter Wachhund rum und warte darauf, dass unser hochgeschätzter und abgeschlaffter Häuptling sich aus einem beschissenen Beverly-Hills-Pool quält.« *Abgeschlafft. Ein kompletter Schlaffi.* Genau diese Worte waren im Zusammenhang mit dem Präsidenten bei seinem letzten Treffen mit Admiral Scott Dunsmore, dem klugen und fast schon unanständig reichen ehemaligen Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs, in dessen Haus immer wieder gefallen. Arnold Morgan verstand den ganzen Wirbel um ihn nicht. Unzählige andere Sicherheitsberater waren vor ihm schon zurückgetreten, nur ihm wurde dieses menschliche Grundrecht offensichtlich verweigert.

Herr im Himmel, alle hatten sie sich versammelt gehabt, ohne ihm vorher einen Wink zu geben. Er hatte einen Raum betreten, in dem nicht nur General Scannell saß, der gegenwärtige Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, sondern gleich auch noch zwei ehemalige Vorsitzende plus der Chef der Marineoperationen und der Kommandant der U.S. Marines. Der Ver-

teidigungsminister war natürlich auch da gewesen nebst zwei Mitgliedern des einflussreichen Senatsausschusses für die Streitkräfte, darunter der überaus erfahrene Senator Ted Kennedy, dessen unerschütterlicher Patriotismus und ständige Besorgnis für seines Land ihn in einer solchen Runde zur natürlichen Führungspersönlichkeit machten. Alles in allem waren vier Mitglieder des gegenwärtigen Sicherheitsrates anwesend. Ihre gemeinsame Aufgabe war einfach gewesen: Admiral Morgan davon zu überzeugen, sein Rücktrittsgesuch zurückzuziehen und im Amt zu bleiben, bis die zweite Wahlperiode des republikanischen Präsidenten beendet war. Nur wenige Wochen zuvor hatte der Präsident anlässlich einer äußerst gefährlichen verdeckten Marineoperation in China eine derartig schockierende Selbstherrlichkeit und derart mangelndes Urteilsvermögen an den Tag gelegt, dass man ihm nicht mehr hatte abnehmen können, dass er allein im Interesse der USA handelte.

Die Welt war gegenwärtig ein zerbrechliches Gebilde, daran musste Admiral Morgan niemand erinnern. Aber der Mann im Oval Office neigte neuerdings dazu, Jasager auf einflussreiche Positionen zu hieven. Jetzt, in den zwei letzten Jahren seiner Amtszeit, dachte er offensichtlich vor allem an sich selbst und an sein Bild in der Öffentlichkeit. Ohne Admiral Morgans Granitmauer aus Realitätssinn und Urteilskraft, so waren sich die Männer an jenem Tag in Admiral Dunsmores Haus einig, könnten schreckliche und kostspielige Fehler gemacht werden.

Zurückblickend konnte sich Arnold Morgan nicht mehr genau erinnern, wer die bisher unausgesprochene Beobachtung, der Präsident sei ein »gottverdammter Schlaffi – und es wird immer schlimmer mit ihm«, in Worte gefasst hatte. Aber er erinnerte sich daran, dass viele dabei mit dem Kopf nickten und dass keiner lachte. Ihm fiel auch ein, dass sich ihr Gastgeber Admiral Dunsmore an den Senator von Massachusetts mit

den Worten gewandt hatte: »Das Vertrackte ist, dass er sich zwar durchaus für militärische Angelegenheiten interessiert – wir ihm aber nicht trauen können. Sprechen Sie mit Arnold, Teddy. Sie können es besser sagen als jeder andere hier.« Er hatte es dann getan. Am Ende einer kurzen, aber bewegenden Ansprache der redegewandten Legende von Hyannisport hatte Admiral Morgan genickt und kurzerhand verkündet: »Ich ziehe mein Rücktrittsgesuch zurück.«

Nun war er also wieder »im Geschäft« und zerbrach sich den Kopf über die Friedhofsruhe, die den vergangenen Monat über an den sonst kritischen Brennpunkten der Welt geherrscht hatte. Im Nahen Osten war es im Augenblick ruhig. Die Terroristen schienen alle noch im Weihnachtsurlaub zu sein. Indien und Pakistan hatten zur Zeit ihre gegenseitige Bedrohung eingestellt, und um China, den »Großen Tiger«, war es seit dem vergangenen Herbst sehr still geworden. Satellitenaufnahmen zeigten, dass das Land zur Abwechslung mal keine Flottenübungen in der Nähe Taiwans durchführte. Und das neue ISBM-Unterseeboot der Chinesen, die *Xia III,* machte derzeit offensichtlich keine Anstalten, ihren Liegeplatz in Schanghai zu verlassen.

Das einzige halbwegs interessante Dossier, das seit Weihnachten auf Morgans Schreibtisch gelandet war, kam von der Russland-Sektion der CIA. Nach den Berichten eines ihrer Agenten in Moskau hatte eine der Roswuroshenie-Fabriken, die sich gleich außerhalb der Stadt befand, plötzlich damit begonnen, große Mengen Ankerminen zu produzieren. Das war insofern ungewöhnlich, weil die Firma eigentlich als Spezialist für die Herstellung von Seeminen galt, die der MDM-Serie, insbesondere die tödlichen eindreiviertel Tonnen schweren Schiffskiller MDM-6, die durch die Torpedorohre eines Unterseebootes ausgelegt werden können. Roswuroshenie stellte jetzt allem Anschein nach jede Menge verbesserte, spezialan-

gefertigte PLT-3-Minen her, verankerte Eintonner, die sowohl von Torpedorohren aus als auch von Überwasserschiffen gelegt werden konnten. Der CIA-Agent vor Ort hatte keine Ahnung, wohin die Minen gehen sollten, aber er war sich sicher, dass sich hier eine ungewöhnliche Entwicklung abzeichnete. Die meisten Minen »Made in Russia« waren derzeit allein für den Export bestimmt.

Admiral Morgan knurrte vor sich hin: »Wer zum Teufel braucht eigentlich diese verdammte Riesenladung PLT-3-Minen, ha?« Er hätte es laut gebrüllt, hätte er den Mund nicht voller Roastbeef und Majonäse gehabt. So blieb ihm nichts, als zu kauen und still nachzudenken. Aber seine Gedanken gefielen ihm ganz und gar nicht. *Wenn die gottverdammten mittellosen Russen einige Hundert teure Minen bauen, hat irgendjemand sie bestellt. Und wenn jemand sie bestellt hat, plant er auch, sie auszulegen, richtig? Sonst hätte man sie gar nicht erst zu bestellen brauchen. Und wo? Das ist es, was wir rauskriegen müssen. Wer plant, ein kleines, nettes Minenfeld als Überraschungsei zu legen?*

Er beendete sein Sandwich, schlürfte den Kaffee und blickte missmutig drein. Sobald Kathy wieder da war, musste sie unbedingt bei der CIA in Langley, Virginia, anrufen, um dafür zu sorgen, dass die Jungs dort sich dringlichst mit der russischen Minenproduktion befassten. Sollte die Luftaufklärung größere Minenverschiffungen aus irgendeinem russischen Hafen feststellen, dann wollte er darüber Bescheid wissen, und zwar möglichst schon vorgestern. *Ich will einfach nicht, dass irgend so ein Scheißmogul mit Turban plötzlich zu viel Ehrgeiz entwickelt.* Der Admiral starrte auf das Bild General MacArthurs, das er in seinem Büro aufgehängt hatte. *Ich werde sie beobachten, Douglas. Okay? Jederzeit beobachten.*

23. Januar 2007, 0900 (Ortszeit)
Renmin Dahuitang, Große Halle des Volkes
Platz des Himmlischen Friedens, Peking

Das ausgedehnteste Regierungsgebäude der Welt, das auch den Nationalen Volkskongress beherbergte, war an diesem Dienstagmorgen verschlossen, verriegelt und abgesperrt. Jeder einzelne Quadratzentimeter. Alle Aktivitäten im Gebäude waren eingestellt worden, die Öffentlichkeit war ausgesperrt und mehr bewaffnete Militärwachen patrouillierten auf der schneebedeckten Westseite des Platzes, als man hier seit dem Massaker an den protestierenden Studenten im Jahre 1989 gesehen hatte.

Im Gebäude selbst waren weitere Wachen, welche die endlosen Gänge kontrollierten. Sechzehn Mann standen reglos mit geschulterten Gewehren auf einem quadratischen Platz, der den einzigen Fahrstuhl umgab, welcher zu dem hell erleuchteten Meridian-Tor führte, dem beeindruckenden, einst nur dem Kaiser vorbehaltenen Eingang. Der Platz des Himmlischen Friedens selbst lag unter einer dicken weißen Schneedecke. Die völlige Abwesenheit der vielen Tausend Regierungsangestellten gab dem Herzen von Peking das Aussehen von Verlassenheit. Es war zugig, totenstill, leer gefegt wie ein großes Stadion, nachdem das Spiel vorüber war.

Innerhalb des Befehlszentrums der Großen Halle des Volkes herrschte dagegen eine Atmosphäre höchster Spannung. Am hinteren Ende des Raumes, direkt neben einem beleuchteten drei Meter großen Bildschirm, war die massive Gestalt von Admiral Zhang Yushu zu sehen, der erst kürzlich als Oberbefehlshaber der Marine der Volksbefreiungsarmee zurückgetreten war und nun auf persönlichen Wunsch des obersten Machthabers als erster stellvertretender Vorsitzender des vier-

köpfigen allmächtigen Militärrats der VBA installiert worden war. Vor acht Wochen hatte Admiral Zhang sich deutlich über die anderen drei hocherfahrenen Mitglieder dieses Gremiums hinweggesetzt und besaß nun eine derart autoritätsgebietende Position, dass er allein dem Staatspräsidenten, dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei und dem Vorsitzenden der zentralen Militärkommission Rechenschaft über sein Tun ablegen musste – und das war jeweils die dieselbe Person. Es gab nicht wenige, die sich vorstellen konnten, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis Admiral Zhang selbst in diese Stellung hineinwachse.

Der Admiral begrüßte nun seine Zuhörer, sprach sie wohl überlegt an und hieß sie alle zu dem vertraulichsten Treffen in der 48-jährigen Geschichte der Großen Halle des Volkes willkommen. Es war ein so geheimes Zusammenkommen, dass man für einen Tag alle Regierungsgeschäfte ausgesetzt hatte, um etwaige Augenzeugen auszuschließen.

Anwesend waren Admiral Zhangs drei ältere Kollegen im Militärrat, alles ehemalige Armee-Kommandanten, der neue Oberbefehlshaber der Marine der Volksbefreiungsarmee, Admiral Zu Jicai, und Admiral Yibo Yunsheng, der neue Befehlshaber der starken Nordflotte. Der mächtige Politkommissar der Marineeinheiten, Vizeadmiral Yang Zhenying war schon in der vorausgegangenen Nacht aus Schanghai kommend eingetroffen. In seiner Begleitung befand sich Vizeadmiral Sang Ye, Chef des Marinestabes. Der einflussreichste Vertreter der chinesischen Flottenkommandanten, Admiral Zhi-Heng Tan, saß gleich neben Zhang am Kopfende des breiten Mahagonitisches. Hinter ihm hing ein meterhohes gerahmtes Bild von Mao Zedong an der Wand, dem großen Revolutionsführer, dessen sehnlichster Wunsch es gewesen war, ein überlegenes China möge ohne fremde Hilfe dem imperialistischen Westen die Stirn bieten. Der Druck war die Reproduktion eines giganti-

schen Porträts von Mao, der vom Tor des Himmlischen Friedens mit frösteln machender Gleichgültigkeit über den großen Platz blickt. Heute diente das Porträt den versammelten Militärführern in dem hell erleuchteten Raum dazu, sie eindringlich daran zu erinnern, wer sie eigentlich waren.

Die drei restlichen Männer im Raum waren Iraner, der älteste unter ihnen, dessen Name nicht genannt wurde, ein bärtiger Ajatollah in schwarzem Gewand. Die zwei Seeoffiziere, die den heiligen Mann begleiteten, waren Konteradmiral Hossein Shafii, Leiter des Strategischen Oberkommandos in Bandar Abbas, und Konteradmiral Mohammed Badr, Kommandant der iranischen Unterseebootflotte.

Admiral Zhang war mit seinen eins achtzig mit Abstand der längste und auch schwerste der anwesenden Chinesen. Aber er sprach sanft, mit einem für ihn untypischen einschmeichelnden Säuseln in der Stimme und einem freundschaftlichen Lächeln auf dem breiten, gelassenen Gesicht. Er redete seine Gäste auf Englisch an, eine Sprache, die alle drei Iraner fließend beherrschten. Seine Worte wurden von Vizeadmiral Yang, der in seiner Jugend vier Jahre lang an der Universität von Kalifornien studiert hatte, ins Chinesische zurückübersetzt.

»Meine Herren«, begann Admiral Zhang Yushu, »wie Sie alle wissen, wird die neue chinesisch/iranische Pipeline von den großen Ölfeldern in Kasachstan in wenigen Wochen betriebsbereit sein. Tausende von Barrel Rohöl werden täglich aus Russland fließen, quer durch Ihr großes Land und dann in den Süden zu der neu gebauten chinesischen Raffinerie an der Küste der Straße von Hormus. Dies, meine Herren, signalisiert einen neuen Aufschwung für uns alle. Einen gewaltigen Aufschwung für den Iran und glücklicherweise auch ein Ende der endlosen chinesischen Abhängigkeit von der westlichen Versorgung mit Treibstoff. Die Allianz der vergangenen zehn Jahre zwischen unseren beiden überragenden Nationen wurde

wahrhaftig im Himmel geschlossen.«

Admiral Zhang machte eine Pause und breitete die Arme weit aus. Er ging auf die rechte Seite des riesigen Tisches und blieb strahlend vor den Männern aus der Wüste stehen. Der Ajatollah erhob sich als Erster, ergriff beide Hände des Admirals und wünschte jedermann den immer währenden Segen Allahs. Dem schlossen sich die beiden Offiziere aus Bandar Abbas an und umarmten dann ebenfalls den legendären einstmaligen chinesischen Flottenchef.

Zhang ging zurück und nahm wieder seinen Platz am Kopf des Tisches ein. Er warf einen kurzen Blick auf seine Notizen, erlaubte sich die Andeutung eines Stirnrunzelns, lächelte dann aber wieder und fuhr mit seinen Ausführungen fort: »Es ist wohl nicht nötig, irgendjemand der hier Anwesenden an die enormen Kosten zu erinnern, die der Bau der tausend Meilen langen Pipeline und die Errichtung der Raffinerie verursacht haben. Sie betragen mehrere Milliarden US-Dollar. Es gibt jedoch gegenwärtig eine tiefschwarze Wolke am Horizont unserer Erwartungen – und das ist der außerordentlich geringe Preis für ein Barrel Rohöl auf dem Weltmarkt. Letzte Nacht fiel er auf dreizehn Dollar; er nähert sich einem Zehnjahrestief. Die arabischen Nationen können wir wegen ihrer bekannten Abhängigkeit von den amerikanischen Schutz- und Handelsinteressen nicht beeinflussen. Was uns wiederum zwingt, das Öl zum halben, ja sogar zu einem Drittel des wahren Wertes zu verkaufen. Nun, der Iran verdient zwanzig Prozent an jedem Barrel, das die neue Raffinerie erreicht, und das sind gegenwärtig weniger als drei Dollar. Das aber bedeutet, dass Ihrem Land jeden Monat Millionen und Abermillionen an Gewinn verloren geht. Ich frage Sie, meine Herren, wie könnte eine Lösung dieses Problems aussehen? Rufen Sie sich ins Gedächtnis, dass wir es hier mit einem teuflischen Anschlag zu tun haben, mit einer Verschwörung des Westens, um unsere

großen Volkswirtschaften niederzuringen, damit man uns beherrschen kann. Wie der Westen es schon immer versucht hat.«

Admiral Zhangs Stimme war während seiner Ausführungen lauter geworden, doch nun fiel er wieder in den ruhigen, freundlichen Tonfall seiner Begrüßungsworte zurück. »Wir haben die Lösung, meine Freunde. Es ist eine Lösung, die wir schon zuvor einmal diskutiert haben und von der ich glaube, dass sie die große Zustimmung unserer beiden Regierungen finden wird.«

Der Ajatollah schien ehrlich überrascht zu sein und blickte fragend auf.

Admiral Zhang lächelte zurück und fuhr ohne weitere Floskeln fort: »Ich schlage vor, wir legen ein Minenfeld weit in die historisch zum islamischen Staat Iran gehörenden Gewässer. Quer über die Straße von Hormus.«

Admiral Badr blickte abrupt auf und erwiderte unmittelbar: »Mein Freund Yushu, China hat sich als erprobter und vertrauenswürdiger Freund meines Landes erwiesen. Aber ich glaube, ich muss Sie daran erinnern, dass wir schon viele Male eine Blockade der Straße von Hormus in Erwägung gezogen haben. Aus drei Gründen sind wir jedes Mal davor zurückgeschreckt: Erstens, die gegenüberliegende Seite gehört dem Oman, einem Land, das völlig unter dem Einfluss der amerikanischen Marionetten in London steht. Zweitens, wir wären niemals schnell genug in der Lage, ein Minenfeld zu legen, ohne dass wir von amerikanischen Aufklärungssatelliten entdeckt würden, was uns dann mit Sicherheit die Rache des Pentagons auf den Hals brächte. Und drittens, nun, die Amerikaner würden das Minenfeld räumen und uns als gesetzlose Außenseiter brandmarken, als Feinde aller friedlich Handel treibenden Staaten dieser Welt. Daraus könnte nichts Gutes resultieren, jedenfalls nicht von unserem Standpunkt her gesehen.«

Admiral Zhang nickte und bat die Versammlung um Nach-

sicht. »Mohammed«, sagte er. »Alle Ihre Gründe sind einleuchtend. Aber jetzt haben sich die Zeiten geändert. Der Einsatz ist viel höher. Sie und ich verkaufen und gebrauchen unterschiedliches Öl. Aber wir haben auch ein unerschütterliches gemeinsames Interesse: unsere Ölrouten vom Golf in den Fernen Osten. Sie, Mohammed, haben die uneingeschränkte Unterstützung unserer Volksbefreiungsarmee. Zusammen könnten wir ein ausreichendes Minenfeld legen, solange wir beide unsere Unterseeboote und Überwasserschiffe einsetzen. Und das können wir so schnell, dass keiner auch nur die leiseste Ahnung hat, wer für die ganze Sache verantwortlich ist.«

»Aber die Amerikaner werden es doch mit Sicherheit herausfinden.«

»Sie werden es nicht! Sie werden es allenfalls vermuten. Aber sie werden nicht schnell genug sein. Weil eines Tages einer der gigantischen westlichen Tanker auf eine der Minen treffen und hochgehen wird. Und für ein Jahr werden die Ölpreise ins Astronomische steigen – unsere ausgenommen. Das Öl, das wir dann verkaufen, wird ein Vermögen wert sein, während gleichzeitig die Tanker auf beiden Seiten des Minenfelds davor zurückschrecken werden, da hindurchzufahren. Für eine ganze Weile wird sich der Weltmarkt für Treibstoff nahezu ausschließlich in unseren Händen befinden.«

Admiral Badr lächelte, schüttelte aber dennoch den Kopf. »Das ist ein kühner Plan, Yushu. Das gestehe ich Ihnen zu. Er könnte sogar funktionieren. Aber mein Land und meine Marine haben schon einmal den Zorn des Pentagons ertragen müssen. Und ich möchte das nicht noch einmal durchmachen.«

»Auch wir haben diese Erfahrungen gemacht, Mohammed. Aber die Gegner sind nicht unbesiegbar. Letzten Endes sind sie nur ein gottloser Haufen, allein am Geld interessiert. Sie werden Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um die Tankerrouten zum Golf wieder freizubekommen, aber ich gehe davon

aus, dass sie es in erster Linie als ein Wirtschaftsproblem ansehen werden und nicht als Grund für einen bewaffneten Konflikt. Außerdem können sie sich keinen Krieg in der Golfregion wünschen, weil das die Ölversorgungsprobleme nur vergrößern, die Preise noch höher jagen und die heiligen Wall-Street-Kurse noch tiefer fallen lassen würde.«

»Aber, Yushu, wenn sie China hinter all dem vermuten, könnten sie sehr, sehr wütend werden.«

»Sehr richtig, Mohammed. Sehr wahr. Aber nicht ausreichend wütend, um einen Krieg gegen uns zu führen. Das würde ihre kostbaren Börsenkurse ins Bodenlose fallen lassen. Nein, meine Freunde, die Amerikaner werden das Minenfeld räumen, die Tankerrouten wieder öffnen und ihre Muskeln spielen lassen, indem sie Kriegsschiffe entsenden. Aber bis dahin werden wir beide Riesenprofite gemacht und hoffentlich viele neue Freunde und Kunden gewonnen haben, die es vielleicht in Zukunft vorziehen, mit uns im Geschäft zu bleiben. Ein kleines Minenfeld, Mohammed, und wir öffnen das Tor in eine gemeinsame glänzende Zukunft.«

Hauptquartier der National Security Agency
Fort Meade, Maryland

Lieutenant Jimmy Ramshawe lud an diesem Dienstagnachmittag zum x-ten Mal vertrauliche Informationen auf seinen Computer herunter. Seine Aufgabe als wachhabender Sicherheitsoffizier schloss mit ein, Printouts an ausgewählte Offiziere im ultrageheimen Labyrinth der US-Militäraufklärung zu verschicken. Der Ort war als so wichtig eingestuft worden, dass in seine Mauern Kupferplatten eingebaut waren, um jeden elektronischen Abhörversuch unmöglich zu machen.

Der Leutnant hatte sich, seit er mittags die Routinearbeit, sich durch ganze Romane von Botschaften, Berichten und Meldungen des weltweiten Überwachungsnetzes hindurchzufressen, erledigt hatte, ziemlich gelangweilt. Aber die zwei letzten Dokumente, die frisch von der Russlandabteilung der CIA hereingeschneit kamen, fesselten seine Aufmerksamkeit doch außerordentlich:

Ungewöhnliche Aktivität in der Roswuroshenie-Minenfabrik außerhalb Moskaus. Drei voll beladene schwere Militärtransporter wurden beim Verlassen der Anlage beobachtet. Sie wurden zwei Stunden später wieder am Flughafen Sheremetjewo II, Moskau, gesichtet. Dann wieder, als sie – diesmal leer – den Flughafen um 1400 Ortszeit verließen. Zielort unbekannt.

Die andere Meldung war 34 Minuten später von der gleichen Quelle gekommen. Sie enthielt sich jeden Kommentars, lieferte nur die nackten Fakten:

Russische Antonow 124 verlässt Moskau um 2300, offensichtlich in östlicher Richtung. Nur mit Bordbesatzung plus schwerer Ladung. AN-124 brauchte 3000 Meter bis zum Abheben. Start war im Flugplan nicht vorgesehen. Nachforschungen werden fortgesetzt.

Für Jimmy Ramshawe war dies Balsam auf die Seele – ein komplexes, halbwegs bedrohliches Problem, das untersucht, wenn nicht sogar gelöst werden wollte. Er wusste, dass die riesigen Antonow-Transportflugzeuge – auch bekannt als »Ruslan«, benannt nach einem mythologischen Giganten – gewaltige 120 Tonnen Fracht in einer Höhe von 35000 Fuß transportieren konnten. Er besaß genügend Vorstellungskraft, um sich auszumalen, wie 120 große Seeminen mit 550 Knoten

Geschwindigkeit durch die Stratosphäre jagten, um in irgendeinem fernen Ozean der US-Flotte lästig zu werden.

Die Navy hatte ihn, kaum war er achtundzwanzig, zum Dienst im Nachrichtendienst abkommandiert. Der hoch aufgeschossene, dunkelhaarige Offizier besaß nämlich einen ausgeprägt analytischen Verstand. Er konnte »um die Ecke denken«, war ein genauer Beobachter von verschlungenen Pfaden, komplizierten und fein verknüpften Vorgängen. Als Kommandant eines Kriegsschiffes hätte er sich in einen lebendig gewordenen Albtraum verwandelt. Keine noch so gute Mannschaft hätte ihn mit wirklich ausreichenden Informationen versorgen können, damit er wichtige Entscheidungen fällen konnte. Aber er verfügte über einen überragenden Intellekt, den höchsten IQ seines Jahrgangs auf der Kadettenakademie Annapolis. Seinen Vorgesetzten war er schon sehr früh aufgefallen. Lieutenant Ramshawe war wie geboren für den Geheimdienst auf höchster Ebene. Während die anderen Offiziersanwärter von ihrer Karriere als zukünftige Kommandanten auf Überwassereinheiten und Unterseebooten träumten, wurde der schlaksige, athletische Jimmy in die elektronische Hochburg von Amerikas höchst sensiblen und schwerst bewachten Geheimdienst versetzt, wo er – um den Admiral zu zitieren, dem er seine Aufnahme dort zu verdanken hatte – »ausreichend Möglichkeiten hätte, um seine herausragenden Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.«

Er war insofern ein eher ungewöhnliches Mitglied des Fort-Meade-Teams, weil er wie ein Australier aussah und auch so klang. Als Kind eines Diplomaten aus Sydney, der seinen fünfjährigen Dienst als Militärattache in der beeindruckenden australischen Botschaft an der Massachusetts Avenue ableistete, war er in Washington, D.C. zur Welt gekommen. Die Familie war danach gerade einmal für zwei Jahre nach New South Wales zurückgekehrt, als sein Vater eine Führungsaufgabe bei

der australischen Fluggesellschaft Quantas übernahm, die seine ständige Anwesenheit in New York verlangte.

Jimmy, durch seine Geburt in den Vereinigten Staaten Besitzer eines US-Passes, ging in Connecticut zur Schule, glänzte drei Jahre lang als Baseball-Werfer (das Äquivalent zu einer australischen Kricket-Karriere) und folgte dann dem Beispiel seines Vaters, indem er den blauen Rock der Navy anzog – in diesem Fall allerdings der amerikanischen. Er gehörte jetzt schon seit zehn Jahren dazu, doch erst vor wenigen Wochen hatte er dem schwermütigen Gesicht des NSA-Direktors, Admiral George Morris, ein Lächeln abringen können, als er ankündigte: »Heute ist der große Tag, Sir. Ich nehme Ihr Angebot an. Geben Sie mir zwei Stunden zum Packen.«

Ramshawe hörte sich zwar immer wie Banjo Patterson oder irgendein anderer aus der australischen Folkszene an, aber er war durch und durch Amerikaner. Admiral Morris schätzte ihn außerordentlich, genauso wie seine langjährige Freundschaft mit Ramshawe senior, dem ehemaligen Diplomaten und Seeoffizier. Das Problem war nur, dass der Admiral mit Verdacht auf Lungenkrebs in das Bethesda-Marinekrankenhaus eingeliefert worden war und sein Stellvertreter, Rear Admiral David Borden, ein distanzierter, eher förmlicher Zeitgenosse war, der keinen unmittelbaren Zugang zu den Gedankengängen des jungen Lieutenants besaß. Das konnte durchaus für beide zum Problem werden: für den gegenwärtigen Stelleninhaber, weil er einiges nicht verstehen würde, und für Jimmy, weil man ihm nicht mit der nötigen Sorgfalt zuhören würde.

Ramshawe starrte momentan also auf die zwei Botschaften, die vor ihm lagen, und ging das Problem an wie immer – sofort den schlimmstmöglichen Ernstfall anzunehmen. In diesem Fall: *Irgendwelche fremden Spinner haben gerade einige Hundert Seeminen von den verdammten Russen gekauft, um diese Höllenhunde irgendwo auszulegen, wo sie ungestört sein wol-*

len.

Lieutenant Ramshawe runzelte die Stirn. Es war unwahrscheinlich, dass die Russen die Minen selbst einsetzen wollten. Es gab da nichts zu verminen, und außerdem produzierten sie kaum noch Hardware für die Marine, es sei denn für den Export. *Also, für wen zum Teufel haben sie die Dinger gemacht?* Jimmy ging im Kopf rasch die Liste potenzieller Kunden durch. *Für einen dieser verrückten Hunde in der Golfregion? Für Gaddhafi? Die Ajatollahs? Die Iraker? Keiner hatte wirklich einen Grund, obwohl die Iraner mehr als einmal mit einem Minenfeld gedroht hatten. Aber dann wäre die AN-I24 in Richtung Süden geflogen, nicht nach Osten. Oder die Minen wären auf dem Landweg transportiert worden. China? Nein – die produzieren ihre eigenen Minen…. glaube ich zumindest. Nordkorea? Möglicherweise. Aber auch die stellen selbst welche her.*

Lieutenant Ramshawe war davon überzeugt, dass das Puzzle eine eingehende Untersuchung verdiente. Er nahm die zwei Blätter an sich und murmelte vor sich hin: »Die Sache sollte ich lieber nicht verbocken. Wenn irgendwo im Fernen Osten oder sonst wo Schiffe in die Luft fliegen, werden wir nämlich dafür verantwortlich gemacht. Besonders, wenn es sich um unsere handelt. Dann war die Kacke am Dampfen!« Er verließ den Computerplatz, strich sich sein ungebändigtes schwarzes Haar aus der Stirn und ging dann entschlossen aus der Informationsebene in die Chefetage.

Er studierte immer noch die Nachrichten, als er in den »heiligen Hallen« ankam, in denen einst Arnold Morgan selbst Chef gewesen war. Gedankenverloren durchquerte er sie, immer noch lesend, klopfte an die Tür zum Allerheiligsten, stieß sie auf und ging – wie er es immer tat – hinein. »Hallo, Herr Admiral«, sagte er, »hier gibt’s was, von dem ich glaube, wir sollten da mal genauer hinsehen. «

David Borden sah auf. Der Ausdruck seines Gesichtes spiegelte große Überraschung wider. »Lieutenant«, sagte er, »ich frage mich, ob es Ihnen möglich ist, mir auch nur ein Minimum an Höflichkeit entgegenzubringen, indem Sie anklopfen, bevor Sie mein Büro betreten.«

»Sir? Ich dachte, ich hätte das gerade gemacht.«

»Und dann vielleicht warten, bis ich Sie hereinbitte.«

»Sir? Es handelt sich hier nicht um einen Höflichkeitsbesuch. Ich habe hier eine verdammt dringende Sache, über die Sie meiner Meinung nach sofort informiert werden sollten.«

»Lieutenant Ramshawe, in der U.S. Navy werden immer noch gewisse Grundregeln der Etikette beachtet, auch wenn die in Ihrem Land längst aufgehoben sein mögen.«

»Sir, dies ist mein Land!«

»Natürlich. Aber Ihr Akzent klingt wie der keines anderen US-Offiziers, dem ich jemals begegnet bin.«

»Tja, dafür kann ich nichts. Aber da wir wichtige Zeit vergeuden und ich nicht möchte, dass Sie sich durch mich auf den Schlips getreten fühlen, gehe ich jetzt wieder raus, und wir fangen ganz von vorn an. Okay?« Bevor Rear Admiral Borden überhaupt reagieren konnte, war Jimmy Ramshawe schon hinausgegangen und hatte die Tür hinter sich geschlossen.

Dann klopfte er, und der Direktor, der sich etwas dämlich vorkam, rief: »Kommen Sie rein, Lieutenant!«

»Himmel, ich bin froh, dass wir damit durch sind«, sagte Jimmy mit abgeklärtem Aussie-Grinsen. »Trotzdem: Tag, Herr Admiral. Ich habe hier etwas, von dem ich glaube, wir sollten es genauer unter die Lupe nehmen.«

Er überreichte die beiden Nachrichten, und David Borden sah sie sich an. »Ich sehe nichts, was hier anbrennen könnte«, sagte er. »Erst mal wissen wir überhaupt nicht, ob die Minen an Bord des russischen Flugzeugs waren. Und falls doch, haben wir nicht die geringste Vorstellung, wohin sie gehen könnten. Wo

immer das auch sein mag, es braucht eine lange Zeit, sie zu entladen, zu transportieren und dann im Meer auszusetzen. Dann aber werden unsere Satelliten sie zur Kenntnis nehmen. Wenn ich Sie wäre, würde ich also keine weitere Zeit damit verschwenden. «

»Jetzt erst mal stopp, Sir! Wir haben hier vermutlich einige Hundert brandneuer Seeminen, die mit größter Wahrscheinlichkeit in den Bauch des gewaltigsten Frachtflugzeugs der Welt verstaut wurden und geradewegs nach Osten in Richtung China fliegen. Vielleicht auch Indien, vielleicht Pakistan, Nordkorea oder Indonesien. Brandneue Minen, speziell geordert und hergestellt. Und Sie meinen, wir sollten die verdammten Witzbolde, die sie gekauft haben, nicht aufspüren?«

»Genau, Lieutenant. Ich glaube, wir finden das früh genug raus, ohne unsere wertvollen Ressourcen und – vor allem – ohne Ihre Energie zu vergeuden.«

»Nun, wenn Sie meinen, Sir. Aber es ist nun mal ‘ne Menge Sprengstoff und irgend so ‘n Scheißkerl braucht ihn für einen ganz bestimmten Zweck. Ich glaube, Admiral Morris würde der Sache schon ganz gern nachgehen. Könnte die ›Große Nummer‹ im Weißen Haus ziemlich hellhörig machen.«

»Lieutenant, Admiral Morris ist momentan nicht im Dienst. Sie sollten also meiner Einschätzung der Lage vertrauen. Vergessen Sie die Minen. Die werden sich schon rechtzeitig an der Wasseroberfläche melden.«

»Hoffe nur, nicht zusammen mir einem Berg blutiger Schiffswracks. Das war’s dann wohl.« Lieutenant Ramshawe grüßte knapp, drehte sich auf den Hacken um und ging hinaus, während er eine alte australische Redensart vor sich hin murmelte: »Eine Promenadenmischung verrät sich unter Rassehunden doch immer wieder.«

Abend
Kommandozentrale, Große Halle des Volkes

Der riesige Bildschirm war jetzt ausgeschaltet. Die iranische Delegation fuhr entlang dem Jichang Lu in nordöstlicher Richtung zum Beijing International Airport. Admiral Zhang sprach mit Zu Jicai. Alle anderen waren bereits gegangen. Die beiden alten Freunde schlürften Tee, den Yushu eine der Wachen hatte aufbrühen lassen, weil sonst kein Personal in der Großen Halle anwesend war. Schmeckt wie ein Überbleibsel aus einer Thermoskanne von Maos Langem Marsch anno 1935, dachte er.

»Ich bin immer noch etwas verwundert, Yushu. Glauben Sie wirklich, in eine weltweite Ölkatastrophe verwickelt zu werden bringt uns Vorteile?«

»Ach, Jicai. Sie sind der ewige Taktiker, der ewige Stratege. Immer nur Schlachtenlenker. Sie sehen die Dinge immer deutlich vor sich – den unmittelbaren Zusammenstoß, das unmittelbare Nachbeben.«

»Nun, Sie nicht?«

»Als ich noch Oberbefehlshaber der Marine war, dachte ich üblicherweise auch so. Doch nun muss ich politisch denken, und das hat meine Sichtweise verändert. Ich versuche, das große Ganze zu sehen.«

»Ich glaube, mein lieber Yushu, Sie werden tatsächlich eine *ganze* Menge sehen, wenn erst einmal ein amerikanischer Tanker in der Straße von Hormus auf eine der russischen Minen läuft.«

Admiral Zhang lächelte, nippte an seinem Tee, verzog das Gesicht und sagte sehr sanft: »Was glauben Sie, haben die meinen Plan geschluckt? Wird Hossein uns die Zustimmung seiner Regierung signalisieren?«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie ihn akzeptiert haben. Sie können auf Menschen, die überzeugt werden wollen, sehr glaubwürdig wirken.«

»Das ist Teil meiner Strategie, Jicai. Ich weiß, dass tief in der Brust eines jeden iranischen Offiziers das Herz eines Revolutionärs schlägt. Oh ja, bei einer weltweiten Ölkrise würde ein Riesengewinn für sie heraussspringen, das schon – aber in Wirklichkeit wollen sie nichts anderes, als einen vernichtenden Schlag gegen den ›Großen Satan‹ führen. Vor allem einen, der das Potenzial hat, Chaos in das alltägliche Leben der Amerikaner zu bringen.«

»Ich muss schon sagen, Sie haben sie voll und ganz durchschaut, Yushu, und Ihr Plan wird bestimmt aufgehen. Das Minenfeld wird gelegt werden. Ich fürchte mich nur vor den Konsequenzen. Die Amerikaner werden vermutlich mit Militäraktionen am Golf antworten, möglicherweise gegen unsere eigenen Kriegsschiffe. Und wahrscheinlich sind wir dort für sie kein ernsthafter Gegner.«

»Ganz wie ich Sie kenne, mein guter Jicai, besorgt wegen des unmittelbaren Zusammenpralls. Bald schon werde ich Ihnen jedoch die Augen öffnen. Noch ist aber nicht die Zeit dafür. Nicht bevor wir die endgültige Zustimmung der Iraner haben. Danach werde ich Ihnen alles enthüllen.«

»Ich sehe dem mit höchster Spannung entgegen, Yushu, aber nachdem wir jetzt schon fast zwölf Stunden in diesem Raum sind – ich glaube, wir sollten endlich essen gehen. «

Die zwei Männer fuhren mit dem Fahrstuhl auf die Zentralebene der Großen Halle, wo eine acht Mann starke Militäreskorte sie zum Hauptausgang begleitete, hinter dem der dunkle, bitterkalte Platz des Himmlischen Friedens lag. Ein langer schwarzer Mercedes erwartete sie dort bereits mit laufendem Motor. Die Eskorte verblieb in Habachtstellung, bis das Knirschen der Reifen auf dem frisch gefallenen Pulverschnee ver-

klang. Der Wagen mit den zwei ranghohen Kommandeuren fuhr entlang der Westseite des Platzes in nördlicher Richtung zur Verbotenen Stadt, der alten Hüterin des Drachenthrons und in den Augen der meisten Westler noch immer das Symbol für Chinas Macht.

Das riesige Konterfei des unvergessenen Mao Zedong starrte über den Platz, irgendwie scheu und kalt. Er hätte durch den fallenden Schnee dem vorbeifahrenden Mercedes ein heimliches Lächeln zuwerfen sollen, tat es aber natürlich nicht. Mehr als jeder andere hätte Mao den noch unausgesprochenen Plan Zhang Yushus geliebt.

2100 (Ortszeit)
National Security Agency
Fort Meade, Maryland

Admiral Borden war heimgegangen. Ein neues Überwachungsteam hatte mit der Nachtschicht begonnen. Nur ein Mitglied der Tagesschicht war noch im Einsatz: Lieutenant Jimmy Ramshawe arbeitete hinter geschlossenen Türen, beugte sich über Landkarten Asiens und rief Charts auf seinem Computerbildschirm auf. Er wollte unbedingt herausfinden, wohin die gigantische Antonow-124 mit ihrer tödlichen Fracht geflogen sein könnte, und – noch wichtiger – wo sie aufgetankt werden musste. *Diese vier riesigen D-18T's schlucken mehr als zehn Tonnen Treibstoff pro Stunde – was der Maschine eine maximale Reichweite von 2600 Meilen gibt. Die Bastarde müssen also irgendwo wieder runterkommen. Und zwar bald.*

Jimmys Gedanken waren klar und akkurat. Das Flugzeug musste etwa fünf Stunden nach dem Start landen. Zweimal checkte er die CIA-Meldungen aus Langley über Russland, aber da gab es nichts Neues. Dreimal erkundigte er sich bei der MENA, Fort Meades Abteilung für den Mittleren Osten und

Nordafrika. Aber auch die wussten nichts. Der Lieutenant jedoch war stur wie ein Panzer und beschloss, sitzen zu bleiben, bis ihm jemand erzählen konnte, wo genau dieses Exemplar des größten Lastenflugzeugs der Welt gelandet war.

Auch um 2200 war er noch nicht weiter mit der Sache. Dann, um 2230, klingelte auf einmal das Telefon: die sichere Leitung mit Langley. Zwar konnte ihm dort auch keiner sagen, wo die Maschine zwischenzeitlich gelandet war, aber die Nachricht war dennoch eindeutig. Die Antonow hatte soeben von einem schwer bewachten Flughafen außerhalb der entfernten Stadt Zezkazgan in Kasachstan abgehoben. Der interessanteste Teil der Meldung war der Name des Flugfeldes: Baikonur – Heimatbasis des russischen Weltraumprogramms. Die CIA hatte dort immer einen Mann drin gehabt.

»Ganz prima, alter Kumpel«, murmelte Jimmy dankbar und dachte dabei an den 7000 Meilen entfernten Beobachter des Luftraums in Zentralasien. »Wirklich: ganz prima!« Darauf holte er wieder seine Computerkarten hervor, um den Bestimmungsort der 120 Seeminen herauszufinden. Er überprüfte die südöstliche Route nach Indien und starrte auf die gipfelübersäte Masse des Himalaya. Aber letztlich gab es nur eine Schlussfolgerung: Die Minen waren auf dem Weg nach China. »Und da die Bastarde nur unter Wasser operieren«, zischte er, »kann ein überragender Intellekt wie meiner nur schließen, dass sie auf dem Weg zum Meer sind. Wahrscheinlich nach Schanghai oder zu einer der Flottenbasen im Süden.«

Egal, wohin, die Antonow musste mit großer Sicherheit unterwegs noch einmal auftanken. Das würde vermutlich in einer weit entfernten chinesischen Militärbasis im westlichen Teil des Landes passieren. *Ich geh jetzt lieber ein bisschen schlafen. In zwölf Stunden kommt dann bestimmt die Meldung, dass sie irgendwo an der chinesischen Küste gelandet ist, wahrschein-*

lich in der Nähe eines Marinestützpunktes. Nur blöd, dass der neue Typ im Chefsessel sich einen Dreck um meine Meinung schert. Er ging leicht unzufrieden durch die weitläufige Zentrale und das nur schwach erleuchtete Operationszentrum.

Lieutenant Jimmy Ramshawe, wie auch sein Vorgesetzter, schlief noch fest, als die Antonow zum Auftanken im Nordwesten Chinas auf einem entlegenen und für die Öffentlichkeit verbotenen Flugfeld niederging – dem am Rande der erbarmungslosen Takla-Makan-Wüste in Lop-nor, Heimstätte des chinesischen Atomwaffen-Forschungs- und Testgeländes.

Takla Makan ist Chinas ausgedehnteste Wüstenregion. Sie erstreckt sich über 1200 Meilen und ist weitgehend unbewohnbar. Ihr Name bedeutet: »Die Wüste, die man betritt – aber niemals verlässt.« Die russische Antonow ignorierte diesen Spruch jedoch und hob nur eine Stunde nach der Landung mit vollen Tanks in südöstlicher Richtung wieder ab. Sie hatte weitere 1700 Meilen bis zum Hauptquartier von Admiral Zus Südflotte vor sich.

Sieben Wochen später, 13. März 2007
Hauptquartier der Südflotte
Zhanjiang, Provinz Guangdong

Die Laternen am Kai taten ihr Bestes, um den späten düsteren Abend zu erhellen. Regenschauer aus dem Westen fegten über die ausgedehnte Flottenbasis, die unter niedrigen Wolken und einem kalten Nebel lag. Draußen, in den Schatten der Anlage von Pier 5, stand ein schwarzer Dienstwagen der Marine mit laufendem Motor, Standlicht und eingeschalteten Scheibenwischern, die gegen den Platzregen ankämpften. Die beiden Insassen im Fond, die Admirale Zhang und Zu, beobachteten das

Ablegen der ersten chinesischen Oberflächenflotte, die die hiesige Küste verließ, um eine Mission in fremden Gewässern durchzuführen. Die erste zumindest seit den maritimen Handelsfahrten des Admirals Cheng Ho Anfang des 15. Jahrhunderts.

Damals waren die sieben legendären Reisen von Cheng Ho über den Indischen Ozean bis zum Persischen Golf und die Ostküste Afrikas, als höchster Triumph der größten Flotte, welche die Welt bis dahin gesehen hatte, gefeiert worden. Und es war eine wahrhaft gewaltige Flotte gewesen! Auf ihrem Höhepunkt umfasste sie 3500 Schiffe, davon 2700 Kriegsschiffe, deren Heimatbasis ein Netzwerk großer Flottenstützpunkte und Werftanlagen entlang der chinesischen Ostküste war. Admiral Cheng Ho fuhr mit über hundert Schiffen und nahezu 30000 Mann Besatzung zur Ostküste des Schwarzen Kontinents, nach Kenia, nach Arabien, den Weg hinauf in das Rote Meer, direkt in den Golf durch die Straße von Hormus. Er ankerte dort und tauschte Seide und Porzellanwaren gegen fortschrittliche arabische Medizin und ägyptische Konservierungsmittel wie die Myrrhe ein. Auf dem Heimweg wurden in Siam noch Perlen, Gold und Jade an Bord genommen.

Admiral Cheng Hos Flaggschiff war ein stattlicher, 400 Fuß langer Neunmaster gewesen, fast fünf Mal so groß wie die *Santa Maria* des Christoph Kolumbus sechzig Jahre später. Chinas bedeutendster Entdecker zur See schlug Vasco da Gama an der afrikanischen Ostküste um achtzig Jahre. Aber selbst wenn die »winzigen«, 85 Fuß langen Karavellen der Portugiesen sich gleichzeitig um das Kap der Guten Hoffnung gekämpft hätten, wären sie gegenüber den massiven Kriegsfregatten des chinesischen Admirals kaum wahrgenommen worden.

Was auch immer für den Kaiser der Ming-Dynastie der Grund gewesen sein mag, diese mächtige Flotte nur wenige Jahre später aus freien Stücken aufzugeben, darüber kann nur

gerätselt werden: Chinas endlose Fremdenfeindlichkeit vielleicht, gegenüber *allen* Fremden? Sein Selbstbild und sein uraltes Gefühl der Überlegenheit? Vielleicht ein melancholischer Sinn für Selbstisolierung? Es ist auch möglich, dass der Tod des unvergessenen Admirals Cheng Ho im Jahre 1435 eine Lücke hinterlassen hatte, die einfach zu groß war, um von irgendjemand anders geschlossen zu werden. Vielleicht lag die endgültige Wahrheit über diese verblüffende Entscheidung, weitere maritime Abenteuer vollständig einzustellen, ja auch in der Aussage des jungen Ming-Kaisers Zhu Zhangji begründet, der selbst eine ganze Reihe der Großunternehmen Chengs ermöglicht hatte: »Ich interessiere mich einfach nicht für fremde Dinge.«

Jetzt, im fortgeschrittenen Winter des Jahres 2007, konnte es sich Admiral Zhang nicht leisten, »fremde Dinge« zu ignorieren. Er stand im Begriff, die fast 600-jährige chinesische Flottenpolitik der Enthaltsamkeit umzukehren, auch wenn es eine Politik gewesen war, von der sich dieses gewaltige Land offiziell nie ganz verabschiedet hatte. Bis zum Ersten Weltkrieg hatte es weltweit keine Kriegsflotte gegeben, die es an Größe und Feuerkraft mit der Armada der Ming-Kaiser hätte aufnehmen können.

Zhang Yushu starrte durch die Windschutzscheibe des Dienstwagens und beobachtete, wie die Umrisse der Lenkwaffenfregatte *Shantou,* einem Kriegsschiff mit 1700 Tonnen – das allerdings neben Cheng Hos Flaggschiff *Reine Harmonie* wie ein Beiboot ausgesehen hätte –, sich beim Ablegemanöver auflösten. »Da fährt sie hin, Jicai. Welch ein historischer Augenblick in den Annalen unserer Seestreitkräfte. Verdeutlichen Sie sich, dass die kleine Jianghu-053-Fregatte dort auf den Spuren unserer Ahnen vor fast sechshundert Jahren davonfährt. Auf denselben alten Seewegen aus den höchst glorreichen Tagen unserer Geschichte, Wegen, so alt wie die Seidenstraße. Sie

kehren zurück als die wichtigste Macht am Persischen Golf, um die Handelswelt aufs Neue zu erobern.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob die Amerikaner Ihre Formulierung sehr schätzen würden, Yushu, gehen sie doch davon aus, sie hätten unveräußerliche Rechte am Golf und seinen Gewässern.«

»Oh ja! Mögen sie nur. Aber vergessen Sie nicht, wir waren bei den Arabern schon vor einem halben Jahrtausend und länger gern gesehene Gäste und Handelspartner. Erst vor wenigen Jahren wurde Porzellan aus der Ming-Zeit in den Küstenregionen von Hormus gefunden. Wir haben uralte historische Wurzeln dort, und darüber hinaus wollen die Iraner uns zurück, um ihnen im Kampf gegen den Westen zur Seite zu stehen. Oh ja, Jicai. Wir gehören in diese altehrwürdigen Gewässer unserer Ahnen.«

»Und wir bringen eine ganze Menge Sprengkörper mit, um diesen Anspruch zu bekräftigen, nicht wahr, Yushu?«

Inzwischen bog die *Shantou* in das Hauptfahrwasser ein. Der strömende Regen glänzte auf ihren gewaltigen Boden-Boden-Raketenwerfern. Ihre sechs 37-mm-Zwillingsgeschütze hoben sich deutlich gegen die Küstenlinie ab. Die fünfzylindrige Unterseeboot-Abwehrkanone war trotz der Regenböen unübersehbar. Was allerdings nicht zu sehen war, waren die wichtigsten Waffen ihrer bevorstehenden Mission: 60 in Russland hergestellte Seeminen, die unter einer schweren Persenning verborgen und auch von den spähenden Kameras des amerikanischen Spionagesatelliten nicht auszumachen waren, der zwei Stunden zuvor über das Schiff geflogen war.

Draußen am pechschwarzen Horizont warteten bereits die beiden in Schanghai gebauten Schwesterschiffe, die *Kangding* und die *Zigong.* Sie wurden von Chinas erstem, in Russland für 400 Millionen Dollar neu gebautem Zerstörer der Sowremenny-Klasse, der *Hangzhou,* begleitet, die 8000 Tonnen verdräng-

te und 152 Meter lang war. Ausgerüstet war sie mit dem Überschall-Raketensystem Raduga SS-N-22 Sunburn. Die *Hangzhou* sollte sich allerdings nicht in See-Land-Gefechte verwikkeln lassen; ihre wirkliche Aufgabe war strikt geheim. Sie würde die drei Fregatten auf ihrer 6000 Meilen langen Reise zur Straße von Hormus anführen, hauptsächlich um weitere 40 Minen zu transportieren, aber auch, weil sie im Falle einer Konfrontation bestens ausgerüstet war, um die kleine Flotte herauszuhauen – obwohl sie gegen einen großen US-Kreuzer mit einem entschlossenen Kommandanten auf der Brücke keinerlei Chancen haben würde.

Die Fahrt würde sie hinunter ins Südchinesische Meer führen, und dann weiter durch die Malakkastraße in den Golf von Bengalen. Dort würden die Schiffe unmittelbar mit dem 37000-Tonnen-Tanker *Nancang* zusammentreffen, der von der neuen chinesischen Flottenbasis auf der Insel Hainggyi aus operierte, die an der Mündung des birmanischen Flusses Bassein gelegen war, jenseits des weiten und flachen, zum Reisanbau geeigneten Deltas westlich von Rangun.

Hainggyi hatte Admiral Morgan, dem Nationalen Sicherheitsberater des US-Präsidenten, der den Motiven seiner Gegner zu keiner Zeit traute, schon viele schlaflose Nächte bereitet. Der Gedanke an den Aufbau einer chinesischen Tankplattform und Ausbesserungswerft innerhalb birmanischer Hoheitsgewässer sandte ihm kalte Schauer über den Rücken. Insbesondere seit die Chinesen eine Bahnlinie von Kunming, der 2000 Jahre alten Hauptstadt der Provinz Yunnan, direkt über die Grenze zum Eisenbahnknotenpunkt Lashio gebaut hatten. Von dort aus war es leicht, weitere Militärmaschinerie zu den bereits nach Burma verschifften Waffensystemen im Wert von 1,4 Milliarden Dollar zu schicken.

Auf dem regennassen Kai in Zhangjiang stieg Admiral Zhang jetzt aus dem Wagen, warf sich den weiten Militärmantel um

die Schultern und beobachtete weiter, wie die *Shantou* zunächst in die schwarzen Schatten des Hafens und dann in Richtung Südchinesisches Meer fuhr. »Wühlt es Sie nicht im Innersten auf, Jicai? Wenn Sie sehen, wie unsere große, moderne Flotte in dieser dunklen Nacht hinausfährt, um das erste Mal seit über fünfhundert Jahren Marinegeschichte zu schreiben?«

»Das schon, Yushu. Ich bin aber auch ziemlich gespannt, wie sehr die Amerikaner von uns zur Weißglut getrieben werden.«

Höchst verblüfft blickte der kluge und erfahrene Jicai auf, als er von seinem alten Freund statt einer direkten Antwort die kryptisch klingende Schlussfolgerung vernahm: »Eine reine Ablenkung, mein Jicai. Ein reines Ablenkungsmanöver. «

13. März, 1200 (Ortszeit)
Weißes Haus, Washington, D.C.

»Wo zum Teufel wollen die hin?«, fragte Admiral Morgan streng und starrte auf die grobkörnigen, undeutlichen Satellitenaufnahmen, die durch die Regenwolken hindurch über der chinesischen Küste gemacht worden waren. »Sehen aus wie drei Fregatten und ein Sowremenny-Zerstörer auf dem Weg nach Süden. Teufel auch, weshalb und wohin? Und zum Teufel, wer soll sie auftanken? Beantworte mir das bitte!«

»Ich fürchte nur, ich bin nicht die Richtige dafür«, erwiderte Kathy O'Brien liebevoll.

»Solltest du aber. Sollte Allgemeinwissen für jeden hier in Washington sein.«

»Ach, so ist das.«

»Was meinst du, wie weit fahren die?«

»Woher soll ich das wieder wissen?«

»Ich weiß, dass du das nicht weißt. Ich bitte ja auch nur um

einen genialen Einfall. Ist das etwa zu viel verlangt? Mich würde interessieren, ob sie auf eine lange Reise gehen, sagen wir mal, um ihre Freunde im Iran zu besuchen, und falls ja, ob sie von ihrer neuen verdammten Basis auf dieser beschissenen birmanischen Insel aufgetankt werden. «

»Welcher Insel denn?«

»Hainggyi, ihre erste ernsthafte Marinebasis außerhalb Chinas überhaupt«, donnerte der Admiral los. »Im Augenblick scheinen wir wieder in das verdammte 15. Jahrhundert zurückzukehren, als ihre Flotte den Indischen Ozean und den Persischen Golf beherrschte. Und noch was«, brüllte er, »was zum Teufel ist mit all den Seeminen aus Russland passiert, die in Zhangjiang entladen wurden? Wo stecken die Dinger jetzt und warum hält mich kein Schwein darüber auf dem Laufenden? Wo zum Teufel treibt sich eigentlich George Morris rum?«

»Wie du genau weißt, Liebling, hat er Lungenkrebs, rechter Lungenflügel.«

»Geschieht ihm recht, so wie der qualmt«, grummelte der Admiral, während er selbst eine Zigarre paffte. »Aber wo steckt er jetzt?«

»Er unterzieht sich einer intensiven Chemotherapie, wie du ebenfalls weißt. Und weil diese schreckliche Behandlung ihn ganz schön mitnimmt, wird er vermutlich gerade schlafen.«

»Na, dann sollte ihn jemand aufwecken.«

»Liebling, bitte!« Die attraktivste Rothaarige in ganz Washington seufzte.

Zwei Wochen später, 27. März
Fort Meade, Maryland

Lieutenant Ramshawe arbeitete sich gewissenhaft durch einen Stapel Satellitenaufnahmen. Er hatte etwa ein Dutzend der Fo-

tos aussortiert und versuchte nun, sie zu einem größeren Ganzen zusammenzufügen, um herauszufinden, ob die drei Unterseeboote im Arabischen Meer tatsächlich so etwas wie einen Konvoi bildeten. Glücklicherweise waren auf den Fotos auch einige Großtanker, VLCCs, also »very large crude carriers«, zur optimalen Orientierung abgebildet. Er kam zu dem Schluss, dass die Unterseeboote zusammengehörten und sich gemeinsam auf der ruhigen blauen Wasseroberfläche nordwärts bewegten. Wichtiger noch, es waren russische Boote der Kilo-Klasse, die gegenwärtig von der alten sowjetischen Marine an jeden, der mit einem ausreichend großen Scheckbuch wedelte, verkauft wurden. Vor allem an die Chinesen, die Inder und die Iraner.

Lieutenant Ramshawe versuchte, die Nationalität dieser Schiffe zu bestimmen. Er war sich mehr oder weniger sicher, dass er alle drei iranischen Kilos – eines war üblicherweise in Bandar Abbas stationiert, die beiden anderen in der Unterseebootbasis Chah Bahar – nördlich der Küsten Omans lokalisiert hatte, wenn auch außerhalb des Golfs. Soweit ihm bekannt war, hatten die Inder momentan keine Unterseeboote auf See, was wiederum nur bedeuten konnte, dass es sich hier mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um chinesische Kilos handelte. Und die steuerten direkt auf Chah Bahar zu.

Das war zwar halbwegs ungewöhnlich, aber dennoch nicht welterschütternd. Chinesische Kriegsschiffe waren im Indischen Ozean und im Arabischen Meer schon längst keine Ausnahme mehr. Sie zählten zu den gelegentlichen Besuchern am Golf von Oman, wie es auch heute die Satellitenaufnahme der kleinen Flotte aus vier Schiffen, einschließlich des Sowremenny-Zerstörers, wieder einmal zu beweisen schien. Noch waren sie zwar im Golf von Bengalen, fuhren aber strikt in Richtung der Südspitze des indischen Subkontinents. *War nicht gerade überrascht, wenn das ganze verdammte Pack zur Straße von*

Hormus zieht, dachte Jimmy. *Dazu die neue Raffinerie – möchte zu gern wissen, was da abgeht.*

Lieutenant Ramshawe grübelte. Die vier Überwassereinheiten waren in breitester Öffentlichkeit den ganzen Weg vom Südchinesischen Meer herangedampft. »Kein Grund, sich Sorgen zu machen«, murmelte er. Bei den Kilos war das etwas anderes, sie fuhren nämlich im Verborgenen. Niemand hatte sie mehr sichten können, seit sie ihre Heimatbasis verlassen hatten. Sie fuhren getaucht und mussten nur selten zum Schnorcheln an die Oberfläche. Doch jetzt waren sie da, in Lebensgröße, und bahnten sich offenbar ihren Weg zu den Busenfreunden am südlichsten Zipfel der iranischen Küste.

»Das macht insgesamt sieben chinesische Schiffe, alle in dieselbe Richtung, alle an den verdammt selben Ort«, stellte der junge Offizier fest und griff nach der neuesten Ausgabe von *Jane's Fighting Ships,* der Bibel in der Welt der Marine. *Wollen wir doch mal sehen. Da steht's ja: Jianghu-Fregatten. Können pro Schiff sechzig Minen transportieren, der Zerstörer hat noch einmal Platz für vierzig. Tja, und was ist mit den Kilos? Was steht hier? Sie können vierundzwanzig Torpedos oder vierundzwanzig Minen in gleicher Zahl aufnehmen, allerdings nicht beides zugleich. Falls diese kleinen Bastarde also Minen mit sich rumschleppen, macht das insgesamt zweiundsiebzig plus die zweihundertzwanzig bei den Überwassereinheiten. Das sind also fast dreihundert. Ich wette, damit kann man einen ganz schönen Schlamassel anrichten.*

Dem Lieutenant war bewusst, dass er gerade dabei war, zwei getrennt aufgetretene Rätsel aufzudröseln. Das erste: *Was zum Teufel ist eigentlich mit all den Seeminen geschehen, die in Zhangjiang ankamen?* Das zweite: *Was in drei Teufels Namen machen all diese verdammten chinesischen Kriegsschiffe in den indischen und arabischen Gewässern?* Er hatte natürlich nicht den Hauch eines Beweises, dass sich auch nur eine einzi-

ge Mine an Bord der Schiffe befand. Mit Sicherheit nichts, was sich auf den Satellitenfotos ausmachen ließ, abgesehen von den gewaltigen Persennings. Dennoch hielt er es für seine verdammte Pflicht, seine Überlegungen seinem unmittelbaren Dienstvorgesetzten, Admiral Borden, zu unterbreiten – selbst wenn er dafür einen Rüffel riskierte. Er schrieb also eine kurze Notiz und leitete sie dann weiter.

Schon eine Viertelstunde später wurde er zum Büro des amtierenden Direktors zitiert. Er klopfte diesmal förmlich an die Tür und wartete ordnungsgemäß, bis ihm beschieden wurde einzutreten.

»Lieutenant, ich schätze Ihre Sorgfalt in dieser Angelegenheit. Allerdings wurde ich heute Morgen vom CIA-Büro in Langley informiert, dass die Iraner in Bandar Abbas eine große militärische Verbrüderungsfete mit der chinesischen Marine durchziehen wollen. Soll übrigens ganze zwei Tage dauern, mit Kapellen, Paraden, roten Teppichen und Reden, Dinnerempfängen, Fernsehübertragungen und dem ganzen Klimbim. Offensichtlich werden die Überwassereinheiten für nächsten Montag erwartet. Tut mir Leid, dass Ihre schöne Theorie in Sachen Minenfeld also geplatzt ist. Danke trotzdem für Ihre Bemühungen. Ich möchte Sie allerdings noch einmal daran erinnern, dass ich Sie gebeten habe, die ganze Sache zu vergessen. Falls jemand tatsächlich ein Minenfeld legen will, werden wir ihn schon dabei erwischen… rechtzeitig. Das wäre alles.«

»Sir«, sagte Lieutenant Ramshawe knapp, ging hinaus und murmelte dann: »Eingebildetes Arschloch! Würde ihm recht geschehen, wenn die ganze gottverdammte Freundschaftsfete nur ein Tarnmanöver ist und die gesamte US-Tankerflotte in die Luft gejagt wird.«

Dienstag, 3. April, 2015 (Ortszeit)
Marinebasis Bandar Abba, Iran

Die Festlichkeiten waren für diesen Abend beendet. Die letzten iranischen Besucher hatten die Piers verlassen und waren auf dem Weg nach Hause. Die großen Lichtbögen, welche die beeindruckende Militärparade illuminiert hatten, waren endgültig ausgeschaltet worden. Auch die riesigen im Wind flatternden Nationalflaggen der Islamischen Republik Iran und der Volksrepublik China wurden bereits eingezogen. Eine 60 Mann starke Ehrengarde der Volksbefreiungsarmee, deren Mitglieder in ihren olivgrünen Uniformen und den flachen Kappen mit breitem rotem Band prächtig aussahen, kehrte in ihre Quartiere auf der *Hangzhou* zurück. Die Lichterketten, welche die Masten und Aufbauten der Kriegsschiffe beider Nationen angestrahlt hatten, erloschen nach und nach. Die Flaggen auf den Schiffen wurden eingeholt, die Turbinen brummten, hochrangige Offiziere standen auf den Kommandobrücken, Festmacherleinen wurden gelöst. Es war ein merkwürdiger Zeitpunkt, um nach derart anstrengenden Feiern noch eine Nachtübung abzuhalten. Aber genau das war es, was angeblich geschehen sollte.

Die drei chinesischen Fregatten bewegten sich bereits langsam – in einer Linie ausgerichtet, die von der *Shantou* angeführt wurde – aus dem Marinehafen in die Hauptfahrrinne, die hier zu einer Tiefe von zehn Metern bei Niedrigwasser ausgebaggert worden war. Eine halbe Stunde später wurde der 6000-Tonnen-Zerstörer der Sowremenny-Klasse, das größte Schiff, welches jemals in diesem Hafen geankert hatte, von zwei 27 Meter langen Hafenschleppern, der *Arvand* und der *Hangam,* herauseskortiert. Hinter dem Zerstörer fuhr eine 900-Tonnen-

Korvette der iranischen Marine mit Zwillingsgeschützrohren, die *Bayandor.* Das ursprünglich in Texas gebaute Kriegsschiff war inzwischen schon fast 40 Jahre alt. Trotz der späten Abendstunde hatte sie noch die grün-weiß-rote Nationalflagge des Irans gehisst. Ihr Schwesterschiff, die *Naghdi,* ebenfalls mit modernen Bofors- und Oerlikon-Geschützen bestückt, erwartete die Flotte bereits eine Meile südöstlich des Hafens, um sie sicher um den ausgedehnten flachen Küstenstrich der abfallenden Bostanu-Sandbank zu leiten.

Ihre insgesamt 65 Meilen lange Fahrt sollte sie zunächst vorbei an der großen, sandbedeckten Insel Qeshm in die tieferen Gewässer der Straße von Hormus führen. Nach 40 weiteren Meilen würde sie östlich des hervorspringenden omanischen Kaps Ra's Quabr al Hindi ihren Treffpunkt bei 26.19 N, 56.40 E erreicht haben. Admiral Mohammed Badr persönlich stand auf der Brücke der *Hangzhou,* um den chinesischen Kommandanten, Weidong Gao, einen Dreisterneoberst, zu begleiten. Unter einem klaren Sternenhimmel kamen sie bei einer leichten Dünung und einer warmen Brise, die mit 20 Knoten aus westlicher Richtung blies, gut auf südöstlichem Kurs voran. Bei 56.40 E ordnete Oberst Weidong schließlich einen Kurswechsel auf eins-acht-null an. Über sandige Tiefen, die etwa 300 Fuß unter ihnen lagen, liefen sie die letzten sechs Meilen genau nach Süden. Langsam nahm die kleine Flotte ihre Geschwindigkeit zurück, bis im Sonarraum des großen Zerstörers die unverwechselbaren Signale der chinesischen Kilo-Boote empfangen wurden, die lautlos auf Sehrohrtiefe in den pechschwarzen Gewässern der zerklüfteten Küste von Oman patrouillierten.

Die Feinabstimmung des Plans war bereits vor einigen Wochen vorgenommen worden. Die Kilo-Boote würden die südlichsten sechs Meilen des ausgewählten Gebietes übernehmen, wo die Wassertiefe 360 Fuß betrug. Jedes der drei Schiffe wür-

de den Kurs null-neun-acht fahren, beginnend in der tiefen Meeresrille von Ra's Quabr al Hindi. Sie würden auf diese Weise in einem Abstand von jeweils einer halben Seemeile in östliche Richtung fahren und dabei etwa alle 450 Meter durch ihre Torpedorohre eine ein Tonnen schwere PLT-3-Kontaktmine absetzen.

Die Seeminen, die in der Fabrik bei Moskau gebaut worden waren und die den jungen Jimmy Ramshawe auf ihrer höchst geheimen Reise quer durch Asien bis zum Südchinesischen Meer so irritiert hatten.

Am Ende dieser drei parallelen Todesstreifen von sechs Meilen Länge würde das Minenfeld eine Drehung um zehn Grad in nördliche Richtung machen und dann 24 Meilen schnurgerade weiterlaufen, quer über die Straße von Hormus bis zu den küstennahen Gewässern des Irans. Der Endpunkt lag 29 Meilen südlich der neuen chinesisch/iranischen Raffinerie außerhalb der kleinen Stadt Kuhestak.

Inzwischen legten auch die drei chinesischen Fregatten ihre Minen aus. Die *Shantou,* die *Kangding* und die *Zigong* fuhren im Abstand von einer halben Meile in ostnordöstlicher Richtung, allerdings wegen der Dunkelheit nur recht langsam. Das sanfte Brummen ihrer gewaltigen Dieselmotoren wurde ab und an durch ein Platschen unterbrochen, wenn sie alle 450 Meter ihre tödliche Saat versenkten, um so eine Barriere für die wichtigste Ölhandelsroute der Welt zu errichten. Die 60 Seeminen an Bord jeder Fregatte würden für eine Strecke von 15 Seemeilen ausreichend sein. Das letzte Küstenstück sollte sich der Zerstörer vornehmen. Man würde eine etwa drei Meilen breite Lücke offen lassen, damit chinesische und iranische Tanker die Straße passieren konnten. Sie würden die einzigen öltransportierenden Schiffe sein, welche die genaue Position der sicheren Passage kannten.

Inzwischen lagen die frisch verlegten Minen, durch ihre Ver-

ankerung gesichert, auf dem Boden des Meeres und warteten nur auf den Moment, durch ein elektronisches Signal aktiviert zu werden, um dann von ihren Fesseln befreit zur Wasseroberfläche aufzusteigen. Dort würden sie knapp vier Meter unterhalb der Wellenkämme im Wasser treiben, bis ein nichts ahnender Tankerkapitän mit hoher Geschwindigkeit ihren Kurs kreuzte, sie aus dem Weg fegte – und bei dieser Gelegenheit sein Schiff in die Luft jagte.

Für die Rückfahrt der Überwassereinheiten nach Bandar Abbas waren zweieinhalb Stunden veranschlagt und der Konvoi startete sie um 0400. Die Kilos machten sich unterdessen auf den Weg nach Chah Bahar; sie liefen auf Sehrohrtiefe. Die Zeit zur Rückkehr war mehr als ausreichend, da der große US-Aufklärungssatellit das Gebiet erst um 0800 wieder überfliegen würde.

Die Fregatte und ihre 6000-Tonnen-»Leibwache«, der Zerstörer, dockten um 0630 in Bandar Abbas an. Nun wurde die nächste Phase von Admiral Zhangs Plan in Angriff genommen. Die *Hangzhou* wurde unmittelbar nach dem Festmachen erneut mit 40 deutlich sichtbaren PLT-3-Kontaktminen beladen. Als der US-Spionagesatellit dann kurz nach 0800 seine Aufnahmen machte, sah der voll beladene chinesische Zerstörer exakt so aus wie auf den letzten Tageslichtaufnahmen des Vorabends, kurz bevor die Militärparade begonnen hatte.

Das Codewort, das nach Zhangjiang übermittelt wurde, lautete – wie im Erfolgsfall verabredet –: LIBELLE.

Dienstag, 3. April. 11.30 (Ortszeit)
Fort Meade, Maryland

Es gibt da einen höchst irritierenden Zeitunterschied von achteinhalb Stunden zwischen der amerikanischen Ostküste und

dem Iran, bedingt durch die Zeitzonengrenze, die eigentlich in der Nähe von Teheran mitten durch dieses Land verläuft. Statt die eine Hälfte des Irans aber drei Stunden und die andere vier Stunden vor der Greenwicher Zeit zu lassen, hat man sich als Kompromiss darauf geeinigt, das ganze Land dreieinhalb Stunden vor der Greenwicher Zeit und damit achteinhalb Stunden vor der US-Ostküstenzeit festzulegen. Satellitenfotos, die um 19.30 Uhr über dem Iran gemacht wurden, landeten also um 11.00 Uhr des gleichen Tages in Fort Meade. Daran änderte auch die Sommerzeit nichts, da beide Länder erst kürzlich ihre Uhren um eine Stunde vorgestellt hatten. Und einen Fotosatz dieses Zeitpunkts von den Hafenanlagen in Bandar Abbas fand Lieutenant Ramshawe vor, als er seine Arbeit aufnahm.

Vor ihm lag ein gestochen scharfes Bild des Großereignisses, von dem Admiral Borden gesprochen hatte. Jimmy konnte die Zivilautos erkennen, die auf dem Kai geparkt waren, sowie die vereinte chinesisch/iranische Flotte, die für die Zuschauer in der zunehmenden Dämmerung festlich erleuchtet war. Er nahm an, dass er im Laufe des Tages, mehr oder minder regelmäßig, neue Bilder erhalten würde, die ihm zeigten, was da auf dem iranischen Flottenstützpunkt passierte. Die Geschichte mit den russischen Minen ging Lieutenant Ramshawe nicht aus dem Kopf, und so suchte er die Decks der chinesischen Fregatten mit einer riesigen Lupe ab, um Hinweise auf jene zu entdecken. Aber nichts war zu sehen. Auch nicht auf dem Zerstörer. Alle 40 Minen, die er mit sich führte, waren immer noch in ihren Verankerungen zu sehen, obwohl sie für ihre Reise von China her stark getarnt worden waren.

Ein neuer Fotosatz erreichte ihn am Nachmittag und zeigte die kleine Flotte in Fahrt. Zur Zeit der Aufnahmen war es am Golf dunkel gewesen, weshalb die Bilder nicht mehr so scharf wie die vorherigen waren. Das machte jedoch nichts aus. Was wirklich zählte, war die Tatsache, dass drei chinesische Fregat-

ten, ein Zerstörer und zwei iranische Korvetten im Schütze der Nacht zu irgendeinem undurchsichtigen Manöver aufgebrochen waren. Lieutenant Ramshawe musste annehmen, dass sie unterwegs waren, um den Irak, den Oman oder einen anderen gottverlassenen Ort anzugreifen. Er rief über die Standleitung im Büro des Direktors an – und wurde wie üblich kurz abgewiesen.

»Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mir keine Kopfschmerzen machen, Lieutenant. Wahrscheinlich handelt es sich nur um eine kleine gemeinsame Nachtübung. Das wäre nichts Ungewöhnliches, wenn sich zwei Flotten bei einer derartigen Veranstaltung treffen.«

»Ja, Sir. Aber ich erkenne eine ganze Ladung Seeminen auf dem Zerstörer.«

»Ich nehme an, die werden morgen früh auch noch da sein, Lieutenant. Vielen Dank.«

Jimmy Ramshawe legte den Hörer langsam nieder. Die gleiche Frage, die er sich schon tausend Mal gefragt hatte, kehrte in sein Bewusstsein zurück: *Warum bloß haben die Chinesen eine wahnsinnig teure Ladung hochspezialisierter Kontaktminen in Russland bestellt, wenn sie nicht vorhaben, irgendwo so ein verdammtes Minenfeld zu legen?*

Er betrachtete es als reinen Glücksfall, dass die Antonow-Frachtmaschine das eine Mal beim Start in Moskau und dann wieder bei der geheimnisvollen Zwischenlandung in Baikonur beobachtet worden war. Niemand aber hatte ein zweites Auftankmanöver überwacht. Deshalb war es nach Ansicht von Lieutenant Ramshawe auch gut möglich, dass ein zweiter transasiatischer Flug der gewaltigen Maschine stattgefunden hatte. Das hätte dann ausgereicht, die Zahl der insgesamt transportierten Minen auf 240 zu erhöhen, genug für alle vier gesichteten Überwassereinheiten mit ihrer Gesamtladekapazität von 220 Minen. Die drei Kilos ließ er außen vor, weil diese seit

einigen Tagen nicht mehr gesichtet worden waren. Wie gesagt, der Gedanke an die Seeminen ging ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Es war zwar schön und gut, dass Admiral Borden meinte, er solle die ganze Angelegenheit vergessen, bis etwas Definitives passierte – aber, heiliger Strohsack, wie denn? Was, wenn diese hirnverbrannten Bastarde genau in diesem Moment ein Minenfeld in der Mitte der Straße von Hormus legten? Was dann? Ramshawe ging sich eine Tasse Kaffee holen. Da die nächsten Satellitenaufnahmen von Bandar Abbas erst um 0800 dortiger Zeit zu erwarten waren, hieße das, dass er die nächsten guten Fotos von den Schiffen hierzulande erst eine Weile nach Mitternacht zu Gesicht bekommen würde. Egal, er würde nirgendwo hingehen, bevor er diese Bilder nicht gesehen hatte. Auch wenn seiner Freundin das alles andere als gefallen würde, der dunkelhaarigen Jane Peacock, Tochter des australischen Botschafters in Washington. Die Peacocks und die Ramshawes verband eine lebenslange Freundschaft, und es galt als ausgemacht, dass Jimmy und Jane eines Tages heiraten würden.

Im Augenblick jedoch scheute er sich noch mehr davor, Jane anzurufen als seinen Vorgesetzten. *Die wird mich bestimmt tüchtig in die Mangel nehmen.*

Die Vermutung bewahrheitete sich sofort. »Jimmy, was um alles in der Welt interessierst du dich plötzlich für die arabische Marine?«

»Das sind keine Araber«, sagte er. »Es handelt sich um Perser. Das ist ein Unterschied.«

»Es würde mich einen Dreck scheren, auch wenn es verdammte Marsmenschen sind!«, erwiderte sie giftig. »Wir waren zu einem Essen mit Julie in Georgetown verabredet. Du bist ein hoffnungsloser Fall. Ich gehe jedenfalls nicht allein dahin.«

»Janie, bitte. Ich glaube, das hier ist wirklich unheimlich

wichtig. So was wie ‘ne Angelegenheit, bei der es um Leben und Tod geht.«

»Und, gibt es da bei euch keine anderen Leute, die sich darum kümmern können?«

»Leider glaubt niemand außer mir, dass die Sache wichtig ist. Und befassen will sich schon gleich gar keiner damit.«

»Gut, dann lass die Sache doch schmoren, bis dir einer sagt, dass du dich damit beschäftigen sollst.«

»Das geht nicht, Janie. Ich muss bleiben. Aber ich hol dich morgen früh zum Frühstück ab, bevor dein Seminar anfängt. Ich hab dann bis halb zwölf frei, Vorher musst du doch auch nicht nach Georgetown.«

»Okay«, grummelte Jane, »um neun an der Botschaft. Aber du bist und bleibst ein verdammter Albtraum. Selbst deine Mutter denkt da nicht anders.«

Jimmy gluckste. Er bewunderte seine wunderschöne und kluge Verlobte und verabscheute es, sie enttäuschen zu müssen. Aber nach seiner Einschätzung stand er momentan nun mal völlig allein zwischen der Weltordnung und dem Chaos. *Tja, zumindest so ungefähr. Ich traue den Hunden einfach nicht über den Weg.*

Die Nacht schlich langsam voran, und er verbrachte die Stunden vor Mitternacht mit der Lektüre eines Buches über die internationale Terrorismus-Szene, eine völlig deprimierende Beschäftigung, weil das Buch über zahllose Beispiele ungeheuerlicher Dummheit westlicher Geheimdienste berichtete. *Herr im Himmel! Was hätte nicht alles vermieden werden können, wenn die Typen nur ein kleines bisschen mehr aufgepasst hätten. Selbst da, wo es bei beim Topsecret-Geschäft um die Wurst geht, scheinen die Betroffenen eher daran interessiert zu sein, die eigene Haut zu retten, als den Job auf Teufel komm raus richtig zu machen.* Jimmy Ramshawe war noch jung genug, um sich einen solchen Idealismus leisten zu können. Ge-

rade noch. Aber er war nicht bereit, allzu lange für einen verknöcherten Zyniker wie David Borden zu arbeiten, der die Pension schon vor sich sah und es deshalb vorzog, eine ruhige Kugel zu schieben und jeden möglichen Ärger von sich fern zu halten.

Der Uhrzeiger übersprang Mitternacht. Vor einer halben Stunde hatte der morgendliche Überwachungssatellit wieder Fotos über dem Hafen von Bandar Abbas gemacht. Allerdings konnte sich der junge Lieutenant erst um 0400 durch die hereingereichten Bilder wühlen. Er suchte sofort nach dem chinesischen Zerstörer. Und da war das Schiff: voll beladen mit den Minen, wie schon vor der mitternächtlichen Marineübung im Golf. Auch die Fregatten lagen friedlich an den iranischen Kaianlagen, die Persennings, welche die Ladung verbergen sollten, festgezurrt an ihrem alten Platz. Es gab auch die üblichen Tagesaufnahmen von Chah Bahar, aber da, wo die drei chinesischen Kilos noch am Samstag zuvor gewesen waren, war nichts zu sehen. »Möchte nur wissen, wo die jetzt sind«, murmelte Jimmy vor sich hin.

Er griff nach seinem Jackett und verließ das Büro, ging durch den Haupteingang des Gebäudes hinüber zum schwach erleuchteten Parkplatz, wo er von zwei Wachsoldaten der Marines militärisch gegrüßt wurde. Er fuhr zum Ausgang, zeigte dem Wachhabenden dort seinen Dienstausweis und jagte seinen schwarzen, zehn Jahre alten Jaguar schließlich über die Ausfallstraße auf den Washington-Baltimore Parkway. Zu dieser nächtlichen Stunde kam er gut voran und ließ den Tacho auf 120 Stundenkilometer ansteigen, als er den Beltway die 15 Kilometer bis zur Ausfahrt 33, Connecticut Avenue, hinunterfuhr, um dann stur geradeaus auf das Zentrum der Hauptstadt zuzusteuern. Am Dupont Circle bog er nach rechts ab, fuhr am Campus der George-Washington-Universität entlang und danach auf den Watergate-Komplex zu, in dem seine Eltern

schon seit fast dreißig Jahren ein Apartment besaßen. Seit sie in New York lebten, benutzten sie es allerdings nur selten, eigentlich nie. Was für Jimmy natürlich Gold wert war: Er war Herr einer Millionärswohnung, ohne einen Cent Miete zahlen zu müssen.

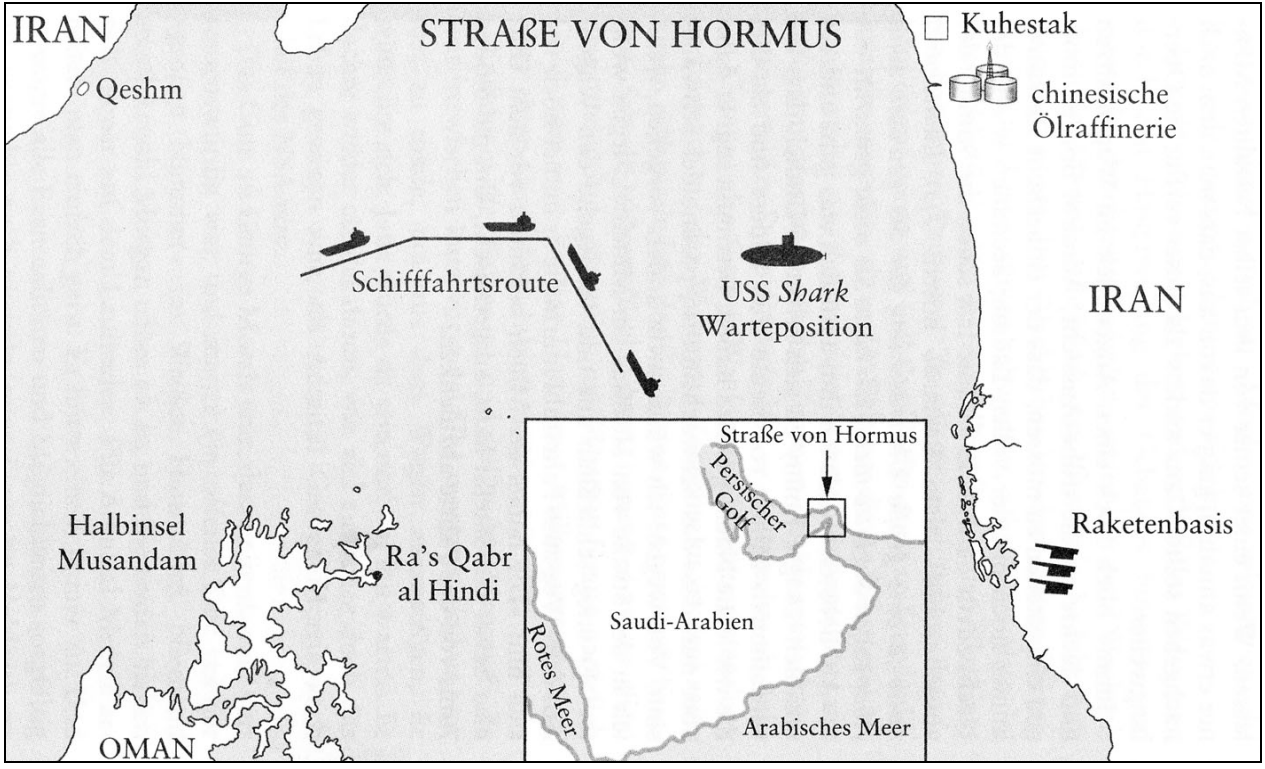
Er fuhr in die Tiefgarage und stellte den Motor ab. Es war inzwischen kurz vor zwei Uhr morgens, und er war fast zu müde, um aus dem Wagen auszusteigen. Er wünschte sich, Jane würde da sein und auf ihn warten. Er dachte wieder einmal daran, wie viel einfacher doch das Leben gewesen war, als Admiral George Morris noch Chef der NSA war.

Das Gute an George Morris war, dass er verdammt vertrauenswürdig war und immer ein offenes Ohr bei der »großen Nummer« im Weißen Haus fand. Niemand stand Arnold Morgan näher als er, und die beiden hielten sich immer auf dem Laufenden. Für Admiral Morris arbeitete man einfach gern. Er hörte einem immer zu. Und er wägte alle Eventualitäten und Möglichkeiten sorgfältig ab, versuchte auch niemals, seine Leute im Unklaren zu lassen. Wenn einer seiner von ihm selbst bestallten Männer etwas annahm, ging er davon aus, dass man dem auch nachgehen sollte. Ganz anders als dieser verfluchte Oberlangweiler.

Jimmy blieb noch einen Augenblick im Wagen sitzen und dachte an die trübe Aussicht, Admiral Borden morgen eingestehen zu müssen, dass der chinesische Zerstörer immer noch mit der vollen Ladung Seeminen wie in der Nacht zuvor da war. Er konnte fast schon die Stimme des ausgelutschten alten Bastards hören: *Tja, Lieutenant, muss ja eine große Überraschung für Sie gewesen sein. Aber sagen Sie bitte nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.*

»Am liebsten würde ich ihm natürlich was ganz anderes erzählen«, sagte Jimmy zu sich selbst. »Nämlich dass die verdammten Minen von heute früh andere sind als die, die wir

letzte Nacht gesehen haben. Bestimmt sagt er dann aber nur, dass das Schwachsinn ist, paranoider Schwachsinn. Von wegen! Ich würde nicht anders vorgehen, wenn ich in der Straße von Hormus ein Minenfeld legen wollte.« Er stieg schließlich aus und verriegelte den Wagen. Auf dem Weg zum Fahrstuhl murmelte er immer noch vor sich hin: »Die haben die Minen bestimmt vor acht Uhr, also bevor der Satellit kam, ausgetauscht. Um die blöden Amis von der Fährte abzulenken?«


IRAN
STRAßE VON HORMUS
Kuhestak
Qeshm
chinesische
Ölraffinerie
Schifffahrtsroute
USS *Shark*
Warteposition
IRAN
Straße von Hormus
Persischer
Golf
Halbinsel
Musandam
Ra's Qabr
al Hindi
Raketenbasis
Saudi-Arabien
Rotes Meer
Arabisches Meer
OMAN

KAPITEL ZWEI

Am Samstagmorgen, dem 7. April, legten zwei der chinesischen Kriegsschiffe, die *Hangzhou* und die *Shantou,* in Richtung Heimat ab. Die anderen beiden blieben noch an den Piers von Bandar Abbas liegen. Drei Stunden später, kurz vor 0950 Ortszeit, schoben sich drei Kilo-Unterseeboote aus Chah Bahar in die Straße von Hormus und fuhren auf südlichem Kurs ins Arabische Meer.

Die amerikanischen Aufklärungssatelliten nahmen das ganze Szenario im hell strahlenden Sonnenlicht auf, und in Fort Meade schrieb Lieutenant Ramshawe für den amtierenden Direktor der NSA eine kurze Notiz über diese Schiffsbewegungen.

Zwei Tage später erhielt Ramshawe eine Meldung von der Nahostabteilung der CIA in Langley, dass die Iraner Sunburn-Raketen sowie Flugabwehrgeschütze an die südöstliche Küste des Golfs von Oman transportierten. Der Mann in Langley kannte zwar nicht den genauen Zielort der Waffen, aber durch eine von den NSA veranlasste geringfügige Korrektur des Aufnahmewinkels gelang es der riesigen Satellitenkamera in der Stratosphäre zwei Bilder zu machen, die bewiesen, dass die Raketen 29 Meilen südlich des Küstenortes Kuhestak ausgerichtet wurden.

Lieutenant Ramshawe markierte sie auf seiner großflächigen Karte bei 26.23 N, 57.05 E. Automatisch suchte er nach dem nächstgelegenen Landpunkt – aber da gab es nichts. Wenn die Raketen in einem 90°-Winkel in westliche Richtung abgefeuert würden, mussten sie geradewegs hinaus auf See fliegen. Ein nur leicht südlicherer Kurs würde sie zu dem nördlichen Festland der Omaner bringen. Dieses Gebiet, der äußerste Punkt der öden Musandam-Halbinsel, beherbergte weder eine bedeutende Stadt noch andere Siedlungen. Der einzige Name, der auf

der Karte ganz am Rand der vorspringenden Küste auftauchte, war Ra's Quabr al Hindi. »Himmel noch mal«, knurrte Ramshawe, »was ist das nur für ein verfluchter Name? Wenn die einen hier bei der Einreise fragen: Wo *kommen Sie her, Sir? – Ra's Quabr al Hindi.* Die sperren einen doch glatt ein.«

Der Lieutenant schrieb einen kurzen Rapport, dass man nun die genaue Position der iranischen Raketenstellung kenne. Danach kehrte er zu seiner Lieblingsbeschäftigung zurück: der Beobachtung der zwei in Bandar Abbas verbliebenen Kriegsschiffe, der *Kangding* und der *Zigong.* Die jüngsten Aufnahmen zeigten, dass beide die iranische Nationalflagge gehisst hatten. Jimmy Ramshawe starrte die Fotos eine ganze Weile an. *Was, wenn die irgendwo da draußen ein Minenfeld gelegt haben? Was, wenn die zwei Fregatten zurückgelassen worden sind, um die Minen irgendwann zu aktivieren?* Er wusste, dass seine Gedankenspiele von Admiral Borden nicht ernst genommen wurden – wie bei dem Verbleib der Minen, wo der derzeitige NSA-Chef ja offenbar auch Recht behalten hatte. Dennoch beschloss der Lieutenant, ein weiteres Mal bei seinem Vorgesetzten vorzusprechen, um ihm seine schlimmsten Befürchtungen mitzuteilen.

Der alte Admiral lächelte ihn müde und zugleich nachsichtig an. »James«, begrüßte er ihn, »ich darf doch James zu Ihnen sagen?«

»Dann lieber Jimmy, Sir. Mich hat noch nie jemand James genannt. Da würde ich mich nicht angesprochen fühlen. «

Der Admiral verdrehte die Augen, weil die Leutseligkeit des Australiers ihn mal wieder auf dem falschen Fuß erwischt hatte. »Okay, Jimmy, also: Wissen Sie denn, warum die beiden Fregatten auf einmal die iranische Flagge führen?«

»Eigentlich nicht, Sir. Aber es könnte sich durchaus um ein chinesisches Ablenkungsmanöver handeln, während sie sich vorbereiten, entweder Minen zu legen oder sogar schon zu ak-

tivieren.«

»Ach was, Jimmy«, sagte Borden mit Nachdruck. »Die Iraner haben lediglich ihre Flagge aufgezogen, weil sie gerade die zwei chinesischen Fregatten gekauft haben. Das war nämlich der ganze Zweck des riesigen Spektakels. Es ging um eine chinesische Verkaufstour. Oder können Sie sich vorstellen, dass die Chinesen den ganzen Weg einfach so unternommen haben? Von wegen. Die wollen es in der Kasse klingeln hören. Es ging um einen reinen Geschäftsbesuch, mehr nicht. Da gibt es nichts dran zu zweifeln. Die haben ein gemeinsames Flottenmanöver durchgezogen, Informationen ausgetauscht und als krönenden Abschluss der ganzen Festivitäten haben die Iraner dann zwei Schiffe erworben. Die ersten beiden Lenkwaffen-Fregatten in ihrem Besitz.«

»Tja, Sir. Wenn das Ihre Meinung ist, muss es wohl so sein.«

»Sind Sie denn anderer Ansicht?«

»Nun ja, Sir, ich bin mir immer noch unsicher über die Minen und frage mich, ob die Chinesen uns nicht eine hinterhältige Falle gelegt haben.«

»Ach, das ist Ihr Vorrecht als Geheimdienstoffizier, Jimmy. Aber Sie reiten nun schon seit Wochen und Monaten darauf herum, ohne dass irgendwas Nennenswertes passiert wäre. Und nichts anderes habe ich Ihnen immer wieder gesagt.«

»Also gut. Mag sein, dass die Chinesen die russischen Minen für irgendeine zukünftige Schweinerei, von der wir nichts wissen, erworben haben. Vielleicht haben sie die Minen ja mit dem Geld, das sie für die Fregatten bekommen haben, bezahlt. Wäre ein echtes Schnäppchen.«

Der Admiral lächelte. »Sie kapieren's langsam, Jimmy. In unserem Geschäft bleibt es nicht selten aus, sich wie ein Hund in den eigenen Schwanz zu beißen, Gespenster zu sehen oder Verschwörungen und Machenschaften hinter jeder Ecke zu vermuten. Halten Sie sich lieber an das Offensichtliche, und

werfen Sie ein wachsames Auge auf die wirklich wichtigen Dinge, wenn Sie eindeutige Belege dafür haben. Das war's.«

Der junge Lieutenant kehrte in sein Büro zurück und starrte erneut auf die Seekarte der Straße von Hormus. Er betrachtete sie lange Zeit, dann murmelte er: »Ich wollte zu gern wissen, ob da nicht doch was auf dem Meeresboden sitzt, genau gegenüber der neuen Raketenstellung da.«

Zwei Wochen später, 24. April
Hauptquartier der chinesischen Südflotte, Zhanjiang

Admiral Zu Jicai, inzwischen Oberkommandierender der gesamten Marineverbände, war in seine alten Büroräume zurückgekehrt. Er wählte eine abhörgeschützte Geheimnummer in Peking an und wartete geduldig, bis Zhang Yushu ans Telefon ging. Das Gespräch der beiden alten Freunde war ungewöhnlich kurz.

»Keine Auslandsmeldungen über die Aktion LIBELLE.«
»Niemand hat Verdacht geschöpft?«
»Nein – soll ich das Feld in zwei Tagen aktivieren?«
»Genehmigung erteilt.«
»Auf Wiederhören, Yushu.«
»Auf Wiederhören, Jicai.«

Drei Tage später, 27. April
Straße von Hormus

Kein Kräuseln störte die spiegelglatte blaue Oberfläche der Ausfahrt in die Straße von Hormus. Es war einer jener arabischen Morgen, an denen die glühende Wüstensonne das Leben an Land fast unerträglich und das Leben an Bord eines Schiffes

kaum besser machte.

Sechs Meilen nordöstlich der Halbinsel Musandam sah das Wasser fast so dickflüssig wie Rohöl aus, als es mit dem Einsetzen des Gezeitenwechsels vom Arabischen Meer her ins Innere der Straße strömte. Es gab keinen wahrnehmbaren Tidenhub, keine Spur einer Bewegung an der Wasseroberfläche, keinen Windhauch in der heißen, stillen Luft.

Doch auf einmal kam es zu einer heftigen Kabbelung. Sie ging von der großen, weiß schäumenden Bugwelle des 80000 Tonnen verdrängenden schwarzen Schiffskörpers der *Global Bronco* aus, die mit konstant 18 Knoten in südöstlicher Richtung lief. Der etwa 274 Meter lange Tanker war randvoll mit 135000 Kubikmetern verflüssigtem Erdgas betankt, das bei einer Temperatur von *minus* 160° Celsius gebunkert wurde. Nach übereinstimmender Ansicht aller Experten stellte dies die mit Abstand tödlichste Ladung dar, welche auf den Weltmeeren verschifft wurde.

Anders als Rohöl, das nicht sofort brennt, ist Flüssiggas im höchsten Maße entflammbar, in seiner komprimierten Form sogar 600-mal leichter als nicht verflüssigtes Gas. Die Eigner derartiger Flüssiggas-Tanker verhalten sich deshalb auch schon fast paranoid, wenn es um die Sicherheitsbestimmungen der weltweiten Transporte geht. Schicht um Schicht, Schott für Schott werden jedem dieser schwimmenden Zeitbomben zusätzliche Sicherheitssysteme eingebaut. Auf Grund all dieser Maßnahmen hatten die weltweit operierenden Reedereien für Flüssiggas-Transporter bis dahin auch noch keine Verluste durch eine Explosion zu beklagen gehabt.

Auf der Kommandobrücke der Global Bronco, 30 Meter über der Wasseroberfläche, starrte Kapitän Don McGhee über die vier gigantischen bronzefarbenen Tankbehälter, die sich kuppelförmig 18 Meter über das scharlachrot gestrichene Deck erhoben. Der Bug des Schiffes lag gute 200 Meter vor ihm, und

der erfahrene und absolut zuverlässige Schiffsführer aus dem texanischen Hafen

Houston blickte vor sich auf den Portalkran, der als eiserner Laufsteg über die Kuppeln aller vier Gastanks bis zum Vordeck lief.

Momentan bahnte sich das Schiff seinen Weg außerhalb der verkehrsreichen Küstenzone. Vor ihnen lag jetzt der schmälste Teil der Straße von Hormus. Bei dem derzeit herrschenden klaren Wetter würden sie sicherlich das Festland von Oman sehen können und zwei Meilen südlich querab Ra's Quabr al Hindi. Sie waren allerdings zu weit von den düsteren Küsten des Iran entfernt, um auch sie noch am östlichen Horizont ihrer 30 Meilen langen sichelförmigen Route zu erahnen.

Kapitän McGhee besprach sich mit seinem Obermaschinisten Andre Waugh. Weit vor sich konnten sie die Umrisse eines 300000 Tonnen-Großtankers erkennen, eines Briten unter liberianischer Flagge mit Kurs Nordatlantik. Langsam holten sie das Schiff auf ihrem Weg vom neu gebauten Gas-Terminal unmittelbar vor der Halbinsel des Emirats Katar, vorbei an Abu Dhabi und Dubai, ein. Inzwischen waren sie weniger als 50 Meilen von den offenen Wassern des Arabischen Meers entfernt. Tankerkapitäne sind stets froh, wenn sie den Golf verlassen können, und McGhee war da keine Ausnahme. Es gab immer wieder die Bedrohung durch patrouillierende iranische Kriegsschiffe, eine Gefahr, die in den letzten Monaten noch größer geworden war, weil die Iraner damit gedroht hatten, ein Minenfeld direkt vor ihrer Haustür am Flaschenhals dieses Seewegs zu legen.

Beide Tankeroffiziere wussten, dass die Anwesenheit chinesischer Kriegsschiffe in der Marinebasis bei Bandar Abbas weltweit für Beunruhigung gesorgt hatte. Sie wussten auch um die Spannungen, welche die Einweihung der chinesisch/iranischen Raffinerie am Ende der von den Chinesen ge-

bauten Pipeline hervorgerufen hatte, die 1000 Meilen von den Ölfeldern Kasachstans über Turkmenistan und quer durch die glühend heißen Wüsten Persiens direkt hierher führte. Jedem aus der Ölbranche war klar, dass diese Pipeline den Chinesen den Schlüssel zu den zweitgrößten leicht erschließbaren Erdölvorräten der Welt in die Hand gab.

Eine weitere Drohung, den Zugang zum Golf dichtzumachen, würde mutmaßlich das Pentagon zu einem kollektiven Totentanz veranlassen. Es war ein politisches Spiel mit Drohung und Gegendrohung, aber für Männer wie Kapitän McGhee, die Herren der gigantischen Rohöl- und Flüssiggas-Tanker im nördlichen Teil des Arabischen Meers, war dieser Machtpoker stets Teil einer bitteren Realität. »Dieser verfluchte Ort jagt mir immer einen Schauer über den Rücken«, stellte er fest. »Ich bin froh, wenn ich die offene See erreicht habe.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagte Andre Waugh. »Den Briten geht's genauso. Deshalb auch der Royal-Navy-Hubschrauber vor uns. Soll den Tanker rausbringen. Im Augenblick begleiten die jedes britische Schiff in und aus dem Golf. Schätze, die mögen die derzeitige politische Situation auch nicht besonders.«

Keine Schiffe sind in der gesamten Geschichte der Seefahrt häufiger Spielball der Politik gewesen als die großen Tanker, auf deren sicherer Passage das Funktionieren der halben Welt beruht. Das Schicksal und der Reichtum ganzer Nationen hängt wortwörtlich von der Balance dieser schwimmenden Leviathane ab, welche die wichtigste Energiequelle der Welt von dort, wo es sie gibt, dahin transportieren, wo sie benötigt wird.

Kapitän McGhee, der schon seit 30 Jahre auf Tankern fuhr, hielt sich stets auf der omanischen Seite der Wasserstraße auf. Zu Hause in Houston, im Hauptquartier der Texas Global Ships Inc. an der Travis Street, hatte Direktor Robert J. Heseltine III die deutliche Weisung ausgegeben, sich von den Iranern und

ihrer Marine fern zu halten. Don McGhee benötigte derartige Ermahnungen aber gar nicht erst.

Texas Global hatte sechs Schiffe laufen, von denen die *Global Bronco* der einzige Flüssiggas-Tanker war. Heseltine war stolz auf seine texanische Herkunft und hatte daher auch die anderen fünf Schiffe nach gängigen Symbolen seines Heimatstaates getauft: *Global Star, Global Rose, Global Brand, Global Steer* und *Global Range.* Es waren allesamt 300000-Tonnen-Großraumtanker, die normalerweise zwischen dem Persischen Golf, Südafrika, den nordöstlichen Tankhäfen der USA und Europa pendelten. Die *Global Bronco* befuhr meist den asiatischen Raum zwischen den gasreichen Häfen von Katar und Abu Dhabi und der Bucht von Tokio, wo der mit Abstand größte japanische Elektrizitätsversorger allein jede Woche mehrere Millionen Kubikmeter Erdgas benötigte. Die gegenwärtige Reise des Tankers sollte jedoch wesentlich kürzer werden und nur bis zum südtaiwanesischen Hafen Yungan führen.

Robert J. Heseltine III hatte schon seit drei Jahren keines seiner Schiffe mehr gesehen und würde wahrscheinlich auch in den folgenden drei Jahren keines zu Gesicht bekommen. Großtanker kosten pro Tag allein 100000 Dollar an Unterhalt und müssen daher ständig die sieben Meere befahren, an einem Ort Ladung aufnehmen, um sie an einem anderen wieder abzuliefern. Es hatte bisher auch für keines der Schiffe einen Grund gegeben, zum Heimathafen in Texas zurückzukehren. Sowohl die Besatzungen als auch Ersatzteile und Vorräte wurden durch kommerzielle Fluggesellschaften herbeigeschafft und dann durch Hubschrauber an Bord der Schiffe gebracht, während die Riesentanker Tausende von Meilen von zu Hause entfernt ihre Fahrt nicht unterbrachen. Kein Handelsmann hat seit den Tagen der großen Tee-Clipper im 19. Jahrhundert jemals wieder

derart weite und endlose Reisen über den Globus unternommen.

Kapitän McGhee fuhr nun einige Knoten schneller als der Großtanker vor ihm und änderte den Kurs seines Schiffes so, dass er jenen in einigen Stunden backbords in einer halben Meile Entfernung überholen konnte. Die Sonne schien senkrecht auf das scharlachrote Deck der *Global Bronco,* als sie die nördliche Breitengradlinie 26.20 bei 56.38 östlicher Länge kreuzte. Sie waren jetzt acht Meilen von Ra's Quabr al Hindi entfernt, und der Tankerkommandant konnte durch sein Fernglas das Festland ausmachen. Er befahl einem Steward, ihm Kaffee und ein Käse-Schinken-Sandwich zu bringen, während der 300000-Tonner eine weitere Meile ruhig auf südlichem Kurs lief.

Es war genau 12.10 Uhr Ortszeit, als die *Global Bronco* bei gleißendem Sonnenlicht und spiegelglatter See auf eine der russischen PLT-3-Kontaktminen von Admiral Zhang Yushu lief. Der eine Tonne schwere Stahlbehälter voller Sprengstoff, der unterhalb der Wasserlinie an seiner Verankerung tanzte, explodierte mit ungeheuerlicher Wucht. Wegen der Trägheit bewegte sich das Schiff noch eine kleine Strecke vorwärts, bevor die widerhallende Unterwasser-Detonation ein riesengroßes Loch auf der Steuerbordseite des Kiels gleich hinter dem Bug in den Schiffsrumpf riss.

Alle Stahlplatten der Außenhaut wurden zerfetzt und sendeten einen Funkenschauer ins Schiffsinnere. Die vorderen Tanks aus verstärktem Aluminium hielten zunächst, brachen dann aber doch und setzten 20000 Tonnen der brisanten Flüssiggas-Mischung frei. Komprimiertes Erdgas, Methan und Propangas begannen aus ihrer tiefgefrorenen Umgebung herauszufließen. Sie trafen auf eine Atmosphäre, die etwa um 200° Celsius heißer war, und verwandelten sich in Bruchteilen von Sekunden in verdampfendes Gas, das mit einem ohrenbetäubenden

Wuuusch explodierte.

Die Zerstörung des kompletten Vorderschiffs war ungeheuerlich. Die plötzliche Vervielfachung des Gasvolumens in den riesigen Tanks der *Global Bronco* verursachte eine gewaltige Erschütterung und führte zur Explosion von Tank 4. Die wiederum riss ein Loch in Tank 3. Nur Sekunden später flog dessen Inhalt, 20000 Tonnen Treibstoff, ebenfalls in die Luft.

Der Leviathan schüttelte sich. Flammen stiegen 30 Meter hoch in den Himmel über Hormus. Allen Widrigkeiten zum Trotz hielten jedoch die Tanks 1 und 2. Aber Tausende Tonnen Benzin strömten dennoch unterhalb der Wasserlinie durch die zerfetzte Außenhaut des Schiffes in die Gewässer des Golfs und stiegen dort rasch an die Oberfläche.

Kapitän McGhee und sein Obermaschinist standen immer noch auf der Brücke, entsetzt über das, was sich 200 Meter vor ihnen abspielte. Die Hitze des Infernos auf dem Vorderschiff begann bereits das Metall dort schmelzen zu lassen. Sie sahen, wie das weiß glühende Ende des Portalkrans wie Wachs schmolz. Die immer noch kraftvolle Vorwärtsbewegung der *Global Bronco* erlaubte es dem Schiff jedoch, einen weitflächigen, noch nicht explodierten See aus Flüssiggas an der Wasseroberfläche zu verlassen, der mit teuflischer Geschwindigkeit verdampfte und sich mit der Luft vermischte.

Don McGhee erkannte die neue Gefahrenquelle. Dekomprimiert und nun im Kontakt mit dem Luftsauerstoff, würde das Gas zwar in kürzester Zeit verdunsten, aber die Wahrscheinlichkeit einer Selbstentzündung war nur allzu deutlich. Erstaunlicherweise liefen die großen Diesel-Antriebsaggregate immer noch, und der Kapitän befahl sofort: »Alle Maschinen stopp!«

Der Bug des Schiffes tauchte bereits tief ins Wasser und ließ die Flammen zum Teil erlöschen. Das glühend heiße Vordeck schickte Dampfwolken in den Himmel, als die Wellen der Wasserstraße über es hinwegspülten. Aber das flüssige Gas

strömte auch sechs Meter unterhalb der Wasserlinie weiterhin in den Ozean. Don McGhee konnte sich nicht vorstellen, dass sein Schiff mit den vielen Einzelschotten sinken würde. Er hoffte zudem, dass alle Flammenherde beim Eintauchen des Bugs in das Wasser erlöschen würden. Es war die nicht sichtbare Gaswolke, die schnell an die Oberfläche stieg, welche ihn so stark beunruhigte. Sowohl er als auch Andre Waugh konnten sie riechen, wie sie sich leicht und kohlenstoffhaltig in der heißen Luft verbreitete.

Einzelne Besatzungsmitglieder kamen nun auf die Brücke gerannt, verstört und unsicher, was nun zu tun sei. Glücklicherweise war zu dem Zeitpunkt, als der Tanker auf die Mine lief, keiner von ihnen auf dem Vorschiff gewesen. Bisher gab es also noch keine menschlichen Verluste zu beklagen. Die Schwierigkeit bestand nun darin, wie man heil vom Schiff runterkam. Es war sinnlos, über die Reling in die giftige Brühe des Flüssiggases zu springen. Kapitän McGhee wusste auch, dass es für Hubschrauber ein tödliches Unterfangen wäre, ihnen zu Hilfe zu eilen. Bereits ein kleiner Funken ihrer Rotoren würde ausreichen, die Gaswolke in eine ungeheuerliche Feuersäule zu verwandeln, die kilometerweit in den Himmel steigen und das Schiff buchstäblich verdampfen lassen würde.

Das Brodeln der Flammen unter dem Deck des Vorschiffes war Angst erregend. Ihre Eindämmung kam nicht mehr in Frage. Kapitän McGhee befahl deshalb: »Verlasst alle das Schiff! Bemannt die Rettungsboote auf der Backbordseite!«

Die Besatzung verließ fluchtartig die Kommandobrücke. Der Funker rief: »Ich sende noch schnell Mayday«, aber die anderen waren schon unterwegs zu den drei geräumigen orangeroten Rettungsschlauchbooten, die an den Davits festgezurrt waren.

Dann sah McGhee es – der britische Hubschrauber kam, dicht über der Wasseroberfläche, auf sie zugeflogen, nicht ah-

nend, dass sich auf der Steuerbordseite und über dem Heck der *Global Bronco* eine Gaswolke gebildet hatte. Der Kapitän des Tankers gab darauf seinem Funker Anweisung, sofort den UKW-Kanal 16 zu öffnen, um durch eine Warnung das Näherkommen des Helikopters um jeden Preis zu verhindern. Er öffnete die Tür zum weiß gestrichenen Laufsteg des Hauptdecks, raste hinaus, sprang auf und ab, wedelte mit den Armen in der Luft und schrie gellend voller Verzweiflung: »Stopp! Um Gottes willen, stopp! Dreht ab!«

Im Hubschrauber sahen sowohl der Pilot als auch sein Navigator die verzweifelten Signale des Kapitäns. Der Navigator hatte gerade noch Zeit zu sagen: »Dreh nach links ab. Der Typ winkt uns weg. Ich versuch's mal mit Funkkontakt« – aber es war schon zu spät. Die *Sea King* Mk 4 der Royal Navy flog mit 60 Knoten mitten in eine sich ausdehnende Gaswolke, die sich wie eine Atombombe entzündete. Es gab einen gewaltigen Knall wie beim Start eines Düsenjets, und ein gigantischer schwarz-violettblauer Feuerturm erhob sich 5000 Fuß in den Himmel.

Der Marinehubschrauber verbrannte auf der Stelle. Die *Global Bronco* und ihre Besatzung verschwanden in Bruchteilen von Sekunden. Das, was vom Schiff noch übrig geblieben war, wurde in einen 2000° Celsius heißen petrochemischen Blitz eingehüllt. Zwei Minuten später gab es nur noch ein weiß glühendes Stahlwrack, das im Wasser verglühte, wo eben noch ein mächtiger Tanker gewesen war. Die Flammen auf dem Schiff waren verloschen. Es gab absolut *nichts* mehr, was dort brennen konnte.

Durch reinen Zufall war Tank 2 intakt geblieben, aber das Aluminium von Tank 1 war geschmolzen und weitere 20000 Tonnen Gas waren in einem ohrenbetäubenden Feuerball explodiert. Das Gas im unteren Drittel des Tanks floss einfach ins Wasser und nährte so die 200 Meter breite Flammenfront, die

sich immer höher in den Himmel schraubte. Die Wahnsinnshitze verschlang wie ein Tornado Sauerstoff und Stickstoff und stieg kilometerweit empor.

Es war, als versuche Satan persönlich mit Gott Kontakt aufzunehmen.

Freitag, 27. April, 0800 (Ortszeit)
Büro von Admiral Arnold Morgan
Weißes Haus, Washington, D.C.

Admiral Morgan sah sich die Nachrichten auf CNN mit wachsender Unruhe an. Der Untergang eines großen US-Tankers in der Straße von Hormus, bei dem es offensichtlich keine Überlebenden gegeben hatte, war das zentrale Thema. Trotz der Tatsache, dass die Katastrophe sechs Meilen von der omanischen Küste und mindestens vierzig Meilen von Bandar Abbas entfernt stattgefunden hatte, war die Meldung über das Schicksal der *Global Bronco* sehr rasch in das Bewusstsein der Weltöffentlichkeit gedrungen. In diesem Augenblick etwa zeigte CNN Aufnahmen des brennenden Wracks und der darüber stehenden Feuersäule. Der Reporter vor Ort berichtete, dass noch ein weiterer Tank jederzeit explodieren könne und es aus diesem Grunde niemand riskiere, sich der Unglücksstelle zu nähern.

Weil sich das Schiff eindeutig auf der omanischen Seite der Wasserstraße befand, arbeiteten die Nachrichtenleute dort innerhalb einer befreundeten Nation. Die meisten Berichterstatter und Medienvertreter hatten zudem Büros und Sendeanlagen im nahe gelegenen Dubai. Zwei Hubschrauber flogen bereits über die Küstenregion, um Bilder zu schießen, konnten aber nicht zu dicht an das Wrack heranfliegen.

Die Marine des Oman hatte zwei 1450 Tonnen verdrängende

Lenkwaffen-Korvetten in das Gebiet entsendet, welche die Schiffe anderer Nationen fern halten sollten. CNN brachte Nahaufnahmen dieser beiden in Großbritannien gebauten maritimen Wachhunde. Zehn Meilen von der Unglücksstelle entfernt, kreuzten auch zwei in China gebaute Lenkwaffen-Fregatten unter iranischer Flagge.

Die Bedeutung dieser Meldung übertraf bei weitem die eingeschränkte Berichterstattung, die zu diesem Zeitpunkt darüber möglich war. Der 24-Stunden-Nachrichtensender CNN hatte bereits ins Studio zurückgeschaltet und meldete nun – fälschlicherweise –, dass die *Global Bronco* immer noch brannte. Es war aber nicht der Tanker, sondern das im Wasser freigesetzte Gas.

Dann wurde ein britischer Marineoffizier interviewt, der auf einem Patrouillenboot außerhalb von Dubai diente. Er meinte, es könne nötig sein, einen Torpedo in das Wrack zu jagen, um das verbliebene Flüssiggas zur Explosion zu bringen. Entweder das, oder man müsse den gewaltigen Tank aus der Luft bombardieren. »Man kann ihn in seinem jetzigen Zustand nicht einfach da draußen liegen lassen«, sagte er, »bis er irgendwann sinkt und die zwanzigtausend Tonnen mit sich nimmt.«

Arnold Morgan schlürfte seinen schwarzen Kaffee, hörte zu, nickte zustimmend und überlegte. »Wer zum Teufel ist Texas Global Ships, und was sagen die Leute da selbst dazu? Auf geht's, Jungs, setzt schon ein paar Reporter darauf an. Gebt mir die einzige Information, die ich will. Wie stellen sich die Reeder die Zerstörung ihres Schiffes vor? Ein Unfall? So war's wahrscheinlich – aber wenn, wie konnte das Ganze passieren? Ich hab noch nie was von derartigen Explosionen auf solchen Gasschiffen gehört. Nur einmal hat es bislang ein Feuer gegeben, in der Bucht von Tokio, vor ungefähr zwanzig Jahren.«

Er stellte den Fernseher ab, ging hinüber zu seinem Schreibtisch und murmelte: »War gut, wenn ich ein bisschen mehr

über diese Gastransporter wüsste. Müssten eigentlich optimale Sicherheitsvorrichtungen haben – oder? Kann mir nicht vorstellen, dass einer dieser verfluchten Araber es mit einem Torpedo abgeschossen hat. Oder haben die Iraner ein Minenfeld am Ausgang des Golfs gelegt? Nein, unvorstellbar. Scheint keinen Anhaltspunkt dafür zu geben. Trotzdem – ich werde Fort Meade darauf ansetzen. Ich will einfach ein bisschen mehr über die *Global Bronco* wissen.«

Dann schrie er: »Kathy!«, wie üblich ohne dabei sein kleines grünes Telefon zu benutzen, das ihn mit jedem Menschen auf dieser Welt verbunden hätte. Auch mit der Lady im Vorzimmer, dem atemberaubenden Rotschopf Kathy O'Brien, die sich schon seit drei Jahren weigerte, seine Frau zu werden – es sei denn, er würde sich endlich zur Ruhe setzen.

Die breite Holztür wurde geöffnet, und sie kam herein, schüttelte missbilligend den Kopf und bemerkte, sie verstehe es sehr gut, wenn er lieber eine Schiffslautsprecheranlage hätte, damit er gleichzeitig alle anbrüllen könne. Man sei aber nun einmal im 21. Jahrhundert und habe sich ganz allgemein an den Gebrauch von Telefonen gewöhnt. Bei Gelegenheit solle er mal in Erwägung ziehen, eines zu benutzen.

»Kann ich noch etwas Kaffee haben?«, sagte er nur grinsend und fügte dann hinzu: »Danach hätte ich da noch ein paar kleine Aufgaben für dich.«

»Ich bin nicht hier, um deinen Kleinkram zu erledigen«, sagte Kathy. »Hast du nicht was Ernsthaftes für mich?«

Die »große Nummer« lachte, wischte ihren Einwand beiseite und fragte sie, ob sie nicht die Nachrichten gesehen habe.

»Nein, aber ich habe im Radio gehört, dass gerade im Golf ein Tanker hochgegangen ist. Gleich als die Meldung kam, habe ich mir gedacht, dass das gleich ganz oben auf deiner Prioritätenliste steht.«

»Richtig, Kathy. Es ist eine hochexplosive Ecke da unten,

und wir müssen uns gegen mögliche Wahnsinnsaktionen der Leute da schützen. Also, das Schiff hat einer Reederei mit Namen Texas Global gehört. Find heraus, wo die sitzen, und verbinde mich dann mit deren Obermacker.«

»Hast du irgendeinen Anhaltspunkt, wo die sein könnten?«

»Nein. Aber versuch es über die Auskunft in der Houston-Galveston-Ecke. Es müsste da irgendwo bei den Ölhäfen in der Galveston Bay sein. Du wirst es schon rauskriegen.«

Fünf Minuten später kehrte Kathy zurück und berichtete dem Admiral, dass sie zwar die Reederei gefunden, aber bisher nur mit einem Sicherheitsbeamten gesprochen habe, weil die Büros noch nicht geöffnet seien.

»Wie heißt der Direktor?«

»Robert J. Heseltine III.«

»Ruf den Sicherheitsmenschen wieder an und sag ihm, sein Chef soll sofort im Weißen Haus anrufen. Gib ihm die Nummer der Zentrale und sag denen dort, dass sie ihn sofort durchstellen sollen, wenn er anruft.«

Kathy kehrte zuversichtlich in ihr Büro zurück. Sie wusste um die elektrisierende Wirkung eines Anrufs aus der Regierungszentrale auf die meisten ihrer Landsleute und sie lag damit auch bei der Sicherheitskraft richtig.

»Natürlich, Ma'am«, sagte er, »sofort!«

Drei Minuten und fünfzehn Sekunden später läutete das Telefon und eine tiefe Stimme mit texanischem Akzent meldete sich: »Guten Morgen. Bob Heseltine am Apparat.«

Sie stellte ihn zu Admiral Morgan durch, der ihm kurz sein Bedauern über den Verlust des Schiffes aussprach und dann fragte: »Bob, haben Sie irgendeinen Grund zu der Annahme, dass die *Global Bronco* da unten auf ein militärisches Hindernis gelaufen sein könnte… eine Mine… ein Torpedo oder so etwas in der Art?«

»Also, jeder Tankerkapitän macht sich so seine Gedanken

über den Golf, aber es ist auf der omanischen Seite immer sicher gewesen. Wir haben so gut wie nichts vom Schiff gehört. Offensichtlich hatte unser Funker nach Aussagen der britischen Marine gerade noch Zeit, zweimal Mayday zu senden, bevor der Kontakt abgebrochen ist.«

»Also, was immer auch geschehen ist, es ist verflucht schnell passiert«, stellte der Nationale Sicherheitsberater fest.

»Genau, Sir. So muss es gewesen sein.«

»Irgendeine Idee, was die Explosion verursacht haben könnte?«

»Eigentlich nicht, Admiral. Uns liegt ein Augenzeugenbericht von einem in Liberia registrierten Rohöltanker vor, der etwa zwei Meilen vor der *Bronco* fuhr. Es heißt, die vorderste Tankkuppel ist eindeutig als erste in die Luft gegangen. Dann erst die dahinter liegende.«

»Das stützt die Vermutung, dass es eine Mine war. Auf solche Dinger trifft man meist zuerst mit dem Bug auf. Ein Torpedo hätte die *Bronco* höchstwahrscheinlich mittschiffs getroffen.«

»Mag sein, Sir. Aber ich glaube dennoch nicht, dass wir in ein Minenfeld gelaufen sind. Andererseits kann ich mir allerdings auch keinen Grund vorstellen, warum die ziemlich neuen Gastanks, die fast zweihundert Meter von allen heißen Maschinenteilen entfernt sind, plötzlich auseinander brechen und explodieren sollten.«

»Genau da hakt's, Bob. Wie kann ein so massiver Behälter bersten?«

»Ich kann mir keinen logischen Grund denken, Sir. Es sei denn Sabotage. Aber ich kann mir niemand vorstellen, der ein Schiff, auf dem er sich selbst befindet, in die Luft jagen wollte. Selbstmord als Sabotagegrund kommt wohl verdammt selten infrage.«

Arnold Morgan ließ nicht locker: »Was veranlasst Erdgas ei-

gentlich, sich zu entzünden?«

»Also, es muss schon eine Flamme sein oder irgendein Funke. Dabei fängt das Gas, das aus der Flüssigkeit aufsteigt, zu brennen an. Möchte selber in drei Teufels Namen wissen, wie das Zeug aus dem Tank laufen konnte und was es explodieren hat lassen.«

»Okay, halten Sie die Ohren offen, Bob. Wenn Ihnen irgendwas faul vorkommt, lassen Sie es mich sofort wissen. Rufen Sie einfach wieder die Nummer an, die Sie bekommen haben. Man wird mich dann schon finden.«

»Gern, Sir. Und danke für das Gespräch.« Die letzten Worte kamen nicht mehr an, weil der Admiral bereits aufgelegt hatte. Bob Heseltine kannte noch nicht die Angewohnheit des Nationalen Sicherheitsberaters, sich nicht zu verabschieden, sondern den Hörer einfach aufzuknallen. Selbst wenn der Präsident am Apparat war. In letzter Zeit ganz besonders beim Präsidenten.

»Kathy!«, brüllte er. »Verbinde mich mit Fort Meade.«

Admiral David Borden nahm fast militärische Haltung an, als er jetzt erstmals einen Anruf vom mächtigen Sicherheitsberater entgegennahm: »Herr Admiral?«

»Morgen, David. Hoffe, Sie haben Ihren Laden unter Kontrolle.«

»Ich tue mein Bestes, Sir.«

»Gut. Dann erzählen Sie mir doch mal, was Sie alles über den Tanker wissen, der in der Straße von Hormus in die Luft gegangen ist.«

»Also, Sir, ich habe da erst einen vorläufigen Bericht erhalten. «

»Haben Sie? Okay, es ist jetzt bereits 0845, und der Tanker wurde kurz nach 0330 weggepustet. Wer liefert Ihnen Ihre Informationen: Satelliten oder Brieftauben?«

Admiral Borden schluckte. »Sir, ich bin gerade erst eingetroffen. «

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie nicht nur irgendwelche steinzeitlichen Kommunikationssysteme einsetzen, sondern auch noch zu spät zur Arbeit kommen?«

Es war schon eine ganze Zeit her, dass irgendjemand David Borden derart angegangen war, aber er kannte Arnold Morgans Ruf als bärbeißiger Kläffer. Er wusste auch, dass seine Bisse noch schrecklicher sein würden als sein Gebell. Das Gespräch lief eindeutig aus dem Ruder, das war klar. »Sir, geben Sie mir bitte eine halbe Stunde, damit ich mich kundig machen kann.«

»Genehmigt. Aber vergessen Sie niemals: Wann immer eine Explosion so groß wie diese in der Straße von Hormus – oder auch nur in der Nähe – stattfindet, stürzen Sie sich lieber sofort auf die Sache. Hier geht es um einen US-Tanker, der lausige sechzig Meilen von Bandar Abbas entfernt zerstört wurde. Und wir wissen von gottverfluchten iranischen Lenkwaffenschiffen, die da herumkurven. Wir haben vielleicht sogar ein Scheißminenfeld da draußen. Admiral Borden, mich geht es einen feuchten Dreck an, was Sie da treiben. Mich interessiert auch nicht, ob Sie nachts um drei in Nachthemd und Sockenschoner in Ihrem Büro aufkreuzen müssen. Aber wenn irgendetwas in der Nähe der Ajatollahs mit einem Knall hochgeht, möchte ich, dass sich Fort Meade darauf wie ein ausgehungerter Wolf auf ein Lammkotelett stürzt. Haben Sie mich verstanden, Admiral?«

»Hundertprozentig, Sir.«

»Dann setz jetzt deinen Arsch in Bewegung, Seemann, und lass deinen besten Mann rotieren. Nicht nötig, dass Sie den Reeder ausquetschen. Das habe ich schon getan, als Sie noch Ihr Scheißmüsli gefressen haben.« *Rumms!* Aufgelegt.

Admiral Borden war sichtlich erschüttert, wie schon viele vor ihm, die hier auf seinem Stuhl in Fort Meade gesessen hatten. Er war drauf und dran, eine schriftliche Beschwerde an den

Präsidenten zu schicken, in der er sich über die »unverzeihliche, despektierliche Art und Weise, in der er vom Nationalen Sicherheitsbeauftragten behandelt worden sei« auslassen wollte. Seine Wut reichte allerdings nur aus, seinen alten Freund im Weißen Haus, Außenminister Harcourt Travis, anzurufen, der daraufhin aber nur lachte: »Tut mir Leid, aber ‘ne Beschwerde wär reiner Selbstmord. Arnold Morgan würde im Ernstfall dich *und* den Präsidenten binnen einer Stunde zum Teufel schicken. Arnie ist hier nun mal die absolute Nummer eins. Leg dich nicht mal in Gedanken mit ihm an.«

Admiral Borden nahm also Abstand von einer Beschwerde. Aber er hatte vor, den ganzen Vorfall herunterzuspielen, was ihm seiner Meinung nach zu einer stillen, würdevollen Rache verhelfen sollte: dem Sieg des militärischen Intellekts über einen Betonkopf. Bei Arnold Morgan winkte solchen Vorhaben aber nur ein mäßiger Erfolg. Wenn David Borden nur gewusst hätte, wie sehr seine Karriere auf dem Spiel stand!

In diesem Moment klopfte es an der Tür des NSA-Direktors. Er rief: »Herein« und war dann alles andere als erfreut, das sorgenvolle Gesicht Lieutenant Ramshawes zu erblicken.

»Guten Morgen, Sir. Ich bin so schnell wie möglich hergekommen, nachdem ich von der Sache mit dem Tanker gehört habe. Ich habe das leider erst in den 5-Uhr-Nachrichten mitbekommen, deshalb die Verspätung. Also, ich meine, dass wir hier ernsthaft die Möglichkeit eines von den Chinesen mithilfe der Iraner gelegten Minenfeldes draußen im Golf überprüfen sollten.«

»Aber es hieß doch, der Tanker sei vor der Küste Omans explodiert, zig Meilen außerhalb der iranischen Hoheitsgewässer.«

»Ist mir bekannt, Sir. Aber es ist dennoch verdächtig. Wir wissen, dass die Chinesen tonnenweise Minen in Moskau bestellt haben, und wir wissen auch, dass sie die ohne Schwierig-

keiten in den Iran gebracht haben könnten. Wir wissen ferner, dass sie um die Straße von Hormus vier Kriegsschiffe und wahrscheinlich drei Unterseeboote postiert hatten, alle zum Minenverlegen geeignet. Mindestens für eine Nacht, möglicherweise sogar für länger, hatten sie auch die Möglichkeit dazu. Wir sollten das also nicht einfach außer Acht lassen.«

»Die Omaner können das aber offensichtlich. Kein Wort von ihnen, dass sie die Iraner in irgendeiner Form verdächtigen.«

»Liegt wohl daran, dass sie eins und eins nicht zusammenzählen können.«

»Schon möglich. Trotzdem – solange uns auch nur der leiseste Hinweis fehlt, etwa eine im Wasser gesichtete Mine, der Hauch eines Gerüchts eines unserer Informanten in Peking oder Teheran – Jimmy, ich werde ohne auch nur die Spur eines Beweises unter keinen Umständen eine Lawine lostreten.«

»Aber es gibt solche Spuren. Zunächst einmal die verdammten Minen, wahrscheinlich Hunderte davon, geliefert unter höchsten Geheimhaltungsmaßnahmen und plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Dann hatten wir einen ziemlich großen chinesischen Flottenaufmarsch im Iran. Dabei ist es dann zu diesen Nachtübungen gekommen, während denen sie verdammt leicht ein Minenfeld in der Straße von Hormus legen konnten. Ziemlich merkwürdig das alles. Sie wissen wie ich, dass man ein Minenfeld auch auf elektronischem Weg zünden kann, wenn es einem zeitlich in den Kram passt. Also, die Schlitzaugen dampfen in Richtung Golf von Bengalen davon und lassen nur zwei Minenleger zurück, die *Kangding* und die *Zigong*. Und welches sind die ersten beiden Schiffe, die man nach dem Knall draußen in der Straße sieht? Genau diese beiden Fregatten, die auf einmal unter iranischer Flagge fahren. Meiner Meinung nach waren die da draußen, um einen Teil der Minen zu aktivieren. Und jetzt kommt das Beste: Erinnern Sie sich noch an die Aufnahmen, die wir vor einigen Wochen ge-

macht haben? Die von der neu errichteten iranischen Raketenstellung weiter unten an der Küste, südlich von Kuhestak? Okay, ich habe mir den Punkt dick auf meiner Karte eingezeichnet. Die *Global Bronco* ist etwa achtundzwanzig Meilen westsüdwestlich haargenau in gerader Linie davon in die Luft gegangen.«

»Jimmy, Sie können von jedem Punkt zu einem anderen eine gerade Linie ziehen. Sie brauchen schon drei Punkte, um etwas beweisen zu können.«

»Also, Sir, zumindest die Nähe dieser Raketen sollte uns zu denken geben.«

»Nicht notwendigerweise, Jimmy. Ich fürchte, dass all diese *Tatsachen* eher Zufälle sind. Damit meine ich: Wir *wissen* nichts. Die Minen, die China erhalten hat, können genauso gut noch in Zhanjiang rumliegen. Der Ausflug in den Iran wurde wie gesagt möglicherweise nur unternommen, um die beiden Fregatten zu verkaufen. Außerdem hat die *Global Bronco* 80000 Tonnen einer der empfindlichsten Petrochemikalien der Welt transportiert. Alles Mögliche hätte die zur Explosion bringen können. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir auch nur eine einzige unbestreitbare Tatsache vorbringen könnten. Lassen wir es also darauf beruhen, Jimmy. Bis uns harte Fakten vorliegen.«

Der Lieutenant stand auf und blickte seinen Vorgesetzten offen an. »Ich habe das verdammt ungute Gefühl, dass die nächste Tatsache uns erhebliche Bauchschmerzen bereiten wird.«

Admiral Borden schüttelte verärgert den Kopf, entließ den Lieutenant und rief den Sicherheitsberater wie vereinbart zurück.

»Sir«, sagte Admiral Borden, »ich habe nicht den geringsten geheimdienstlichen Anhaltspunkt, dass irgendetwas anderes als ein dummer Zufall zur Explosion des Tankers geführt haben könnte.«

»Das bezweifle ich auch nicht, Admiral. Die Frage ist nur, ob Sie nicht Himmel und Hölle in Bewegung setzen sollten, um einen zu finden.«

»Sir, manchmal gibt es nichts zu finden.«

»Die Tatsache, dass Sie keinen Grund finden, heißt noch lange nicht, dass es auch keinen gibt.« Arnold Morgan entwickelte langsam eine Abneigung gegen den amtierenden Direktor in Fort Meade – was für diesen ein schlechtes Zeichen war. Den Sicherheitsberater des Präsidenten beschlich zudem das untrügliche Gefühl, dass David Borden gar nichts finden *wollte.* »An Ihrer Stelle wäre ich verdammt vorsichtig mit einer solchen Einstellung. Sollten Sie uns hängen lassen und wir nachher wie die Blödmänner aussehen, dann *krieg ich Sie nämlich am Arsch, kapiert?«* Klick. Telefon aufgelegt.

»Kathy!«

Wieder öffnete sich die Tür und Ms. O'Brien betrat den Raum mit einem zauberhaften Lächeln – zu zauberhaft.

»Kathy, mein Sonnenschein, ich werde dich jetzt an einem abgrundtiefen und bis heute nicht ausgesprochenen Geheimnis teilhaben lassen. Ich weiß, dass der Kerl auf dem Platz von George Morris bei der NSA ein kompletter Vollidiot ist.«

»Oh – wie deprimierend für dich.«

»Mehr, als du dir vorstellen kannst. Reservier uns heute Abend einen Tisch in Georgetown – wenn du magst. In deiner Gegenwart und der von Monsieur Pierre und einem alten Rotwein kann ich mich vielleicht wieder erholen. «

»Warum nicht?«, antwortete sie und betonte dabei ihren leicht eingefärbten Südstaaten-Akzent aus alten Tagen in Alabama fast bis ins Groteske. »Wird mir eine große Ehre sein, dich zurück in die Welt der Freuden und guten Manieren zu führen.«

Arnold beobachtete sie, wie sie hinausstöckelte, schüttelte amüsiert den Kopf und schaltete dann wieder CNN ein.

Zurück in seinem Büro, dessen Wände mit Seekarten bedeckt waren, starrte Jimmy Ramshawe auf die, welche die Irawadimündungen zeigte, die sich an der Küste Birmas, das sich jetzt Myanmar nannte, in den Golf von Bengalen ergossen. Er nahm den Telefonhörer auf und wählte die australische Botschaft an, um Jane zu erreichen, bevor sie zur Universität fuhr. »Nur eine Frage, bevor du dich absetzt. Kann ich dich heute Abend zu Hause statt wie verabredet in der Bar treffen?«

»Du meinst bei mir zu Hause?«

»Korrekt.«

»Okay, und wann?«

»Gegen sechs. Ich hab da ein kleines Problem, bei dem du mir vielleicht helfen kannst«

»Okay, bis dann also.«

Der Tag verstrich ohne weitere Katastrophen, aber auch ohne neue Erkenntnisse darüber, was mit der *Global Bronco* wirklich geschehen war. Die gewaltige Feuersäule über dem Schiff wütete so lange himmelwärts, bis das verdampfende Gas verbrannt war. Und als die Flammen endlich erloschen, hinterließen sie die Steuerbordseite des Wracks als weiß glühende Wand. Der riesige Tanker trieb hilflos im Golf, sein Bug lag unter Wasser und die Wellen spülten bis an den noch immer intakten Tankbehälter 2. Die Frage war aber nur, ob er durch das schmelzende Heck des Schiffes oder durch zerfetzte Metallteile am Bug seinen Todesstoß erhalten würde.

CNN und der Rest der Medien brachten keine neuen Meldungen. Bob Heseltine rief Admiral Morgan aus Houston an, um ihm mitzuteilen, dass Texas Global ein eigenes Untersuchungsteam nach Dubai senden würde. Er sagte auch, dass er den ganzen Tag mit seinen technischen Sicherheitsberatern konferiert habe, die der Meinung seien, der einzige Grund für die Explosion des Tankers könne nur eine Seemine oder ein

Torpedo sein.

Als Arnold Morgan den Hörer niederlegte, war er so sehr in seine Gedanken und Sorgen verstrickt, dass er tatsächlich Zeit gefunden hatte, sich von dem hilfsbereiten Texaner zu verabschieden.

Lieutenant Ramshawe verbrachte den restlichen Tag im Büro damit, sich Satellitenaufnahmen und Seekarten anzusehen. Er sprach auch mit der Nahostabteilung der CIA und suchte nach jedem nur denkbaren Hinweis, dass die Iraner den engen Seeweg, den sie aus historischen Gründen als ihren Besitz betrachteten, für den Rest der Welt blockiert hätten.

Die Fotos aus dem Weltraum zeigten die beiden chinesischen Kriegsschiffe *Hangzhou* und *Shantou* nebeneinander vertäut in Chinas neuer Marinebasis auf der Insel Hainggyi vor Birma. Sie liegt nördlich einer sechs Meilen breiten Sandbank und ist fast vollständig von Salzsümpfen umgeben. Ein kurzer Küstenstreifen im Osten der Insel befindet sich gegenüber einem überraschend tiefen Meeresgraben. Seine unterschiedlich hohen Niedrigwasserstände fallen dort niemals unter 40 Fuß.

In einem energisch vorangetriebenen Aufbauprogramm hatte China in den vergangenen Jahren einen Streifen dieser zwei Meilen langen Küstenlinie zu einem soliden Zufluchtshafen für ihre weit von den Heimatbasen entfernt operierenden Kriegsschiffe ausgebaut. Die Insel war strategisch perfekt gewählt und taktisch optimal ausgerüstet worden. Der Stützpunkt war mit langen Molen versehen und besaß die übliche Werftausrüstung, dazu Laufkräne, Ladeeinrichtungen, Tankanlagen mit 16 Großtanks und ausgedehnte Lager für Schiffsausrüster. Es war die erste voll funktionstüchtige Marinebasis, die China seit über 500 Jahren in Übersee, 4000 Seemeilen von Schanghai entfernt, besaß.

Jimmy Ramshawe gefiel das überhaupt nicht. Es war beunru-

higend, zwei chinesische Kriegsschiffe – selbst aus der großen Entfernung einer Satellitenaufnahme – dort an der Küste eines fremden Ozeans zu sehen. »Als wenn jemand einen Haufen irakischer Fregatten vor dem Opernhaus in Sydney direkt an der Hafenbrücke parkt«, knurrte er. »Völlig fehl am Platz! Ich möchte ums Verrecken wissen, was diese Schlitzaugen vorhaben. Vielleicht sollte ich mich dort mal reinschleichen, um das rauszufinden.«

Voll galligen Humors schrieb der junge Offizier in einer Kurznotiz, dass die chinesische Fregatte und der Zerstörer bei ihrem Zwischenaufenthalt für die Heimreise aufgetankt würden. Er notierte auch, dass die drei Kilo-Unterseeboote nicht in Birma waren. Vermutlich hätten sie eine südlichere Route eingeschlagen, um die Fahrt durch die Malakkastraße zu vermeiden. Dort wären sie wegen der Enge der Wasserstraße nämlich gezwungen, aufgetaucht zu fahren. »Es sieht so aus, als wollten sie aus schleierhaften Gründen nicht gesichtet werden«, schrieb er. Sicherheitshalber fügte er vor »schleierhaft« noch die Worte »bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt« hinzu.

Danach wandte er sich wieder der großen Karte der Straße von Hormus zu, die von der U.S. Navy herausgegeben und äußerst genau war. Er nahm ein langes Lineal und zog eine Linie von der neuen iranischen Raketenstellung bei 26.23 N, 57.05 E bis zur Unglücksstelle bei 26.18 N, 56.38 E. Nach seinen Berechnungen war der Tanker bei einer Wassertiefe von 360 Fuß und 28,50 Meilen von den Raketen entfernt explodiert.

Vom Ort der Explosion aus gesehen, blieben die Gewässer westlich davon bis hin zur omanischen Küste sehr tief. Östlich davon stieg der Meeresboden kontinuierlich an, und zwar 30 bis 40 Fuß alle paar Meilen. Gedankenverloren murmelte er vor sich hin: »Wenn da draußen tatsächlich ein Minenfeld ist, haben die Unterseeboote es im tiefen Wasser auf der omani-

schen Seite gelegt und die Überwasserschiffe dort, wo es flacher wird.«

Sein Dienst endete offiziell um 16 Uhr. Er war zwar schon seit morgens vor 6 Uhr im Büro, aber um 17 Uhr war er immer noch da. Er rang mit einem Entschluss. Es wäre ein drastischer Schritt, ein Schritt, der leicht das Ende seiner Karriere bedeuten könnte. Aber er würde ihn dennoch tun.

Jimmy Ramshawe faltete die Seekarte zusammen und nahm sie mit sich, als er sein Büro verließ. Wenige Minuten später jagte er den Jaguar über die Stadtautobahn zur australischen Botschaft an der Massachusetts Avenue. Der Verkehr war wie immer um diese Zeit chaotisch. Kurz vor 18 Uhr fuhr er durch die Tore der Botschaft. Jane Peacock und ihre Mutter unterhielten sich gerade auf dem Parkplatz. Die drei verbrachten noch einige Minuten damit, um über das herrliche Frühlingswetter und die aufbrechende Blütenpracht zu plaudern, bevor Jane und Jimmy sich in die Privaträume des Gebäudes zurückzogen.

Sie sorgte für Tee, dann setzte sie sich neben ihn und forderte ihn auf, die Katze aus dem Sack zu lassen. »Erzähl schon, Jimmy, was ist los?«

»Na, ja. Die Sache ist die: Ich will mit dem Sicherheitsberater des Präsidenten sprechen. Mit Admiral Arnold Morgan.«

»Du brauchst mir nicht erst seinen Namen zu sagen, mein Lieber. Jeder kennt den.«

»Schon, aber nicht jeder will ihn über seine Privatnummer erreichen.«

»Hast du die denn?«

»Nein – um ehrlich zu sein.«

»Okay, und wo willst du sie herkriegen?«

»Du wirst sie mir besorgen.«

»Ich?«

»Genau – du! Also, ich muss mich dabei über alle meine Dienstvorgesetzten hinwegsetzen, einschließlich des amtieren-

den Direktors. Wenn irgendjemand das spitzkriegt, kann ich wahrscheinlich meine Karriere bei der Marine an den Nagel hängen.«

»Wow! Und um was geht's?«

»Also, ich hab mir überlegt, dass ich den Namen in Rikscha wechsle und chinesischer Spion werde.« Jane lachte zu Jimmys Freude. Er hatte sich den Joke schon vorher ausgedacht, aber es ging doch nichts über einen Test vor Livepublikum.

»Jimmy, ehrlich, wozu das Ganze? Und wie soll ich für dich die Geheimnummer herausfinden? Vermutlich kennt die nicht mal der Präsident der Vereinigten Staaten.«

»Ach was, so geheim ist die auch wieder nicht. Die Telefonzentrale hier in der Botschaft könnte sie bestimmt rausfinden. Zumindest würde das Weiße Haus sie durchstellen.«

»Du möchtest, dass ich mir Daddys Namen zunutze mache?«

»Nein. Ich werde selbst sprechen. Aber der Anruf muss von hier aus stattfinden. Dann können die im Weißen Haus über die Dienstleitung deines Vaters, deren Nummer sie bestimmt gespeichert haben, zurückrufen. Die haben doch zu allen wichtigen Botschaften eine Direktverbindung. Mit dem Trick werde ich dann also zum Admiral durchgestellt.«

»Okay, könnte klappen. Scheint auch sonst keinem schaden zu können. Der Einzige, der in Schwierigkeiten geraten könnte, bist du. Ich hoffe, du hast ihm etwas verdammt Wichtiges mitzuteilen. Der Admiral kann dem Vernehmen nach leicht zur Bestie werden.«

»Ich weiß, ich weiß. Mein Vater ist ihm ein paar Mal begegnet, als er noch in der Marine war.«

»Auf jeden Fall hast du dir einen günstigen Abend ausgesucht. Meine Eltern sind beide weg.«

»Weiß ich doch. Hast du mir schon am Telefon erzählt. Empfang in der britischen Botschaft, richtig?«

»Ja. Sie werden gegen sieben gehen.«

»Gut. Ich wollte nämlich so gegen acht anrufen. Weil der Sicherheitsberater dann bestimmt Zeit hat, wo immer er auch gerade steckt. Hoffentlich zu Hause. Ich möchte meinen Sermon nicht mehrmals wiederholen müssen, was sicher der Fall wäre, wenn ich ihn nicht gleich an die Strippe kriege.«

»Darf ich endlich erfahren, warum du ihn so dringend sprechen willst?«

»Ungern. Aber da ich den Anruf ohne dich ja sowieso nicht machen kann, muss ich dich wohl einweihen, Janie. Ich glaube, die Chinesen haben mit iranischer Hilfe ein Minenfeld über die Straße von Hormus gelegt. Der Tanker, der heute früh dort in die Luft gegangen ist – das war kein Unfall. Und ich bin mir sicher, es könnten verdammt leicht noch mehr werden, denen das Gleiche passiert.«

»Mensch, Jimmy, natürlich hab ich von der Sache gehört. Aber – warum kümmert Fort Meade sich nicht darum?«

»Weil Admiral Borden, mein Chef, nicht an die Geschichte glaubt. Er will nichts unternehmen, bevor er nicht endgültige Beweise hat.«

»Gut, und warum bist du dir so verdammt sicher, dass Admiral Morgan dir eher glauben wird als Admiral Borden?«

»Ist nur so ein Gefühl im Bauch. Mehr nicht.«

»Kann dich ziemlich teuer zu stehen kommen – dein Gefühl im Bauch. Wenn du falsch liegst und er etwa zu Borden geht, um ihm zu sagen, er hätte da einen totalen Spinner an Bord.«

»Ich weiß, ich weiß. Klingt nach Selbstmord. Aber ich glaube nicht, dass er's tun wird.«

»Na gut. Gehen wir aber erst mal in Daddys Arbeitszimmer, um uns die Nachrichten anzugucken. Vielleicht sind ja schon andere Schiffe explodiert. Danach kannst du meinetwegen deine Karriere in die Luft jagen. Möchtest du noch etwas Tee?«

Die nächsten eineinhalb Stunden vergingen sehr rasch. Botschafter John Peacock schaute zu einem kleinen Schwätzchen

vorbei und ging dann seine Frau suchen. Punkt acht setzte sich Lieutenant Ramshawe schließlich hinter den schweren Schreibtisch, nahm den tiefblauen Telefonhörer auf und wählte die Zentrale des Weißen Hauses. Ohne seinen Aussie-Dialekt zu verschleiern, sagte er: »Guten Abend. Ich rufe vom Büro des australischen Botschafters an und bitte, sofort mit Admiral Morgan verbunden zu werden. Sie wollen sicher die Nummer überprüfen; ich bitte Sie daher, mich direkt zurückzurufen. «

»Ja, Sir. Wir checken die Nummer und melden uns gleich.«

Dreißig Sekunden später klingelte das Telefon. »Ist dort das Büro von Botschafter Peacock?«

»Korrekt.«

»Sir, leider ist der Nationale Sicherheitsberater momentan nicht in seinem Büro. Wenn es um eine dringende Angelegenheit geht, könnten wir ihn aber ausfindig machen.«

»Bitte tun Sie das.«

»Bleiben Sie bitte am Apparat…«

Drei Minuten vergingen, hauptsächlich weil Pierre, der Oberkellner vom Le Bec Fin, um Geduld bat, bis er die Verbindung in die separate Nische, in der Admiral Morgan und Kathy saßen, hergestellt hatte. Es war nicht das erste Mal, dass er das tun musste. Er stellte das Telefon neben die Flasche 1995er Château Beycheville, die noch unberührt auf der Mitte des Tisches atmete.

Arnold Morgan dankte ihm und nahm den Hörer auf: »Morgan. Was gibt's?« Seine Manieren am Telefon würden sich nie ändern, aber Kathy amüsierte sich immer noch darüber.

»Einen Moment, Sir. Ich verbinde Sie mit dem australischen Botschafter.«

»Sir? Spreche ich mit Admiral Morgan?«

»Leibhaftig, Botschafter Peacock. Ich hoffe, es handelt sich um etwas verdammt Wichtiges? Ich sitze nämlich gerade beim Abendessen.«

»Sir, ich bin nicht Botschafter Peacock. Ich bin Lieutenant Jimmy Ramshawe und arbeite für die Observierungsabteilung in Fort Meade. Ich rufe Sie unter Umständen an, die Sie als unehrenhaft bezeichnen mögen.«

Admiral Morgan riss erstaunt die Augen auf. »Ein Schwindelanruf von einem Aussie, kurz bevor mir ein kleiner Teller mit gegrillten Garnelen gebracht wird. Herr im Himmel, wie weit sind wir gekommen!«

»Sir, es ist wichtig!«

»Sollte es auch sein! Sie haben sich nämlich gerade eine Menge Probleme eingehandelt, weil Sie mein gottverdammtes Essen gestört haben. Wie, sagten Sie, war der Name? Jimmy Ramshawe?«

»Ja, Sir, Observierungsabteilung.«

»Okay, Jimmy. Legen Sie los. Und fassen Sie sich kurz. Einen Augenblick noch… Kathy, sag Pierre, er soll mit den Garnelen noch fünf Minuten warten, und schenk mir bitte ein Glas von dem Bordeaux ein. Ich habe das Gefühl, ich kann ihn gleich gebrauchen… Also, legen Sie los, Jimmy.«

»Sir, wie weit sind Sie in Sachen *Global Bronco* auf dem neuesten Stand?«

»Nun, ich habe seit mindestens vier Stunden nicht mehr mit dem Reeder gesprochen.«

»Nun ja, ich bin jedenfalls in Fort Meade derjenige, der all die Seeminen, die die Chinesen vor drei Monaten in Moskau gekauft haben, aufgespürt hat. Oder es zumindest versucht hat.«

Beim Sicherheitsberater schrillten alle Alarmsignale gleichzeitig los. Doch äußerlich blieb er ganz ruhig: »Aha.«

»Nun, Sir, die Chinesen haben sie unter allerstrengster Geheimhaltung transportiert. Dann hatten wir da diesen kleinen Konvoi von Überwassereinheiten, drei Fregatten und ein Sowremenny-Zerstörer, auf einer ganz besonderen Mission vom

Südchinesischen Meer in den Iran. Schließlich habe ich auch noch drei Kilo-Unterseeboote auf ihrem Weg in das Arabische Meer entdeckt. Sie haben in Chah Bahar angelegt. Alle sieben Schiffe sind, wie Ihnen bekannt sein dürfte, in der Lage, Minen zu legen. Als Nächstes gab es Nachtübungen zusammen mit den Iranern. Wir haben zwar nur sehr wenig entdecken können, aber sie waren auf jeden Fall die ganze Nacht da draußen, unmittelbar vor der omanischen Küste. Dann haben wir eine Verlegung ihrer Sunburn-Raketen in den südöstlichen Küstenbereich beobachtet – und plötzlich, zwei Wochen später, explodiert der Riesentanker. Keine dreißig Meilen von der Raketenabschussbasis entfernt. Und was ist das Erste, was wir dann sehen? Zwei der chinesischen Fregatten, jetzt unter iranischer Flagge, gerade mal fünf Meilen vom Explosionsort entfernt.«

Admiral Morgan hörte ihm mit äußerster Spannung zu.

»Sir, ich glaube, die waren da draußen, um die Minen zu aktivieren. Meiner Meinung nach ist da noch ein großes Minenfeld, wahrscheinlich direkt vor der omanischen Küste an einem Ort, der Ra's Quabr al Hindi heißt, sozusagen direkt gegenüber dem Iran. Nun, ich finde, man sollte dem nachgehen.«

»Ich darf doch wohl davon ausgehen, dass Sie das alles bereits Admiral Borden gemeldet haben?«

»Natürlich, Sir. Aber er wollte leider nichts davon wissen. Verlangt nach Beweisen. Nun, ich habe keine handfesten Beweise – aber genug Hinweise, die ein verdammt wachsames Hinschauen erfordern.«

Admiral Morgan überlegte sorgfältig. Dann sagte er: »Ich nehme an, Sie haben sich die Konsequenzen Ihres Anrufs hier gut überlegt? Verletzung des regulären Dienstweges?«

»Ja, Sir.«

»Aber Sie waren bereit, das Risiko auf jeden Fall einzugehen?«

»Ja, Sir.«

»Also, ich werde jetzt sehr förmlich mit Ihnen verfahren. Lieutenant Ramshawe, es ist absolut nicht in Ordnung, dass Sie diesen Schritt unternommen haben. Sie müssen nach Fort Meade zurückkehren und die ganze Sache Admiral Borden auf den Tisch legen. Es ist unabdingbar, dass wir unsere regulären Informationskanäle benutzen. Weder die Marine noch der Geheimdienst können sich diese Art undisziplinierten und unorthodoxen Verhaltens erlauben. Ich bitte Sie verbindlich, dass etwas Derartiges nicht wieder vorkommt.«

Darauflegte er den Telefonhörer nieder. »Kathy«, sagte er, »das war ein verdammt interessanter Anruf. Er hat mir bestätigt, was ich unglücklicherweise schon vermutet hatte: dass der Mann, der auf George Morris' Stuhl sitzt, ein riesengroßes Arschloch ist.«

In der australischen Botschaft war Jimmy Ramshawe inzwischen leicht verstört. »Er hat allem, was ich zu sagen hatte, aufmerksam zugehört«, erzählte er Jane, »aber dann hat er mir einen Tiefschlag verpasst, weil ich nicht den Weg über Borden gegangen bin. Verdammt, ich habe ihn doch nur angerufen, weil ich den Dienstweg über Admiral Borden nicht gehen *konnte.«*

»Also, ich glaube, er hat das verstanden«, sagte Jane. »Selbst ich hab das verstanden, dabei hab ich nur die Hälfte des Gesprächs mitbekommen.«

»Schon gut. Aber ich sitze trotzdem in der Zwickmühle. Wenn Admiral Morgan mir glaubt, ruft er wahrscheinlich den Direktor an und benutzt meine Informationen, indem er sich auf mich beruft, um ihm die Hölle heiß zu machen. Wenn er mir aber nicht glaubt, ruft er auf jeden Fall an und empfiehlt meine Entfernung von jeglicher Vertrauensposition. Der alte Bastard hat mir nicht die geringste Gelegenheit gegeben, ihn

darum zu bitten, das Ganze vertraulich zu behandeln.«

»Jimmy, Admiral Morgan hat seine gegenwärtige Stellung nicht erreicht, weil er ein Dummkopf ist. Ich bin mir sicher, dass er die Situation sofort richtig verstanden hat und dir sehr dankbar für deinen Anruf sein wird. Er schätzt das, was du getan hast, und wird dich auf keinen Fall hängen lassen.«

»O Mann, ich hoffe du liegst richtig. Jetzt gehen wir am besten erst mal was essen.«

Jimmy und Jane dinierten weder so nobel wie Arnold Morgan und Kathy O'Brien noch in so einem edlen Ambiente wie dem Le Bec Fin. Aber sie saßen gar nicht so weit von ihnen entfernt in einer Bar in Georgetown. Dort aßen sie einige Cheeseburger, die sie mit Budweiser runterspülten, statt gegrillte Garnelen und Kalbfleisch Marsala zu Château Beycheville zu genießen. Der Lieutenant hatte seinen Dienst um sechs Uhr morgens anzutreten, also brachte er Jane kurz vor Mitternacht nach Hause. Danach fuhr er zurück zu seiner Wohnung im Watergate-Komplex, der keine drei Kilometer von der australischen Botschaft entfernt lag. Dort kickte er seine Schuhe in die Ecke, setzte den Wasserkessel auf, und checkte den Anrufbeantworter (keine Nachrichten) und stellte dann im Fernseher automatisch CNN ein, während er vor sich hin grummelte: »Besser mal sehen, ob irgendjemand einem anderen zwischenzeitlich den Krieg erklärt hat.«

Hatte aber niemand. Er empfand die Nachrichten als eher unwesentlich und ermüdend: Gesundheitsvorsorge, Scheidung eines zweitklassigen Popstars, Hungersnot in Afrika, All-Star-Baseballspieler an Drogen gestorben. *Bla-bla-bla,* knurrte Jimmy, *diese Typen sollten die vier apokalyptischen Reiter der Medienwelt genannt werden: Eroberung, Völkermord, Hunger und Tod. Insbesondere der Tod, auf einem bleichen Schimmel. Das ist alles, woran sie denken können, verdammt noch mal.*

Er blieb, schon halbwegs auf dem Weg zur Küche, abrupt

stehen, als er im Hintergrund eine weitere Meldung des Nachrichtensprechers hörte: *»Aus dem Persischen Golf erreichen uns Meldungen über eine größere Ölverschmutzung. Ein sehr großer Rohöltanker treibt zur Zeit mit Schlagseite vor der Küste des Oman, offensichtlich mit einem beschädigten Bug. Aus Schifffahrtskreisen in Dubai wird berichtet, dass das Öl aus den vorderen Tankbehältern ausläuft.«*

»Verdammte Scheiße!« Jimmy spurtete zurück ins Wohnzimmer, aber die Meldung war schon durch. Es wurde jetzt etwas über die bevorstehende Reise des Präsidenten nach Indien gebracht. Ramshawe griff zum Telefon, wählte Fort Meade und ließ sich direkt mit Lieutenant Ray Carpenter verbinden: »Hast du irgendwas über ein Tankerleck im Persischen Golf mitbekommen?«

»Mensch, Jimmy, denkst du, wir sind hier bei Greenpeace? Nichts bis jetzt.« Trotz allem musste Lieutenant Ramshawe lachen. Dann rief er im CNN-Hauptquartier in Atlanta an und fragte dort nach, ob ein genauer Standort des Unglückstankers bekannt sei. Er stellte sich als Direktor von Texas Gas Transport vor und erzählte, er habe Angst, es könne sich um eines seiner Schiffe handeln. Als Gegenleistung versprach er, den Sender auf dem Laufenden zu halten, wenn es denn so wäre.

Die Auslandsredaktion von CNN konnte ihm nicht weiterhelfen, empfahl ihm aber, ihren Korrespondenten in Dubai anzurufen. Inzwischen sei es dort im Nahen Osten ja schon neun Uhr morgens. Er bedankte sich überschwänglich, wählte die Nummer in Dubai und sprach schließlich mit dem Reporter David Alidai.

»Tut mir Leid, Kumpel. Ich habe gerade mit der Presseabteilung der omanischen Marine gesprochen. Der Einzige, der dort zu erreichen war, war jemand namens Hassam, aber der konnte mir nichts Genaues sagen. Ich glaube aber, der stellt sich nur dumm, bis genau bekannt ist, wie groß der Schaden für die

Umwelt tatsächlich ist. Aber wenn euch das Schiff wirklich gehört, wird er vielleicht etwas mehr rausrücken. Ich gebe Ihnen mal seine Nummer. Viel Glück.«

Jimmy wählte Oman an und wurde dann zu dem kurz zuvor erwähnten Hassam durchgestellt. »Es tut mir außerordentlich Leid. Ich kann Ihnen nichts sagen. Wir wissen selbst bisher sehr wenig.«

»Hören Sie, Mr. Hassam, es könnte sich sehr gut um eines unserer Schiffe handeln. Wir hatten genau in der Ecke dort einen Supertanker laufen. Ich frage Sie doch nur nach der Position. Ich bin mir sicher, dass Sie mir die geben können. Bitte versuchen Sie es, anderenfalls muss ich mit dem Admiral sprechen.«

Jimmy hatte zwar keine Vorstellung, mit welchem Admiral er eigentlich sprechen wollte, und Hassam schien auch nicht sonderlich beeindruckt zu sein, denn er ließ ihn fünf Minuten warten. Dann kehrte er zum Telefon zurück und erklärte: »Mr. Haig, das beschädigte Schiff befindet sich auf der Position sechsundzwanzig Grad neunzehn Minuten nördlicher Breite und sechsundfünfzig Grad neunundvierzig Minuten östlicher Länge. Die Wassertiefe dort beträgt zweihundertfünfzig Fuß.«

»Mr. Hassam, ich bin Ihnen zutiefst verbunden. Sieht jetzt allerdings so aus, als ob das doch nicht unser Tanker ist. Dafür ist er zu weit südlich. Wissen Sie denn, ob es noch andere Schiffe in der Region gibt?«

»Nun, wir haben zwei Qahir-Korvetten da draußen, die für Ordnung sorgen sollen. Die Straße ist zur Zeit sehr befahren. Alle Tanker werden gegenwärtig gestoppt. Ich glaub, da sind auch noch zwei iranische Fregatten draußen. Aber mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

Jimmy legte auf, sprintete aus dem Apartment und fuhr mit dem Fahrstuhl in die Parkgarage. Er öffnete seinen Jaguar und holte die Seekarte heraus, die er im ledernen Seitenfach der

Wagentür zurückgelassen hatte. Er verriegelte das Auto wieder und hetzte zurück zum Aufzug, der glücklicherweise noch nicht wieder nach oben gefahren war.

In der Wohnung breitete er die Karte auf dem Esstisch aus, suchte nach einem Lineal und maß Abstände. Der getroffene Großtanker war etwa siebzehn Meilen von der Raketenstellung entfernt – und nur 12. Meilen von der Unglücksstelle der *Global Bronco.* Und der neue Ort lag in etwa genau auf der Linie, welche die iranische Raketenstellung mit dem explodierten Tanker vom Vortag verband. »Jesus, Maria und Josef«, zischte Jimmy, »die Höllenhunde haben die Straße vermint, und ich verwette meinen Kopf darauf, dass der Großtanker mit dem Bug auf eine Mine gelaufen ist.«

Er zog den Zettel mit der Telefonnummer des Weißen Hauses aus der Jackentasche, blickte zur Uhr und stellte fest, dass es jetzt Viertel vor eins war. »Okay, ich habe es zwar nicht geschafft, vor fünf Stunden gefeuert zu werden, aber ich bin mir verflucht sicher, es jetzt zu schaffen. « Und dann wählte er die Telefonzentrale des Weißen Hauses an. Als man sich dort meldete, sagte er: »Hier spricht Lieutenant Ramshawe, Chief Surveillance Officer für den Nahen und Fernen Osten der National Security Agency, Fort Meade. Ich muss Admiral Arnold Morgan in einer Angelegenheit höchster Dringlichkeit sprechen. Er wird den Anruf annehmen. Bitte stellen Sie mich durch.«

Zum zweiten Mal an diesem Abend stöberte die Telefonzentrale des Weißen Hauses den gefürchteten Sicherheitsberater auf. Er und Kathy waren zu Hause und nippten gerade ein Glas ihres bevorzugten Sauternes, eines eher süßen, samtenen 1995er Dessertweines von der Gironde, bevor sie zu Bett gehen wollten. Das Telefon klingelte. »Sir, Telefonzentrale des Weißen Hauses. Wir haben einen Lieutenant Jimmy Ramshawe in der Leitung. Sollen wir verbinden?«

Admiral Morgan zog die Augenbrauen himmelwärts, aber er

nahm das Gespräch an. »Jimmy«, schnarrte er, »ich hoffe, Sie haben eine verdammt wichtige Geschichte auf Lager!«

»Sir, ein zweiter Großtanker ist in der Straße von Hormus erledigt worden. Ich habe die Meldung auf CNN mitbekommen. Darauf habe ich in Dubai angerufen, dann bei der omanischen Marine, und habe dort die genaue Position des Schiffes erhalten. Es ist achtzehn Meilen von der Raketenstellung, die ich erwähnt habe, entfernt und zwölf Meilen von der *Global Bronco.* Aber noch wichtiger: Die Position liegt auf einer millimetergeraden Linie, die die beiden Schiffe und die Raketenbasis verbindet. Die Wahrscheinlichkeit, dass das ein Zufall ist, steht eins zu einer Fantastillion. Die haben die Straße vermint, Sir. Da bin ich mir inzwischen absolut sicher.«

Arnold Morgan sog die Luft zwischen den Zähnen ein. Die Gedanken rasten ihm durch den Kopf. »Jimmy, wo sind Sie jetzt?«

»In meinem Apartment. Im Watergate.«

»Tatsächlich? Ich kannte mal einen australischen Admiral, der dort gewohnt hat. Irgendwie verwandt?«

»Mein Vater, Sir. War vor einigen Jahren hier Marineattache.«

»Zum Teufel, die Sache wird ja immer komplizierter! Ihr Vater und ich haben uns ein paar Mal getroffen. Lebt jetzt in New York, oder? Und arbeitet für Quantas?«

»Das ist er, Sir.«

»Okay, hören Sie zu. Ich möchte, dass Sie in zwanzig Minuten in meinem Büro im Weißen Haus sind. Ich mache mich auch sofort auf den Weg. Am Eingang der West Executive Avenue wird eine Eskorte auf Sie warten. Sie wissen, wo das ist?«

»Ja, Sir.«

»Und, Jimmy, sprechen Sie mit niemandem! Nicht ein einziges Wort. Kein Telefonat. Das ist mehr als wichtig. Glauben

Sie mir.«

»Ja, Sir.«

»Bringen Sie auf jeden Fall Ihre Seekarte mit.«

»Ja, Sir.«

Arnold Morgan stand auf und ging zum Telefon am oberen Treppenabsatz in Kathys geräumigem Chevy-Chase-Haus. Er gab bellend Instruktionen an den Sicherheitsdienst durch, um die Eskorte für Lieutenant Ramshawe zu organisieren. Dann gab er Kathy einen Gutenachtkuss, zog seinen Mantel an und ging nach draußen, wo schon zwei Mitarbeiter mit seinem Wagen warteten. »Direkt in die Firma, Sir?«

»Sie sagen es.«

Es war fast ein Uhr, als die schwarze Dienstlimousine des Weißen Hauses über die Taft Avenue Bridge jagte, um dann etwas gemäßigter die Connecticut Avenue hinunterzufahren. Es regnete, und in der Stadt war es ruhig. Sie kreuzten den Du-Pont Circle, fuhren zur 17. Straße und bogen schließlich in die West Executive Avenue ein. Dort sahen sie schon einen Jaguar, der durch den Eingang zum Westflügel des Weißen Hauses gewinkt wurde.

Admiral Morgan traf Lieutenant Ramshawe außerhalb der Tür, während vier Sicherheitsbeamte sich um die Papiere des Besuchers kümmerten und seinen Wagen einparkten. Der Admiral reichte ihm die Hand, grinste und sagte: »Hallo, Lieutenant. Ich bin Arnold Morgan.«

Jimmy Ramshawe hatte schon einige wichtige Leute in seinem Leben getroffen, aber das hier war etwas ganz anderes. Der Admiral strahlte förmlich Macht aus. Er war zwar ein ganzes Stück kleiner als Jimmy, aber sein Blick war todernst, die Augen strahlend blau und der Händedruck fest. Der dunkelgraue Anzug des Admirals war offensichtlich irgendwo im Himmel geschneidert worden, und die schwarzen Schnürschu-

he glänzten richtig. Die perfekt gebundene Krawatte war die der Marineakademie in Annapolis, in Reminiszenz an einen Ort, den Arnold Morgan niemals vergessen hatte und niemals vergessen würde. Jimmy Ramshawe fühlte sich neben ihm wie ein kleiner Junge.

Als Antwort auf die knappe, aber herzliche Begrüßung des Admirals brachte er gerade mal ein schüchternes »Sir!« hervor. Er hatte all seinen Mut und seine Tapferkeit für diese Nacht bereits in den zwei vorschriftswidrigen Telefonaten mit der rechten Hand des Präsidenten der Vereinigten Staaten verbraucht.

»Folgen Sie mir«, sagte der Admiral zu jedem, der sich angesprochen fühlen mochte. Das schloss die zwei Sicherheitsbeamten ein, die ständig um ihn waren, vier Mitarbeiter des Weißen Hauses und Jimmy. In Kiellinie folgten sie der Heckwelle des Admirals, der den Teppich entlangstampfte, Kinn nach vorn, Schultern nach hinten, Brust raus. Wenn plötzlich eine solide Wand vor ihm aufgetaucht wäre, würde er sie durchbrechen wie eine Figur aus einem Disney-Zeichentrickfilm und allein die Umrisse seiner Silhouette hinterlassen.

An der großen Holztür zu seinem Büro hielt er an und gab klare Kommandos: »Sorgen Sie dafür, dass eine fähige Sekretärin den Arbeitsplatz von Mrs. O'Brien besetzt, sofort. Sorgen Sie dafür, dass uns Kaffee gebracht wird. Sind Sie hungrig, Jimmy?«

»Ja, Sir.«

»Hähnchen-Sandwiches für den Lieutenant. Und sorgen Sie dafür, dass jemand die ganze Zeit mein Telefon im Auge behält. Darüber hinaus beziehen meine regulären Sicherheitskräfte hier Position und sorgen dafür, dass der ›heiße Draht‹ zum Präsidenten alarmbereit ist. Kann sein, dass ich ihn dringend sprechen muss.«

Alle Anwesenden nickten.

Admiral Morgan blickte entschlossen drein. Er wandte sich an einen seiner Sicherheitsleute und bellte: »Keine Scheiße bauen, klar, Bobby?« Bobby nahm Habachtstellung ein. »Keine Scheiße, Sir.« Es war offenbar eine oft praktizierte Routine, und alle lachten.

»Okay, meine Herren, das war's. Lieutenant, an die Arbeit. Und sorgt dafür, dass die sich mit dem Kaffee beeilen, damit wir nicht einschlafen.«

Im Büro breitete Jimmy seine Karte auf dem großen Schreibtisch des Admirals aus. Arnold Morgan bekam einen starren Blick, als ihm die Positionen gezeigt wurden: die Raketen, die *Global Bronco* und der angeschlagene Großtanker, der gerade Rohöl in die Wasserstraße verlor. »Okay, Lieutenant, alles der Reihe nach. Ich möchte zunächst wissen, was der Kapitän des Schiffes wirklich gesehen hat. Also, wenn sie tatsächlich auf eine Mine gelaufen sind… Was war das dann, eine russische PLT-3-Kontaktmine?«

»Die hatten die Chinesen bestellt, Sir. Deshalb nehme ich das auch an.«

»Ich auch. Gut, diese Minen explodieren mit einer ziemlichen Wucht. Der Kapitän muss etwas gehört haben. «

»Dem stimme ich zu, Sir. Aber der Typ in der Informationsabteilung der Omaner hat nichts rausgelassen. Es hat mich schon viel Überredungskunst gekostet, die Position des Schiffes aus ihm rauszukitzeln.«

»Wenn das so ist, werde ich wohl jemandem einen Tritt in den Hintern versetzen müssen. Aber kräftig! Kennen wir schon den Namen oder die Nationalität des Schiffes?«

»Nein, Sir.«

»Okay. Ich glaube, die Nachrichtenleute werden das bald rauskriegen. In der Zwischenzeit werde ich die Royal Navy in London veranlassen, unsere Aufgaben zu übernehmen. Die Briten haben einen guten Draht zu den Omanern, schon seit

Jahren. Fast jedes Kriegsschiff, das die haben, ist von den Briten.« Er nahm den Telefonhörer auf und befahl seiner Ersatzsekretärin: »Stellen Sie eine Verbindung zu Admiral Sir Richard Birley in Northwood, England, her. Die Nummer steht in dem dicken blauen Buch, oberste Schublade rechts. Er wird zu Hause, ganz in der Nähe der Marinebasis, zu erreichen sein. Er ist Chef der Königlichen Unterseeboot-Flotte.«

Weniger als zwei Minuten später war der alte Bekannte Morgans am Telefon. Die zwei tauschten Grüße aus, und dann stimmte der englische Unterseeboot-Kommandeur sofort zu, bei den Omanern nachzuhaken, was da unten genau vor sich gegangen war, wem das Schiff gehört hatte und was der Kapitän dazu zu sagen hätte. »Ich ruf dich spätestens in einer Stunde zurück, Arnie. Ach übrigens, darf man wissen, warum du die Sache so dringlich behandelst? «

»Im Augenblick noch nicht.«

»Tja, in den Gewässern dort unten muss man immer mit was rechnen, stimmt's?«

»Du sagst es. Wir sprechen später noch mal, Dick.«

Der Admiral wandte sich wieder Jimmy Ramshawe zu und sagte ruhig: »Lieutenant, ich möchte, dass Sie mir jetzt sehr aufmerksam zuhören. Nur zwei Menschen im ganzen Land glauben momentan, dass die Iraner und Chinesen ein Minenfeld über die Straße von Hormus gelegt haben. Das sind Sie und ich. Aber wir können uns irren. Obwohl ich das nicht glaube. Die gerade Linie auf der Karte ist zu deutlich, um nur Zufall zu sein, und ich würde mich auch nicht wundern, wenn in den nächsten Stunden noch ein Schiff hochgeht. Doch eines bitte ich Sie zu begreifen. Wenn es tatsächlich so sein sollte, werden wir eine riesengroße, weltweite Ölkrise aussitzen müssen. Der Golf muss dann dichtgemacht werden, damit wir dort aufräumen können und die Zufahrtswege wieder freikriegen. Das kann Wochen dauern. Die Ölpreise werden inzwischen ins

Astronomische steigen. Die gesamte Weltwirtschaft wird Amok laufen. Japan könnte ganz zusammenbrechen. Der Preis für Benzin würde' hier bei uns wahrscheinlich ins Unermessliche steigen. Ich versuche deshalb im Augenblick zuerst mal, eine landesweite Panik zu verhindern – falls das überhaupt möglich ist.«

»Ja, Sir.«

Die Hähnchen-Sandwiches wurden auf einer riesigen Platte hereingereicht. Jimmy Ramshawe nahm sie in Angriff, und auch der Admiral gönnte sich eins, während sie auf den Rückruf des britischen Admirals warteten.

Der meldete sich noch vor zwei Uhr nachts wieder. »Arnold, bei dem Schiff handelt es sich um einen Griechen, der in Liberia registriert ist. Gerade mal zwei Jahre alt. Es ist ein riesiger 300000-Tonnen-Tanker. Voll gepumpt mit saudischem Rohöl. Der Kapitän und die Mannschaft sind noch an Bord. Das Schiff sinkt zwar nicht, aber der Bug hat sich bereits um zehn Grad gesenkt. Augenblicklich verliert es 70000 Kubikmeter Öl aus den vorderen Tanks.«

»Irgendein Kommentar vom Kapitän?«

»Ja, er hat der omanischen Küstenwache mitgeteilt, dass es aus unbekannter Ursache eine ziemliche Explosion gegeben hat, ganz vorn am Bug. Sie hat einen der fünf Tankbehälter komplett zerstört.«

»Hat das Schiff eine doppelte Außenhaut, Dick?«

»Oh ja doch. Sehr massiv gebaut, auf der Daewoo-Werft in Südkorea. Lauter Einzelschotten durch den ganzen Laderaum. Gilt als praktisch unsinkbar. Ich nehme an, du weißt, dass der Tanker nur zwölf Meilen von der *Global Bronco* entfernt ist, die gestern hochgegangen ist.«

»Und ob, wir wissen das, und momentan kann ich dazu nur sagen, Sir Richard, alter Kumpel: Das ist gar nicht gut!«

»Diese ganze Angelegenheit, Admiral Arnie, altes Haus,

scheint sich ja zutiefst widerwärtig zu entwickeln.«

KAPITEL DREI

28. April
Weißes Haus, Washington, D.C.

Nachdem Lieutenant Ramshawe zu absolutem Stillschweigen verpflichtet worden war und seinen Heimweg angetreten hatte, stand Admiral Morgan jetzt um halb drei allein in seinem Arbeitszimmer. Es war eine Situation, die ihm – selbst an einem Samstagmorgen – nicht ganz fremd war. Er brüllte durch die Tür nach frischem *heißem* Kaffee und rang mit sich, ob er den Präsidenten anrufen sollte. »Vielleicht doch lieber nicht«, murmelte er vor sich hin, »es würde eh nichts Gutes bringen. Sobald der Präsident von der Sache Wind bekommt, weiß es auch jeder andere. Wir brauchen noch ein bisschen Zeit, bis die Kacke richtig am Dampfen ist.«

Das Erste, was getan werden musste, war, eine Reihe von Minenräumbooten in die Straße von Hormus zu schicken, die sich da erst mal genauer umsehen sollten. Jimmy Ramshawe sollte den Morgen nutzen, um alle Satellitenfotos daraufhin durchzuchecken, ob irgendeinem Tanker eine ungestörte Passage durch die Wasserstraße gelang. Arnold Morgan vermutete, dass die Großtanker, denen dies gelingen würde, entweder chinesische oder iranische waren und dass ihre Ladung entweder von der Raffinerie östlich von Bandar Abbas oder von der neuen chinesischen Anlage am südlichen Teil der Küste stammen würde. Aber Lieutenant Ramshawe würde das schon herausfinden. Das Problem waren die Minenräumer, kleine, speziell für diese Aufgabe gebaute Kriegsschiffe, die Minenfelder mithilfe von Sensoren durchkämmten und bei Berührung die Kabel der Minen durchtrennten. Die USA besaßen zwar einige hochwirksame Minenjäger der Avenger-Klasse, aber die

waren im Wesentlichen an der texanischen Küste stationiert und liefen nicht mehr als 13 Knoten. »Die verfluchten Biester brauchen eine Ewigkeit, um dahin zu kommen«, knurrte der Admiral.

Er überlegte, ob er die Briten einschalten sollte; die Royal Navy besaß immerhin erstklassige Hunt-Minenräumer. Aber auch hier das gleiche Problem: zu langsam und eine halbe Weltreise von Hormus entfernt. Nein. Er musste jemand finden, der näher dran saß. Also: die Inder. *Zum Teufel noch mal, wie spät ist es jetzt eigentlich in Bombay?* Die selbst gestellte Frage war allerdings nur rhetorischer Art. Arnold Morgan wusste mehr oder weniger immer, wie spät es auf jedem erdenklichen Flecken der Erde war. Genau jetzt war es in der indischen Metropole Bombay Mittagszeit. Er griff zum Telefon und bat seine Sekretärin im Nachtdienst, die er noch kein einziges Mal zu Gesicht bekommen hatte, ihn sofort mit der indischen Botschaft zu verbinden. Als sich dort der wachhabende Offizier meldete, sagte er schlicht: »Arnold Morgan am Apparat, Nationaler Sicherheitsberater des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Ich rufe vom Weißen Haus an. Notieren Sie die folgende Nummer, und sorgen Sie dafür, dass mich der Marineattache in den nächsten vier Minuten zurückruft. Danke. Und Beeilung, bitte.« Klick.

Drei Minuten und 22 Sekunden später kam der Rückruf. »Hier ist Vizeadmiral Prenjit Lal. Sie wollten mich sprechen?«

»Hallo, danke, dass Sie gleich angerufen haben. Mir ist durchaus bewusst, dass es mitten in der Nacht ist, aber ich habe eine kleine Bitte. Könnte mich Admiral Kumar, Ihr Flottenchef, möglichst gleich im Weißen Haus anrufen? Ich vermute, er ist in Bombay?«

»Jawohl, Admiral. Heute ja. Ich werde ihn sofort anrufen.«

»Sagen Sie ihm bitte, dass es sehr, sehr dringend ist.«

»Die Tatsache Ihres nächtlichen Anrufes beweist mir das,

Admiral. Ich werde es persönlich und unmittelbar erledigen.«

Es dauerte acht Minuten. Admiral Kumar meldete sich und betonte, wie sehr es ihn ehre, wenn er Indiens mächtigen Freunden im Weißen Haus in irgendeiner erdenklichen Weise behilflich sein könne.

Arnold Morgan war klar, dass das nur die halbe Wahrheit war. Was der höfliche und geschmeidige indische Offizier nicht aussprach, war: »… solange es nicht den Beziehungen zu unseren Nachbarn oder Verbündeten schadet und solange die USA uns mit allem, was gut und teuer ist, unterstützen.« Unausgesprochene Vorbehalte also.

Admiral Morgan beschloss, die Fakten so rasch und so brutal, wie er konnte, darzulegen. Er zog kräftig vom Leder, strich insbesondere die feststehende Tatsache der von Jimmy Ramshawe entdeckten geraden Linie heraus und beendete seine kleine Rede schließlich mit den Worten: »Es tut mir Leid, sagen zu müssen, dass alle Öl verbrauchenden Länder weltweit davon betroffen sind. Sie wiederum sind nun aber das Land mit den am schnellsten zugänglichen Minenräumbooten. Admiral Kumar, Sie werden die volle Unterstützung der USA genießen. Ich werde zwei Zerstörer zu Ihrer Unterstützung senden, und Sie können auch davon ausgehen, dass alle großen Ölverbraucher wie die USA, Großbritannien, Japan, Frankreich, Deutschland, schlicht jeder, die Kosten übernehmen werden. Ich bin mir sicher, Sie verstehen die Dringlichkeit der Aufgabe. Wir können hier nicht einfach rumsitzen und abwarten, bis der nächste Tanker in die Luft fliegt. Wir müssen da reingehen, die Situation durchchecken und wenn nötig einen sicheren Weg für die Schiffe frei machen. Ihre Pondicherry-Minenräumer sind wie gesagt nun mal diejenigen, die der Straße am nächsten sind.«

»Admiral Morgan«, antwortete ihm der Oberbefehlshaber der indischen Marine, »ich bin wirklich dankbar für Ihren Anruf

und Ihren Vertrauensvorschuss. Falls der Persische Golf auch nur drei Wochen geschlossen wäre, würde mein Land sich in einer äußerst prekären Situation befinden. Abgesehen von der normalen Versorgung mit Benzin kommt fast das gesamte Propangas, mit dem in unserem Land gekocht wird, von dort. Das könnte durchaus unseren Zusammenbruch bedeuten. Natürlich haben wir die zwei Tankerunglücke zur Kenntnis genommen, aber wir hatten keine Vorstellung davon, dass es sich dabei um eine konzertierte Aktion der Iraner und der verdammenswerten Chinesen handeln könnte. Sie können davon ausgehen, dass wir in den nächsten vierundzwanzig Stunden sechs Pondicherrys losschicken werden. Glauben Sie, wir sollten auch einen Tanker mitsenden?«

»Ja, würde ich tun. Und Begleitboote. Admiral Kumar, wir wissen augenblicklich noch nicht, womit wir es hier zu tun haben. Aber ich kann Ihnen den massiven Schutz der USA zusichern, sobald Ihre Schiffe in der Straße von Hormus angekommen sind. Ein einziger Piepser von den Chinesen oder den Iranern – und wir werden sie auf den Grund des Golfs schikken. Das verspreche ich Ihnen.«

»Ausgezeichnet, Admiral. Unser Attache in Washington wird in wenigen Stunden Kontakt zu Ihnen aufnehmen, um Sie über die Abfahrtszeiten unserer Schiffe und weitere Details unserer Eskorte auf dem Laufenden zu halten. Es sind rund tausend Seemeilen von Bombay bis zum Golf, und die Pondicherrys laufen sechzehn Knoten. Wir werden morgen früh im ersten Tageslicht starten. Das heißt, wir sollten die Straße von Hormus vor dem Dunkelwerden am Dienstag erreichen.«

»Ich danke Ihnen, Admiral Kumar. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen. Ich wünschte nur, die Umstände wären weniger ernst.«

Arnold Morgan legte auf, sah zur Uhr – es war 3.20 Uhr – und wählte die Direktverbindung zum Pentagon. Er befahl dem

wachhabenden Offizier im Marineministerium, ihm sofort den Chief of Naval Operations an die Leitung zu holen.

Als Admiral Alan Dickson, der vormalige Oberbefehlshaber der Atlantikflotte, eine Minute später am Apparat war, war ihm nicht anzumerken, dass er aus den wenigen Stunden morgendlicher Ruhe herausgerissen worden war. Der neue CNO sagte knapp: »Guten Morgen, Sir. Tut mir Leid, wenn Sie warten mussten.«

»Kein bisschen, Alan. Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, wäre ziemlich lang und kompliziert. Können Sie gleich ins Weiße Haus kommen?«

»Jawohl, Sir. In einer halben Stunde bin ich bei Ihnen.«

»Bis gleich. Eingang an der West Executive Avenue.«

Die Minuten krochen langsam dahin. Der Nationale Sicherheitsberater überlegte sich, ob er dem verlockenden Gedanken, die »faule Socke Borden« aus dem Bett zu scheuchen, nachgeben sollte, verwarf ihn dann aber, weil er sich von solch einem boshaften Akt letztlich doch nichts versprach. Er wartete also weiter, schlürfte seinen Kaffee, dachte an Kathy und wartete.

Um Punkt 3.48 Uhr wurde Admiral Dickson in sein Büro gebracht, und zum zweiten Mal in dieser Nacht schilderte Admiral Morgan einem leicht ungläubigen Marinechef das ganze Szenario in der Straße von Hormus.

Alan Dickson, Kommandant eines Zerstörers damals während des Golfkrieges, nickte ernst. »Ich würde auch davon ausgehen, dass zwei Versenkungen an praktisch der gleichen Stelle mehr als nur Zufall sind. Einfach unmöglich, dass wir uns irren – ich habe so etwas noch nie erlebt. Ich nehme mal an, das war Ihre Entdeckung, oder?«

»Aber nein, Alan. Es war einer der helleren Köpfe im Team von George Morris. Aber ich stehe voll und ganz dahinter.«

»Saubere Recherche! Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Sir, wir im Pentagon hatten die Position des zweiten Tankers noch

nicht rausgefunden, als ich das Büro verlassen habe.«

»Kann ich mir denken. Hatte noch keiner. Dieser junge Lieutenant hat sich durch die Presseabteilung der omanischen Marine gewurschtelt und ihnen das Geheimnis entlockt.«

»Gute Arbeit. Hör ich gern. Aber – was nun?«

»Also, die indische Marine wird zusammen mit uns die Straße säubern. Wir müssen auf jeden Fall eine größere Minenräumaktion starten. Ich hoffe, Dienstagabend kann das losgehen. Die Inder arbeiten mit einem halben Dutzend dieser in Russland gebauten Pondicherrys und eigenen Begleitschiffen. Aber ich möchte auch eine Reihe unserer Zerstörer da unten haben und, so schnell wie möglich, auch einen Flugzeugträger.«

Admiral Dickson zog sein Notizbuch hervor, das alle Einzelheiten über die fünf gegenwärtig einsatzbereiten US-Flugzeugträger-Gefechtsverbände enthielt. Die 55 Schiffe, die insgesamt zu den Flugzeugträgern gehörten, waren einfach zu viele, um sie abrufbereit im Gedächtnis zu behalten. Aus diesem Grund tat der sehr methodisch arbeitende Alan Dickson aus Boston auch keinen Schritt ohne sein kleines Notizbuch. »Okay, Sir«, sagte er, »wir sind ganz gut platziert. Der Verband um die *Constellation* sitzt am Nordende des Persischen Golfs. Dann haben wir da die *John C. Stennis* zusammen mit neun Lenkwaffen-Schiffen und zwei Nuklearbooten, die im Arabischen Meer Manöver abhalten, derzeit vermutlich gerade mal eineinhalb Tage von der Straße von Hormus entfernt. Die *Harry S. Truman* liegt kampfbereit vor Diego Garcia. Sie verfügt über die volle Eskortierflotte: ein Kreuzer, zwei Zerstörer, sechs Fregatten, zwei atomgetriebene Unterseeboote – eines der LA-Klasse und ein Sturgeon – und den ganzen Versorgungstross. Die *John F. Kennedy* und ihr kompletter Verband kann jederzeit von Pearl Harbor aus starten, auf jeden Fall innerhalb der nächsten drei Tage. Und in San Diego liegt noch

die *Ronald Reagan,* die so gut wie fertig mit ihrer Generalüberholung ist. Wenn nötig, kann auch dieser Verband in zwei Monaten kampfbereit sein.«

»Hört sich gut an, Alan! Ich schätze, wir sollten zunächst einmal einen Verband an die südlichen Zufahrtswege der Straße verlegen und einen direkt in den Golf, verteilt über die ganze Fläche des Ausgangs. Besonders südlich von Bandar Abbas müssen wir Muskeln zeigen, da treiben sich in den letzten Wochen zwei schwere chinesische Zerstörer rum. Sobald die indischen Minenräumer vor Ort sind, werde ich den Präsidenten veranlassen, eine geheime Warnung an die Iraner zu schicken, dass jedes Schiff, das da einzugreifen versucht, versenkt wird. Von uns. Ohne viel Federlesens. Okay?«

»Okay, Sir. Inzwischen beorder ich den *Constellation*-Verband weiter südlich nach Bandar, und die *Stennis* soll die Straße von außen schließen. Wir geben ferner der *Harry Truman* den Befehl, innerhalb von vierundzwanzig Stunden auslaufbereit zu sein, um San Diego in nördlicher Richtung zu verlassen. Es wird da unten jetzt sowieso verdammt heiß, und es ist schwierig, die Jungs mehr als zwei Monate unbeschäftigt zu lassen, ohne dass sie durchdrehen. Wenn ich dann der *Kennedy* den Befehl gebe, Pearl in den nächsten Tagen zu verlassen, kann sie direkt nach Diego Garcia dampfen. Das gibt uns ein *Roulement* aus vier Verbänden, von denen jeweils zwei komfortabel auf Station liegen. Wenn wir wollen, können wir das glatt ein Jahr lang durchhalten.«

»Prima. Apropos *Kennedy.* Alan, die ist doch eigentlich schon fast vierzig Jahre alt!«

»Keine Sorge, Sir. Sie hat sich 1995 einer kompletten Generalüberholung unterzogen, die sie wieder taufrisch gemacht hat. Sie ist in Ordnung. Die alte Nummer siebenundsechzig ist zwar etwas schmaler als die Schiffe der Nimitz-Klasse, aber sie bunkert immer noch knapp sechstausend Tonnen Flugbenzin. Hat

eine Menge Dienstjahre auf dem Buckel. Sie ist wie der kleine Bruder, Senator Ted: unverwüstlich. Und genauso blutrünstig, wenn es notwendig ist.«

Admiral Morgan grinste: die Sprache der Navy! Wie er sie liebte. Er fühlte, wie der Stolz ihm die Brust schwellte, wenn die großen US-Kriegsschiffe bereit waren, die Muskeln spielen zu lassen. Er hatte das schon während seines ersten Kommandos auf einem Atom-Unterseeboot vor mehr als zwanzig Jahren gespürt – ein Gefühl, das ihn nie verlassen hatte. Arnold Morgans Seele wurde im Grunde von dunkelblauem Tuch und goldener Litze zusammengehalten.

Montagmorgen, 30. April
Offiziersmesse der U.S. Naval Base
Diego Garcia, Indischer Ozean

Lieutenant-Commander Dan Headley würde nach dem nächsten Einsatz zur Beförderung anstehen. Er wäre dann, mit 35 Jahren, Commander in der pazifischen Unterseebootflotte der USA, und er war stolz darauf. Augenblicklich galt er mit seiner langjährigen Erfahrung und seinem Expertenwissen in Waffentechnik und Sonarsystemen als einer der besten Offiziere der gesamten Navy. Er war jetzt nach Diego Garcia geflogen, um den Platz zwei in der Bordhierarchie auf dem schon älteren atomgetriebenen Unterseeboot der Sturgeon-Klasse, der USS *Shark,* zu übernehmen.

Es handelte sich hier um eines der alten »Schlachtrösser« der Unterseebootflotte, das nun wahrscheinlich in seinem letzten Einsatz war. Bereits 2005 war es eigentlich schon zur Ausmusterung vorgesehen gewesen. Die *Shark* war einmal das neueste der vier taktischen Jagdunterseeboote der Sturgeon-Klasse gewesen und wahrscheinlich auch das beste. Der 5000-Tonner

erreichte getaucht eine Geschwindigkeit von 30 Knoten und führte 23 Angriffswaffen mit sich: Harpoon- und Tomahawk-Lenkwaffen, dazu noch Torpedos. Auf ihrem Deck befanden sich vor dem Kommandoturm zwei geschützte Zwillingsluken für den Transport von Unterwasser-Rettungsfahrzeugen, den DSRVs (Deep-Submergence Rescue Vehicles), oder einem ASDV (Advanced SEAL Delivery Vehicle) für den Einsatz von Froschmännern oder für drei bis vier Hochleistungs-Schlauchboote mit Außenbordmotor. Die *Shark* fuhr fast geräuschlos, da sie mit Dämmplatten und einem Schutzanstrich gegen Echopeilung versehen war. Sie konnte nukleare Sprengköpfe abfeuern und selbst unter Packeis operieren. Diese letzte Fähigkeit würde ihr jedoch bei ihrem nächsten Einsatz wenig helfen, stellte Dan Headley nüchtern fest.

Er war erst drei Stunden auf der Basis, als sich das Gerücht verbreitete, dass irgendetwas in der Straße von Hormus los sei. Alle wussten, dass die Verbände der Flugzeugträger *Constellation* und *John C. Stennis* schon einsatzbereit dort lagen. Die Frage war nur, wie schnell der massive 100000-Tonner der Nimitz-Klasse, die *Harry S. Truman,* und ihre Begleitschiffe sich in nördliche Richtung aufmachen würden, um sich den anderen in den engen Gewässern, die Arabiens Ölquellen umgaben, anzuschließen. Niemand kannte die Antwort darauf, aber die erfahreneren Offiziere rechneten eher mit Stunden als Tagen bis zum Einsatzbefehl. Der Seeweg nach Bandar Abbas betrug etwa 2300 Seemeilen, und der *Truman*-Verband konnte mit 30 Knoten laufen, einem Etmal – einer Tagesstrecke – von gut 700 Seemeilen. Wenn sie also in der ersten Dämmerung des morgigen Dienstags Diego Garcia verließen, könnten sie bereits am Freitagnachmittag im Krisengebiet sein.

Lieutenant-Commander Headley musste in den nächsten 24 Stunden noch eine Reihe von Leuten treffen, vor denen er ein kleineres Geheimnis zu verbergen hatte. SUB-PAC, die Ver-

antwortlichen der Unterseebootflotte Pazifik, waren nicht recht glücklich mit dem altgedienten Kommandanten der *Shark,* Commander Donald Reid, und hatten deswegen Dan Headley ausdrücklich abkommandiert, um jenen auf jede erdenkliche Art und Weise zu unterstützen. Soweit es Dan betraf, hatte man ihm nur vage Hinweise und Anspielungen gegeben. Niemand wollte ihm sagen, was genau – wenn überhaupt – mit Commander Reid verkehrt war, nur dass er »irgendwie exzentrisch« sei. Der Commander war schon seit vielen Jahren im Dienst des Silent Service, und Beobachter meinten, er hätte »gelegentlich Anzeichen von Stress« gezeigt.

Dan Headley sah der ersten Begegnung mit seinem Vorgesetzten daher mit ziemlich gemischten Gefühlen entgegen. Bevor er sich aber auf den Weg machte, wollte er noch einen Brief schreiben. Er setzte sich mit einem Becher Kaffee in eine stille Ecke der Offiziersmesse und schrieb zunächst – einer lebenslangen Gewohnheit folgend – den Umschlag mit der Adresse: Commander Rick Hunter, U.S. Navy Pacific Command, Coronado, California 92.118, dann erst den Brief.

Lieber Rick,

hier nur auf die Schnelle meine Glückwünsche zu deiner Beförderung. Ich bin mir sicher, sie ist hochverdient, selbst in dem beknackten Truppenteil, in dem du dienst. Vor all den Jahren, als wir zusammen zur Marineakademie nach Annapolis gingen, hatte ich immer gedacht, wir würden beide als Kommandanten von Kriegsschiffen enden. So wie ich jetzt (hoffentlich!). Aber du ziehst es offensichtlich vor, dich im Matsch herumzuwälzen, mit einem Dolch zwischen den Zähnen und die Taschen voll mit Sprengstoff. Egal, ich sitze hier also zur Zeit auf Diego Garcia rum und warte darauf, meine neue Position als Erster Offizier auf der USS *Shark* zu übernehmen. Mein letzter Einsatz, wurde mir gesagt, bevor man mich auch

zum Commander ernennt. Irgendwann in den nächsten 24 Stunden geht es in Richtung Norden, rate mal, wohin! Wenn du diese Zeilen liest, wird das Kentucky-Derby auf jeden Fall schon vorbei sein. Stell dir nur den Aufruhr vor, wenn White Rajah gewinnt! Ich nehme mal an, dein Vater würde für alle Ewigkeit bedauern, ihn als Einjährigen verkauft zu haben, und meiner würde ihn genauso lange daran erinnern, dass er damals davon abgeraten hat. Dennoch würde solch ein Sieg Gold wert sein, weil Bart immer noch die Mutter und zwei Schwestern besitzt. Und euch würde es noch reicher machen!

Ist es nicht komisch, an den verfluchten alten Bastard Rajah zurückzudenken und ihn sich als Großvater eines Derbysiegers vorzustellen? Statt als Topbesetzung für die Hauptrolle in *Natural Born Killers*. Oje, jedes Mal, wenn ich an ihn denke, schmerzt mir der Arm! Ich muss jetzt los, um meine neue Besatzung kennen zu lernen. Hoffentlich sieht man sich mal wieder, sicherlich zu Weihnachten, vielleicht ja schon früher. Alles Gute für dich und Grüße an Bart, Danny.

Er faltete den Brief und steckte ihn in den Umschlag. Dann ging er zur Stützpunktverwaltung und bat den Sicherheitsoffizier, den Brief abzusenden. Es war von dort aus nur ein kurzer Weg zu den Liegeplätzen der Unterseeboote, wo die *Shark* ihn schon erwartete.

Am gleichen Morgen
Hauptquartier der chinesischen Südflotte, Zhanjiang

»Yushu, Sie sind sehr enttäuscht. Das sehe ich Ihnen an.«

»Nun ja, Jicai, man sollte denken, die westliche Presse würde wesentlich aufgeregter auf die Versenkung zweier Öltanker reagieren, die in unmittelbarer Nähe mitten in der Straße von

Hormus stattgefunden hat.«

»Dem stimme ich zu. Nun, es ist der Zeitunterschied, der die Sache so ungünstig macht.«

»Wie das?«

»Also, die *Washington Post* hat am Samstagmorgen einen Artikel über den Großbrand auf dem Flüssiggas-Tanker gebracht. Auch verschiedene andere amerikanische Zeitungen, aber alle ohne Fotos. Der zeitliche Abstand war für die Bildreporter offenbar zu groß. Und als der zweite Tanker beschädigt wurde, war das zu spät, um vor Redaktionsschluss noch reingenommen zu werden. Darüber hinaus war es eine wesentlich kleinere Sache, gerade mal ein Ölfleck im Golf.«

»Sie haben die Medien offensichtlich wesentlich intensiver beobachtet als ich, Jicai. Hat irgendjemand einen Zusammenhang vermutet?«

»Nur die Sonntagsausgabe der *Dallas Morning News* in Texas. Man hat dort ein Interview mit dem Besitzer der *Global Bronco* gebracht und einen Bericht über das Ölleck. Aber auch diese Zeitung hat die Nähe der beiden Unglücksorte nicht sonderlich bemerkenswert gefunden.«

»Dann, Jicai, sollten wir ihnen schleunigst auf die Sprünge helfen.«

»Tja, ich glaube nicht, dass uns das größere Schwierigkeiten bereiten wird. Wir sind äußerst gut vorbereitet.«

0900 (Ortszeit)
Washington, D.C.

Arnold Morgan hatte gerade den amtierenden Direktor der National Security Agency zur Schnecke gemacht. Admiral David Borden machte sich daraufhin ernsthafte Sorgen um seine Zukunft und ging schnurstracks zum Büro von Lieutenant Rams-

hawe. Er war voller gespielter Entrüstung, dass er in der Hormus-Angelegenheit nicht mehr gedrängt worden sei. Jimmy überlegte sich kurz, ob er seinen Vorgesetzten nicht bitten sollte, erst einmal anzuklopfen, bevor er bei ihm hereinplatzte, nahm dann aber doch Abstand davon. Trotzdem nahm er nicht ohne Schadenfreude wahr, dass der Direktor die volle Wut der »großen Nummer« im Weißen Haus abbekommen hatte. »Es ist absolut wichtig, dass Sie mich auf dem Laufenden halten«, sagte Admiral Borden, »Ich bin schließlich derjenige, der Admiral Morgan Rede und Antwort stehen muss, und es ist in höchstem Maße unangenehm, wenn er mehr weiß als ich.«

Ein weiteres Mal bewies Lieutenant Ramshawe große Selbstbeherrschung, indem er der übermächtigen Versuchung nicht nachgab, Borden zu sagen, dass *jeder* mehr wisse als er selbst. Stattdessen antwortete er schlicht: »Sir, ich hatte den Eindruck, dass Sie die ganze Angelegenheit nicht zur Kenntnis nehmen wollten, bis es handfeste Beweise gebe. Das haben Sie mir doch gesagt.«

»Korrekt. Aber nachdem der zweite Tanker beschädigt wurde, hätten Sie mich – wie Sie sich denken können – über Ihre Untersuchungen, dass beide Schiffe so dicht aneinander waren, informieren müssen.«

»Sir, ich habe bereits am Samstagmorgen meinen Bericht verfasst und ihn dem Dienst habenden Offizier übergeben. Ich bin dafür sogar extra ins Büro gekommen.«

»Na ja, er hat mich auf jeden Fall nicht erreicht. Was mir schon deswegen zu einem gewaltigen Nachteil gereicht hat, weil Arnold Morgan die ganze Sache auf die gleiche Weise wie Sie herausgefunden hat.«

Jimmy Ramshawes Rücksichtnahme schmolz dahin. »Sir, es übersteigt mein Vorstellungsvermögen, dass irgendjemand es hätte anders sehen können. Die Blutsauger von Turbanträgern und die Schlitzaugen haben gemeinsam die verdammte Straße

von Hormus vermint. Ich erzähle Ihnen das schon seit einem Monat. Wir wissen sogar, woher die Höllenhunde ihre Minen haben. Auch das habe ich Ihnen schon vor Wochen gesagt. Falls Sie noch immer Wert auf meine Meinung legen, sage ich Ihnen jetzt auch, dass da noch mehr auf uns zukommt.«

Admiral Borden machte sich wieder auf den Weg, sagte aber beim Verlassen des Raums noch: »Sorgen Sie einfach dafür, dass ich schnellstens informiert werde. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass ich auf dem gleichen Wissensstand bin wie Admiral Morgan.« David Borden knallte die Tür hinter sich zu und hörte deshalb nicht mehr, wie Jimmy sagte: »Das wird am St.-Nimmerleins-Tag sein!« Der gute Mann hatte nämlich vergessen zu fragen, welche neuen Entwicklungen es denn gebe, obwohl ihm der Stapel Satellitenfotos auf dem Schreibtisch des jungen Aufklärungsoffiziers doch hätte auffallen müssen.

Ein großer Fehler. Vor Jimmy Ramshawe lagen die Bilder von vier Tankern – drei Iranern und einem Chinesen –, die auf der iranischen Seite aus dem Golf hinausfuhren. Sie hatten alle die Minenfeldlinie durch eine Lücke passiert, die weniger als drei Meilen breit und an der nächsten Stelle nur viereinhalb Meilen von der Küste entfernt war. »Das ist es«, murmelte er. »Sie transportieren immer noch iranisches Rohöl und chinesische Raffinerie-Produkte aus Kasachstan exakt durch dieses Schlupfloch, während der Rest der Welt untätig herumsitzt und darauf wartet, dass die Säuberungsaktion der Omaner weitergeht. Da können sie aber noch lange warten. Die Straße wird zu einem gigantischen Parkplatz für Tanker, während die Ajatollahs und die Schlitzaugen stinkreich werden.« Er griff zum Telefonhörer, der an der abhörsicheren Leitung hing, und wählte die Zentrale im Weißen Haus an, welche ihn – laut Order – direkt mit Admiral Morgan verband: »Die Lücke ist zwischen sechsundfünfzig und neunundfünfzig Minuten bei sechsund-

fünfzig Grad östlicher Länge, Sir. Bisher vier Schiffe, drei Iraner, ein Chinese.«

»Danke, Jimmy. Sagen Sie das jetzt Ihrem Boss, während ich es meinem mitteile.«

Die Nachmittagszeitungen erschienen, aber immer noch gab es keine Spekulationen, dass sich in der Straße von Hormus etwas Dramatisches abspielte. Arnold Morgan lief mit großen Schritten durch sein Büro, zerbrach sich den Kopf – und wartete auf das Unweigerliche.

Jimmy Ramshawe blieb noch lange nach dem offiziellen Dienstschluss in seinem Büro und starrte auf die Satellitenaufnahmen. Ab und an sprach er mit der Nahostabteilung des CIA in Langley. Aber von da gab es nichts Neues. Es gab also nur den niederschmetternden ›Zufall‹ zweier angeschlagener Schiffe im selben Wasserstreifen.

Der Präsident hörte dem von Admiral Morgan vorgetragenen Verdacht mit Gleichmut zu. Das Verhältnis zwischen den beiden Männern hatte sich stark abgekühlt. Acht Monate zuvor hatte Arnold Morgan damit gedroht, zurückzutreten und den Präsidenten zum gleichen Schritt zu zwingen. Jedermann wusste, dass er dazu in der Lage gewesen wäre. Der groteske Skandal und das Aufdecken der Vorfälle im Südchinesischen Meer im vergangenen Jahr hatten die Wirkung eines geladenen Revolvers am Kopf des obersten Befehlshabers der USA. John Clarke würde seine letzten Monate im Oval Office nur dank der Gnade seines Nationalen Sicherheitsberaters aussitzen können. Er war jedoch nicht der Mann, dem dies sonderlich schmeckte. Also reagierte er eigentlich auf jede Warnung durch seine »rechte Hand« mit Argwohn und Misstrauen. Er selbst stand in dieser Frage aber dem Vorschlag eines imponierenden Flottenaufmarsches in der Wasserstraße durchaus aufgeschlossen gegenüber. Wenn Morgan sich irrte, würde das für ihn nämlich vernichtende Folgen haben. Der Präsident stellte

also kurz angebunden fest, der Admiral solle das tun, was er für richtig halte, dafür werde er schließlich auch bezahlt.

Später sandte er Morgan ein Memorandum, in dem er seine Sicht der Dinge herausstellte und sich selbst von allen Folgen freisprach, falls die Angelegenheit zu einem gewaltigen Rohrkrepierer werden würde. Wenn man nämlich die gesamte Marine mit hohem finanziellem Aufwand in Bewegung gesetzt hätte – und das alles für nichts und wieder nichts. Arnold Morgan zerriss das Memo und warf die Fetzen in die Ecke. Er hielt das Schreiben für das Gefasel eines verwirrten Geistes, wenn nicht gar eines »totalen Arschlochs«.

30. April, 1900 (Ortszeit)
Straße von Hormus

Der amerikanische Rohöltanker *Galveston Star* war fraglos der gewaltigste Supertanker, der gegenwärtig im Golf fuhr. Er brachte es bei Leergewicht auf ein Deplacement von 420000 Tonnen, und seine sechs Tanks waren derzeit mit 450000 Kubikmetern Rohöl gefüllt, die an der stählernen Bohrinsel Mina al Ahmadi vor der kuwaitischen Küste übernommen worden waren. Das Schiff machte zur Zeit 20 Knoten und fuhr in östlicher Richtung durch die Straße von Hormus. Im Kommandoraum hatte man eine Warnung der omanischen Marine erhalten, dass augenblicklich mit Einschränkungen im Schiffsverkehr zu rechnen sei und es deswegen auch keine freie Ausfahrt in Richtung Arabisches Meer gebe. Die Zone eingeschränkter Schifffahrt würde entlang einer Linie von Ra's Quabr al Hindi an der Nordküste Omans direkt hinüber zur mehr als 30 Meilen entfernten iranischen Küste bei 26.23 N, 57.05 E verlaufen. Eine genauere Begründung wurde nicht gegeben, außer der Mitteilung, dass ein Flüssiggas-Tanker drei

Tage zuvor dort ausgebrannt sei und ein beschädigter VLCC 18 Meilen weiter östlich immer noch Öl verliere.

Kapitän Tex war davon jedoch unbeeindruckt. Sein massiges Schiff würde bei der gegenwärtigen Geschwindigkeit nahezu vier Meilen benötigen, um zu einem Halt zu kommen. Er war nach einem Problem mit den Pumpen in al Ahmadi spät dran, wo er statt der vorgesehenen 21 Stunden ganze 34 mit der Übernahme der Ladung verbracht hatte. Zudem war es heißer als in der Hölle. Alles, was Tex wollte, war »mein Baby so schnell wie möglich von diesem gottverfluchten Ort weg nach Hause in den Golf von Mexiko zu bringen.« Dorthin, wo es zufälligerweise gerade genauso brütend heiß war.

Tex war nicht nur ein in der Wolle gefärbter Tankerkapitän, sondern – selbst unter den Männern, die diese technischen Ungetüme über die Weltmeere steuerten – ein fast schon missionarischer Purist. Sein Schiff war zwar über 400 Meter lang, aber er kannte jeden Zentimeter. Er war ein riesiger blonder Texaner im Kleiderschrankformat aus den Panhandle Plains, der seine Besatzung ständig daran erinnerte, dass ein Mann dort im Nordwesten von Texas sein Leben noch im Sattel verbringen konnte. Seine Familie lebte schon seit Generationen auf jenen weitläufigen Viehranches, aber er war der Allererste unter den Packard-Cowboys, der die weiten Horizonte mit einer anderen Wildnis, der des Meeres, eingetauscht hatte. Auch jetzt noch, im Alter von 47 Jahren, sprach er voller Stolz von Lubbock, Zentrum des Panhandle-Landes und Heimatstadt des legendären Rock and Rollers Buddy Holly, wo er selbst die Technische Universität besucht hatte. Tatsache war, dass Buddy ein Jahr vor der Geburt von Tex gestorben war, aber der massige Seebär sprach von ihm immer, als wären sie »damals zu Hause in Lubbock« gute Kumpels gewesen.

Es gab nicht selten glühend heiße Abende im Persischen Golf, wenn sich die entfernten Rufe der Muezzins aus den

Lautsprechern der Moscheen, welche die Gläubigen zum Gebet riefen, mit den unverwechselbaren Klängen von »Peggy Sue«, »Maybe Baby« und »Oh Boy!« von der Kommandobrücke der gigantischen *Galveston Star* mischten. Das Erste, wofür Kapitän Tex sorgte, wenn er eine neue Besatzung übernahm, war, dass sie den Refrain von »Peggy Sue« mitgrölen konnte. Genau so wichtig war ihm, dass der Koch präzise die berühmten texanischen Hähnchensteaks zubereiten konnte. Er zeigte ihm persönlich, wie man das Fleisch mit einem Holzhammer zu hauchdünnen Stücken formte, dann in Eigelb eintauchte und zwei Mal mit gewürztem Mehl panierte, bevor man es in eine eiserne Pfanne mit siedend heißem Öl tat. »Das sind wahre Hähnchensteaks!«, dröhnte er dann jedes Mal im tiefsten Südstaatenbariton. »Brat sie richtig, und du kriegst ein Denkmal in meinem Heimatstaat. Gibt aber nur ‘n paar, die das schaffen – und ich möchte, dass du dazugehörst. Verstanden?«

Trotz diesen clownesken Einlagen musste man Tex Packard aber verdammt ernst nehmen. Er war ein ausgezeichneter Navigator und hatte absolutes Vertrauen in seine Fähigkeit, das Schiff, das immerhin die Ausmaße einer kleinen Stadt hatte, sicher zu führen. Es war das größte Schiff, das jemals gebaut worden war, und mit seinem doppelten Rumpf und den wasserdichten Zellen galt es faktisch als unsinkbar. Oft genug erzählte er seiner Besatzung: »Vor fünfzig Jahren haben die Briten und Franzosen mit einer Armee den Suezkanal besetzt – nur damit die Öltanker ungehindert passieren konnten.« Er kannte die Geschichte der Tankerschifffahrt in- und auswendig und ihm war bewusst, dass das tagtägliche Leben von Abermillionen Menschen voll und ganz auf der freien und ungehinderten Passage dieser Monsterschiffe beruhte.

Es überraschte daher auch niemanden, als Kapitän Tex Packard seinem Obermaschinisten, dem Ladeoffizier und dem Ersten Offizier mitteilte, er beabsichtige mitnichten, wegen der

gottverfluchten omanischen Marine zu stoppen – was auch immer ihr Problem sei. »Himmel auch, man könnte ihr gesamtes Land allein im westlichen Texas verstecken! Wir fahren weiterhin auf Kurs null-neun-null und machen erst einen Schwenk nach Süden, sobald wir außerhalb ihrer Hoheitsgewässer sind. Aber nicht zu weit auf die iranische Seite. Dann geht's direkt durch die Straße. Nächster Halt: Texas, Golfküste – und keinen weiteren Scheiß mehr. Vorläufig östlichen Kurs beibehalten«, befahl er, »und Geschwindigkeit erhöhen.«

Der Obermaschinist, Jeb Duross aus dem Süden Louisianas, bemerkte routinemäßig: »Der Kurs bringt uns genau in die Spur der reinkommenden Tanker. Wir sollten also gute Wachen aufstellen und das Radar im Auge behalten.«

»Nach Auskunft der Omaner haben fast alle Schiffe gestoppt und warten auf die Freigabe«, erwiderte der Kapitän. »Ich nehme daher nicht an, dass uns viel Tonnage vor den Bug läuft, Auf jeden Fall sehen wir sie Meilen im voraus. Sollte also kein Problem sein.«

Die *Galveston Star* pflügte sich voran, 20 Knoten waren eine gute Geschwindigkeit für einen Großtanker, aber man hatte ja schon Zeit verloren, und Kapitän Packard war gewillt, volle Power zu geben. Sein Schiff hatte einen Bewegungsradius von 12000 Meilen, und oben auf der Kommandobrücke, 100 Fuß über der Wasseroberfläche, rockte Buddy Holly den Tanker jetzt in Richtung des iranischen Endes von Jimmy Ramshawes imaginärer Linie.

Inzwischen waren einige Punkte auf dem Radar sichtbar geworden. Sie zeigten dort, wo die anderen Tanker innerhalb der Hoheitsgewässer des Oman »parkten«, eine Art Muster. Die entfernteren Schifffahrtsrouten der einkommenden Tanker schienen mehr oder weniger verlassen zu sein. Es gab dort eine Wassertiefe von 180 Fuß unter dem Kiel. Bei klarer See nahm Kapitän Packard auf 56.44 östlicher Länge eine südöstliche

Wende vor und wählte so einen Kurs, der ihn fünf Meilen nördlich des havarierten griechischen Tankers bringen würde, bevor er geradewegs nach Süden und dann immer geradeaus steuern würde.

Natürlich waren bisher nur Admiral Morgan und Lieutenant Ramshawe von der tatsächlichen Existenz eines Minenfeldes, bestehend aus drei im Abstand von 450 Metern gelegten Reihen verzurrter PLT-3-Seeminen, überzeugt. Das Legen von Minen in der Dunkelheit war zwar eine eher ungenaue Angelegenheit, aber generell war dennoch zu vermuten, dass es über die Länge mindestens alle 150 Meter eine Mine gab. Das hieß auch, dass ein Schiff, welches an einer Mine vorbeisteuerte und sie angenommen um zehn Meter an Steuerbord verpasste, auch die Minen der anderen beiden Reihen umschiffen konnte. Vielen Schiffen war das schon gelungen, aber dennoch handelte es sich um die verrückteste Version von russischem Roulett, die jemals ausprobiert worden war. Insbesondere für diesen speziellen Tanker: Die gewaltige Galveston Star war 68 Meter breit.

Drei Meilen vor der ersten Kette erhielt Kapitän Packard eine offizielle Warnung von einer omanischen Korvette, dass es gefährlich sei, die Fahrt fortzusetzen. Niemand hatte bislang den Mut zuzugeben, dass da draußen ein Minenfeld sein könnte, weshalb die Warnung Tex Packard wie eine Drohgebärde eines zahnlosen Tigers vorkam. »Die spinnen doch!«, sagte er mit fester Stimme. »Wir fahren raus.«

Vor ihnen war die See ruhig, zumindest an der Wasseroberfläche. Von der Arabischen Wüste her entwickelte sich ein Höhenwind, ein früher Vorbote des Südwest-Monsuns. Der hiesige Teil der Golfregion war eine Wetterküche: Im späten Frühjahr wichen die Nordostwinde aus Zentralasien, die den ganzen Winter über vorherrschten, den Südwestwinden aus Afrika. Dieses Jahr waren sie früh dran, und sie waren heftig. Die stürmische Brisen konnten durchaus den massigen Körper

eines Großtankers packen und ein beträchtliches Ausscheren nach Lee verursachen.

So driftete die *Galveston Star* denn auch kaum wahrnehmbar in östliche Richtung, als sie auf ihrem geraden Kurs die Wasserstraße hinunterfuhr und durch die kurzen Oberflächenwogen pflügte. Zuvor hatte sie ihren langen Kurswechsel nach Süden vorgenommen. Tatsächlich verpasste sie die erste von Admiral Zhangs Minen um gut 140 Meter an Steuerbord. Aber diese erfreuliche Wendung bedeutete nur, dass das Schiff mit umso größerer Wahrscheinlichkeit in die Nähe der Minen von Kette zwei kommen würde. Die *Galveston Star* lief weitere 500 Meter, immer noch leicht nach Osten abdriftend, was so den Abstand zwischen ihrem eigenen Kurs und der mörderischen, eine Tonne schweren, stahlummantelten TNT-Ladung verringerte, die sich zwölf Fuß unter der Wasseroberfläche an ihrer Kette auf und ab bewegte. Der gewaltige Bug des Tankers verpasste sie zunächst; die Bugwelle des Schiffes drückte die Mine in ihrer Verankerung sogar beiseite. Dann jedoch schwang sie heftig nach innen zurück und schlug mit voller Wucht in die Backbordseite des Schiffskörpers, 90 Meter vom Bug entfernt.

Um 20.04 Uhr detonierte die Mine mit entsetzlicher Gewalt, riss die Schiffsplatten auseinander, ging durch beide Ummantelungen des Schiffskörpers und schlug ein gewaltiges Loch in Tank 4. Buddy Holly sang immer noch, als das herausströmemde Rohöl in einem infernalischen Feuerball über dem Ozean explodierte: *»Stars appear and shadows a-falling… you can hear my heart a-calling… Oh Boy!«*

Tex Packard wollte nicht glauben, was er da sah. Der 420000-Tonner schüttelte sich im Todeskampf, als das ungeheuerliche Eigengewicht den ganzen Schiffskörper buchstäblich auseinander zu reißen begann. Der Tanker wurde zum größten Wrack in der Geschichte der Seefahrt, und das geschah nur vier Meilen von der Stelle entfernt, wo der griechische

Tanker seit Samstag Öl verlor. Die *Galveston Star* wälzte sich haargenau auf der von Jimmy Ramshawe vermuteten Linie, nur 15 Meilen von der iranischen Küste entfernt. Kapitän Packard erkannte, wann eine Entscheidung gefallen war, die eine Karriere beendete: Mit seinem Befehl zur Weiterfahrt hatte er gerade eine solche getroffen.

»Was jetzt, Sir?«, fragte ihn Jeb Duross. Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben.

»Wahrscheinlich werde ich mir eine kleine Ranch kaufen«, antwortete Big Tex nachdenklich.

»Nein, ich meine, was sollen wir jetzt tun.«

»Senden Sie Mayday. Auf der Frequenz von Oman und Dubai. Wir müssen sehen, ob wir wenigstens einen Teil der Ladung retten können. Was ich allerdings bezweifle.

Das klappt zumindest nicht, bis wir ein paar große Schiffe hierher kriegen, die das Zeug abpumpen können. Inzwischen können wir nur auf das Feuer aufpassen. Rohöl brennt zwar selten – aber unseres tut's jetzt nun einmal. Und wenn es erst einmal richtig losgeht, kann das eine ganze Weile dauern.«

»Sieht aus, als ob das Feuer im Schiffsinneren ist. Das kann dann wirklich gefährlich werden«, meinte Jeb.

»Kann sein. Wenn's noch viel heißer wird, müssen wir das Schiff aufgeben. Mir behagt der Gedanke, es verlassen zu müssen, zwar nicht, aber wenn dieses Zeug erst mal heiß genug ist, dann gute Nacht. Ich habe nicht vor, den Helden zu spielen – besonders nicht den toten Helden. Machen Sie die Rettungsboote klar, Jeb, und jemand soll die Musik abdrehen, okay? Ich möchte nicht, dass Buddy auf einem Totenschiff singt. Außerdem will ich die CDs mit nach Texas nehmen. Buddy hätte bestimmt nicht gewollt, vor diesen Sandfressern hier zu singen.«

»All my life I been a-waiting… tonight there'll be no hesitatin'… Ob Boy!«

Mittag (Ortszeit)
Fort Meade, Maryland

Lieutenant Ramshawe hatte das kleine TV-Gerät in seinem Büro kurz vor 12 Uhr angestellt, um die CNN-Nachrichten nicht zu versäumen. Als er die Hauptmeldung hörte, konnte weder bei ihm noch bei sonst irgendjemand ein Restzweifel übrig bleiben:

»Wir erhalten soeben die Meldung, dass einer der größten Öltanker der Welt, der 42.0000-Tonner *Galveston Star,* beheimatet im texanischen Hafen Houston, in Brand geraten ist und in der Straße von Hormus am Eingang zum Persischen Golf auseinander zu brechen droht.

Die Ursache dieses Unglücks ist gegenwärtig noch unbekannt. Der Kapitän und die Besatzung scheinen sich darauf vorzubereiten, das Schiff zu verlassen. Es wird berichtet, dass die Flammen weit über dreißig Meter hoch aufsteigen.

Es handelt sich bereits um den dritten größeren Schiffsunfall in dieser Wasserstraße in den vergangenen vier Tagen. Er folgt dem Inferno auf dem Flüssiggas-Tanker *Global Bronco* aus Houston am Freitag und der Explosion an Bord des griechischen Rohöl-Tankers *Olympus 2004* am Samstag.«

Der Nachrichtensprecher beendete die Meldung mit der Mitteilung, dass die U.S. Navy am späteren Nachmittag eine Stellungnahme herausgeben werde, aber man könne zum gegenwärtigen Zeitpunkt davon ausgehen, dass es kein Land gebe, das in die Straße von Hormus Seeminen gelegt hätte, um die Schifffahrtsrouten der Weltölversorgung zu gefährden.

In diesem Augenblick klingelte Jimmys Telefon. Er vernahm die barsche und unverwechselbare Stimme von Admiral Morgan: »Okay, Jimmy, ich denke, das war's. Machen Sie Ihrem Boss Dampf, aber halten Sie mich persönlich über alles, was

die Satellitenaufklärung bringt, auf dem Laufenden.«

Das Gespräch war beendet, bevor Lieutenant Ramshawe auch nur Piep sagen konnte. Ehe er seine fünf Sinne wieder beisammen hatte, klingelte das Telefon erneut. Jane war am Apparat, um ihn zu beglückwünschen, wie richtig er doch mit allem gelegen habe. Und ob er nicht heute Abend in die Botschaft kommen wolle, um mit ihr und ihren Eltern zu essen.

»Hast du gerade CNN angehabt?«, fragte er sie.

»Bingo – hab ich. Hab's zusammen mit meinem Dad gesehen. Er hat spontan gemeint, die Iraner hätten bestimmt die Gegend da vermint, genauso, wie sie es schon oft angekündigt hätten. Ich hab ihm zugestimmt und gesagt, dass ich so etwas schon seit der Sache mit der *Bronco* am letzten Freitag vermuten würde. Der hat mich vielleicht fassungslos angesehen!«

»Kann ich mir vorstellen. Aber er weiß nichts von dem Telefonat, dem aus seinem Büro, oder?«

»Ach was. Zumindest hat er nichts gesagt. Also, kommst du heute Abend? Mein Vater hat auch ein paar Aussie-Segler eingeladen, Typen, die am Americas Cup teilnehmen. Könnte ganz witzig werden.«

»Gut, ich komme. Etwa um sieben.«

Derselbe Tag, 1300
Oval Office

Admiral Morgan fasste die Ereignisse am Golf schnell und ohne Ausschmückung zusammen.

Der Präsident saß gelassen in seinem Sessel und fragte kurz angebunden: »Was sollten wir also unternehmen?«

»Sir, ich habe bereits den Gefechtsverband um den Flugzeugträger *Constellation* von der irakischen Küste nach Süden auslaufen lassen. Die *John C. Stennis* und ihre Begleitschiffe

schließen die Straße von Hormus unmittelbar vom Arabischen Meer aus ab, und eine dritte Gruppe unter der Führung der *Harry S. Truman* dürfte morgen früh von Diego Garcia ablegen und nach Norden fahren. Ich habe ferner mit der indischen Regierung vereinbart, dass ihre Minenräumschiffe so schnell wie möglich in die Region fahren und dort mit dem Aufspüren und Unschädlichmachen der Minen beginnen. Sie haben Bombay bereits am Sonntag verlassen und dürften morgen früh – unserer Zeit – in den Gewässern von Hormus sein.«

»Glauben Sie, es könnte zum Austausch von umfassenden Feindseligkeiten kommen, Admiral? Ich möchte nicht in einen unpopulären Krieg mit dem Iran verstrickt werden. Tote amerikanische Seeleute zahlen sich politisch nicht aus.«

»Sir, das wird vielleicht das Opfer sein, das wir im nationalen Interesse zu zahlen haben. Können Sie sich überhaupt vorstellen, was passieren kann, wenn wir den Golf auch nur einen Monat geschlossen halten müssen?«

»Ich kann nicht gerade sagen, dass ich intensiv darüber nachgedacht habe, Admiral. Ich bin weit mehr darüber besorgt, hier auf diesem Stuhl zu sitzen und generell für Tote, Zerstörung und verbrannte Landsleute verantwortlich gemacht zu werden. Genau das wird nämlich geschehen, wenn wir die Muskeln großer Kriegsschiffe spielen lassen.«

»Wenn wir sie nicht zeigen, Sir, könnte die gesamte Ölversorgung der Welt im Müllschlucker verschwinden. Und wenn dann die Lichter in den USA ausgehen, werden Sie einen ganz besonderen Platz in den Geschichtsbüchern einnehmen. Besonders dann, wenn Sie sich geweigert haben, angesichts von Feindseligkeiten im Persischen Golf und Drohgebärden des Irans und ihrer Kumpane aus Peking zu handeln.«

»Wie immer, Admiral, liegen Ihnen natürlich nur meine wohl verstandenen Interessen am Herzen.« Ein Hauch von Sarkasmus in der Stimme des Präsidenten war nicht zu überhören.

»Das vielleicht nicht, Sir. Aber mir liegen immer die besten Absichten für unser Land am Herzen.«

»Dann gehen Sie weiter so vor, wie Sie es für sinnvoll halten, Admiral. Sie machen es ja sowieso – wie immer. Lassen Sie mich bitte rechtzeitig wissen, wann ich eine Rede halten soll. Und sollte Harcourt nicht vielleicht ein wenig diplomatischen Druck auf die Chinesen und Iraner ausüben?«

»Es gibt zwei Gründe, die dagegensprechen, Sir. Erstens, wir würden die gesamte Welt auf eine Krise aufmerksam machen, die wir jetzt im Anfangsstadium noch abwürgen können. Und zweitens würden sie eh alles und jedes abstreiten und sich wahrscheinlich noch köstlich auf unsere Kosten amüsieren. Insbesondere, wenn sie es tatsächlich getan haben – was für mich inzwischen außer Frage steht.« Arnold Morgan wartete eine Antwort gar nicht erst ab. Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ das Präsidentenbüro, während er vor sich hin grummelte: »Was für ein Leichtgewicht! Was für ein gottverdammtes Leichtgewicht. In nur fünf Jahren hat er sich von einem verdammt guten Präsidenten zu einem selbstverliebten Weichei entwickelt.«

Am späten Nachmittag spekulierten alle Abendzeitungen landesweit über das mögliche Vorhandensein eines Minenfeldes in der Straße von Hormus. Die in der Vergangenheit oft wiederholte Drohung der Ajatollahs spukte in den Hinterköpfen aller Militärkorrespondenten sämtlicher Medien. Die TV-Stationen warteten mit kaum verhüllter Erregung auf die Presseerklärung der Marine. Als diese dann schließlich herausgegeben wurde, entpuppte sie sich als schlicht und wenig engagiert – genauso wie Arnold Morgan es gewollt hatte. Der Chef der Marineoperationen hatte die Notwendigkeit einer Pressekonferenz abgelehnt und stattdessen eine schriftliche Stellungnahme abgeliefert, bewusst spät, um 21.30 Uhr, als ganz gewöhnliche Faxmitteilung. So wurde sorgfältigst alles

vermieden, was den Chinesen oder Iranern auch nur den Hauch einer Panik vermittelt hätte. Ihr Wortlaut war:

Die United States Navy hat zur Kenntnis genommen, dass in den letzten vier Tagen drei Tankerunfälle in der Straße von Hormus stattgefunden haben. Zwei der Schiffe brannten aus, während das dritte offensichtlich in Folge einer Explosion große Mengen Öl verlor, die ins Meer flossen. Darüber hinaus mussten wir feststellen, dass alle drei Unfälle in einer engen Wasserstraße zwischen den Ländern Oman und Iran geschahen.

Wir haben Kontakt zu allen wesentlichen Verbündeten in der Region aufgenommen und sind übereingekommen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, die Ursachen dieser Unglücksfälle herauszufinden und zu untersuchen, ob es irgendeinen Zusammenhang zwischen ihnen gibt.

Es ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch zu früh, irgendwelche Schlussfolgerungen zu ziehen. Wir erwarten, dass innerhalb der nächsten 24 Stunden mindestens einer unserer Flugzeugträger-Gefechtsverbände in der Straße von Hormus eintreffen wird. Ein weiterer CVBG wird gegenwärtig vom Arabischen Meer dorthin verlegt.

In Übereinstimmung mit einigen anderen Industrienationen sind wir außerordentlich daran interessiert, die andauernde freie Passage aller Öltanker durch diesen Seeweg, sowohl hinein als auch hinaus, zu garantieren.

Wir haben unseren Verbündeten unsere kontinuierliche Unterstützung zugesagt, sollte es sich als notwendig erweisen, irgendwelche Aktionen, von wem sie auch ausgehen mögen, zurückzuweisen, um den freien Handel in diesen friedlichen Gewässern, auf den so viele Länder angewiesen sind, zu gewährleisten.

Die Erklärung war mit »Admiral Alan Dickson, Chef der US-Marineoperationen« unterzeichnet.

Das Statement war gut – aber nicht gut genug. Die Tageszeitungen an der Ostküste brachten bereits Schlagzeilen wie: MINENFELD-TERROR IM GOLF! TANKER EXPLODIERT IN MINENFELD AM GOLF. IRANISCHE MINEN JAGEN US-TANKER IN DIE LUFT.

Während des ganzen Abends brachten die Fernsehstationen Sondersendungen, ließen Experten über die angespannte Situation im Nahen Osten diskutieren, erinnerten an die wiederholten iranischen Drohungen der letzten Jahre, debattierten über eine mögliche chinesische Verstrickung in der Sache, spekulierten über die Konsequenzen einer Ölblockade.

Gegen Mitternacht rief der Präsident das Krisenkabinett in Ronald Reagans altem Konferenzraum im Westflügel des Weißen Hauses zusammen. Die wichtigsten Köpfe der Regierung versuchten sich dort an dem schwierigen Balanceakt zwischen den Vorkehrungen einer möglichen militärischen Konfrontation und dem Verhindern einer Massenpanik an den Tankstellen.

Arnold Morgan, dessen Meinung den höchsten Stellenwert genoss, zumal er schon seit Freitag mit der Angelegenheit befasst war, plädierte – untypischerweise – für Mäßigung. Er wollte zwar die Flugzeugträger in der Straße von Hormus haben, um die indischen Minenräumboote zu beschützen und zu unterstützen, sah jedoch keinen wirklichen Vorteil darin, offene Drohungen gegen die iranische oder chinesische Marine auszusprechen. Es sei denn, um ihnen deutlich zu verstehen zu geben, dass jedes ihrer Kriegsschiffe, das dort versuchen sollte, sich einzumischen, sofort und ohne Warnung von der U.S. Navy versenkt werden würde. Nach Ansicht des Nationalen Sicherheitsberaters hatte die Flotte die Situation voll in der Hand. Jetzt, wo die Wasserstraße für jeglichen Schifffahrtsverkehr gesperrt war, machte es wenig Sinn, sich mit dem Gegner aus-

einander zu setzen, bevor nicht die indischen Pondicherrys mit der Räumung der Minen begonnen hatten. Um eine drei Meilen breite, sichere Passage auf der omanischen Seite zu garantieren, mussten nach Einschätzung von Admiral Morgan mindestens 40 Minen entschärft werden. Das konnte durchaus, von Dienstagnacht (Ortszeit) an gerechnet, mehrere Tage in Anspruch nehmen.

Das Minenräumen war ein durch und durch gefährliches Geschäft und musste mit äußerster Sorgfalt durchgeführt werden. Der Präsident wünschte zu erfahren, wie das im Einzelnen geschehe, worauf Arnold Morgan Admiral Dickson bat, alle Anwesenden darüber aufzuklären.

»Sir«, begann der CNO seine Ausführungen, »wenn man eine Mine ortet, schwimmt sie gewöhnlich, durch ein Kabel mit ihrer Verankerung auf dem Meeresboden verbunden, zehn oder zwölf Fuß unterhalb der Wasseroberfläche. Grundsätzlich ist sie schwimmfähig und versucht zur Oberfläche aufzusteigen, wird aber von dem Kabel daran gehindert. Nun, man entschärft sie, indem man messerscharfe Kabel vom Räumschiff aus durch das Wasser schleppt, in der richtigen Tiefe und mit großem Abstand zur Bordwand. Wenn diese Schneidekabel auf das Ankerkabel einer Mine treffen, bewegen sie sich weiter, bis beide Kabel gespannt sind. Dann wird das Ankerkabel durchgetrennt, und die Mine steigt an die Oberfläche. Dort kann sie dann durch gezielten Beschuss aus sicherer Entfernung zur Detonation gebracht werden. Der Umgang mit Minen ist einfach, wenn sie an der Wasseroberfläche sind, unmöglich jedoch, wenn man sie nicht sehen kann. Wie oft man das auch schon gemacht hat, man ist immer wieder von der Gewalt der Explosion überrascht.«

»Scheint mir ‘ne prima Sache zu sein«, bemerkte der Präsident.

»Und ziemlich Zeit raubend«, sagte Admiral Dickson. »Wie

viele Räumschiffe bringen die Inder eigentlich mit?«

»Sechs«, antwortete Admiral Morgan, »das wird die Sache beschleunigen.«

»Was kostet das?«, fragte – wie vorauszusehen war - Verteidigungsminister Bob MacPherson.

»Ich habe dem Oberbefehlshaber der indischen Marine mitgeteilt, wir werden alle betroffenen Staaten gemeinsam zur Kasse bitten. Also uns, Großbritannien, die Japaner, Deutschen, Franzosen und einige der Ölexportländer im Nahen Osten. Es handelt sich letztlich um Peanuts.«

»Dann dürfte das kein Problem sein«, meinte MacPherson.

»Noch was, Arnold«, sagte der Präsident. Er benutzte den Vornamen seines Sicherheitsberaters das erste Mal seit Monaten. »Ich weiß, Sie wollen die ganze Sache möglichst runterspielen. Aber ich bin mir nicht sicher, ob wir nicht doch deutlich in Peking auftreten sollten, um Aufklärung darüber zu verlangen, welche Rolle die Chinesen hierbei gespielt haben.«

»Sir, sie werden schlicht und einfach alles abstreiten, was immer wir auch vorbringen mögen. Apropos, das bringt mich zu einem sehr ernsthaften Punkt.«

»Bitte?«

»Nach unseren Beobachtungen wurden die Minen auf chinesischen Kriegsschiffen in den Iran transportiert. Momentan haben wir eine Situation, in der die Iraner die nächsten Wochen über ziemlich Geld scheffeln werden. Und in einem gewissen Umfang auch die Chinesen. Sie scheinen sich einen Weg durch das Minenfeld freigehalten zu haben. Innerhalb der iranischen Hoheitsgewässer. Währenddessen wird der Preis für ein Barrel Rohöl für West Texas Intermediate auf dem NYMEX-Index zukünftig auf 40 Dollar steigen. Und das Gleiche gilt für Brent Grude am Londoner Markt. Ich kapiere dennoch überhaupt nicht, was die Chinesen eigentlich vorhaben. Wie können sie von alldem profitieren?«

»Vielleicht wollen sie uns nur beweisen, dass sie mit ihrer neuen Pipeline aus Kasachstan ernsthafte Global Player im Ölgeschäft sind«, mutmaßte Harcourt Travis.

»Ist möglich«, entgegnete Arnold Morgan. »Aber das ist eine höllisch gefährliche Karte, die sie da um den Preis eines lächerlich kleinen moralischen Erfolges ausspielen. Himmel, die können sich doch verdammt gut vorstellen, dass wir stocksauer auf sie sind. Es macht alles keinen Sinn für mich.«

»Tja, Admiral, vielleicht können uns die Politikexperten hier am Tisch eine Erklärung anbieten, die Ihnen entgangen sein mag?«

»Ich gebe mich geschlagen, Sir«, sagte Harcourt Travis.

»Alles, was mir dazu einfällt, ist dies«, sagte der Sicherheitsberater, »die Chinesen sind sehr verschlagen, sehr geduldig und zutiefst unaufrichtig – wenn es ihnen passt. Was sie auf keinen Fall sind, ist dumm. Aber alles, was bis jetzt in der Straße von Hormus passiert ist, ist schlicht und einfach dumm. Was zum Teufel machen sie da, weshalb mischen sie in so einer Sache mit?«

»Ich schätze, sie haben ihre guten Gründe«, sagte der Präsident. »Aber was mich noch mehr besorgt, ist die Frage, was in drei Teufels Namen die Iraner planen? Wohl wahr, sie glauben, der Persische Golf gehört – wie schon der Name sagt – rechtmäßig ihnen und der Westen hat da seine Nase nicht reinzustecken. Aber sie sollten doch eigentlich wissen, dass wir sie bei dem Versuch einer Blockade des Golfs auseinander nehmen werden. Sie sind ebenfalls nicht dumm – was treiben sie also?«

»Vor sechs Wochen noch hätte ich Ihnen die Frage nicht beantworten können, Sir«, sagte Arnold Morgan. »Aber jetzt wird manches deutlicher. Wir beobachten zur Zeit einen erneuten Aufschwung des islamischen Fundamentalismus. Die politische Meinung kehrt sich wiederum gegen den Westen, und

jedes Mal, wenn das geschieht, erkennen wir das Wiederaufleben militanter Kräfte im Iran. Denken Sie an die Bilder, die uns erst vor einem Monat aus Teheran erreicht haben: die gewalttätigen Demonstrationen, der Ruf nach Neuwahlen. Alle verlangen das Gleiche – die völlige Trennung vom Westen, das Recht auf das eigene Öl, auf einen geschlossenen Golf, die andauernde Vision einer islamisch beherrschten Welt. Es mag eine vorübergehende Phase sein, aber sie beunruhigt uns zu Recht. Und in der Zwischenzeit ist die gegenwärtige Blockade des Persischen Golfs ein gewaltiger Tritt in unseren Hintern. Wir müssen damit fertig werden – oder die Weltwirtschaft geht zum Teufel!«

Dienstagmorgen, 1. Mai
Hauptquartier der Marine der Volksbefreiungsarmee,
Peking

Admiral Zhang Yushu betrat sein neues Büro, wo sein Oberbefehlshaber der Marine, Admiral Zu Jicai, schon auf ihn wartete. »Was erzählen uns die Satellitenaufnahmen heute?«, fragte er.

»Fantastische Nachrichten, wo immer man hinsieht, Yushu. Zwei amerikanische Flugzeugträger-Gefechtsverbände verschließen die Straße von Hormus. Die *Harry S. Truman* trifft letzte Vorbereitungen, Diego Garcia heute noch zu verlassen, und die *John F. Kennedy* ist schon aus Pearl Harbor unterwegs in Richtung Westen.«

»Dann bleibt nur noch der Verband um die *Ronald Reagan* in San Diego übrig, richtig?«

»Richtig, aber alle Zeichen deuten darauf hin, dass man dort die Generalüberholung vorantreibt. Sie soll in den allernächsten Wochen den Stützpunkt verlassen. In Amerika selbst hat das Spektakel einen neuen Höhepunkt erreicht. Jede Zeitung,

jeder Fernsehsender beteiligt sich daran. Sie reagieren wie hysterisch auf den Anschlag auf ihre nationalen Interessen in der Straße von Hormus.«

»Vielleicht sollten wir ihnen etwas von diesem sehr guten russischen Öl verkaufen, direkt aus unserer Raffinerie im Iran. Wir machen's auch sehr billig: nur fünfzig Dollar pro Barrel, ha-ha-ha!«

»Yushu, Sie sind ein durchtriebener Knochen – obwohl ich zugeben muss, dass dieser Gedanke etwas Verlockendes hat. Dennoch plädiere ich für Schweigen. Sag nichts. Tu nichts. Sieh nichts.«

»Nun aber zu wichtigeren Dingen, Jicai. Sind die militärischen Schätzungen korrekt? Können wir tatsächlich nur für zwölftausend Soldaten Landungsboote bereitstellen? Und nur für zweihundertfünfzig schwere Kampfpanzer?«

»So ist es. Aber unsere Amphibienfahrzeuge brauchen nur sehr wenig Zeit, um wieder umzukehren und neu zu fahren.«

»Sind die Schiffe schon auf ihrer Rückfahrt aus dem Indischen Ozean?«

»Ja.«

»Ausgezeichnet. Das wären dann die drei Lenkwaffen-Fregatten plus zwei Kilo-Unterseeboote, stimmt's?«

»Richtig. Sind alle schon auf der Heimfahrt. Und wie Sie wissen, ist der Zerstörer bereits wieder auf dem Weg nach Bandar Abbas. Nur als kleine Warnung an die Amerikaner, dass wir einem Angriff auf unsere iranischen Freunde nicht tatenlos zusehen werden.«

»Ah ja, ist dies nicht eine Mission, die viel bewirken kann, mein lieber Jicai?«

»Wie in der Tradition des großen Admirals Cheng Ho. Geradeso, wie Sie es sich immer erträumt haben.«

»Und welch ein Traum, Jicai! Denken Sie nur an die Worte, die wir alle gelernt haben, Worte, vor mehr als fünfhundert

Jahren vom unsterblichen Admiral selbst niedergeschrieben: *Wir haben die Augen auf weit entfernte barbarische Küsten gerichtet… während unsere Segel, luftig entfaltet wie die Wolken selbst, bei Tag und bei Nacht ihren Kurs schnell wie die Sterne fortsetzen und die wilden Wogen durchpflügen.«* Zhang schwieg einen Moment, dann sagte er ruhig: »Das ist unsere Tradition, sie hat nur geschlafen. Sie war nie tot. Und wir werden sie erwecken, um diese Meere wieder zu beherrschen.«

Dienstag, 1. Mai, 0955 (Ortszeit)
Internationale Erdöl-Börse (IPE), London

Kein Tag in der gesamten 26-jährigen Geschichte Europas führender Erdöl-Börse wurde bisher mit größerer Furcht, Beklommenheit und Beunruhigung erwartet als dieser. Hier im Schatten des Towers von London, inmitten von geschichtsträchtigen Straßen, dicht an den Wassern des altehrwürdigen St Katherine's Dock, hing das Schicksal der industrialisierten Welt am seidenen Faden.

Fünf Stunden vor der NYMEX-Rohstoffbörse an der Wall Street öffnet bereits der Aktienhandel in London seine Pforten und setzt weltweit die Duftmarken für die Preisentwicklung des anstehenden Tages, manchmal durchaus auch des folgenden Monats. Terminware sind die Brent Grude Futures, und der Preis eines Barrels Nordseeöl ist die Grundlage für die Spekulationen der wichtigen internationalen Händler und Investoren. Wenn die Händler denken, dass es in absehbarer Zeit eine Ölschwemme geben wird, kann der Preis durchaus unter 15 Dollar fallen, bei geringem Handel und Preisschwankungen allenfalls nur um wenige Cent. Irgendein Anzeichen für eine Verknappung des Rohöls – und der Preis steigt auf 30 Dollar. Und eine ernsthafte Drosselung der Ölzufuhr kann diesem schwankenden, empfindlichen Markt jegliches Gefühl für vorsichtige Zurückhaltung rauben. Als der Irak 1990 Kuwait be-

setzte, dachte jedermann an der Börse, jetzt gehe die Welt unter, und an einem einzigen Wahnsinnstag stieg der Preis für Brent Grude in London auf 70 Dollar pro Barrel.

Heute war die Atmosphäre an der Börse extrem angespannt. Kapitän Tex Packards Schiff brannte immer noch in der Straße von Hormus, und in London mischten sich nervöse Repräsentanten der großen Ölproduzenten unter die Vertreter der Raffinerien und Reedereien, Großhändler unter die Markthändler und andere wichtige Abnehmer. Broker als Interessenvertreter für die öffentliche Energieversorgung und die Lobby der Transportunternehmer, der chemischen Industrie und sogar des Einzelhandels saßen wie auf glühenden Kohlen. Die bedeutendsten Aktienspekulanten und Optionsscheinhändler der Welt, von Häusern wie Morgan Stanley, waren wie alle anderen eingepfercht in dem sechseckigen Börsensaal mit seinen Parkettstufen, Video-Überwachungsgeräten und Sicherheitsanlagen.

Am vergangenen Abend hatte Brent Grude bei 28 Dollar pro Barrel geschlossen, drei Dollar mehr als am Vortag. Und West Texas Intermediate war in New York sogar mit ein paar Cent weniger gefolgt. Heute fuhren die Telefongesellschaften, welche die Händler in New York – lange vor Öffnung des NYMEX – mit London verbanden, satte Gewinne ein. Was im Augenblick allein interessierte, war die Glocke, die zur Eröffnung der Börse geläutet wurde, und die Händler in ihren farbigen Jacken – rot, gelb, grün oder blau –, an denen man sie unterscheiden konnte, jagten über das Parkett, als die Zeiger der Uhr sich auf die Zehn zubewegten. Auf die Sekunde genau ertönte die Glocke, und der Handel war freigegeben. Zunächst ging es um Erdgas-Aktien, deren Preis noch explosionsartig steigen sollte, bevor dieser Tag vorüber war.

Eine Minute verstrich, dann standen die Zeiger auf 10.02 Uhr, und eine zweite Glocke eröffnete schrill und laut den

Handel mit Brent Grude Futures, der Benchmark weltweiter Preisgestaltung. In dieser Sekunde, an diesem Tag, drehte das ganze System des internationalen Ölhandels durch.

Chaos brach aus. Käufer schrien: »Plus zwei. Plus zwei.« Doch es ging nicht um zwei Cent wie bei den üblichen Angeboten. Diesmal ging es um ganze Dollar: 30 Dollar, dann 32 Dollar, dann 35 Dollar, dann 40 Dollar. Die grundlegenden Preise für ein Barrel Rohöl waren in neun Minuten um 30 Prozent angestiegen. »Muttergottes!«, stöhnte ein Broker von Shell, und der Bieter einer New Yorker Bank donnerte in den Börsensaal: »Plus fünf. Plus fünf für fünfhunderttausend«, was den Preis für Brent Grude Futures auf sagenhafte 45 Dollar pro Barrel hochtrieb.

Händler, die ins Hintertreffen zu geraten schienen, drängten nach vorn, als sich an den Arbeitsplätzen das Gerücht verbreitete, dass ein Preis von 70 Dollar in die Nähe rücke. Die Broker der großen Häuser standen in dichten Gruppen herum, uneinig, ob sie den Preis noch höher treiben oder lieber warten sollten, bis sich die Lage wieder beruhigte. Was an diesem Tag aber nicht sehr wahrscheinlich erschien.

Gesprächsfetzen heizten die verzweifelte Stimmung noch an. Schreie wurden vernehmbar, ausgewogenere britische Stimmen mischten sich mit lauteren, hektischeren Tönen: *»Jesus Christus, das kann doch nicht andauern! Scheiß drauf, es wird! Sie haben gerade den verfluchten Golf dichtgemacht. Um Himmels willen, es sind doch nur drei Schiffe. Und wenn es nur eins wäre, war's immer noch für den Arsch. Wir reden hier von verdammten Minenfeldern. Wir stehen am Rand eines globalen Krieges! Die USA lassen drei Flugzeugträger in der Straße von Hormus aufmarschieren. Du meinst, der ganze Wirbel hier ist für die Katz? Vergiss es! Kann sein, dass es in den nächsten sechs Monaten kein Golf-Öl mehr gibt.«*

Fünf Minuten später, als ein Rotterdamer Händler eine wert-

volle Ladung Rohöl, momentan auf dem Weg nach Skandinavien, anbot, stieg der Preis auf 50 Dollar. Kurze vier Minuten blieb der Kurs unverändert, schwankte nur leicht um diesen Eckwert. Dann schwappte ein Gerücht über den Börsensaal, dass eine große Flotte indischer Minenräumboote unter militärischem Geleitschutz sich durch das Arabische Meer in Richtung Hormus bewege. Der Preis für Brent Grude Futures jagte in nur 45 Sekunden auf 55 Dollar hoch, und von nun an war es unmöglich, irgendetwas anderes als das donnernde Geräusch der sich überschlagenden Gebote der Händler für jeden verfügbaren Tropfen Öl außerhalb der Golfregion zu vernehmen.

An einem normalen Börsentag wurden hier 50 Millionen Barrel umgesetzt, beim heutigen Aufruhr waren es bereits 30 Millionen in der ersten Dreiviertelstunde. Es gab nur etwas, was schrecklicher war, als diese Fantasiepreise zahlen zu müssen – nichts mehr abzukriegen: *»Plus zwei! Plus vier! Plus was immer es kosten mag!«*

Um elf Uhr hatte sich der morgendliche Preis für Öl weltweit verdoppelt. Bei Schließung der Börse stand er bei 72 Dollar. Angestiegen um mehr als 150 Prozent. Keiner der Beteiligten an der Internationalen Erdöl-Börse hatte jemals etwas Ähnliches erlebt. In New York hatte West Texas Intermediate mit 60 Dollar pro Barrel *eröffnet!* Die Termingeschäfte mit Benzin-Anteilsaktien erreichten Spitzenwerte und die mit Erdgas – geschuldet der Explosion der *Global Bronco* – stiegen ins Astronomische.

Dienstag, 1. Mai, 1630 (Ortszeit)
Weißes Haus

Admiral Morgan starrte auf den Stapel Informationen, die vor ihm lagen. Die Minenräumer hatten ihre Arbeit in der Straße

von Hormus aufgenommen, und es gab keinen Zweifel mehr daran, dass das Feld ausschließlich aus in Russland gebauten PLT-3-Minen bestand. Die indischen Offiziere vor Ort gingen von drei Reihen aus, die in einem Abstand von weniger als einer halben Meile gelegt worden waren. Innerhalb der omanischen Gewässer lagen sie in tiefem Wasser und erstreckten sich in schnurgerader Richtung hinüber zu der iranischen Sunburn-Raketenstellung. Lieutenant Ramshawe hatte mit all seinen Annahmen Recht gehabt.

Doch nun waren die Aufgaben, denen sich Fort Meade widmen sollte, anderer Art. Frage eins war: Wo ließen die Chinesen jetzt ihre Kriegsschiffe aufmarschieren? Die Kilo-Unterseeboote schienen wie vom Erdboden verschwunden zu sein. Und die zwei Fregatten, die unter iranischer Flagge gefahren waren, begleiteten die Überseeschiffe zum birmanischen Flottenstützpunkt der Chinesen an der Mündung des Flusses Bassein. Die *Shantou* hatte den bereits verlassen und bahnte sich ihren Weg durch die Malakkastraße. Aber von Chinas gewaltigen Sowremenny-Zerstörern war weit und breit nichts zu entdecken.

Der Sicherheitsberater des Präsidenten musste ehrlicherweise zugeben, dass die Chinesen ihn total verwirrten. Zunächst einmal hatte er keinerlei Vorstellung, was sie sich davon erhofften, den Ajatollahs die Mittel in die Hand zu geben, um die Straße von Hormus zu verminen. Wie dem auch sei – sie hatten es schlicht und einfach getan, und die westliche Welt, zusammen mit Japan, Taiwan und in gewissem Umfang auch Südkorea, steckten augenblicklich tief im Schlamassel. Die Weltölreserven würden in wenigen Wochen erschöpft sein, und den Persischen Golf würde man nicht so bald wieder öffnen können. Die Chinesen dachten offensichtlich, dass sie dieses Chaos unberührt lassen würde, und nach Meinung Arnold Morgans sollte ihnen deshalb eine ernste Lektion erteilt wer-

den. Es mochte zwar angehen, die Vereinigten Staaten zu belästigen und zu irritieren, aber wenn man mit den nationalen Interessen der einzig übrig gebliebenen Supermacht der Welt ins Gehege kam, dann konnte das sehr leicht todernste Folgen für einen haben. Admiral Morgan beabsichtigte dennoch nicht überzureagieren, zumindest bis er sich sicher sein konnte, was die Männer in Peking eigentlich vorhatten.

Der Präsident war da nicht so zurückhaltend. Er drehte fast durch, als die Ölpreise weltweit ins Uferlose stiegen. Pausenlos löcherte er seinen Energieminister Jack Smith mit der Frage: »Aber was bedeutet das für den schlichten amerikanischen Bürger an der Tankstelle?«

Am frühen Nachmittag war die Antwort da, schnell und Besorgnis erregend. Und es war überall dasselbe. Die Preise stiegen unablässig parallel zu den Unsummen, welche die großen Tankstellenketten für jedes Barrel Rohöl auf beiden Seiten des Atlantiks zu zahlen hatten. West Texas Intermediate schien noch höher abzuschließen als die Brent Grude Futures. Und immer noch fackelte Tex Packards gewaltiger Tanker einsam in der Straße von Hormus ab. Als der böige Wind nach Nordosten drehte, schickte er eine riesengroße schwarze Ölwolke in den Nachthimmel der arabischen Halbinsel.

In einer Woche konnten die Benzinpreise leicht auf drei oder sogar dreieinhalb Dollar pro Gallone klettern, und Präsident Clarke stand dann einer aus dem Ruder laufenden Inflation gegenüber, auf welche die Zentralbank mit einem Schock reagieren würde. Alle Bedarfsgüter und Produkte in den USA würden wegen der drastisch ansteigenden Transportkosten darunter zu leiden haben. Taxis, Busse, Güterzüge, der Fernlastverkehr und die Fluglinien – ganz besonders die Fluglinien –, einfach alles, was sich bewegte, würde davon betroffen sein. Präsident Clarke hatte das Bild einer Nation vor dem endgültigen Zusammenbruch vor Augen: Den Vereinigten Staaten ging

das Öl aus, ohne dass man genügend Zeit hätte, die eigenen Reserven anzuzapfen. Hohe Benzinpreise waren eine Sache – gar kein Benzin, um welchen Preis auch immer, eine andere. Wenn sein Land auf Grund lief, würde man sich an ihn mit Sicherheit als einen der unfähigsten Präsidenten in der gesamten Geschichte des Landes erinnern. Und was unternahm sein ach so brillanter Sicherheitsberater? So wie er es sah: nichts, null. Er griff zum Telefon und bestellte Admiral Morgan ohne Verzug zu sich.

Zwei Minuten später betrat Arnold knurrend durch die offene Tür das Oval Office. »Sie wollten mich sprechen, Sir?«

»Admiral, was zum Teufel tun wir mit dieser Sackgasse im Golf?«

»Sir, wie ich schon erklärte habe, haben wir quer über die Straße von Hormus ein Minenfeld. Der Golf ist jetzt auf unabsehbare Zeit für die Schifffahrt gesperrt. Die Iraner sagen nichts, geben nichts zu und werden die Straße mit tödlicher Sicherheit auch nicht räumen. Genau so halten es auch ihre Kumpane in Peking. Das heißt, wir müssen selbst dafür sorgen, dass das Minenfeld geräumt wird. Und genau das macht in unserem Auftrag die indische Marine seit einigen Stunden. Sie haben sechs Räumboote, die wir bewachen, dort im Einsatz. Aber es handelt sich um eine mühselige Arbeit, und da sind offenbar verdammt viele Minen gelegt worden. Soweit ich weiß, sind bisher drei aufgespürt worden, aber nach meiner Schätzung müssen wir mindestens noch vierzig weitere entschärfen, um den wehrlosen Tankern eine sichere Durchfahrt zu ermöglichen. Aber dann wäre da immer noch der ökologische Albtraum des rausgelaufenen Öls in der Straße.«

»Und was geschieht jetzt mit den gottverfluchten Iranern? Das ist doch Ihr Ressort, Arnold.«

»Sir, wollen Sie, dass ich den Ajatollahs den Krieg erkläre? Oder Ihnen jedenfalls empfehle, es zu tun?«

»Ich weiß nicht, Arnold.« Die Stimme des Präsidenten stieg an. »Ich weiß nur, dass das hier zu einer großen nationalen Krise führen kann, der wir anscheinend machtlos gegenüberstehen.«

»So weit ist es noch nicht, Sir. Ich möchte jedoch keinen unverhältnismäßigen Schritt einleiten, bis wir die Minen – still und mit so wenig Aufhebens wie möglich – geräumt haben. Ein heißer Krieg, der rings um die Räumboote geführt werden müsste, wäre sicherlich absurd. Wenn das Feld jedoch geräumt ist, bin ich bereit, die Muskeln in der Region verstärkt zu zeigen und sowohl die Iraner als auch die Chinesen deutlich zu warnen, dass wir sie bei jeder falschen Bewegung in den Grund bohren.«

»Okay, aber warum sollten wir eine solche Warnung nicht schon jetzt aussprechen?«

»Schon geschehen, Sir. Vor drei Stunden.«

»Sie haben ihnen gedroht, sie zu versenken?«

»Sir, ich habe eine gleich lautende Botschaft an Teheran und Peking gesandt, in der ich unserer Verärgerung über beider Verhalten Ausdruck gegeben habe. Ich habe sie ferner über unsere Bereitschaft informiert, jedes Kriegsschiff, welcher Nation auch immer, das sich unseren Bemühungen, das Minenfeld zu räumen, in den Weg stellt, zu zerstören. «

»Und wie sieht es in der Zukunft aus, Arnold? Die Zukunft! Das ist es, was meine Arbeit ausmacht. Was ist mit der verdammten Zukunft? Wie können wir sicher gehen, dass die Chinesen so eine Sauerei nicht noch einmal versuchen?«

»Sir, wie Sie wissen, haben die da unten an der südiranischen Küste riesige petrochemische Anlagen und eine Raffinerie aufgebaut. Sie sind direkt mit dem Herzen der Ölfelder in Kasachstan verbunden. Ich möchte ihre Eliminierung vorschlagen.«

»Ihre *was?«*

»Ihre Zerstörung, Sir. Alles in allem ein schöneres Wort, wie

ich zugeben muss.«

»Sie meinen ihre Bombardierung?«

»Sir – bitte! Wir wollen nicht so roh sein wie das Öl.«

»Also gut, was schlagen Sie vor?«

»Ich schlage den Einsatz von Sonderkampftruppen vor, um diese Raffinerie lahm zu legen – für immer.«

»Sie meinen die SEALs?«

»Ja, Sir.«

»Kriegen wir die da dann überhaupt rein? Und auch wieder raus?«

»Bestimmt. Wir schaffen alles.«

»Aber wahrscheinlich wird dann jeder wissen, dass wir das waren.«

»Nicht anders, als wir wissen, wer den Golf vermint hat. Niemand wird ein Wort darüber sagen, zumindest nicht offen. Wir erheben auch keine Anschuldigungen, jedenfalls keine offiziellen. Sie wiederum geben nichts zu. Wir tun nur das, was wir tun müssen.«

»Aber die gottverfluchten Chinesen werden durchdrehen, wenn wir ihre Anlagen in die Luft blasen.«

»Nein, Sir. Sie werden sich zwar so fühlen, aber sie haben dann eine sehr deutliche und stille Botschaft von uns erhalten: Ihr Typen fangt an, mit Amerikas Ölvorräten herumzuspielen? Also gut, dann zeigen wir euch mal, wer hier wirklich mit wem herumspielt!«

»Arnold, Ihre Abgebrühtheit nimmt mir manchmal den Atem. Aber es gefällt mir. Gibt mir ein sicheres Gefühl hier auf diesem großen Sessel.«

»Mein Job, Sir, ist es, allen Amerikanern Sicherheit zu vermitteln, gleichgültig wie groß oder klein ihre Sitzgelegenheit sein mag.«

»Wäre unser Strategiegespräch damit beendet?«

»Mr. President, hier geht es nicht um Strategie. Hier geht es

um unmittelbare Aktionen. Räumen wir die Straße von Hormus. Beschützen wir die Räumboote. Dann bewachen wir den Wasserweg mit aller Macht, die uns zur Verfügung steht. Damit meine ich vier Flugzeugträger-Gefechtsverbände im Einsatz zwischen der Golfregion und unserer Basis in Diego Garcia. Jedes fremde Kriegsschiff, das ohne unsere ausdrückliche Erlaubnis in diesen Teil der Weltmeere eindringt, ist bereits Marinegeschichte.«

»Arnold, bitte, unternehmen Sie das Notwendige.«

»Ich bin aber noch nicht fertig, Sir.«

»Nicht? Was denn noch? Planen Sie, Russland zu erobern oder sonst was in der Richtung?«

»Nein, Sir. Ich bin einfach sauer über Chinas offene und offensichtliche Expansion zur See. Die machen kein Geheimnis daraus, dass sie erstmals seit mehr als fünfhundert Jahren eine Überseeflotte aufbauen wollen, und es ist auch kein Geheimnis, dass sie sich mit hohem und konstant beibehaltenem Tempo ausdehnen. In nur wenigen Jahren haben sie sich eine neue Unterseebootflotte zugelegt. Sie haben sich zwei Flugzeugträger, drei russische Zerstörer und tonnenweise alte sowjetische Raketenteile zusammengekauft. Sie dehnen sich aus, Sir. Und das wollen wir doch nun wirklich nicht.«

»So?«

»Sir, wir sehen einem Riesenproblem ins Auge. Die Chinesen sind auf dem Vormarsch. Sie haben für lange Zeit vor uns gekuscht und werden es auch weiterhin tun, solange es ihnen in den Kram passt. Aber sobald sie das Gefühl haben, gut genug und in der Lage zu sein, uns herauszufordern, um dann den Osten zu beherrschen und damit das Gleichgewicht der Kräfte zu ihren Gunsten zu verändern – dann werden wir das wahre Gesicht Chinas sehen. Glauben Sie mir.«

»Okay, aber was wollen Sie kurzfristig dagegen unternehmen?«

»Ich plane, ihre Expansion zu stoppen, solange es noch möglich ist. Ich will, dass ihre inzwischen verflucht große Flotte in den chinesischen Gewässern bleibt.«

»Und wie wollen wir das erreichen, ohne einen offenen Krieg loszutreten?«

»Sir, wie halten wir unsere weltweite Präsenz aufrecht? Wie sorgen wir dafür, dass unsere Navy über die Weltmeere fährt, damit keiner aus der Reihe fällt? Im Augenblick genießt die Welt die *Pax Americana.* So wie sie einst die *Pax Romana* genossen hat, den Frieden zu den Bedingungen der Römer. Heutzutage ist es eben Frieden zu unseren Bedingungen. Und um das zu garantieren, haben wir überall auf der Welt ein Netz von US-Basen – im Pazifik, im Indischen Ozean, auf den japanischen Inseln und zusammen mit unseren Freunden in London auf dem Atlantik. Das ist die einzige Möglichkeit. Ein Band von Unterstützung und Freunden. Das ist es, was China bis jetzt nicht hat. Ausgenommen ein Ort: Birma.«

»Sie sprechen von der neu gebauten Basis in den Sümpfen westlich von Rangun?«

»Die meine ich, Sir. Sie befinden sich auf der Insel in der Flussmündung des Bassein. Sie ist riesig. Gewaltige Einrichtungen, um Kriegsschiffe aller Größen zu warten und aufzutanken. Einschließlich der Unterseeboote. Die Chinesen haben einst den gesamten Indischen Ozean beherrscht und mein Gefühl sagt mir, dass sie wieder dorthin kommen wollen. Das würde ihnen nämlich die Kontrolle über die östliche Ölroute durch die Malakkastraße in die Hand geben. Im Moment ist der enge, flache Seeweg mit seinem verdammten granitenen Meeresboden einfach zu weit von China entfernt, um ihnen irgendeinen Einfluss auf den Tankerverkehr dort zu sichern.«

»Aha – und was schlagen Sie jetzt vor, um die Chinesen zu entmutigen, ihren neuen birmanischen Stützpunkt zu nutzen?«

Arnold Morgan lächelte. »Nicht so hastig, Sir. Im Augenblick

haben wir noch andere Probleme zu lösen. Aber falls Sie irgendwelche Aktienoptionen auf Chinas Flottenstützpunkt auf der Insel Hainggyi haben sollten, rate ich zum Verkauf.«

KAPITEL VIER

020330MAY07
Indischer Ozean

Am Boot der USS *Shark,* Fahrt 30. Tiefe 400

Zu Beginn der letzten halben Stunde der Mitternachtswache bewegte sich Lieutenant-Commander Headley leise durch das 30 Jahre alte, 5000 Tonnen schwere Nuklearboot. In einer halben Stunde sollte er Commander Reid im Kommandoraum ablösen. Er war schon unten im Maschinenraum gewesen, wo Lieutenant-Commander Paul Flynn sich um ein – wie sich herausstellte, allerdings nur unbedeutendes – Dichtungsleck an der Hauptantriebswelle kümmerte. Die Pumpen arbeiteten reibungslos, und der feine Sprühregen, der durch das Leck hereinkam, sollte kein Problem darstellen. »Das verdammte Ding wird uns hoffentlich nicht noch mehr Ärger machen«, stellte der dunkelhaarige technische Offizier aus dem Süden Bostons fest, »der Rest von dem Zeug hier sieht jedenfalls prima aus. Der Reaktor arbeitet gleichmäßig, die Antriebswelle solide. Selbst bei neunundzwanzig Knoten fühlt man sich hier wie auf ‘ner Kreuzfahrt. Keine weiteren Probleme, Sir.«

Dan Headley machte sich danach auf den Weg zum Navigationsoffizier in einer Ecke nahe beim Kommandoraum. Er hatte den jungen Lieutenant Shawn Pearson erst hier an Bord kennen gelernt. Aber er wusste, dass dieser zu der geretteten Mannschaft der *Seawolf* gehört hatte, nachdem das gewaltige atomgetriebene Jagd-Unterseeboot im vergangenen Jahr im Südchinesischen Meer verloren gegangen war. »Hallo, Shawn«, sprach er ihn an, lehnte sich an den großen Tisch und blickte auf die Seekarten hinunter, »wo sind wir? Schätze mal,

achthundert Seemeilen nordnordwest von Diego Garcia, oder?«

»Korrekt, Sir. Absolut korrekt. Nicht schlecht, wenn ein XO so was weiß. Gibt mir Vertrauen. Ich hab gerade Kaffee bestellt. Möchten Sie auch einen, Sir?«

Der Lieutenant-Commander hatte Shawn Pearson sofort gemocht. Er war aufgeweckt, witzig, ließ es jedoch nie an Respekt für Dienstvorgesetzte fehlen. Was immer auch seine Rolle in dem Debakel um die *Seawolf* gewesen sein mochte, er war dafür jedenfalls hoch dekoriert worden. Eine Auszeichnung, von der Dan Headley annahm, dass sie mehr als verdient war. »Großartige Idee, Lieutenant«, sagte er. »Das sollte mich in den nächsten vier Stunden wach halten.«

»Augenblicklich fahren wir fünf Grad nördlich des Äquators, auf Länge sechs-fünf-null-null. Wir bewegen uns praktisch in einem Gebiet, in dem auf Abermillionen Quadratkilometern absolut nichts ist. Etwa fünfhundert Meilen westlich der Malediven und immer noch ein Stück weit weg vom südlichsten Punkt des indischen Subkontinents. Aber wir werden es schon packen, Sir.«

»Irgendwelche Schiffe in der Nähe?«

»Nein, Sir. Nur unsere unmittelbare Begleitung, die Fregatte *Vandegrift.* Sie fährt drei Meilen querab auf Steuerbordseite, gleicher Kurs: drei-fünf-zwo. Außerdem sind wir gut fünf Meilen vom Bug des Flugzeugträgers entfernt, und der hat jeweils einen Zerstörer an beiden Seiten – die *Mason* an Backbord, die *Howard* an Steuerbord. «

»Was ist mit der *Cheyenne*?«

»Steuerbordseite querab vom Bug des Trägers, etwa vier Meilen östlich von uns. Gleiche Tauchtiefe.«

Dan Headley nahm einen Schluck Kaffee. »Was dagegen, wenn ich mir den restlichen Kaffee mitnehme?«

»Überhaupt nichts, Sir. Wird Sie wach halten, während ich friedlich schlafe.«

»Tja, ist ja nur noch eine Viertelstunde, die Sie durchhalten müssen. Bis dann, Lieutenant. Passen Sie auf, dass wir uns nicht verfahren.«

»Keine Gefahr, Sir. Hab alles im Griff.«

Als Dan Headley in Richtung Kommandoraum ging, machte er sich noch einmal ihre Situation klar – eingepfercht in eine riesige rabenschwarze Stahlröhre, die sich Hunderte von Metern unter der Wasseroberfläche ihren Weg durch den Indischen Ozean bahnte, in vollkommener Verborgenheit, absolut tödlich für jeden potenziellen Gegner. Der Korpsgeist in einem Unterseeboot ließ sich in keiner Weise mit dem auf irgendeinem anderen Schiff vergleichen. Er fühlte, dass Shawn Pearson und er lebenslange Freunde sein würden, obwohl sie sich erst seit ein paar Stunden kannten. Auf Unterseebooten der U.S. Navy ist das so. Sie schmieden Menschen zusammen und lassen sie die starken Seiten im Gegenüber erkennen.

Dan Headley war stolz, auf diesem alten Kahn dienen zu dürfen, und bislang war er auch von allen anderen Mitgliedern der Schiffsbesatzung angetan. Besonders von seiner seemännischen Nummer eins, Drew Fisher, einem drahtigen blonden Exbaseballspieler der Universität von Georgia. Er hatte sein Glück als Profisportler versucht, musste die Karriere aber wegen einer nicht behebbaren Knöchelverletzung aufgeben. Er endete ohne Universitätsabschluss, ohne Geld und ohne sportliche Perspektive. »Sir, ich habe damals nicht einmal einen eigenen Baseballschläger besessen«, hatte er Dan erzählt, »deshalb habe ich mich der Navy angeschlossen, so kam das.« Drew war stetig befördert worden, und nach Ansicht von Lieutenant-Commander Headley würde damit noch lange nicht Schluss sein. Es ging das Gerücht um, dass dem ehemaligen Spieler der Georgia Bulldogs und jetzigen Master Chief Petty Officer eine Offiziersstelle angeboten werden solle – und das schon in naher Zukunft.

Drew war erst 36 Jahre alt. Neben seinen nicht gerade leichten Aufgaben an Bord hatte er einen Fortbildungskurs nach dem anderen belegt, die er auch erfolgreich – etwa in den Fächern Navigation, Waffenkunde, Hydrologie, Elektronik und nautische Technologie – abgeschlossen hatte. Gegenwärtig setzte er sich mit Gefechtssystemen auseinander und verbrachte deshalb auch viel Zeit mit dem dafür zuständigen Offizier, Lieutenant-Commander Jack Cressend, der aus New Orleans stammte.

Die beiden saßen auch tatsächlich gerade außerhalb des Kommandoraums beisammen und begrüßten Dan herzlich. Der Chief hatte wie auch Dan seine Wache früh angetreten. Er hatte schon mitbekommen, dass der neue Erste Offizier auf der *Shark* eine Art Experte auf dem Gebiet der Vollblutzucht war. Und so wollte er in diesen frühen Morgenstunden, während sie nur knapp über die Unterwasser-Gebirgsmassive des Indischen Ozeans glitten, von Dan ganz genau wissen, welches Nachwuchspferd das Kentucky-Derby auf den Churchill Downs an diesem Samstag gewinnen würde.

Einige Stunden zuvor hatte Dan sich unverbindlich über das große Teilnehmerfeld geäußert und vier Pferde genannt, die seiner Meinung nach reelle Siegeschancen hätten. Drew reichte das jedoch noch lange nicht; er wollte detaillierte Insider-Informationen und drängte die Nummer zwei in der Befehlshierarchie an Bord der *Shark* deshalb erneut: »Auf geht's, Sir, nennen Sie mir Ihren wirklichen, wahren Favoriten!«

»Okay, Drew, mein Vater hat einen der Teilnehmer als Fohlen großgezogen, ein Riesentier namens White Rajah, wurde in New York für Mr. Phipps trainiert.«

»Kann er richtig rennen?«

»Und wie. Sonst würde er wohl kaum am Derby teilnehmen dürfen, oder?«

»Was hat er denn bislang schon gewonnen?«

»Drei Rennen als Zweijähriger. Ist nur um eine Kopflänge im Hopeful-Rennen in Saratoga geschlagen worden.

Hat sich aber über Winter verbessert. Man hat ihn für ‘ne Weile nach South Carolina geschickt, danach ist er ganz gut aus den Startlöchern gekommen und hätte um Haaresbreite das Derby in Florida gewonnen, trotz schlechter Ausgangsposition.«

»War das sein letztes Rennen?«

»I wo! In New York hat er das Wood Memorial mit neun Längen Vorsprung gewonnen. Meiner Meinung nach die beste Vorbereitung zum Derby. Obwohl, Secretariat hat sich dann noch das Triple geholt, nachdem er im Wood leer ausgegangen ist.«

»O Mann, Sir. Sie kennen sich verdammt gut mit diesem Pferdezeugs aus, was?«

»Tja, liegt mir wohl irgendwie im Blut. Meine Familie züchtet schon seit fünf Generationen Rennpferde im Blue-Grass-Land.«

»Jetzt erzählen Sie mir aber mal ein bisschen mehr über White Rajah.«

»Ach, nichts leichter als das«, sagte Lieutenant-Commander Headley. »Sein Großvater hätte mir mal um Haaresbreite den rechten Arm abgebissen, als ich noch klein war. Ein verdammt gemeiner Hurensohn!«

»Ehrlich? Mensch, ich hätte nie gedacht, dass Zuchtpferde so wild sein können.«

»Diese ganz spezielle Linie ist ein verdammt schwieriger Haufen. Hat eine Menge Feuer im Blut.«

»Warum werden die dann so gezüchtet?«

»Weil die Biester rennen können, darum. Und ‘ne ganze Reihe von denen kann wirklich gut rennen. Wie eben Rajah auch.«

»Alles klar. Ich werde auf ihn setzen.«

»Mitten im Arabischen Meer?«

»Mist, hab ich glatt vergessen. Glauben Sie, ich könnte den Satellitenfunk nach San Diego benutzen?«

»Aber sicher! Wir fahren in Richtung Fronteinsatz, mitten in einer weltweiten Ölkrise – und unsere Kommunikationssysteme sind momentan unterbrochen, weil der Chief versucht, White Rajah im Kentucky-Derby zu unterstützen.«

»Die Welt ist wirklich grausam, Sir.«

»Und noch grausamer, falls er gewinnt, Chief, und Sie nicht setzen konnten.«

Alle drei lachten. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, dass Lieutenant-Commander Headley an Bord schon jetzt sehr beliebt war. Er schlenderte hinüber in den Kommandoraum, wünschte dem kommandierenden Offizier einen guten Morgen und fügte hinzu: »Bereit zur Übernahme des Bootes, wann immer Sie wünschen, Sir.«

Commander Reid blickte auf die Uhr. »Noch sieben Minuten, XO. Ich möchte die vier Stunden voll machen.«

»Okay, Sir. Ich warte hier. Keine Änderung unseres Kontakts via Satellit, Sir? 0600 wie vereinbart?«

»Wie vereinbart, XO. Und nicht anders.«

Dan Headley machte sich erneut mit dem Kommandoraum vertraut, der kleiner war, als er es gewohnt war. Seine letzte Reise hatte er auf der USS *Kentucky* unternommen, einem der riesigen mit Trident-Raketen bestückten Kampf-Unterseeboote der Ohio-Klasse, und er hatte den Eindruck gewonnen, dass ihm die Führung eines dieser 19000-Tonnen-Giganten mit Nuklearantrieb übertragen werden sollte. Dann jedoch, ganz überraschend, wurde er auf die USS *Shark* versetzt – die eindeutig ihre letzte Fahrt vor sich hatte –, um Commander Reid – ebenfalls bei seinem letzten Einsatz – zu unterstützen. Dan vermutete, dass es an den steigenden Spannungen in der Golfregion lag und an gewissen Bedenken um die mentale Standfestigkeit des altgedienten Commanding Officer (CO). Bisher hatte er Com-

mander Reid eher reserviert, höflich, ein wenig starr und in extremem Maße als peinlich korrekt erlebt. Aber damit konnte er umgehen. Noch hatten sie nicht unter ernsthaftem Druck gestanden.

Präzise um 0400 übergab ihm Commander Reid das Boot. »Sie haben das Kommando«, sagte er förmlich.

»Jawohl, Sir. Boot übernommen.«

Lieutenant-Commander Headley checkte Geschwindigkeit, Kurs und Position der Shark. Punkt 0600 überprüfte er das Satelliten-Kommunikationssystem und befahl: »Geschwindigkeit 29 und Tiefe 400 beibehalten. Kurs drei-fünf-zwo.« Dann griff er zum Telefon und sprach mit dem technischen Offizier. Das Leck an der Antriebswelle war nicht größer geworden, die Pumpen wurden weiterhin leicht damit fertig. Der gewaltige Westinghouse-Druckwasserreaktor lief friedlich. Auch im Sonarraum war es ruhig. Lieutenant-Commander Josh Gandy konnte von keinen neuen Kontakten berichten, was bei der derzeitigen Geschwindigkeit auch nicht zu erwarten gewesen war.

Die ganze Nacht hindurch liefen sie nordwärts, bis die Morgendämmerung an ihrer Steuerbordseite über den östlichen Gewässern hereinbrach. Headley befahl auf Sehrohrtiefe zu gehen und nahm Kontakt zum Satelliten auf. Es gab keine Änderung ihrer Befehle: *Fahren Sie in die östlichen Gewässer der Straße von Hormus, zusammen mit dem Flugzeugträger* Harry S. Truman. *Dort lösen Sie den John-C.-Stennis-Gefechtsverband ab, der dann in südlicher Richtung zurück nach Diego Garcia fährt.* Sowohl Lieutenant-Commander Josh Gandy als auch die seemännische Nummer eins, Drew Fisher, waren gerade beim Ersten Offizier (Executiv Officer; XO), als der sich die Befehle bestätigen ließ.

»Tut mir Leid für Sie, Chief«, meinte Dan, »nichts Neues vom Totalisator. Ich schätze, Rajah muss bei dem Rennen ohne Ihren Wetteinsatz laufen.« Das war der letzte Scherz, der wäh-

rend dieser Wache gemacht wurde. Die restliche Zeit verstrich nur langsam. Nicht anders war es auch an den folgenden zwei Tagen.

Um 0400 am Freitag, dem 4. Mai, hatte die *Shark* fast den Zugang zum Golf von Oman erreicht, der zu den engen Gewässern der Straße von Hormus führte. Sie passierten den 24. Breitengrad und fuhren gegenwärtig 100 Fuß unter dem Meeresspiegel, weitere 250 Fuß Wasser unter dem Kiel. In zwei Stunden würde es hell werden, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde die Meeresoberfläche – aufgrund der Schließung des Golfs – bis auf wenige iranische und sehr vereinzelte chinesische Schiffe leer sein. An der Westseite der Straße würde es allerdings eine lange Warteschlange leerer Tanker geben.

Donnerstag, 3. Mai, 1730 (Ortszeit)
Fort Meade, Maryland

Die ersten Nachtfotos, welche die Satelliten über dem Arabischen Meer und dem Südiran gemacht hatten, waren am späten Nachmittag auf den Schreibtisch von Lieutenant Ramshawe gelangt. Es war nicht überraschend, dass sie eine Fülle von Informationen bargen, angefangen von den unzähligen Aufnahmen der indischen Pondicherrys, die entlang des Minenfeldes operierten. Sie kamen mit ihren langen GKT-2-Minensuchgeräten nur langsam voran, gerade mal mit fünf Knoten. In der Nähe lag das 5600Tonnen verdrängende Landungsboot *Magar,* das als Mutterschiff für alle sechs Räumboote diente. Ebenfalls vor Ort befanden sich ein der indischen Marine gehörendes Tankschiff und zwei 6700 Tonnen verdrängende, in Bombay gebaute Lenkwaffenzerstörer, die Admiral Kumar mitgesendet hatte, um seine wertvollen Pondicherrys zu bewachen. Auch Kriegsschiffe des *Constella-*

tion-Verbandes patrouillierten bedrohlich in der Nähe des Minenfeldes innerhalb der Wasserstraße.

Am äußeren Ende der Linie überwachten US-Fregatten abwechselnd das Geschehen: Sie gehörten zum Verband um den Flugzeugträger *John C. Stennis,* der sie von einer Position zehn Meilen achteraus befehligte. Noch niemals waren sechs Schiffe aufmerksamer bewacht worden als diese Pondicherrys, welche gewissenhaft die Minenreihen durchkämmten, um so für die wartenden Öltanker auf der omanischen Seite einen Seeweg von drei bis fünf Meilen Breite zu öffnen. Im Abstand von wenigen Stunden erschütterten Explosionen die Gewässer der Straße von Hormus; immer dann, wenn man eine der russischen PLT-3-Minen gefunden, aus der Verankerung gelöst und zur Detonation gebracht hatte.

Mehr als 7000 Meilen entfernt studierte Lieutenant Ramshawe diese befremdliche Szenerie, machte detaillierte Notizen, schrieb Berichte, indem er Fotografien vergrößerte und Einzelheiten ans Tageslicht brachte, und legte all das dem momentan gründlich diskreditierten Admiral Borden vor. Kopien seiner Berichte schickte er auch ans Pentagon, zu Händen des Chefs der Marineoperationen. Weitere Kopien wurden zum elektronischen Transfer an das Oberkommando der Pazifikflotte in San Diego gesendet, von wo aus sie per Satellit nach Pearl Harbor und weiter nach Diego Garcia geleitet wurden. Privat, über eine abhörsichere Leitung, hielt Jimmy Ramshawe Admiral Morgan auf dem Laufenden, damit dieser auf jede nur mögliche Entwicklung vorbereitet war. Bisher hatten die Iraner – zur Zufriedenheit der beiden Männer – es nicht gewagt, auch nur so etwas wie einen halblecken Kutter in die Gewässer hinter Bandar Abbas zu schicken.

Um 1830 kamen zwei grobkörnige, nur schlecht entzifferbare Satellitenfotos der küstennahen Gewäser des südöstlichen Iran herein, die sofort die Aufmerksamkeit des wachsamen Jimmy

Ramshawe erregten. Darauf war nämlich – wie ein Geisterschiff im Nebel – der unverkennbare Umriss eines Kriegsschiffes zu sehen. Er griff zur Lupe und starrte auf die Erscheinung. Er erkannte jetzt zwar mehr – aber immer noch nicht genug. Das Schiff fuhr in 300 Fuß tiefem Wasser nordwärts zur iranischen Küste. Dem Gitter auf dem Foto nach zu urteilen, hatte es gerade die nördliche Breite bei 25.27 überquert und war nur noch lausige 60 Meilen vom Minenfeld entfernt. Die Gitterlinien der Breitengrade belegten, dass das Schiff sich nur langsam vorwärts bewegte, etwa sieben Meilen in der halben Stunde, die zwischen beiden Aufnahmen lag. Jimmy drückte einen Knopf und erteilte dem daraufhin herbeieilenden Mitarbeiter der Fotoentwicklungsabteilung den Auftrag, sofort eine Vergrößerung des oberen linken Abschnitts der ersten der beiden grünlich schimmernden Nachtaufnahmen zu machen.

Als ihm diese zwölf Minuten später vorgelegt wurde, war die Qualität des Fotos zwar nicht besser, aber es war wesentlich größer. Abermals linste Lieutenant Ramshawe durch seine Lupe. Er konnte von den Ausmaßen der vorderen und hinteren Geschütze auf die Größe des Schiffes schließen. Er schätzte es auf 7000 Tonnen. Es war gewaltig wie ein Zerstörer, und wenn es tatsächlich ein Zerstörer war, dann war die Zahl der Länder, die solch ein Schiff besaßen, relativ klein. Es war jedenfalls kein amerikanisches Schiff – die genaue Position aller US-Zerstörer in der Region kannte er nämlich. Es war nicht britischer und mit Sicherheit auch nicht russischer Herkunft. Die Iraner besaßen ebenso wenig einen Zerstörer wie die Ägypter oder die Omaner. Die Inder hatten bekanntlich zwei dort unten stationiert, aber ihre fünf anderen, in Russland gebauten Schiffe der Rajput-Klasse kamen auch nicht in Frage.

Sollte es möglicherweise eine chinesische Sowremenny sein, etwa die *Hangzhou,* welche schon die Minen verlegt hatte und nun aus irgendeinem Grund nach Bandar Abbas zurückkehrte?

Jimmy Ramshawe sah genauer hin und lud sich dann aus der Datenbank die Risszeichnung der Sowremenny auf seinen Computer herunter. Zunächst einmal konnte er durch Vergleichen sehen, dass der Hubschrauber auf dem Foto an der erwarteten Stelle parkte. Er stand startbereit Vorschiffs, höher als das Achterdeck, genau über den ASW-Minenwerfern. Er konnte auch die typische Lücke zwischen der Kommandokuppel für die Geschütze (F-Band) und der oberen Spitze der Radaranlage erkennen. »Ich liege absolut nicht falsch«, murmelte er, »die verfluchten Schlitzaugen sind wieder da. Die verdammte *Hangzhou* schleicht an der Küste in Richtung Loch im Minenfeld. Was zum Teufel haben die da jetzt wieder vor?«

Immer wieder checkte er die Fotos und die Zeichnung: die Vierlingsstartvorrichtungen für die Sunburn-Raketen, die zwei achtern montierten Gadfly Boden-Luft-Abschussrampen. Alles da, wo es hingehörte. Dies war – darüber konnte kein Zweifel bestehen – die *Hangzhou,* Chinas schlagkräftigstes Kriegsschiff der neuen Tiefseeflotte, gerade erst auf einer Werft in St. Petersburg, im kalten Wasser der Ostsee, gebaut. Hier war sie wieder, in sehr viel wärmeren Gewässern, auf dem Weg zurück zu der Stätte ihres klaren und eindeutigen Verbrechens: dem Auslegen der Minen.

Lieutenant Ramshawe gefiel das ganz und gar nicht. Das schwer bewaffnete Kriegsschiff stellte für jeden Gegner eine ernsthafte Herausforderung dar. Er sah keinen Sinn darin, Admiral Borden darüber in Kenntnis zu setzen, weil der ihn wahrscheinlich nur darauf aufmerksam machen würde, dass das Schiff das Recht habe, sich innerhalb der iranischen Hoheitsgewässer zu bewegen, solange dieses Land nichts dagegen habe. Jimmy Ramshawe fand das jedoch überhaupt nicht in Ordnung. *Wenn bloß nicht dieser gottverfluchte Diensteid wäre!* Auf der abhörsicheren Leitung wählte er die Nummer von Admiral Morgan im Weißen Haus.

»Wie sicher sind Sie sich, Lieutenant?«

»Völlig, Sir. Es ist die *Hangzhou.* Darüber gibt es nicht die Spur eines Zweifels. Sieht aus, als wenn sie zurück nach Bandar Abbas will.«

Diesmal war es zur Abwechslung Arnold Morgan, der zögerte. Er hatte sichergestellt, dass die U.S. Navy eine offizielle Warnung, den Prozess des Minenräumens nicht zu unterbinden, herausgegeben hatte. Er war deshalb nicht auf das Erscheinen des wichtigsten chinesischen Kriegsschiffes, das zudem an dem Auslegen des Minenfeldes beteiligt gewesen war, vorbereitet. »Wann bekommen wir neue Bilder rein, Jimmy?«, fragte er erst einmal.

»Ungefähr in drei Stunden, Sir.«

»Der Himmel weiß, wo sie dann steckt. Sie ist schnell, und sie ist gefährlich. Überlassen Sie die Sache mir, aber vergessen Sie nicht, einen anständigen Bericht für Ihren Boss zu schreiben.«

Der Nationale Sicherheitsberater des Präsidenten machte sich Sorgen und durchquerte sein Büro mit großen Schritten. Er versuchte, die Absicht des Kommandanten der *Hangzhou* zu durchschauen. Wenn sie nur als Beobachter gekommen war, blieb den USA nichts weiter übrig, als das zu akzeptieren. Aber sie war so riesig und so stark, dass sie schlicht und einfach verschwinden musste, solange die Pondicherrys dort räumten.

Arnold Morgan wusste, dass auf den Decks der Flugzeugträger *Constellation* und *John C. Stennis* einsatzbereite F-14 Tomcats und FA-18E Super-Hornets standen. Dafür waren sie da: um etwaige Feinde das Fürchten zu lehren – und genau das taten diese Überschall-Kampfjets auch. Der Admiral hatte sich noch nicht nach den Details erkundigt, aber er war sich sicher, dass die Tomcats ihre Krallen zeigen würden. Was die Navy mit Sicherheit nicht in diesen Gewässern gebrauchen konnte, war ein riesiges chinesisches Kriegsschiff mit seinen gewalti-

gen Luftabwehrsystemen – zwei SA-N7 Gadfly SAMs auf dem Achterdeck. Von den zwei 130-mm-Zwillingsgeschützen und den vier 30 mm/65 Ak 630 Geschützen mit einer Feuerleistung von 3000 Schuss pro Minute ganz zu schweigen. Nein! Die U.S. Navy und ihre Flugzeuge konnten das wahrhaftig nicht gebrauchen. Insbesondere seit die *Hangzhou* auch noch mit zwei schwergewichtigen 533-mm-Zwillingstorpedos für die Gadfly-Raketen unterhalb des Radars herumfuhr. Und sie war zudem noch mit einer starken U-Boot-Abwehr – zwei sechsrohrige RNU 1000 AWS-Mörsern – ausgerüstet. Ihre wichtigste Boot-Boden-Waffe war jedoch die SS-N-22 Sunburn (Moskit 3M-80E), eine mit Überschallgeschwindigkeit fliegende Raduga, die aus einer der Vierlingsabschussvorrichtungen an Steuer- oder Backbord abgefeuert wurde: Reichweite 60 Seemeilen bei Mach 1,5.

Sie war ohne Zweifel ein beeindruckendes Schiff. Admiral Morgan vermutete, dass sie bis ins Detail so entworfen worden war, um den Minen legenden Fregatten und möglicherweise auch den Kilos als sicherer Begleitschutz zu dienen. Und er nahm – korrekterweise – auch an, dass sie in der Marinebasis am Bassein-Fluss neu betankt worden war, ein Gedanke, der ihn offen gestanden rasend machte. »Und wo in drei Teufels Namen fahren die jetzt hin?«, blaffte er in den leeren Raum. »Am liebsten wäre mir, sie wäre weit weg von irgendeiner unserer laufenden Operationen. Ich nehme an, auch die Inder werden nicht allzu erfreut sein, sie zu sehen.«

Die Frage war nur: Was tun? *Leider können wir das größte Schiff der chinesischen Marine nicht einfach versenken, ohne einen weltweiten Aufschrei zu riskieren, der die Benzinpreise nur noch höher jagt,* grübelte er. *Aber es muss aus der Gegend verschwinden. Das ist sicher. Bevor jemand schießwütig wird.* Er rief auf seiner abhörsicheren Standleitung Admiral Dickson an und schilderte ihm das Problem.

» Sir, ich stimme Ihnen voll und ganz zu. Der *Hangzhou* darf nicht erlaubt werden, in unserem Einsatzgebiet herumzuschwimmen. Ich habe sowohl die Chinesen als auch alle anderen in dieser Hinsicht gewarnt. Sieht so aus, als ob wir uns damit abfinden müssten, dass die Chinesen und die Iraner – allein schon weil sie die Verminung der Wasserstraße gar nicht abstreiten – sich außerhalb jeder weltweit akzeptierten Friedenskonvention stellen. Ich schlage deshalb vor, dass wir nochmals eine offizielle Warnung an die Adresse Pekings aussprechen. Entweder sie lassen den Zerstörer aus der Region verschwinden – oder wir übernehmen das für sie.«

»Sie schlagen eine Versenkung vor, Alan?«

»Nein, Sir. Ich schlage vor, das Schiff kampfunfähig zu machen. Bei einem minimalen Verlust an Menschenleben.«

»Indem Sie was einsetzen?«

»Ein Unterseeboot, Sir. Indem man eine dieser Mk 485 genau in sein Heck jagt. Setzt die Antriebswelle außer Kraft, Steuerung und Vorwärtsbewegung sind mit einem Schlag ausgeschaltet. Am besten man zerstört auch die Raketenwerfer mit ein paar Granaten. Dann können ihre iranischen Freunde gerne kommen und sie abschleppen. Auf diese Weise nehmen wir Rücksicht auf die Weltmeinung: sehr wenig Verluste und eine hochverdiente Warnung an die Chinesen, sich unbedingt aus der Straße von Hormus fern zu halten.«

»Was machen wir, wenn sie das Feuer erwidern?«

»Versenken, Sir. Auf der Stelle.«

»War nett, mit Ihnen zu plaudern, Alan. An die Arbeit.«

040500MAY07
An Bord der USS *Shark*
Position: 24.40 N, 57.55 E
Fahrt 25. Tiefe 100. Kurs 352

Lieutenant-Commander Dan Headley, seit einer Stunde auf der Frühwache, verlangte eine Niederschrift der neuen Befehle, die gerade vom Flugzeugträger gekommen waren. »Mach gleich zwei Kopien, Jack«, rief er in den Funkraum hinunter, »eine für den CO.«

Fünf Minuten später las er die Instruktionen an die *Shark,* in denen ihnen befohlen wurde, einen Zerstörer der Sowremenny-Klasse, vermutlich unter der Flagge der chinesischen Volksbefreiungsmarine, aufzuspüren und zu verfolgen. Der Zerstörer war von den Satelliten entdeckt worden, wie er langsam die südliche Küste des Iran entlangfuhr. Angenommener Kurs: zwei-sieben-null. Nach den Angaben aus Fort Meade sollte er sich genau jetzt, um 0530, irgendwo nordnordöstlich von ihnen befinden, wahrscheinlich so 27 Meilen vor ihnen. Im Sonarraum der *Shark* hatte man schon ein Schiff in der Region geortet, und die elektronische Überwachung hatte gelegentliche Signale eines russischen Radars gemeldet. Die Beschreibung durch das Flaggschiff war ebenfalls korrekt: Das Schiff fuhr langsam. Das amerikanische Unterseeboot der Sturgeon-Klasse würde es innerhalb der nächsten anderthalb Stunden erreicht haben. Die Befehle waren eindeutig: den Zerstörer zu orten, ihm unhörbar zu folgen und weitere Befehle abzuwarten.

Lieutenant-Commander Headley befahl Angriffsgeschwindigkeit, Kurs drei-sechs-null, die das Boot kurz vor 0700 in die korrekte Position bringen sollte. Er schickte jemanden, um den CO zu wecken und ihn über die neue Situation zu informieren, war dann jedoch leicht verwundert, dass der Kommandant selbst nach einer Dreiviertelstunde nicht erschien. »Hat wohl

Vertrauen zu mir«, dachte der XO. »Obwohl er mich erst seit fünf Tagen kennt.«

Auf jeden Fall eilten sie in Richtung Norden, gerade etwas unterhalb der Sehrohrtiefe, und hinterließen dabei ein Kräuseln auf der Wasseroberfläche. Um 0640 verlangsamte Headley die Geschwindigkeit, um auf Sehrohrtiefe zu gehen und einen Rundumblick an der Meeresoberfläche vorzunehmen. Kein Zweifel, draußen am Horizont lag ein großes Kriegsschiff. Dan Headley hatte sich den Umriss der Sowremenny-Zerstörer zuvor eingeprägt – und das hier war einer, lebensgroß, sechs Meilen vor der iranischen Küste entlangfahrend, als gehörte ihm die Gegend. Die Konturen der Maschinen auf dem 8000 Tonnen verdrängenden Zerstörer mit seiner doppelten Antriebswelle passten genau zu der Computersimulation der GTZA-674-Turbinen.

Das Unterseeboot tauchte wieder unter die Wasseroberfläche, und Headley ließ dem Flaggschiff eine Meldung übermitteln, dass er den Kontakt zu dem Zerstörer aufgenommen habe. Darüber hinaus schlug er vor, dem Zerstörer in einem Abstand von zwei Meilen achteraus zu folgen und weitere Befehle abzuwarten.

Danach befahl er einen Kurswechsel: sieben Grad abdrehen, alles auf Tauchstation. Das ist dann genau der Moment, wo ein Hauch der Erregung sich des Bootes und seiner Männer bemächtigt, wie immer, wenn irgendeine Auseinandersetzung droht. Mit dem bedrohlichsten Kriegsschiff der chinesischen Flotte in Sichtweite erwachte die USS *Shark* unverkennbar zum Leben.

Um 0700 betrat der Kommandant schließlich den Raum. Er sprach kurz mit seinem Ersten Offizier, um sich ein Bild von der Lage zu machen, übernahm aber nicht selbst das Kommando. Im Gegenteil, er ging wieder davon, um zu frühstücken, und bat Dan, ihn wissen zu lassen, wenn etwas Wichtiges ge-

schehe. Inzwischen liefen sie vier Meilen hinter dem Zerstörer in dessen Hecklinie. Das chinesische Schiff fuhr jetzt zwar schneller, aber immer noch in nordwestlicher Richtung entlang der iranischen Küste. Soweit Dan es beurteilen konnte, fand kein Funkverkehr statt, ja, die Chinesen hatten nicht einmal ihr Sonar eingeschaltet, was der Offizier aus Kentucky für »ziemlich abgedreht« hielt. *Wenn man bedenkt, dass die da gerade die Straße von Hormus vermint haben und die Hälfte der Welt stocksauer auf das Schiff und seine Besatzung ist.*

Die *Hangzhou* hielt jedenfalls ihren Kurs konstant mit 20 Knoten, was Dan Headley abermals für lächerlich hielt. Wenn sie ihre Geschwindigkeit beispielsweise zwischen vier und 25 Knoten variieren würde, wäre es für ein Unterseeboot wesentlich schwieriger, sie zu verfolgen. Andererseits, bei ihrer ruhigen, eher langsamen Fahrt könnte sie den Jäger bereits gehört haben, der hinter ihrem Heck aufzuholen versuchte und dabei einen Lärm wie ein Güterzug machte. *Würde ja gern mal wissen, wo sie diese Typen ausbilden. Wahrscheinlich in irgend so' ner chinesischen Wäscherei.*

Die *Shark* begnügte sich also mit dem klassischen Vorgehen bei einer solchen Treibjagd und lief so tief getaucht, wie sie es sich bei dem nur 50 Faden tiefen Küstengewässer gerade noch zutrauen konnte. Nach 15 Minuten dann ein erneutes Auftauchen, um einen weiteren Sichtkontakt zu riskieren, aber auch um die Einsatzdaten für die Feuerleitstelle zu aktualisieren, falls ihnen der Befehl zu kämpfen gegeben werden sollte. Natürlich verloren sie jedes Mal, wenn sie auftauchten, an Geschwindigkeit und der Abstand vergrößerte sich wieder, während sie lautlos mit fünf Knoten vorwärts drifteten.

Sechs Meilen vor dem Minenfeld änderte die *Hangzhou* ihren Kurs. Sie wandte sich nach Westen, als wollte sie den ganzen Minengürtel ablaufen. Es war inzwischen hell geworden, und Lieutenant-Commander Headley informierte das Flaggschiff

unmittelbar über die Kursänderung.

Admiral Bert Harman, der hoch oben in der Operationszentrale der Flugzeugträger-Kommandobrücke der *Harry S. Truman* stand, war sich uneins – obwohl seine Befehle sehr klar waren. Er gab seinem Funker den Auftrag, Kontakt mit dem Zerstörer aufzunehmen, um ihm deutlich zu machen, dass er in eine verbotenen Zone eingedrungen sei, in der US-Kriegsschiffe die Räumung eines Minenfeldes überwachten. Ihm solle in unmissverständlichen Worten mitgeteilt werden, er habe sofort abzudrehen, seinen Kurs nach Bandar Abbas wieder aufzunehmen und dort bis auf weiteres im Hafen zu bleiben.

Der chinesische Kommandant hatte jedoch Instruktionen erhalten, die ihm aufgaben, die Vorgänge dort zu observieren und sich keinesfalls irgendwelchen Drohungen durch die U.S. Navy oder von dritter Seite zu beugen. Kapitän Yang Xi dachte kurz, die in Peking hätten gut lachen hier vor Ort sehe die Sache doch sehr viel anders aus. Er sah die Reihe der amerikanischen Kriegsschiffe am Horizont entlangfahren, dort, wo das Minenfeld war, in dem er gerade eine ziemlich große Explosion beobachten konnte. Er beschloss, die Warnung trotzdem zu ignorieren, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass die Amerikaner das Feuer eröffnen würden. Er würde vielmehr seine Geschwindigkeit verringern und zwei weitere Meilen näher heranfahren. Er befand sich jetzt in internationalen Gewässern und glaubte, sich mit dem Abdrehen Zeit lassen zu können. In der Zwischenzeit wollte er auf jeden Fall seine Sunburn-Raketen gefechtsbereit machen.

In der Operationszentrale des Flugzeugträgers beobachtete man, dass der chinesische Kommandant nichts unternahm, ihrer Warnung nachzukommen. Admiral Harman nahm noch einmal seinen Einsatzbefehl zur Hand und las ihn sorgfältig durch: *Sollte ein Kriegsschiff einer anderen Nation darauf be-*

stehen, innerhalb der von uns gesperrten Zone zu verbleiben, werden Sie das dieses Schiff verfolgende Unterseeboot auffordern, es kampfunfähig zu machen, aber nicht zu versenken, es also nur an der Erfüllung seines Auftrages zu hindern. Es gab nichts Doppeldeutiges an diesem Befehl, und die *Hangzhou* war nichts weniger als eine äußerst gefährliche Bedrohung für die US-Schiffe. Admiral Harman gab der USS *Shark* deshalb die Order, das chinesische Kriegsschiff unverzüglich kampfunfähig zu machen, sollte es nicht doch noch abdrehen.

Lieutenant-Commander Headley las den Befehl und ließ das Boot daraufhin einen langen Linksschwenk mit erhöhter Geschwindigkeit fahren, um auf die Backbordseite querab des chinesischen Kriegsschiffes zu gelangen. Er hatte vor, gegebenenfalls ein Torpedo aus 2000 Metern Entfernung auf die hintere Breitseite abzugeben. Das hätte im Wesentlichen zur Folge, dass der Torpedo Mk 48 das Heck des Schiffes treffen, seine Antriebswelle zerstören und es auf diese Weise navigationsunfähig machen würde. Er ließ sofort den Kommandanten informieren, der dann um 0745 auch im Kommandoraum eintraf. Der schien erregt zu sein, bedrückt über diese Entscheidung, jedenfalls alles andere als bereit, das Feuer auf ein so großes chinesisches Kriegsschiff zu eröffnen. Er zweifelte offen an der Richtigkeit der Befehle, fragte sogar, ob sie nicht vielleicht zwischenzeitlich geändert worden seien. Ob etwa gar ein Irrtum vorliege.

Lieutenant-Commander Headley brachte die *Shark* erneut auf Sehrohrtiefe und forderte den CO dann auf, sich selbst ein Bild von der Lage zu machen. »Der chinesische Kommandant hat unsere Warnungen ignoriert, darüber kann kein Zweifel bestehen«, stellte er fest. »Und unser Befehl ist eindeutig. Wir müssen das Schiff demolieren, um es mit einem Minimum an menschlichen Verlusten außer Gefecht zu setzen.«

»Ja, ich verstehe das durchaus«, sagte Commander Reid,

während er vom Periskoppodest herabstieg. »Aber die *Hangzhou* fügt doch niemandem irgendwelchen Schaden zu. Vielleicht wollen die nur mal sehen, was hier läuft.« Und gedankenverloren wiederholte er: »… mal sehen, was hier läuft.«

»Der Befehl erlaubt uns keinen Handlungsspielraum, Sir«, entgegnete Dan. »Er besagt, wir sollen den Zerstörer treffen, wenn man es uns befiehlt. Und dieses Papier hier sagt uns das jetzt – sofort.«

Der Kommandant der USS *Shark* blickte alles andere als begeistert. »Es sagt aber nicht, wie viel Zeit wir ihm zum Abdrehen geben sollen«, meinte er. »Ich glaube, Sie sollten das noch mal mit dem Flaggschiff klären, XO.«

»Wie Sie wünschen, Sir. Aber ich würde es begrüßen, wenn Sie das selbst tun. Meiner Meinung nach ist der Befehl eindeutig. Das chinesische Schiff ist bereits gewarnt worden, es hat nicht beigedreht, und ich habe hier einen schriftlichen Befehl in der Hand, das Feuer zu eröffnen.«

»Dies ist Ihre Sicht der Dinge, XO. Ich möchte im Logbuch festgehalten wissen, dass ich mir über die Eindeutigkeit des Befehls nicht sicher sei und ein Überdenken für sinnvoll hielte. Wenn Sie sich jedoch absolut sicher sind, haben Sie meine Erlaubnis, so vorzugehen, wie Sie es für angebracht halten.«

»Danke, Sir. Also gut, XO an Torpedo-Abschussraum: Bereiten Sie die Rohre eins und zwei vor, mit Mk 48.« Lieutenant-Commander Headley wandte sich an Chief Drew Fisher, der mittlerweile zu ihnen gestoßen war. »Sorgen Sie dafür, dass es klappt, Chief. Ich lasse das zweite Rohr nur für den Fall vorbereiten, dass etwas schief geht. Will aber zunächst einmal nur einen Torpedo abfeuern.«

»Alles klar, Sir.«

Im Sonarraum konnte man immer noch den gleichförmigen Hall der Schrauben der *Hangzhou* vernehmen, mal ansteigend,

mal abschwellend in der schweren See, immer der gleiche *Schuff-schuff-schuff-Laut* im Wasser. Jetzt war der Zerstörer weniger als 2000 Meter entfernt direkt vor ihnen.

Dan Headley befahl, auf Sehrohrtiefe zu gehen, und hielt sich mit beiden Händen fest, als er mitsamt den »Augen« des Unterseebootes im Kommandoturm hochgefahren wurde. Er musterte den Horizont und rief die Richtung, dann die Reichweite nach unten: »Null-sieben-null, 1900 Meter, auf Tauchstation, Tiefe 100.«

Sekunden verstrichen, dann die Stimme des Sonarraum-Operators: »Sonar an XO, Spur drei-vier, Ortung null-sechs-null, Reichweite 2000.«

Unten im Torpedo-Abschussraum wurden beide Rohre geladen. Der Leitoffizier dort stand in direktem Kontakt mit Lieutenant-Commander Headley und sprach ruhig in sein handliches Mikrofon.

Dan Headley befahl dem Decksoffizier, Lieutenant Matt Singer, die Führung des Bootes zu übernehmen. »Halten Sie die Geschwindigkeit auf konstant drei Knoten.«

Das Sonar-Team überprüfte die Annäherung und gab leise die einzelnen Werte an die Verantwortlichen weiter. Der Rest der Besatzung war mucksmäuschenstill, während sie sich vorwärtsschlichen, um den Schuss abzufeuern, der mit Sicherheit selbst in der Großen Halle des Volkes gehört werden würde.

Lieutenant-Commander Headley warf noch einen schnellen Blick auf den Bildschirm. Dann befahl er: »Achtung, Rohr eins. Bereit zum Abschuss halten.«

»Ortung null-sechs-null. Entfernung 1900 Meter. Computer eingestellt.«

»Abschuss freigegeben!«, bellte Dan Headley.

Alle spürten die leise Erschütterung, als der gewaltige Torpedo in den Ozean glitt und mit einer Bugwelle zum chinesischen Zerstörer lief.

»Kurs wie berechnet, Sir.«

Bei einer Geschwindigkeit von 40 Knoten würde der Torpedo keine zwei Minuten benötigen, um auf dem völlig unvorbereiteten Sowremenny-Zerstörer aufzutreffen. Er traf ihn dann auch haargenau an der Stelle, die Dan Headley dafür vorgesehen hatte: direkt ins Heck. Er jagte in den langen unteren Teil des Achterdecks, detonierte dort und ließ die Hauptantriebswelle in drei Teile zersplittern und die Schrauben im tiefen Wasser versinken und verwandelte das Steuerruder in einen Haufen zertrümmerten und verbogenen Stahl. Die *Hangzhou* war nicht länger manövrierfähig, konnte nicht mehr gesteuert noch sonst irgendwie bewegt werden.

Nachdem sich die Rauchwolken am Heck verzogen hatten, sah der Zerstörer mehr oder weniger unbeschädigt aus, in Wirklichkeit war er aber machtlos geworden. Die Mannschaften konnten über die Lautsprecher geplärrte Anweisungen hören, und medizinische Rettungsteams hasteten in Richtung Achterdeck, um sich um die Verwundeten zu kümmern. Gemessen an den sonst bei von Torpedos getroffenen Kriegsschiffen üblichen Verheerungen war der Verlust an Menschenleben hier jedoch relativ geringfügig.

Der Funkraum des Zerstörers war noch intakt, und auch der Kommandoraum war nicht getroffen. In wilder Wut jagte der Kapitän, Oberst Yang Xi, umher und hielt Ausschau nach einem Ziel zum Zurückschlagen. Aber er konnte im Umkreis von zwei Meilen nichts erkennen. Er besaß Raketen, Geschütze, Torpedos – aber da war nichts in unmittelbarer Nähe, worauf er sie hätte abfeuern können. Noch konnte er ausmachen, was sein Schiff getroffen hatte – wenn überhaupt etwas Derartiges geschehen war. Alles was er bislang wusste, war, dass eine Explosion stattgefunden hatte. Ihm war allerdings klar, dass das Geschehene die Grenzen des Zufalls bei weitem überstieg.

Drei Minuten nach dem Zwischenfall erhielt er eine weitere

Botschaft des amerikanischen Flugzeugträgers, der ihn abermals aufforderte, das Gebiet zu verlassen. Aber man bot ihm auch an, Hilfe von den Iranern anzufordern, falls die eigenen Kommunikationssysteme ausgefallen sein sollten. Der Kapitän gab keine Antwort. Er hielt es allerdings auch nicht für angebracht, mit seinen Raketen das Feuer zu eröffnen, da ihm klar war, dass die Amerikaner – falls er das tun sollte – ihn mit Sicherheit versenken würden. In seiner gegenwärtigen Situation glich er dem Inbegriff einer lahmen Ente. Er schickte nur ein Notsignal an das iranische Flottenkommando in Bandar Abbas und forderte dort Hilfe an.

Inzwischen hatte Lieutenant-Commander Headley die USS *Shark* beigedreht und war auf ihre ursprüngliche Wachposition 20 Meilen backbords vor dem Bug der *Harry S. Truman* zurückgekehrt.

Freitag, 4. Mai, 0100 (Ortszeit)
Weißes Haus

Admiral Morgan saß allein in seinem Büro im Westflügel des Weißen Hauses. Er hatte Kathy zwar versprochen, er würde gegen elf Uhr zu Hause sein, aber das war, bevor die *Shark* einen Torpedo in das Heck der *Hangzhou* gejagt hatte. Seitdem hatte er fast jede Sekunde mit Telefonaten mit dem CNO, Admiral Dickson, verbracht.

Der Verband um die *John F. Kennedy* war fünf Tage zuvor aus Pearl Harbor ausgelaufen und fuhr jetzt weiter südlich statt wie üblich zur Küste Taiwans. Dickson hatte sie auf kürzestem Wege nach Diego Garcia beordert. Die zunehmenden Spannungen in der Hormus-Region hatten ihn darüber hinaus veranlasst, den sechsten amerikanischen Flugzeugträger-Gefechtsverband, den um die *Theodore Roosevelt,* aus dem

Mittelmeer in den Indischen Ozean zu verlegen. Wie Admiral Morgan hatte er keinerlei Vorstellung, was die Chinesen beabsichtigten, und ihm war unwohl, wenn er an die neu erbaute chinesische Flottenbasis in der Bassein-Mündung dachte. Innerhalb weniger Tage würden sie vier Flugzeugträgerverbände zwischen Diego Garcia und der Straße von Hormus stationiert haben, dazu kamen dann noch die *Roosevelt* und ihre Begleitschiffe. Dennoch sah es danach aus, als sollten ihnen die Chinesen noch mehr Probleme bescheren.

Soweit es Arnold Morgan betraf, hatte er genug gesehen. Schon von Natur aus extrem misstrauisch gegenüber den Asiaten, glaubte er nun, dass sie ihr wahres Gesicht gezeigt hätten. Sie hatten kaltblütig eine ernsthafte und weltweite Ölkrise heraufbeschworen, nachdem sie all die Verwüstungen im Persischen Golf verursacht hatten. Niemand wagte es inzwischen mehr, einen Großtanker über »Jimmy Ramshawes Linie«, die das Minenfeld beschrieb, zu bringen.

Der Wahnsinn am Ölmarkt hatte sich glücklicherweise etwas abgekühlt, dank der beruhigenden Worte des amerikanischen Präsidenten, die freie und ungehinderte Passage durch die Straße von Hormus werde schon bald wieder hergestellt sein. Aber die Amerikaner zahlten immer noch dreieinhalb Dollar für die Gallone Benzin und Texaco, zusammen mit drei anderen in den USA beheimateten Mineralölgesellschaften, drohte, den Preis von der kommenden Woche an auf vier Dollar ansteigen zu lassen. Der Präsident war am Ende seiner Weisheit und forderte die sofortige Öffnung der Wasserstraße. Er war offensichtlich nicht in der Lage, die Konsequenzen abzuschätzen, die es haben würde, wenn ein weiterer Tanker in die Luft flog. Mit tödlicher Sicherheit würde es weltweit einen Aufschrei geben, weil die USA behauptet hatten, die Handelsroute sei nun sicher.

Das Wochenende verlief zunächst mehr oder weniger ereig-

nislos. White Rajah, der haushohe Favorit im Kentucky-Derby, verlor mit einer halben Länge, nachdem der spätere Sieger ihn auf der Zielgeraden noch eingeholt hatte. Doch um 0630 (Ortszeit) am Montagmorgen, dem 7. Mai, geschah am nördlichen Ende der Malakkastraße ein sogar noch weniger erwartetes Ereignis. Ein in Japan registrierter, praktisch völlig gelöschter 300000-Tonnen-Rohöltanker löste sich im wahrsten Sinn des Wortes bei einer Explosion in seine Einzelteile auf. Er ging in einem ungeheuerlichen Feuerball gegenüber der nördlichen Landspitze von Sumatra in die Luft, nur wenige Meilen vom offenen Meer entfernt.

Wie auch bei der Straße von Hormus handelt es sich bei der Malakkastraße um eine viel befahrene Ölroute, eine Art »Meeres-Autobahn« zum Fernen Osten. Diesen Seeweg nimmt fast jeder Tanker, der aus dem Persischen Golf kommt, auch jene von den Ölfeldern Afrikas nehmen ihn – quer über den Indischen Ozean in Richtung Nikobaren, dann durch den Großen Kanal in die Malakkastraße, welche Sumatra und die Malaiische Halbinsel trennt.

Die Malakkastraße ist gut 800 Kilometer lang und wird von den Tankern in beiden Richtungen befahren. Fast zu 100 Prozent werden sämtliche Mineralölvorräte und Erdgasprodukte, die der Ferne Osten benötigt, von Großtankern durch diesen sich verengenden Seeweg, die Abkürzung zum Südchinesischen Meer, transportiert. Er erspart den Schiffen einen über 1000 Seemeilen langen Umweg um Indonesien herum.

Arnold Morgan vernahm die Nachricht mit laut vernehmlichem Aufstöhnen, als er sich gerade mit Kathy am Sonntagabend – zwölf Zeitzonen zurück – zum Essen niedersetzen wollte. »Das wird jetzt«, knirschte er, »gottverdammt ernst.« Kein Wort der Beschwerde hatte man von den Chinesen gehört, nachdem ihr Zerstörer beschädigt worden war. Kein Wort auch – natürlich – des Eingeständnisses, dass sie die Straße von

Hormus vermint hatten.

Eigentlich hatte zunächst Mrs. O'Brien die Nachricht gehört, während Arnold ein paar Schweinekoteletts auf den Grill legte. Sie waren den ganzen Tag auf der Yacht eines Freundes auf dem Potomac segeln gewesen. Aus irgendeinem Grund hatte es an Bord nur Longdrinks und Kartoffelchips gegeben. Der Nationale Sicherheitsberater rührte tagsüber aber so gut wie nie Alkohol an. Und so hatten er und Kathy den Ausflug, nachdem die Sonne untergegangen war, durchgefroren und mit einem Bärenhunger beendet. Sie unterließen es, mit den anderen Gästen noch in ein Restaurant zu gehen, und fuhren in Arnolds Dienstwagen nach Hause. In dicken Pullovern und gewärmt durch Wein von der Loire hatten sie den Grill vorgeheizt und wollten gerade zum gemütlichen Teil des Abends übergehen, als Kathy vom Ende des gigantischen Tankers berichtete. »Wie zum Teufel konnte das passieren?«, fragte er Freddie, Kathys Labrador, der ihm jedoch keine Antwort gab und es vorzog, mit Augen wie Laserstrahlen auf die Schweinekoteletts zu starren.

Kathy kehrte mit der Weinflasche und nur wenigen Informationen zurück. »Es heißt, der Tanker habe keine Ladung gehabt«, berichtete sie. »Bisher gibt es keinen Hinweis, wie das Unglück passieren konnte. Man zieht aber Parallelen zu den Schiffen, die letzte Woche in der Straße von Hormus in die Luft geflogen sind. Der Kommentator meint, zur Zeit scheint wohl eine Pechsträhne das Verschiffen von Rohöl zu verfolgen.«

»Genau«, sagte Arnold, »eine Pechsträhne, die einen Lampenschirm auf dem Kopf trägt und mit bunt bemalten Stäbchen zu essen pflegt!«

Kathy lachte. Niemand konnte sie so zum Lachen bringen wie Arnold Morgan, besonders dann, wenn er bösartig wurde. Sie umarmte ihn und küsste ihn sanft und ausdauernd. Niemals

hatte etwas so qualvoll Schönes Arnold Morgan geküsst. Auf jeden Fall nicht so! »Wenn nicht gerade einige Millionen an Schiffstonnage im Osten in die Luft fliegen würden und unserer Zivilisation, wie wir sie kennen, ein Ende drohte«, sagte er, »könnte ich mich voll und ganz in das Kussgeschäft einbringen.«

»Tja, zumindest solltest du öfter daran denken. Führ doch eine Art Rotationsprinzip ein: Rette die Welt – liebe Kathy – rette die Welt – küss Kathy ein paar Stunden – dann rette wieder die Welt. Falls das nötig ist. In der Zwischenzeit nehme ich dich halt so, wie du bist.«

»Danke«, sagte er und grinste. »Wie wäre es mit folgendem Ablauf: Koteletts essen – Liebe machen – den Meursault trinken – Kathy küssen?«

»Akzeptiert!«, sagte sie. »Aber wo bleibt das Retten der Welt?«

»Scheiß auf die Welt«, sagte er und nahm sie in den Arm. »Kriegt die verdammte Welt nicht mit, wann ich zu beschäftigt bin?«

Der Admiral nahm die Koteletts mit einer langen Zange vom Grill. Eines rutschte ihm weg und fiel auf den Terrassenboden. Freddie stürzte sich darauf, als hätte er in diesem Jahrhundert noch kein Futter bekommen, und verkroch sich mit seiner Beute in den Büschen. »Hat dieser schmierige kleine Bastard irgendwelches Chinesenblut in seinen Adern?«, sagte Arnold.

Kathy kicherte, nahm dem Admiral den Teller mit den Koteletts ab und meinte: »Natürlich hat er. Freddie, der ehrenwerte Enkel des Dalai-Lama.«

»Das ist Tibet, du Blondine«, entgegnete er. »Ist das Gleiche – wenn du die Volksrepublik fragst«, stellte sie darauf nüchtern fest.

Es dauerte nur einige Augenblicke, um den Gasgrill auszuschalten und ins Haus zu gehen, wo der Admiral zuvor schon

im Arbeitszimmer ein Holzfeuer angefacht hatte. Kathys Haus war ein ziemlich geräumiges Haus, das ihr Ex-Mann ihr freundlicherweise bei der Scheidung überlassen hatte. Er war ziemlich reich, und sein ganzer Stolz war das Arbeitszimmer mit den langen Buchregalen gewesen, das durch einen Rundbogen vom benachbarten Esszimmer getrennt war. Kathy vermutete, dass er sich etwas Ähnliches in sein neues Haus in der Normandie, wo er jetzt mit einer Französin lebte, hatte einbauen lassen.

Sie beschrieb ihn immer als einen gewissenhaften Diplomaten, dessen Familie im Mittleren Westen ihr Geld mit Getreide gemacht hatte, als freundlich und zuvorkommend, völlig beschäftigt mit den Problemen dieser Welt – und genauso lustig wie ein Holzklotz. Er war wesentlich älter als sie, was auch für Arnold zutraf. Aber das Lachen, das sie und Arnold gemeinsam teilten, seine Bereitschaft, sich jederzeit mit ihr auszutauschen und die pure Freude ihres Zusammenseins ließ sie leicht den Altersunterschied vergessen. Sie waren einander so sehr zugetan, wie es nur möglich war – und eines Tages würde sie ihn heiraten. Wenn er sich zur Ruhe setzte.

Im Moment servierte sie ihm die Koteletts, dazu Salat und Baguettes, setzte sich dann und fragte: »Wie können so große Schiffe überhaupt brennen, wenn sie leer sind? Was brennt dann? Der Nachrichtensprecher hat gesagt, es wäre ohne Ladung vom Golf zurückgekehrt.«

»Ich weiß es zwar nicht genau, aber es klingt trotzdem plausibel. Solche riesigen Tanker werden das Rohöl nie ganz los, wenn sie am Terminal gelöscht werden. Keine Ahnung wie viel übrig bleibt, aber in den gewaltigen Tanks schwappen mit Sicherheit noch einige Handbreit von dem Zeug herum, wenn die Absaugpumpen längst abgestellt sind. Es ist nicht das eigentliche Rohöl – also eher ein schwarzer Schlamm –, das brennt. Es sind vielmehr die Gase, die von ihm aufsteigen. So kann es

leicht dazu kommen, dass ein voll beladener Tanker weniger entzündbar ist als ein leerer. Weil die Tanks in einem leeren Schiff voller Gas sind – und das geht hoch wie noch was. Es ist genauso wie mit Benzin. Wenn es dir irgendwie gelingen würde, ein brennendes Streichholz mitten in das Benzin zu schmeißen, ohne vorher die aufsteigenden Gase zu entzünden, würde die Flüssigkeit die Flamme auslöschen – wie Wasser. Du wirst dich wahrscheinlich nicht mehr daran erinnern, aber vor einem Vierteljahrhundert, als die Briten gegen die Argentinier um die Falkland-Inseln gekämpft haben, ist mal eine Bombe auf ein Schiff gefallen – vermutlich kam sie aus kurzer Höhe und schlug durch das ganze Schiff durch, eine Seite rein, die andere raus. Jedenfalls hat sie ein kleineres Feuer ausgelöst und bei ihrem Fall aber gleichzeitig einen sehr großen Tank mit Dieselöl zerstört. Der eiskalte Treibstoff ist tonnenweise herausgeströmt und hat das Feuer erstickt. So funktioniert das. Gas dagegen geht mit einem gewaltigen Knall hoch. So dürfte das gewesen sein.«

»Danke, Sir! Wunderbar erklärt. Und was glaubst du, war in diesem Fall der Auslöser?«

»Im Augenblick denke ich nur ungern darüber nach. Aber eins weiß ich: Es ist kein neues Minenfeld. Singapur und Sumatra werden durch die Lotsengebühren in der Malakkastraße stinkreich. Und immer reicher. Das Letzte, was sie gebrauchen könnten, wäre eine Blockade. Die Chinesen würden keinerlei Hilfe von ihnen erhalten. Das heißt, wir müssen nach einem anderen Grund suchen. Aber nicht mehr heute Abend. Wie werden jetzt essen, dann werde ich nicht die Welt retten, und dann gehen wir beide friedlich ins Bett. Morgen sieht's dann schon anders aus. Ich werde früh ins Büro fahren. Mit dir. Und Admiral Borden sollte seinen Sicherheitsgurt verdammt eng festschnallen.«

»So allmählich tut mir der arme Admiral fast ein ganz kleines

bisschen Leid.«

»Ach was. Der ist ein geborener Verlierer – was im Geheimdienst allerdings eine schlechte Voraussetzung ist. Dazu kommt, dass er offensichtlich sehr mies auf Lieutenant Ramshawe zu sprechen ist. Und das mag ich wiederum nicht. Junge Burschen mit solcher Intelligenz sollten ermutigt und nicht niedergebügelt werden. Dann haben sie es auch nicht nötig, im Weißen Haus anzurufen, damit ihnen jemand zuhört.«

»Na, du warst aber ziemlich kurz angebunden, als er dich neulich angerufen hat.«

»Kathy, es gibt Befehlshierarchien innerhalb der Navy, und die müssen jederzeit eingehalten werden. Oft genug beruhigen sie Turbulenzen, manchmal glätten sie sogar die Wahrheit. Was sie jedoch nie tun, ist, die Wahrheit zu verbergen. Jimmy Ramshawe wusste das, als er mich angerufen hat. Ihm war vermutlich klar, dass er etwas aushebelte. Aber er wusste auch, dass ich ihm zuhören würde. Deshalb hat er mich ja auch angerufen. Er musste mir auch gar nicht erst erzählen, dass sein Boss saudumm ist. Er hat wohl auch kapiert, dass ich das durchschaut habe, aber er hatte absolut Recht, mehr Recht sogar, als er im Augenblick ahnt.«

»Ich vermute, es hat dich ziemlich beeindruckt, wie er die chinesische Verstrickung aufgedeckt hat?«

»Aber ja doch. Wir sind zwar auf der gleichen Spur gelaufen, aber er war ein paar Meter vor mir. Passiert mir nicht oft.«

»Hat dich wohl irgendwie geärgert… bei jemandem, der so jung ist, was?«

»Zum Teufel, nein! Ich war hocherfreut. Hat mir eine Menge Kopfzerbrechen erspart. Der Bursche hat eins und eins zusammengezählt – sogar fast richtig.«

»Was meinst du mit: fast richtig?«

Der Admiral lehnte sich in seinem Stuhl zurück und nahm einen kräftigen Schluck von dem Meursault. »Kathy«, sagte er«,

da gibt es etwas wirklich Befremdliches bei dieser ganzen Geschichte. Ich möchte dir eine Frage stellen: Was ist das Erste, was ein halbwegs ernst zu nehmender Detektiv über einen Mord wissen will?«

»Wer's war?«

Der Admiral lachte, lehnte sich vor, ergriff ihre Hand und sagte, dass er sie liebe. Dann ließ sein Lächeln nach und er meinte: »Das Motiv, Mrs. O'Brien. Das Motiv. *Warum* wurde das Verbrechen begangen?«

»Okay, Sherlock Holmes, dann mal raus mit der Sprache. «

»Genau da muss ich passen, Kathy. Weil ich ums Verrecken keinen Grund sehen kann, warum die Chinesen so sehr an einer Blockade der Straße von Hormus interessiert sein sollten. Ich habe mir schon meinen Schädel zermartert. Jedes Mal, wenn wir einen neuen Schritt unternehmen, um die Minenräumaktion zu beschützen, habe ich so ein komisches Gefühl bei der ganzen Sache.«

»Und warum?«

»Also, wir haben da unten eine Marine, die die indischen Schiffe bewachen muss. Und wir haben da Gefechtsverbände, die anderen Verbänden beistehen sollen. Wir haben sogar welche aus dem Mittelmeer ins Arabische Meer verlegt. Weißt du, wie viel Schiffe das insgesamt sind? Fünf US-Gefechtsverbände!«

»Na ja, wie viel Schiffe gehören denn zu jedem, ein Dutzend? Das würde dann an die sechzig Schiffe machen.«

»Kathy, das ist genug maritime Waffenkraft, um die Welt dreimal zu erobern. Da sind mehr US-Schlachtschiffe zusammengezogen als jemals sonst seit dem Zweiten Weltkrieg. Aber was zum Teufel passiert da unten? Eine feindliche Bedrohung gibt es eigentlich nicht. Die Minen, von denen welche die drei Tanker in die Luft gejagt haben, sind im Grunde passiv. Sie sitzen einfach im Wasser, und die Pondicherrys holen sie jetzt

eine nach der anderen raus. Weder China noch der Iran haben irgendwo das Feuer eröffnet. Herr im Himmel, wir haben gerade ein Riesenloch in Chinas wichtigsten Zerstörer geschossen, aber die haben das ohne Gegenwehr hingenommen, haben nicht einmal protestiert. Ich werde das bedrückende Gefühl nicht los, dass ich irgendwie den Zusammenhang nicht kapiere. Sieht mir fast so aus, als hätten wir da zuviel Kriegsmaterial an einem Ort aufgetürmt. Schon gut, das liegt auch daran, dass wir derzeit einen Präsidenten haben, dessen einzig wirkliche Sorge der Benzinpreis an den Tankstellen ist. Ich frage mich nur, ob wir auf die Ölkrise nicht vielleicht sogar überreagieren. Könnte es sein, dass uns da irgendjemand an die Kette legen will?«

Montag, 7. Mai, 1700 (Ortszeit)
Hauptquartier der chinesischen Ostflotte
Ningbo, Provinz Zhejiang

Um diese Tageszeit waren die Straßen der alten Hafenstadt – 150 Kilometer südlich von Schanghai auf der anderen Seite der weiten Bucht von Hangzhou gelegen – immer gedrängt voll. Ningbo war zur Zeit der Tang-Kaiser gegründet worden. Seit mehr als tausend Jahren setzt Tag für Tag dort in den frühen Abendstunden ein geschäftiges Gewühl ein, als ob sich die gesamte Bevölkerung noch vor der nächsten Flut auf das Wasser begeben wollte. Menschenmassen wogten über die alte Xinjiang-Brücke im Zentrum des Hafens. Händler kauften und verkauften ihre Waren entlang der historischen Durchgangsstraße Zhongshan Lu. An einem derart eigentümlichen Ort hätte man kaum vermutet, einen hochrangigen Marineoffizier in voller Uniform durch diesen ältesten Teil der Stadt am Changchun Lu entlanggehen zu sehen.

Und dennoch bewegte sich zwischen all den Häusern der

Kaufleute und den voll gestopften Gassen mit schnellen Schritten die hoch gewachsene und immer noch kerzengerade Gestalt des Oberbefehlshabers der Marine der Volksbefreiungsarmee, Admiral Zu Jicai. Er war kein Fremder in dieser Stadt. Er war hier vor mehr als 60 Jahren geboren worden und hatte an den Docks dieser Provinz seine Marinekarriere begonnen. Noch bevor er dreißig wurde, war er dann nach Schanghai versetzt worden. Dicht auf dem Fuß folgten ihm zwischen all diesen Käufertrauben vier uniformierte Wachen mit Seitengewehren. Selbst bei einer derart delikaten Mission wie dieser war es Admiral Zu nicht gestattet, sich ohne Begleitschutz so weit von der Werft zu entfernen.

Er erreichte das gesuchte Gebäude auf der linken Straßenseite und hielt kurz inne, um seine Begleiter zu instruieren, draußen zu warten und in einer Dreiviertelstunde einen Dienstwagen bereitzustellen. Dann stieg er die Treppe hinauf und betrat schließlich durch einen breiten, gefältelten Wandschirm die älteste Privatbücherei Chinas. Sie war im 16. Jahrhundert zur Blütezeit Ningbos während der Ming-Dynastie gegründet worden.

Ein Mitglied der Bibliothekarsfamilie verbeugte sich zeremoniell vor dem Gast, und der Admiral erwiderte die Höflichkeitsgeste. Dann führte man ihn durch den mit Büchern bis unter die Decke gefüllten Hauptsaal in das kleinere Allerheiligste des Hauses, das nur schwach beleuchtet war und eindeutig als Ort der Muße und Aufbewahrungsstätte für Nachschlagewerke gedacht war.

Es gab nur einen einzelnen Tisch in dem Raum, der neben einem tiefen, ausgeschmückten Wandregal stand, das großflächig aufgeteilt und mit komplizierten Intarsienarbeiten aus hellem Holz und Elfenbein in einem völlig anderen Muster dekoriert war. Am Tisch, im Schatten dieses großartigen Mosaiks traditioneller chinesischer Kunst, saß der mächtige Admiral Zhang

Yushu, erster stellvertretender Vorsitzender des Militärrates der Volksbefreiungsarmee.

»Ah, Yushu, Sie haben also das Versteck aus meinen Kindertagen gefunden!«, begrüßte ihn Admiral Zu.

»Guten Tag, Jicai. Ich muss Ihnen Recht geben. Das hier ist wirklich einer der verborgensten Orte in ganz China. Hier kann man unbesorgt sprechen. Aber wir sollten schnell und sorgfältig sein. Deshalb, in aller Kürze, was können Sie mir über den Zerstörer sagen?«

»Sehr wenig. Die Amerikaner hatten ihn zunächst aufgefordert, das Gebiet des Minenfelds zu verlassen, was er – wie abgesprochen – ignoriert hat. Darauf hat eines der amerikanischen Boote das Feuer eröffnet und ihn im Grunde manövrierunfähig gemacht. Die Antriebswelle, beide Schrauben und das Steuerruder zerstört. Es hat eigentlich auch keine Möglichkeit gegeben, das Feuer zu erwidern – der Angreifer war sozusagen nicht auszumachen gewesen. Was mich zu der Vermutung bringt, dass man ihn mit einem Unterseeboot attakkiert hat.«

»Ja, bestimmt. Der Verlust bedeutet aber nicht viel. Schleppen die Iraner das Schiff nach Bandar Abbas?«

»Ja, Admiral.«

»Und was ist mit dem Tanker am Ende der Malakkastraße?«

»Unser Kilo hat es mit einem Torpedo getroffen und ist dann verschwunden. Offensichtlich haben wir da eine gute Wahl getroffen: angenehm und groß, angenehm und leer.«

»Ausgezeichnet. Sind die Amerikaner in Panik geraten?«

»Da bin ich mir nicht sicher. Aber sie schicken gerade einen zusätzlichen Flugzeugträger-Gefechtsverband in den Indischen Ozean. Er ist augenblicklich auf dem Weg durch den Suezkanal.«

»Und was ist mit der *Kennedy*?«

»Ist offenbar auf dem Weg nach Diego Garcia, fährt einen

südlichen Kurs – wird ein langer Weg für sie werden, abseits der normalen Route, vorbei an den japanischen Inseln und Taiwan.«

»Wo haben die Amerikaner also jetzt welche Schiffe?«

»Fünf Flugzeugträger-Gefechtsverbände sind entweder im oder auf dem Weg zum Indischen Ozean, nach Diego Garcia oder der Straße von Hormus.«

»Und die *Ronald-Reagan-Gruppe?* Immer noch in San Diego?«

»Ja. Und für zwei weitere Monate noch nicht einsatzfähig. Ich vermute, sie werden die *Kennedy* jetzt erst einmal nach Taiwan beordern.«

»Dann werden wir also mit ihr zu tun haben. Aber ich glaube nicht, dass sie uns überlegen sind, nicht, wo wir doch die Kilo-Unterseeboote haben.«

Die beiden Admiräle unterhielten eine typisch chinesische Beziehung. Förmlich bis zur Selbstverleugnung, wenn es um dienstliche Angelegenheiten ging, dann sprach der Oberbefehlshaber der Marine zu seinem obersten Dienstherrn. Nur wenn das Gespräch vom Report zur Diskussion und zum Austausch von Meinungen wechselte, fielen sie unmittelbar in einen Ton freundlicher und einfühlsamer Unterhaltung, wie er zwischen lebenslangen geschätzten Freunden üblich ist.

»Nun, Jicai, gibt es irgendwelche Verbesserungen unserer amphibischen Kapazitäten?«

»Eigentlich nicht, Admiral, ich glaube, wir müssen mit elftausend auskommen.«

»Und, sind alle bereit?« »Nein, Admiral. Aber wir trainieren jeden Tag.«

»Worin liegen denn die Schwachpunkte?«

»Das sind eindeutig die Kilos, Admiral. Wir müssen sie noch routinemäßig überholen und einsatzfähig machen lassen. Die meisten anderen Schiffe sind aber schon startklar. Die Luftlan-

detruppen sollen ihren Einsatz, so weit ich weiß, einigermaßen erfolgreich üben, sind aber noch nicht ganz so weit. Die Fußtruppen haben jedoch nichts von ihrer Schlagkraft eingebüßt. Im Luftraum werden wir allerdings mit Verlusten rechnen müssen.«

»Können wir schon einen Termin ins Auge fassen?«

»Ich würde sagen, in zehn Tagen, Admiral.«

»Zuerst einen Scheinangriff auf die äußeren Inseln?« »Richtig, Admiral.«

»Bist du zuversichtlich, mein Freund?«

»Mit erheblichen Bauchschmerzen – ja.«

»Das ist gut, Jicai. Kommandeure sollen immer ein wenig Angst haben.«

Nach diesen Worten ging Admiral Zu zur Tür des kleinen Raums und rief sanft seinen Freund, einen Angehörigen jener Familie, der diese Bibliothek bereits in zwanzigster Generation gehörte.

Einige Augenblicke später erschien der Bibliothekar und reichte seinen beiden Gästen jeweils eine kleine Porzellantasse mit schwerem, süßem Shaoxing-Wein, der vorher erwärmt worden war.

»Jicai, wir trinken auf das unsterbliche Andenken an den Beherrscher der Meere, auf Admiral Chenh Ho!«, sagte Admiral Zhang.

Montag, 7. Mai, 1100 (Ortszeit)
Weißes Haus

Arnold Morgan wollte Antworten haben – aber er erhielt keine. Am wenigsten von Admiral David Borden. Der derzeit amtierende Direktor der NSA war nicht in der Lage zu kapieren, wie dringend die »große Nummer« im Weißen Haus wissen wollte,

wer den Tanker in der Malakkastraße getroffen hatte. Und womit.

Admiral Borden hatte doch tatsächlich gesagt: »Sir, wir haben – soweit ich weiß – keinerlei Beweis, dass der Tanker überhaupt getroffen wurde.« Was aufs Gleiche hinauslief, als hätte man Evander Holyfield damals erzählt, Mike Tyson habe ihm nicht ein Stück von seinem Ohr abgebissen.

Admiral Morgan tobte. Er knallte den Hörer auf die Gabel, gerade als die Meldung hereinkam, dass Brent Grude in London auf 78 Dollar das Barrel gestiegen war. Schuld daran waren Gerüchte über einen weltweiten Streik der Tankerkapitäne. Momentan wurde Amerika an den Zapfsäulen mit einem Benzinpreis von fünf Dollar pro Gallone konfrontiert. Schlimmer jedoch war noch, dass einige der führenden landesweiten Elektrizitätslieferanten, die auf Dieselöl- oder Erdgasbasis arbeiteten, bald abgeschaltet werden mussten, wenn es nicht sehr rasch zu einer Entspannung der Situation kommen würde. »Kathy!«

Kathy kam durch die offene Tür herein, schloss sie aber hastig, damit niemand anders den Wutausbruch des wichtigsten Militärberaters des Präsidenten mitbekam.

»Verbinde mich mit George Morris. Sofort.«

»Arnold, er ist heute früh operiert worden, wie du weißt. Er schläft bestimmt noch.«

»Na, dann weck ihn eben.«

»Sei bitte nicht lächerlich! Wir können ihn nicht einfach wecken. Er ist sehr krank.«

»Er wird noch ein ganzes Stück kränker sein, wenn das verdammte Licht ausgeht und seine eiserne Lunge abgeschaltet wird.«

»Arnold, in der modernen Chirurgie braucht man keine eisernen Lungen mehr.«

»Langweile mich nicht mit deinem Hightech-Gesülze. Elek-

trizität ist die Lebensader in jedem Krankenhaus, auch in dem von George. Okay, okay – weck ihn erst später, aber sag ihm, er soll morgen wieder in Fort Meade antreten und das Arschloch Borden rausschmeißen.«

»Arnold, du magst vielleicht die Bombardierung Schanghais veranlassen können, aber du kannst nicht dem Chefarzt des Marinehospitals in Bethesda vorschreiben, seinen vermutlich wichtigsten Patienten zu entlassen.«

»Kathy, vergiss alles, was ich gesagt habe. Aber stelle – bitte! – sicher, dass ich in dem Moment, in dem George wieder Herr seiner Sinne ist, mit ihm sprechen kann. Weil der Clown da in Fort Meade nämlich seine Zwetschgen nicht beisammen hat.«

»Jawohl, Sir. Kann ich in der Zwischenzeit noch irgendetwas für dich tun?«

»Ja. Gib mir diesen prima Kerl, Jimmy Ramshawe, an die Strippe, auf meiner abhörsicheren Leitung. Mach schon, und erzähl mir nicht, dass der auch schläft oder so was.«

»Selbstverständlich. Eines Tages werde ich dich übrigens ermorden, mein Liebling«, sagte sie, verließ hoch erhobenen Hauptes den Raum und unterdrückte dabei ein Lachen.

National Security Agency
Fort Meade, Maryland

Lieutenant Ramshawes Telefon läutete wütend und spiegelte damit exakt die generelle Stimmung des Anrufers wider.

»Hallo, Sir. Ja, ich bin’s, Sir. Ich bin an der Sache, seit ich um 0300 heute früh gekommen bin. Sie wollen meine Meinung hören? Ich glaube, die Chinesen haben einen Torpedo von einem ihrer Kilo-Unterseeboote aus in den Tanker gejagt.«

»Wie kommen Sie zu der Ansicht?«

»Sir, ich hatte die ganze Zeit über immer wieder die gesam-

ten Küstengewässer abgecheckt. Den ganzen Weg von unten beim Irawadi-Delta bis zur nördlichen Landspitze von Sumatra unterhalb der Nikobaren. Da war während des ganzen Wochenendes nicht auch nur ein Kriegsschiff in Sicht gewesen. Und dann plötzlich: Bumm! Und wieder fliegt ein Tanker in die Luft, um 0630 Ortszeit. Und wo genau passiert das? Bei 06.10 nördlicher Breite und 94.50 östlicher Länge. Das ist achtzig Meilen südöstlich von Point Pygmalion, der südlichen Spitze von Groß-Nikobar. Und es liegt 600 Seemeilen südlich der chinesischen Marinebasis in der Bassein-Flussmündung. Für die Strecke braucht ein Kilo weniger als drei Tage Fahrt, wenn es mit zwölf Knoten durch diese Gewässer ohne größeren Schiffsverkehr läuft. Auf jeden Fall durch Gewässer, wo keiner nach ihm sucht. Die hätten also noch nicht einmal besonders vorsichtig sein müssen. Na ja, Sir, das ist aber noch nicht alles.«

»Fahren Sie fort.«

»Sir, ich habe hier zwei Satellitenaufnahmen, die ein Kilo zeigen, das aufgetaucht genau in Richtung Mergui-Archipel fährt. Das liegt direkt vor der birmanischen…«

»Zum Teufel noch mal, ich weiß, wo diese verdammte Inselgruppe liegt. Rücken Sie schon raus mit der Sprache!«

»Ja, Sir.«

Arnold Morgan grinste zufrieden.

»Das Boot befindet sich hundertachtzig Meilen vom brennenden Tanker entfernt, und das fünfzehn Stunden nach dem Treffer. Es könnte also der Schuldige sein, aber es scheint denen egal zu sein, ob jemand das weiß.«

»Äußerst merkwürdig, Jimmy. Was denken Sie darüber?«

»Nicht allzu viel, Sir. Ich kann mir keinen Reim darauf machen, außer dass ihnen an Chaos gelegen ist. Zumindest sieht es nicht nach zufälligem Vandalismus auf See aus.«

»Denken Sie weiter darüber nach, Jimmy. Schreiben Sie Ihre

Berichte, und halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Zehn Minuten später stand Admiral Morgan im Oval Office und informierte den Präsidenten der Vereinigten Staaten, dass die Chinesen zweifelsfrei für eine weitere – die bislang vierte – Tankerexplosion verantwortlich waren. Und so weit er es bislang beurteilen könne, gebe es kein erkennbares Motiv für diese Handlungsweise, außer einen gewaltigen Anstieg der Weltölpreise zu veranlassen, der Japan in die Knie zwingen und die sprießende US-Wirtschaft in große Turbulenzen bringen würde. »Und soweit es Europa betrifft, also, langsam geht ihnen ihr Nordseeöl aus, und sie sitzen da ohne jegliche Ressourcen herum – außer jeder Menge verflucht teurer Arbeitskräfte und kostspieliger Sozialprogramme. Wie es da ohne arabische Öllieferungen weitergehen soll, weiß allein der Himmel.«

»Arnold, ich muss etwas unternehmen. Ich muss einfach etwas tun. Ich kann nicht dasitzen und so tun, als würde es die Vereinigten Staaten nichts angehen. Haben wir den Golf unter Kontrolle?«

»Er ist zwar unter Kontrolle, aber noch nicht wieder sicher für die Schifffahrt. Wir haben genug Streitkräfte da, um den Dritten Weltkrieg zu starten und alles zu erobern, einschließlich der Sonne, des Mondes und des verfluchten Planets der Affen.«

Der Präsident musste kurz lachen, aber seine Sorgen erstickten sofort wieder jeden Humor im Keim. »Arnold«, sagte er, »wir müssen Flagge zeigen. Wir müssen jedermann das Gruseln lehren, ihnen zeigen, dass wir es ernst meinen.«

»Sir, wir könnten ihnen mit einem einzigen Flugzeugträger-Gefechtsverband zeigen, wo der Hammer hängt. Himmel, jeder Verband führt allein achtzig Kampfbomber mit sich – aber im Augenblick haben wir nichts, worauf wir schießen könnten.

Und wir haben sogar *fünf* solcher Verbände da oder auf dem Weg dorthin. Wenn das Öl endlich wieder fließt, könnten allein die Kriegsschiffe den Platz da fast leer saufen.«

»Arnold, bei diesem chinesisch/iranischen Pakt ist etwas oberfaul. Ich möchte nicht daran denken, was die eigentlich beabsichtigen. Ich weiß nur, dass unsere Wachsamkeit nicht nachlassen sollte.«

»Das schon. Aber ich habe das verdammt ungute Gefühl, dass es da einen geheimen Fahrplan gibt, von dem wir nichts wissen sollen. Es gibt einfach keinen offensichtlichen Grund für diese chinesischen Aktionen. Ich finde immer noch, dass wir sie einfach ganz aus dem Indischen Ozean rausschmeißen sollten.«

»Sie meinen die Sache, die wir schon besprochen haben?«

»Ja, Sir. Wir müssen die neu gebaute Ölraffinerie loswerden. Und dann den Marinestützpunkt in der Bassein-Flussmündung. Schicken wir die kleinen halslosen Monster zurück ins Südchinesische Meer.«

»Arnold, um das zu tun, sollten wir uns die Unterstützung von mindestens einem unserer Verbündeten sichern, aber ich weiß nicht, wer das sein sollte.«

»Ach, das wäre ein Kinderspiel. Darüber brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen.«

»Nicht?«

»Nein, Sir. Allein die indische Marine würde ihr letztes Hemd dafür geben, die Chinesen aus dem Golf von Bengalen und allen Meeren westlich davon loszuwerden. Vergessen Sie nicht, dass die Feindschaft zwischen den beiden so alt ist wie die zwischen dem Irak und dem Iran. Die Inder können es partout nicht leiden, dass die Chinesen auf ihrem Hinterhof herumschwirren. Und rufen Sie sich bitte auch ins Gedächtnis, dass Indien in Sachen Bevölkerungswachstum China beinahe eingeholt hat, es aber reicher ist. Ich finde schon seit Jahren,

dass sie unsere besten Freunde in Asien sein sollten.«

»Hm, Sie glauben also, die würden uns helfen, den Chinesen einen Tritt zu verpassen?«

»Na ja, im Grunde sollten wir überhaupt keinem erzählen, was wir eigentlich vorhaben. Außer vielleicht einem kleinen, ungefähren Hinweis für Admiral Kumar – er würde hocherfreut sein. Ebenso sein Ministerpräsident.«

»Sie wollen die Sache immer noch unseren unbarmherzigen Lieblingseinheiten, den SEALs, überlassen? Die dann ihre weltberühmte Vorgehensweise der Problemlösung durch Sprengstoff durchziehen?«

»Das sind die Mittel meiner Wahl, Sir. Hauptsächlich, weil dann niemand richtig mitkriegen würde, was eigentlich passiert. Obwohl man sich dennoch denken wird, dass wir es gewesen sein können.«

»Gut, Arnold, seit ich auf diesem Stuhl sitze, habe ich Ihnen schon einige Male erlaubt, die Jungs von der Kette zu lassen, und ich habe jedes Mal erfreut zur Kenntnis nehmen können, dass sie nach ihren Einsätzen wieder mit vollen Händen zurückgekehrt sind.«

»Diesmal wird der Einsatz noch lohnender sein. Ich habe diese chinesischen Sauereien einfach dicke!«

»Okay, Arnold. Tun Sie Ihre Pflicht nach Ihrem Gutdünken. Schicken Sie die ›lautlosen Zerstörer‹ ins Gefecht. «

»Genau so wird's gemacht, Sir. Maximale Wirkung, bei minimalem Schuldbekenntnis. Die verrückten Schlitzaugen werden schon sehen, was sie davon haben, den Preis für ein Barrel auf bald achtzig Mäuse hochzujagen!« Er drehte sich um und verließ bedächtig das Oval Office. Seine Gedanken überschlugen sich, während seine blühende Fantasie ihn in die glühend heißen, dunklen Winkel der sich ausbreitenden Raffinerie an der Straße von Hormus mitnahm. Er sah die Jungs förmlich vor sich, wie sie aus dem Meer stiegen, entschlossen und schwei-

gend, wie sie über den Sand schlichen, nach Wachposten Ausschau hielten, und in seinem Innersten fühlte er ihre Furcht und ihre Kraft – und ihren Patriotismus.

Ohne anzuhalten, ging er an Kathy O'Briens Schreibtisch vorbei und gab entschlossen nur einen knappen Befehl, als er die Tür zu seinem Büro öffnete: »Verbinde mich mit Admiral John Bergstrom. SPECWARCOM, Coronado Beach. Abhörsichere Leitung. Verschlüsselt. Wir müssen über eine verdeckte Operation reden, Kathy. Übliches Vorgehen.«

KAPITEL FÜNF

Montag, 7. Mai, 1330
Weißes Haus

Admiral Morgans Anruf beim SPECWARCOM bestand im Grunde nur in der Aufforderung an Admiral John Bergstrom, innerhalb von 24 Stunden zwei SEAL-Teams der Navy in Coronado bereitzustellen, die jederzeit nach Diego Garcia geschickt werden konnten. Das Gespräch dauerte keine vier Minuten.

»Nur eine Frage: Wie groß ist das Risiko?« »Hoch. Aber Ihre Jungs werden vermutlich nicht allzu sehr ins Schwitzen kommen.«

Die nächste Aufgabe war für Arnold Morgan etwas komplexer, denn selbst er konnte die Vereinigten Staaten nicht auf eigene Kappe in einen kriegerischen Akt verwickeln. Er bat zunächst seine »Verbindungsfrau« und faktische Befehlshaberin, Kathy O'Brien, den alten abgeschirmten Lagebesprechungsraum aus Ronald Reagans Zeiten in der unteren Etage des Westflügels herrichten zu lassen, wohin er dann die Minister für Äußeres, Verteidigung, Energieversorgung, den Chef der Marineoperationen sowie den Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs zu einem Treffen in anderthalb Stunden – oberste Dringlichkeit und Geheimstufe – bestellen wollte. Er lud den Präsidenten nicht ein, weil er dessen Zustimmung, jedwede militärische Aktion, die er für sinnvoll halte, durchzuführen, ja bereits im Oval Office erhalten hatte. Er nahm zudem an, dass der gegenwärtige Präsident jegliche Kenntnis von der geplanten Operation sowieso abstreiten würde, falls etwas schief laufen sollte.

Punkt 1500 eilte als Letzter General Tim Scannell durch die

riesige Holztür, die von zwei salutierenden Marines bewacht wurde. Die Tür wurde fest hinter ihm geschlossen, und er ging zu seinem Platz am Kopfende des Konferenztisches, rechts neben Admiral Morgan. »Tut mir Leid, wenn ich Sie aufgehalten habe, meine Herren«, sagte er höflich. »Es ist nur so, dass wir augenblicklich im Nahen Osten so viel am Kochen haben wie noch nie, seit Saddam Hussein vor siebzehn Jahren seinen Ausraster hatte. Und wir haben sogar mehr Schiffe da draußen als damals.«

Zur Linken des Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs saßen Außenminister Harcourt Travis, der alt gewordene Diplomat mit stahlgrauem Haar, und Energieminister Jack Smith, wahrscheinlich der beste Vorstandsvorsitzende, den General Motors jemals besessen hatte. Ihnen gegenüber saßen der erst kürzlich zum Chef der Marineoperationen ernannte Admiral Alan Dickson, zuvor Oberbefehlshaber der Atlantikflotte, und Verteidigungsminister Robert Mac-Pherson. Weil das Treffen von Admiral Morgan höchstpersönlich einberufen und geleitet wurde, dominierten die Militärpersonen. *Natürlich haben auch Zivilisten ihren Platz, aber wenn man etwas sehr schnell entscheiden soll und dann auch durchziehen muss, haben Militärs nun mal den Vorrang.* Die Ansichten des Admirals darüber waren kompromisslos und wurden im Allgemeinen auch schon deshalb akzeptiert, weil er nicht bereit war, sie zu ändern. »Meine Herren«, knurrte er und legte das Gesicht in Falten, »wir haben es hier mit einem großen Haufen Scheiße zu tun, den wir wegräumen dürfen.«

Jack Smith, der zum ersten Mal an einer Sitzung des Krisenstabs teilnahm, grinste über die lyrische Beschreibung der Situation durch den Admiral und informierte die Runde dann formell: »Uns sind Berichte über einen Benzinpreis von vier Dollar pro Gallone im Mittleren Westen zugegangen.«

»Ja, ja«, stöhnte Morgan, schüttelte den Kopf und murmelte:

»Wenn wir nicht verdammt aufpassen, läuft uns hier alles aus dem Ruder.«

Dann schilderte er den Teilnehmern der Sitzung den Stand der Dinge in der Golfregion und unterbreitete seine Vorschläge, wie man vorgehen solle. »Sie alle wissen in etwa, was geschehen ist. Die Iraner und die Chinesen haben gemeinsam ein Minenfeld, bestehend aus drei Ketten, quer über die Straße von Hormus gelegt. Drei große Tanker sind dort aufgelaufen und ausgebrannt. Die indische Marine räumt zur Zeit das Minenfeld, um eine sieben Meilen breite Passage für ein- und ausfahrende Tanker zu schaffen. Aber das ist eine mühsame und nicht ganz ungefährliche Arbeit. Momentan haben wir fünf Flugzeugträger-Gefechtsverbände entweder direkt vor Ort oder auf dem Weg dahin. Und das im Wesentlichen, um die Inder zu beschützen und einen kontinuierlichen Fluss der Öl- und Erdgasversorgung zu sichern. Das meiste davon ist Routinearbeit, und wir dürften das auch alles unter Kontrolle haben. In den frühen Morgenstunden des heutigen Tages hat es jedoch eine Entwicklung gegeben, die mir absolut nicht gefällt. Ein unbetankter japanischer Tanker ist plötzlich am Nordende der Malakkastraße in die Luft geflogen. Ich habe gute Gründe anzunehmen, dass er von dem Torpedo eines chinesischen Kilo-Unterseebootes getroffen wurde. Ich glaube ferner, dass das Kilo auf dem neuen chinesischen Flottenstützpunkt in der Bassein-Flussmündung in Birma betankt wurde. Ich bin mir auch sicher, dass es jetzt wieder auf dem Weg dorthin ist. Aber das ist alles nur ein Nebenschauplatz. Das wirkliche Problem ist China selbst. Seine Absichten. Der Grad seiner Verstrickung bei der Verminung der Straße von Hormus und sein Ehrgeiz im Arabischen Meer, in der Golfregion, dem Indischen Ozean und vor allem im Golf von Bengalen.«

Er machte eine kurze Pause. Niemand sagte einen Mucks. Dann fuhr er fort: »Meine Herren, eines bin ich mir ziemlich

sicher: Wenn wir China nicht aus diesen Meeren verjagen, werden wir das eines Tages bereuen. Erinnern Sie sich bitte daran, dass China die letzten fünfhundert Jahre auf den Weltmeeren eine eher passive Rolle gespielt hat und gerade mal eine kleine Flotte unterhielt, um die eigenen Küsten zu schützen. Mehr nicht. Doch jetzt dehnen sie sich aus, kaufen Unterseeboote, Zerstörer und Flugzeugträger von den Russen. Bauen einen neuen ICBM-Stützpunkt für Unterseeboote auf und drängen nach Westen. Die neu erbaute Ölraffinerie südlich von Bandar Abbas gibt ihnen eine prima Entschuldigung, um Kriegsschiffe ins Arabische Meer zu schicken. Und die neue Basis in Birma ist der Ausgangspunkt, um alle Öltransporte durch die Malakkastraße zu kontrollieren. Das sind also alle wesentlichen Routen in den westlichen und nördlichen Pazifik.«

Erneut legte Admiral Morgan eine Pause ein, dann knurrte er wieder: »Meine Herren, diese Typen treten uns nicht einfach mal leicht auf die Füße. Sie überrollen uns geradezu mit ihrer verfluchten Flotte schwimmender Rikschas – und das hab ich gar nicht gern.«

Jack Smith und General Scannell grinsten beide, und Harcourt Travis lachte laut los. »Arnold«, sagte er, »Sie haben eine ganz besondere Art, Dinge auf den Punkt zu bringen. Sie hätten wahrhaftig eine Karriere im diplomatischen Dienst in Erwägung ziehen sollen.«

Alle Anwesenden wussten, dass der weltmännische Außenminister nicht gerade ein Fan des groben Sicherheitsberaters war. Einige dachten bestimmt auch, dass des Diplomaten ruhiger, nachdenklicher Intellekt doch ein guter Ausgleich zum Jähzorn des ehemaligen U-Boot-Kommandanten war. Der Verstand des Admirals war dem des anderen jedoch eindeutig überlegen; er hatte über die Jahre fast jede ihrer Auseinandersetzungen gewonnen – selbst wenn der Admiral sich gelegent-

lich wie ein Hauptfeldwebel in saumäßiger Stimmung anhörte. »Also, Harcourt, altes Haus. Bin froh zu hören, dass Sie noch Sinn für Humor haben. Ich brauch nämlich Ihre Einschätzung in einer bestimmten Angelegenheit. Was würden Sie tun, um die Chinesen aus dem Indischen Ozean und dem Arabischen Meer zu verjagen? Welche Handlungsweise hielten Sie für angebracht?«

»Sie meinen als Amerikaner?«

»Himmel, nein! Natürlich als Äthiopier.«

Das war sowohl für Jack Smith als auch für General Scannell zuviel. Sie brachen in ein brüllendes Gelächter aus. Bob MacPherson und Admiral Dickson versuchten sich in Selbstbeherrschung, aber selbst Harcourt Travis erlaubte sich ein Glucksen – verhalten natürlich.

Arnold Morgan grinste. »Mein lieber Harcourt, das ist das Problem mit euch Außenpolitikern: Ihr wartet immer auf noch einen Halbsatz, nur um ein paar Sekunden Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Scheint ‘ne Angewohnheit von euch zu sein, die nicht auszurotten ist. Ja – Harcourt, ich meine als Amerikaner. Sie haben es sofort kapiert.«

»Gut, zunächst einmal würde ich an das Grab meines früheren Kaisers Haile Selassie, des Löwen von Juda, gehen und eine Runde beten. Dann, schätze ich, würde ich zurückkommen und Ihnen die Anweisung geben, die Bastarde unverzüglich aus dem Meer zu bomben. Habe ich mich jetzt ausreichend primitiv ausgedrückt?«

»Harcourt«, antwortete der Admiral ohne Lächeln; seine klaren blauen Augen verengten sich gefährlich, »so mag ich es.«

An diesem Punkt angelangt, lachten alle, aber das Lachen hatte den Beigeschmack von Nervosität, es war wie Galgenhumor. Die Marine war besonders gut darin. Im Zweiten Weltkrieg war selten ein amerikanisches Schiff zerstört worden, ohne dass es hieß: »Tja, wenn man einen Scherz nicht vertra-

gen kann, dann sollte man ihn halt nicht mitmachen.«

Der Admiral gewann schnell seine Schlagkraft zurück. »Ich spreche jetzt aus politischer Sicht. Sie kennen die Schwierigkeiten: die iranische Flottenbasis in Bandar Abbas, die neue iranische Raffinerie direkt in der Nachbarschaft der Kriegsschiffe, ein Stück weiter die Küste runter die neu erbaute chinesisch/iranische Raffinerie, die im Grunde den Chinesen allein gehört, und dann noch der chinesische Marinestützpunkt und die Tankdocks in der Bassein-Flussmündung. Alle diese vier Einrichtungen sind für uns – und für alle anderen Länder, die Öl und Gas benötigen – eine wahre Pestbeule am Arsch.«

Harcourt Travis zuckte kurz zusammen, nickte aber dann zustimmend, obwohl ihm die Vorsicht ins Gesicht geschrieben stand. »Arnold, ich glaube nicht, dass wir so einfach die iranische Basis in Bandar Abbas auslöschen können. Wie verdeckt wir auch vorgehen, jeder würde vermuten, dass wir es waren, und es würde uns als offene Kriegshandlung ausgelegt werden. Die Weltmeinung würde meiner Ansicht nach aber auf unserer Seite stehen, wenn wir lediglich die Kriegsschiffe versenken, die unserer Meinung nach die freie Schifffahrt im Golf bedrohen.«

»Hm…. und wie sieht es mit der iranischen Raffinerie aus?«

»Auch kein guter Vorschlag. Falls sich die Situation im Golf noch weiter verschlechtert, könnten wir vielleicht genau das Öl aus dieser Raffinerie gebrauchen, selbst wenn wir sie dazu besetzen müssten. Wir sollten sie also lieber nicht zerstören, wie stocksauer auch immer wir über die Ajatollahs sein mögen.«

»Und die neue chinesische Raffinerie?«

»Das ist etwas ganz anderes – weil die Raffinerie der Marine der Volksbefreiungsarmee einen Vorwand liefert, am westlichen Ende des Indischen Ozeans und im Arabischen Meer aktiv zu werden. Ich will damit nicht sagen, dass wir da reingehen und sie mir nichts, dir nichts in die Luft jagen und so

den Dritten Weltkrieg starten sollten. Aber wenn die Raffinerie, sagen wir mal… äh… außer Funktion gesetzt würde, etwa… äh… nach irgendeinem… äh… Unfall, nun… dann könnte ich mir vorstellen, dass eine ganze Menge Leute erleichtert darüber wären.«

»Und der Stützpunkt am Bassein-Fluss?«

»Der«, sagte Harcourt schlicht, »muss verschwinden.«

»Gibt es irgendein Anzeichen für einen Gesinnungswandel der Regierung von Birma? Beziehungsweise Myanmar oder wie zum Teufel die sich jetzt nennen?«

»Nun, wie Sie wissen, handelt es sich dort um eine Militärjunta, Arnold, die sich unabhängig von etwaigen Wahlresultaten an der Macht hält. Neuerdings scheint die Freundschaft zu den Chinesen allerdings etwas abgekühlt zu sein. Aber der ›Große Drachen‹ sitzt ihnen direkt an der Hintertür und hat Straßen und Eisenbahnlinien quer durch das Land bis zu den Hafenstädten am Bengalischen Golf gebaut. Die Chinesen haben deren Armee aufgerüstet und ihnen wer weiß wie viel Waffenmaterial zu langfristig rückzahlbaren Krediten verkauft. Ich fürchte, die Birmaner stecken viel zu tief bei den Chinesen in der Kreide, um da rauszukommen. Von dieser Seite können wir also keine Hilfe erwarten. Wenn wir mit der chinesischen Basis fertig werden wollen, sind wir ganz auf uns selbst gestellt. Aber wir haben eine ganze Reihe von Fanclubs in Indien.«

»Sind die immer noch stocksauer über die Abhörstation auf der Insel Groß-Coco?«

»Total. Die Chinesen haben sie immerhin mit großer Gerissenheit und Heimlichtuerei aufgebaut. Und dann auch noch den Flugplatz dort. Nun können sie tief in den Osten Indiens hineinhorchen. Myanmar behauptet zwar, dass das Aufklärungsgeschwader dort ihnen gehört, aber jeder weiß, dass es eigentlich chinesisch ist. Sie hören alles direkt über dem Golf von Bengalen ab, registrieren alle Starts von Kalkutta aus und

jedem anderen Militärflughafen an der gesamten Ostküste. Die Inder nennen sie die ›chinesischen Schnüffler‹.«

Bob MacPherson, ein weiterer alter Haudegen der republikanischen Regierungsmannschaft, griff an dieser Stelle ein, um den Außenminister zu unterstützen. »Es gibt da noch mehr Ärger in der Ecke, als wir uns das vorstellen können. Die Chinesen lassen im gesamten Golf von Bengalen Abhörschiffe herumfahren und das vor allem wegen ihres Stützpunktes auf der Insel Hainggyi. Wenn es den nicht gäbe, hätten sie es nicht so leicht.«

»Das Problem ist«, stellte Harcourt Travis fest, »dass die Küstenlinie dort strategisch so verdammt wichtig ist. Die Coco-Inseln befinden sich gerade noch innerhalb der birmanischen Hoheitsgewässer, genau neben dem Hauptseeweg für *jedes* Handelsschiff, das die östlichen Seehäfen Indiens oder die von Bangladesch anläuft. Unmittelbar im Süden davon liegen – wie Sie wissen – die Andamanen und Nikobaren, knapp nördlich von Indonesien. Sie erstrecken sich auf einer Länge von gut achthundert Kilometern südlich zur Malakkastraße. Niemand in der Gegend fühlt sich dort angesichts der chinesischen Kriegsschiffe, die dort ständig patrouillieren, sonderlich wohl.«

»Noch etwas anderes«, sagte Jack Smith, »jeden Tag passieren durchschnittlich dreihundert Schiffe den Golf von Bengalen. Viele davon sind Tanker aus dem oder in den Osten. Es liegen neuere Wirtschaftsprognosen vor, nach denen in den nächsten zwanzig Jahren allein fünfzig Prozent des gesamten Welthandels im pazifisch-asiatischen Raum stattfinden wird. Der Himmel mag wissen, wie viele Schiffe das dann bedeutet.«

»Und die Chinesen sehen sich in der Rolle der großen Zampanos auf diesen Seewegen«, fügte Bob MacPherson hinzu. »Die Auslöschung ihres Stützpunktes im Bassein-Fluss würde sie glatt ein Vierteljahrhundert zurückwerfen.«

»Was sollten also unsere Prioritäten sein?«, fragte Admiral

Morgan.

»Ich schlage vor, wir machen den Chinesen deutlich, dass wir jedes ihrer Kriegsschiffe in der Räumungszone in der Straße von Hormus versenken werden. Dann bauen wir ganz unauffällig einen Defekt in ihrer Raffinerie im Iran ein und sorgen dafür, dass sie… äh… nicht mehr arbeitet. Das hält sie dann aus den westlichen Teilen des Arabischen Meers und des Indischen Ozeans heraus. Die Ölversorgung ist für sie sowieso nicht das Problem, weil sie es aus Kasachstan beziehen und es damit auf jeden Fall bekommen. Wahrscheinlich über eine Pipeline in ihre westlichen Territorien und dann weiter nach Schanghai.«

»Himmel«, sagte Admiral Morgan, »das sind was? Bestimmt siebentausend Kilometer oder so? Das kriegen die nie hin!«

»Mit Respekt, Ehrenwerter Nationaler Sicherheitsberater«, entgegnete Harcourt Travis, indem er einen chinesischen Akzent aufsetzte, »Sie haben schon mal eine sehr lange, sehr hohe Mauer gebaut. Sie werden es wahrscheinlich auch schaffen, ein beschissenes Loch zu graben. «

Arnold Morgan kicherte. Dann fragte er, sehr konzentriert: »Und die nächste Priorität?«

»Ich glaube, Sie kennen die Antwort schon. Jagen wir sie aus dem Bassein-Fluss heraus! Irgendwie möglichst heimlich. Um dann den Beifall von Millionen Menschen zu kassieren.«

Admiral Morgan blickte gedankenverloren vor sich hin. Er und Harcourt Travis waren schon so manches Mal aufeinander geprallt, aber trotz alledem – er mochte den Außenminister. Und er mochte ihn vor allem wegen einer Eigenschaft ganz besonders: *Dieses Weichei versteht sein Geschäft. Er ist klug, er ist realistisch, und er ist zynisch. Man kann auf sein Urteil bauen.* »Harcourt«, sagte er, »ich danke Ihnen. Ich danke allen. Für die Zivilisten ist das Treffen damit beendet. CNO, Tim, ich möchte mit Ihnen noch ein halbes Stündchen über unser taktisches Vorgehen sprechen.« Er stand auf und verabschiedete

sich von den Ministern für Äußeres, für Verteidigung und für Energieversorgung. »Ich brauche Sie ja wohl nicht erst auf die absolute Vertraulichkeit der Dinge, die wir besprochen haben, hinzuweisen«, fügte er hinzu. »Niemand braucht davon zu wissen, außer wir selbst.«

Er ging dann zum Ende des Raums, wo Kathy eine großflächige Karte der Straße von Hormus aufgehängt hatte. Sie zeigte die gesamte Küstenlinie von Bandar Abbas, wo das Oberkommando der iranischen Marine beheimatet war, bis zum Wüstenort Kuhestak, der etwa 100 Kilometer die lange, nahezu kahle Strecke entlang weiter im Südosten lag. »Kommen Sie her und schauen Sie sich das an«, forderte er seine militärischen Besucher auf. »Sehen Sie hier rechts Kuhestak? Hier liegt die chinesische Raffinerie, zwei Meilen entlang der Küste nach Süden. Sie ist riesig. Ein kompaktes Pipeline-System von den Ölfeldern in Kasachstan und quer durch die Zentralregionen des Irans endet genau hier. Dieser unersetzliche iranische Seehafen wird schon bald China mit Energie mitten aus dem Herzen des zweitgrößten Ölproduzenten der Welt versorgen, weil hier Tanker von praktisch unbegrenzter Ladekapazität festmachen können und dann einfach wieder hinausfahren, über den Indischen Ozean, durch die Malakkastraße weiter ins Südchinesische Meer. Meiner Ansicht nach dreht es sich genau darum. Deshalb baut China eine wachsende Militärpräsenz in dieser Region auf, und deswegen dürfen wir das nicht zulassen.

Sie haben die Einschätzung der Lage von Harcourt Travis und Bob MacPherson gehört. Also, wie schaffen wir es, mit einem Dutzend SEALs diese Raffinerie auszuschalten? Ich sage bewusst nur ein Dutzend, weil das Wasser dort sehr flach und gut bewacht ist. Wir werden ein SDV benötigen, da bin ich mir sicher. Und das Einzige, das wir in der Gegend haben, ist an Deck der guten alten *Shark* verstaut. Die erfreuliche Nachricht ist, dass man nicht allzu viel Sprengstoff brauchen wird,

um die Ölraffinerie in die Luft zu blasen. Diese Höllenanlagen neigen sowieso dazu, sich selbst hochzujagen, wenn man ihnen einen guten Start hinlegt.«

»Ich nehme an, Sie beziehen sich da auf den ›Big Bang‹ damals in Texas City, 1947 glaube ich, richtig?«, sagte General Scannell. »Ich hatte einen Onkel, der in der Nähe von Galveston gelebt hat. Er hat mir, als ich noch Kind war, erzählt, dass man die Explosion noch hundertfünfzig Meilen weit hören konnte.«

»Ich war damals drei, und wir haben auch nicht allzu weit weg von dem Unglücksort gelebt«, erzählte Arnold Morgan. »Ich erinnere mich, wie mein Vater mir später berichtete, der eineinhalb Tonnen schwere Anker des Schiffes, das für die Explosion verantwortlich war, sei mit voller Wucht zwei Meilen weit geflogen, bevor er sich fünf Meter tief in das Fundament der Pan-American-Raffinerie gebohrt hat.«

Die Erinnerung an das Texas-City-Desaster von 1947 machte den drei Männern die ungeheuerlichen Probleme deutlich, welche die Ausschaltung einer bedeutenden Raffinerie sowie der dazugehörigen petrochemischen Anlagen mit sich bringen würde. Fast jeder Quadratzentimeter derartiger industrieller Zeitbomben ist mit hoch empfindlichen, leicht entflammbaren Materialien angereichert – einschließlich der riesigen, unter hohem Druck stehenden Tanks für Erdgas. Die neue chinesische Anlage in Kuhestak hatte von all dem reichlich, mehr als reichlich.

Hunderte waren damals in Texas City getötet worden, Tausende verletzt; Gebäude im ganzen Stadtgebiet waren bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden. Die Verwüstung war nicht allein auf den Hafenbereich der Stadt beschränkt geblieben, noch auf die Raffinerietürme oder die Ölbunker. Sie hatte die gesamte Stadt ins Verderben gestürzt. Ein Rundfunkreporter schrie einfach nur: »Texas City ist gerade explodiert!« Der

Rauchpilz war 500 Meter in die Luft gestiegen. Weiß glühende Stahltrümmer des französischen Handelsschiffs *Grandchamp* flogen in Tankbehälter, die Hunderte von Metern entfernt waren, und lösten Folgeexplosionen aus, die wiederum ungeheure Schäden anrichteten. Die brennende *Grandchamp,* schwer beladen mit der Düngemittel-Substanz Ammoniumnitrat, wurde so für das – auch noch 60 Jahre danach – größte industrielle Unglück in der Geschichte der USA verantwortlich. Damals, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, gab es so gut wie keine Sicherheitsvorkehrungen vor Ort. Aber auch nicht den brutalen Voyeurismus der TV-Liveübertragungen am Ende des Jahrhunderts mit seinem gierigen, nimmersatten Appetit nach qualvollem Leiden, Herzschmerz und Katastrophen, die einem irgendwie kindlichen Verlangen nach »Action« entsprangen.

Wie dem auch sei, Texas City bleibt auch ohne Fernsehaufzeichnung ein denkwürdiger Moment in der Geschichte der industriellen Tragödien. Admiral Arnold Morgan, ein gebürtiger Texaner, wollte deshalb auch nicht für Verluste unter der Zivilbevölkerung in der kleinen iranischen Stadt Kuhestak verantwortlich sein. Obwohl er einen Dreck um das Leben der chinesischen Techniker in der Raffinerie gab: *Ihr Arschlöcher spielt mit dem freien Zugang zu Öl und Benzin herum? Das hättet ihr euch aber lieber mal etwas genauer überlegen sollen, bevor ihr diese verdammten Minen aus Moskau bestellt habt!*

Die chinesische Raffinerie musste auf jeden Fall verschwinden. Die noch offenen Fragen waren lediglich: Wie bald sollte das geschehen? Und wie bekam man die SEALs da wieder raus, bevor der ganze Dreck in die Luft flog und die Jungs vielleicht mitnahm?

In der Zwischenzeit musterte Admiral Dickson die kleinen Zahlen auf der Karte, checkte die Wassertiefen und überlegte, was sie wohl für die Operation bedeuteten. *Die* Shark *kann nicht in Tiefen weniger als 150 Fuß arbeiten. Wie dicht kann*

sie an die Küste ran, bevor die Jungs auf das Minitauchboot mit Elektroantrieb umsteigen müssen, mit dem sie dann bis zur Küste fahren, bis sie Grundberührung haben? Dann müssen die SEALs raus und den Rest der Strecke schwimmen.

»Was denken Sie gerade, Admiral?« Arnold Morgan trat zur Seite, um dem Chef der Marineoperationen mehr Raum an der Karte zu lassen.

»Die *Shark* braucht eine freie Passage durch das Minenfeld. Dann taucht sie etwa zwanzig Meilen in nordnordöstliche Richtung bis zu diesem Punkt hier, etwa 26.36 Nord und 56.49 Ost. Das dürfte rund siebzehn Meilen von der iranischen Küste entfernt sein. Hat mindestens hundertachtzig Fuß Wasser unterm Kiel auf der Strecke.«

»Genau diesen Punkt hab ich mir auch für das Rendezvous ausgedacht, Alan. Wir sind schon toll, was?«

»Zumindest realistisch. Die *Shark* kann schlecht dichter an die Küste heran. Wenn sie loslegt, macht sie eine Bugwelle, die selbst ein Blinder mitkriegen würde. Und der Iran hat ein paar verdammt schnelle Boote mit AWS-Mörsern. Wir sollten also möglichst leise vorangehen.«

»Wie viel Mann passen in so ein SDV?«

»Nun, mit den alten Tauchbooten konnten wir nur zehn aufnehmen, zwei Mann Besatzung und acht SEALs. Das neue schafft vierzehn, da haben wir also Platz für ein Dutzend SEALs. Wir haben verdammt Glück, dass das Ding gerade auf dem Deck der *Shark* ist. Wird auch langsam wieder mal Zeit für ein bisschen Glück. Wir sollten Peking so schnell wie möglich aus Arabien rauswerfen.«

»Und was sagen Sie, General?«

Tim Scannell blickte nachdenklich drein. »Ich überlege nur, was passiert, wenn etwas schief läuft, beispielsweise das Unterseeboot wird getroffen und ist dann manövrierunfähig – haben wir dann irgendwelche Unterstützung in der Hinterhand?

Wir brauchen auf jeden Fall einen Flugzeugträger in der Gegend, um alle anderen abzuschrecken. Oder sollte ich lieber ein paar Kampfjets bereithalten, die mit britischer Hilfe aus dem Oman heraus eingreifen könnten?«

»Guter Einfall, General. Jede Überwassereinheit, die unser Boot angreift, wird pulverisiert.«

»Okay, Arnold, aber was ist mit den iranischen und chinesischen Kilo-Booten in dem Gebiet? Beide Länder besitzen sie, und die Dinger sind nun einmal kleine Teufel unter Wasser.«

Admiral Dickson meldete sich sofort zu Wort: »Ich lasse ein, zwei Atom-Unterseeboote der LA-Klasse auf Schussweite mit der *Shark* mitfahren, wenn sie da reingeht. Die nehmen es mit jedem Kilo auf, wenn es in die Nähe kommt.«

»Und dann?« Arnold Morgan blickte zweifelnd.

»Wenn es unterhalb der Wasseroberfläche ist, versenken wir es. Da fackeln wir nicht lang.«

»Danke, CNO. Sie sprechen meine Sprache. Anders kann man mit diesen Schwachköpfen nicht umgehen, stimmt's?«

»Stimmt, Sir.«

»Und ob!«, fügte Admiral Morgan mit Nachdruck hinzu.

»Tatsache ist, Sir«, fuhr Alan Dickson fort, »dass unser größtes Problem darin bestehen wird, die Jungs in die Raffinerie zu kriegen, wenn sie erst mal das Tauchboot verlassen haben. Wie Sie sehen, verläuft die Zwanzig-Meter-Tiefenlinie fünf Meilen vor der Küste. Die sich anschließende Zehn-Meter-Zone geht dann noch eine halbe Meile, bis wir am Ende ganze zwei Meilen lang nur noch anderthalb Meter haben. Das Terrain ist so weit in Ordnung, aber die Gefahr der Entdeckung ist dort doch sehr hoch, und es ist ein verdammt langer Weg zurück ins tiefe Wasser und in die Sicherheit.«

»Für Sie und mich vielleicht, Alan – aber nicht für diese Burschen! Sie werden durch diese warmen Untiefen wie ein Schwarm tropischer Wasserwölfe schwimmen – schnell, ge-

schmeidig, unberechenbar und bereit, auf Teufel komm raus zu kämpfen.« Arnold Morgan beschrieb mit der linken Handfläche einen Halbkreis. »Tod den chinesischen Öldieben, richtig?«

»Um ehrlich zu sein, mach ich mir im Augenblick mehr Sorgen um eine mögliche Verfolgung als um alles andere, Arnold. Besonders, wenn die eine Hubschrauber-Staffel bei der Raffinerie stationiert haben.«

»Alan, wenn das da so in die Luft geblasen wird, wie ich mir das vorstelle, dann gibt es da nichts mehr, was zu einer Verfolgung fähig ist. Bergstrom hat alles nötige Kartenmaterial, und seine Spitzenleute werden in die Planung einbezogen. Ich gehe davon aus, dass Commander Rick Hunter eines der Teams führen wird, allerdings weiß ich noch nicht, ob das im Iran oder das in Birma.«

»Sie glauben felsenfest an diese SEALs, was?«

»Außer sie sagen, es geht nicht – dann geht es wirklich nicht. Ich weiß aber, dass eine Gruppe dieser hoch trainierten Weltmeister in Sachen Zerstörung eine verdammte Ölraffinerie ohne weiteres in die Luft jagen kann. Gib mir eine Schachtel Streichhölzer, und ich puste die Schweinehunde selbst weg.«

Sowohl Alan Dickson als auch Tim Scannell lachten über den einflussreichen Militärberater des Präsidenten: immer eine optimale Kombination aus Stahl und Intellekt, Respekt und Verachtung, Entschlossenheit und Gelächter. Arnold Morgan entsprach durch und durch dem Idealbild eines Verteidigers amerikanischer Interessen.

Der Admiral und der General beobachteten, wie Arnold noch einmal zur Karte trat. Er hielt jetzt eine grobkörnige Schwarzweißfotografie in der linken Hand und machte eine kleine Zeichnung auf der Karte, mehr eine schmale Linie fünf Meilen vor der Küste, direkt vor der 20-Meter-Tiefenlinie. »Sehen Sie das hier?«, sagte er. »Das sind die Verladedocks. Die haben sie

gerade fertig gestellt. Da sollen die großen chinesischen Tanker ankommen. Die Pipeline ist auch schon fertig, allerdings haben wir bis jetzt noch keinen Beweis, dass sie auch schon anliefern. Ein Jammer, dass die Hurensöhne so weit weg von der Küste sitzen, sonst könnten wir irgendein brennbares Handelsschiff anheuern und ihnen ein zweites Texas City bereiten. Aber wie die Eigentümer dieser Raffinerie wahrscheinlich sagen würden: Keiner schafft das! Also müssen wir es den Höllenhunden zeigen – mittendrin in ihrer Anlage! Und auf dem Rückweg sollten wir uns vielleicht noch um die Docks kümmern, falls da gerade ein paar Schiffe liegen.«

»Okay, Sir. Klingt gut, wenn auch nicht ganz einfach. Wollen wir jetzt über die Aktion am Bassein-Fluss sprechen?«

»Im Augenblick nicht, Tim. Ich vermute, das wird noch ein ganzes Stück komplizierter werden. Wir werden die abschließenden Einzelheiten mit John Bergstrom und seinen Kommandeuren besprechen. Spätestens am Mittwochmorgen.«

Er verabschiedete die beiden Befehlshaber und kehrte dann noch einmal sinnierend zur Karte der Straße von Hormus zurück. »Die müssen wissen, dass ihre gottverdammte Raffinerie verwundbar ist. Die müssen sich denken können, dass irgendeine Form der Vergeltung fällig ist, sobald wir entdecken, dass das Minenfeld tatsächlich mit ihrer Hilfe gelegt wurde. Oder glauben die im Ernst, wir finden das niemals heraus?« Er stand eine ganze Weile völlig unbeweglich da, dann nahm er seinen Monolog wieder auf: »Neee, die sind nicht so blöde. Die werden davon ausgehen, dass wir das letztlich rauskriegen!« *Aber wenn das der Fall ist,* grübelte er, *bleibt nur eine Frage übrig: Was in drei Teufels Namen haben die wirklich vor?*

072200MAY07

Flugdeck der USS *Constellation,* Straße von Hormus
Position: 26.30 N, 56.50 E. Fahrt 30. Kurs 225

Die 40 Jahre alte, in Marinekreisen verehrte *»Connie«* war nach Südwesten abgedreht und pflügte sich nun im heißen Wind durch die drückende arabische Nacht. Sie befand sich inzwischen neun Meilen nördlich des Minenfeldes, und es schien, als wäre die Gegend dort ruhig. Die indischen Pondicherrys gingen zäh ihrem riskanten Geschäft nach, lösten die Minen aus ihrer Verankerung und brachten sie dann an der Oberfläche zur Explosion.

Immer noch jagten die heulenden F-14 der Fighter-Staffel VF 2, der berühmten »Bounty Hunters«, vom 1000 Fuß langen Flugdeck des Schiffes hinein in den schwarzen Himmel, der den momentan tödlichsten Streifen Ozean in der ganzen Welt überspannte.

Jeder Pilot trug am rechten Ärmel seines Uniformhemdes das dreieckige Emblem der Bounty Hunters: den gelben, deltageflügelten Kampfbomber auf rot-weiß-blauen Streifen. Die meisten hatten auch noch den munteren Pistolenhelden aufgenäht, den Cowboy-Kater, der sich an ein großes D lehnte mit der darunter gestickten Botschaft »Pass auf, Freundchen!«. Sie flogen millimetergenau über das Spiegelheck, gingen in einen Kurvenflug dicht über die iranische Küste und dann zurück hinaus auf See. »Pass auf, Freundchen!«, denn jetzt war voller Einsatz gefordert – jedem war das klar. Ein einziger Muckser aus einer iranischen Flugabwehrstellung, die Andeutung eines Lichtleins oder nur der Gedanke daran – und diese Stellung würde von einem Raketenteppich mit hundertprozentiger Treffsicherheit ausgelöscht werden.

Marineflieger sind es gewöhnt, als »amerikanische Schikane« bezeichnet zu werden, doch in dieser Nacht, in der die Menschheit die Wiederöffnung der Golf-Straße für die Tanker

erwartete, galten sie als alles andere als das. Jetzt waren sie die furchtlosen »Weißen Ritter der Lüfte«, so wie sie selbst sich meistens zu sehen pflegten. Und so jagten sie ihre Tomcats durch die tiefschwarze Nacht der islamischen Welt, sie, die bedrohlichste Kavallerie auf Schwingen, die sich jemals versammelt hatte, um ihrer Mission, die entsetzliche Einschüchterung eines bekannten Aggressors abzuschütteln, gerecht zu werden. »Pass auf, Freundchen!«. Der Aufnäher am Ärmel sagte alles.

Auf dem Flugdeck von *Connie,* in dem kontrollierten Chaos einer hektischen Flugnacht, kamen die 22 Tonnen schweren Tomcats stoßweise herunter, weil der Flugzeugträger bei Mitwind Boden gutmachen wollte und zwischen Starts und Landungen auch noch den Kurs ändern musste. Ganze Schwärme des Deckspersonals umlagerten sofort jedes Flugzeug, wenn es hereingedonnert kam. Ein Team war ständig bereit, um die Flugzeuge mit neuen Sidewinder-Lenkwaffen zu bestücken. Die heiße, schwirrende Luft – die nach einem Gemisch aus JP-4-Treibstoff, verbranntem Gummi, glühenden Metallteilen und Salzwasser stank – verwirrte die Sinne, während der Dienst habende Flugbetriebsoffizier, der »Air Boss«, seine Befehle über die Lautsprecheranlage des 88000 Tonnen verdrängenden Schiffes hinausbrüllte. Dies sollte *Connies* letzter offizieller Einsatz sein.

Draußen am Achterdeck nahm der zuständige Fangleinenoffizier, ein junger Lieutenant, das ohrenbetäubende Kreischen der hereinkommenden Jets schon gar nicht mehr wahr. Er schwitzte in seiner übergroßen, knallgelb fluoreszierenden Jakke und telefonierte mit den Verantwortlichen für die Flugzeugaufzüge. Die Fangleinen waren stark genug, um die Kraft von 34000 Kilopond auszuhalten, die die Tomcats ausübten, wenn sie mit 160 Knoten auf dem Deck ankamen. Die Piloten hielten dabei immer noch den Leistungshebel ihrer Maschinen nach

vorn gedrückt, falls der Haken die Seile verpasste. Der 21-jährige Lieutenant Bobby Myers aus Ohio hörte seine Stimme lauter werden, als er jetzt den Hydraulikleuten seine Kommandos zubrüllte: »Bereithalten für Tomcat eins-null-sieben, in zwei Minuten.« Er blickte zurück über das Heck, 27 Meter über dem Wasser stehend, und versuchte die Lichter des Jagdbombers auszumachen. Er kannte den Piloten persönlich, und immer, wenn er hier stand, begann sich sein Brustkorb zusammenzuschnüren und sein Herz zu rasen. Nichts auf der Welt kann die nervenzerreißende Spannung abbauen, die einen Fangleinenoffizier packt, wenn ein Jäger im Anflug ist.

Bobby sah ihn nun, fünf Meilen draußen, und er checkte die Fangleine, checkte per Mikrofon, dass die riesigen hydraulischen Kolben bereit waren, die ungeheure Belastung des bevorstehenden Zusammenpralls zwischen Deck und Flugzeug aufzufangen. *»Groove!«,* brüllte er ins Mikrofon, das Codewort für: »Sie kommt sofort, bereithalten.«

Zwei Meilen entfernt kämpfte der Tomcat-Pilot damit, die in der warmen, unberechenbaren Luftströmung über dem Golf bockende Maschine gerade zu halten. Er beobachtete die Positionslichter der Landebahn, hatte den Blick fest auf die Lichtpunkte gerichtet, ohne den eisernen Griff um den Steuerknüppel zu lockern. Er konnte sehen, wie sich das Achterdeck des Flugzeugträgers leicht in der Dünung hob. Die Genauigkeit, welche diese Hochgeschwindigkeitslandung von ihm verlangte, ließ sich eher in Inches als in Fuß messen. Jeder Pilot weiß, dass er bei jedem Landeanflug nur den Bruchteil einer Sekunde vom Tod entfernt ist. Weiß, dass jeder fünfte Marineflieger wahrend der ersten neun Jahre seines Dienstes stirbt.

Sekunden später bellte Bobby Myers *»Short!«,* der kritische Befehl für jeden, sich vom Geschehen fern zu halten. Und nun sah Bobby die Tomcat über sich hereinkreischen. *»Ramp!«,* brüllte er, und alle Augen auf dem Flugdeck durchbohrten die

Nacht nach dem Auffanghaken. Die Druckwelle des Jägers breitete sich in der Luft aus. Der ohrenbetäubende Lärm seiner Triebwerke machte jede Kommunikation unmöglich. Nur ein Fehler jetzt – und es wäre nicht nur der Pilot, der sterben würde. Eine Massenkarambolage auf dem Flugdeck könnte ein Abfackeln des Treibstoffs bewirken, was das ganze Schiff manövrierunfähig machen würde.

Hunderte von kampferfahrenen Technikern, alle bereit auszuschwärmen, stießen ein stilles »Gott sei Dank« aus, als der Abfanghaken die Seile griff und die Tomcat zum Abbremsen zwang. Genauso, wie sie alle gleich ein »Gott sei Dank« ausstoßen würden, wenn sie eine Minute später die nächste F-14D vom Himmel auf den sicheren Boden des Trägers holten und sie auftankten, um sie für einen weiteren Start fertig zu machen.

Nicht anders geht es draußen an der stahlharten Frontlinie der U.S. Navy zu, wo Männer allminütlich der Gefahr ins Auge sehen, wo sie jeden einzelnen Tag unter schwersten Bedingungen handeln müssen, immer auf Befehl, immer für die Sache, die sie vertreten. Ihre Belohnung ist bescheiden, zumindest die finanzielle. In einem gewissen Sinne werden sie jedoch mehr entschädigt als viele andere – nicht auf ihrem Bankkonto, aber in ihren Herzen.

Währenddessen schimpfen und stöhnen Millionen von Bürgern zu Hause über die steigenden Benzinpreise.

»Tomcat eins-null-sechs, noch eine Minute. Stand by!«

080600MAY07. USS *John F. Kennedy*
Position: 10.00 S, 137.00 E. Fahrt 30. Kurs 270

Der 88000 Tonnen verdrängende Flugzeugträger befand sich auf halbem Weg zwischen Pearl Harbor und Diego Garcia. Er stampfte mit normaler Marschgeschwindigkeit durch die Arafurasee südlich des indonesischen Archipels und steuerte auf die endlos tiefen Gewässer des Sundagrabens zu. Das Schiff hatte bereits die schmale Durchfahrt der Torresstraße passiert. Von Australiens nördlichen Territorien wehte so gut wie kein Wind herüber, und es war heißer als in der Hölle. Big Johns 284000 PS starke Westinghouse-Turbinen arbeiteten einwandfrei. Das Schiff führte mehr als 40 F-14A Tomcats, F/A-18C Hor-nets für den Kampfeinsatz und ein weiteres Dutzend Aufklärungs- und ASW-Staffeln mit sich.

Die Embleme, welche sich die Flieger auf ihre Jacken genäht hatten, repräsentierten ein Stück Marinegeschichte: die Black Aces, das Kampfgeschwader 14, auch die Top Hatters genannt, und VFA-87, die Golden Warriors. Am Golf war zwar kein regulärer Krieg ausgebrochen, aber man konnte sich *Big John* kaum in der Rolle des passiven Zuschauers vorstellen. Und so begann der Flugzeugträger die zweite Hälfte seiner 10000 Seemeilen langen Fahrt zum Minenfeld in der Straße von Hormus. Noch 5000 Meilen auf dem Indischen Ozean lagen vor ihm. Sie würden der fünfte Gefechtsverband sein und sollten dort die *Constellation-Gruppe* entlasten.

Auf der Kommandobrücke des Flugzeugträgers überdachte Rear-Admiral Daylan Holt gerade die Formation seiner Gruppe: ein Kreuzer, zwei Zerstörer, fünf Fregatten, zwei Atom-Unterseeboote und ein Tender mit Bunkeröl. Bei der momentanen Geschwindigkeit würden sie viel Treibstoff verbrauchen. Andererseits waren seine Befehle eindeutig: *Mit voller Kraft nach Diego Garcia und bereithalten für einen Einsatz im Golf.*

So wurde man mal eben 10000 Seemeilen um die Welt geschickt. Admiral Holt war jedoch darauf vorbereitet gewesen, obwohl es nicht ganz einfach für ihn war, die Ernsthaftigkeit der Situation am Golf einzuschätzen.

Er trank in Gegenwart seines zuständigen Offiziers für die Waffensysteme (CSO), Lieutenant-Commander Chris Russ, schwarzen Kaffee, als über Heck blutrot die Sonne aus dem Meer aufstieg. Seit sie vor einer Woche Pearl Harbor verlassen hatten, lag über dem ganzen Schiff der Hauch einer Ahnung dessen, was sie erwartete. Die Piloten waren, wie es vorauszusehen war, leicht aufgekratzt. Vielleicht sogar etwas zu sehr, und nun stellte – zum ersten Mal – Lieutenant-Commander Russ dem Admiral auch die alle bewegende Frage: »Glauben Sie, wir müssen die ganze Chose tatsächlich auskämpfen, Sir? Das heißt, in einem richtigen heißen Krieg?«

»Ist durchaus möglich, aber eher unwahrscheinlich, Chris. Sehen Sie sich mal unsere angenommenen Gegner an – der Iran, der das Minenfeld gelegt hat, und China, welches das erst ermöglicht hat. Also, die Iraner werden wohl, trotz ihres Zorns, kaum einen Schuss abgeben. Sie wissen genau, dass wir ihr gesamtes Land in kürzester Zeit in die Eiszeit zurückkatapultieren können. Sie haben noch nicht geschossen, und meiner Meinung nach werden sie es auch nicht tun.«

»Und wie sieht es mit den Chinesen aus?«

»Die könnten sehr wohl angreifen, wenn sich das Ganze im Südchinesischen Meer abspielen würde, wo sie ihre Flotte massiert haben und wir ihnen zahlenmäßig unterlegen sind. Aber sie werden niemals im Golf angreifen. Da sind sie zu weit weg von ihren Heimatbasen und überhaupt, sie wissen genau, dass wir ihre Schiffe dort in zwanzig Minuten platt machen würden.«

»Das würden irgendwie zwanzig sehr hektische Minuten werden, Sir«, stellte der Lieutenant-Commander grinsend fest.

»Immer noch besser als zwanzig verschlafene«, antwortete der Admiral. Er grinste nicht.

Dienstag, 8. Mai, 0600
Hauptquartier des SPECWARCOM, Coronado Beach
San Diego, Kalifornien

Commander Russell »Rusty« Bennett, einer der höchstdekorierten SEALs der U.S. Navy, genoss seine neue Aufgabe als verantwortlicher Ausbilder. Der ehemalige Hummerfischer aus Maine war durch seine geradezu tollkühne Rolle bei dem spektakulären Angriff auf ein chinesisches Gefängnis, bei dem es galt, gefangene US-Soldaten zu befreien, zum Helden von Coronado geworden. Jetzt, noch bevor die Sonne ganz über den Felsen sichtbar wurde, rannte er durch die kalte Brandung und trieb seine Männer immer wieder vorwärts. Sie waren schon seit 0430 draußen, und einige der Neuen im Team, die gerade erst ihren BUD/S-Kurs absolviert hatten, fanden es verdammt hart. Rustys Methoden waren auch extrem brutal. Er hatte sechs Schlauchboote eine halbe Meile vor der Küste ankern lassen, allen 50 Mann befohlen, in die Brandung zu steigen, dorthin zu schwimmen und an Bord zu gehen. Dann mussten sie – nur mit Paddeln bewehrt – die großen Landungsboote aus Kunststoff zur Küste bringen, wieder umdrehen und sie gegen die hereindonnernden Brecher auf ihre alte Position paddeln – alles nur mit Muskelkraft.

Dort angekommen waren alle wieder ins eiskalte Wasser gesprungen, nur mit Badehosen bekleidet, und kämpften sich schwimmend ihren Weg zurück zur Küste. In den Booten blieben allein die sechs Steuerleute zurück. Den müden und vor Kälte zitternden Männern war dann noch in der Dunkelheit befohlen worden, vier Meilen entlang der Küste zu laufen, bis

sie an einem Punkt angelangt waren, wo die Schlauchboote schon wieder eine halbe Meile seewärts auf sie warteten.

Sie hatten diesen Drill schon zweimal hinter sich gebracht, doch alles, was sie hörten, war die drängende Stimme von Commander Bennett, die sie vorwärtstrieb: »Weiterlaufen, weiter! Wahrscheinlich wird dir das einmal dein Leben retten.« Es waren die gleichen Worte, die Rustys eigener Ausbilder ihm schon vor 15 Jahren zugerufen hatte. Wichtiger noch: Sie hatten sich nachträglich als absolut richtig erwiesen. Und das war im Wesentlichen auch der Grund, warum der eisenharte Rusty Bennett bereits bei sechs Einsätzen dem Tod von der Schippe gesprungen war. Der ehemalige Leiter manch eines Kampfeinsatzes mit seinen auffallend karottenroten Haaren war einfach einen Tick zu hart, um schon zu sterben, und heute sorgte er dafür, dass dies auch für die Männer galt, die er ausbildete. Ohne Ausnahme.

Drei Mal schon waren die jungen SEALs in der letzten Viertelstunde in den Sand gefallen, viel zu durchgefroren und erschöpft, als dass es ihnen noch etwas ausgemacht hätte. Und jedes Mal hatte Rusty Bennett über ihnen gestanden, sie beschimpft und ihnen damit gedroht, den Kopf wegzublasen, wenn sie nicht sofort aufständen und weiterliefen. Zwei der Männer waren fast besinnungslos. Einer schluchzte. Aber alle drei überwanden dann doch den inneren Schweinehund und machten in einer Mischung aus Selbstquälerei und Trotzreaktion weiter. Am Ende der Übung nahm Commander Bennett jeden Einzelnen beiseite und sagte ihm ruhig: »Darum geht es hier im Grunde – dranzubleiben, wenn nichts mehr geht. Du hast dich fantastisch geschlagen. Ich bin stolz auf dich.«

Zurück im Hauptquartier der SEALs, wurde Commander Bennett zu seinem Vorgesetzten, Admiral John Bergstrom, beordert. »Morgen, Rusty«, sagte der, »wie machen sich die Jungs?«

»Gut, Sir. Sehr gut sogar. Sechs der älteren sind herausragende Gruppenführer, und einige der neuen haben ein sagenhaftes Potenzial. Da sind gute Schwimmer, prima Radiotechniker, Sprengstoffexperten und Scharfschützen dabei. Plus einige wirklich harte Typen.«

»Können wir daraus zwei Zwölfer-Teams für ein paar heikle Einsätze bilden?«

»Klar doch, Sir. Die sind wirklich gut drauf. Aber es war schon schön, wenn ich ungefähr wüsste, wohin es geht.«

»Also, Sie und ich fliegen kurz nach Mitternacht zu einer letzten Einsatzbesprechung nach Washington. Wir werden morgen den ganzen Tag dort sein. Danach werden wir wohl Näheres wissen.«

»Kriegen wir etwa die ›große Nummer‹ zu sehen, Sir?«

»Leibhaftig.«

»O Mann! Glauben Sie, dass ich das überstehen werde?«

»Und ob. Solange Sie sich klarmachen, dass sein Bellen zwar schlimm ist, sein Biss aber noch viel schlimmer. War nur ein kleiner Scherz. Der Admiral verehrt die SEALs. Für ihn sind wir die Größten in den gesamten Streitkräften der USA. Und im Übrigen sollte es doch ziemlich klar sein, wohin es geht – oder?«

»Ich fürchte ja, Sir, der Nahe Osten. Aber ich frage mich, was es da für uns zu tun geben soll.«

»Wahrscheinlich geht es nicht um die Pflege freundschaftlicher Beziehungen. Wenn Arnold Morgan uns dort hinschickt, möchte er irgendetwas platt gemacht oder zumindest aus dem Verkehr gezogen haben. Glauben Sie mir.«

»Verdammt. Ich hoffe es geht nicht um den riesigen iranischen Flottenstützpunkt da unten am Golf. Da wimmelt es nur so vor Militär.«

»Sie sind der Experte, Rusty.«

»Und ob, Sir. Eine exakte Beschreibung gefällig? Der ver-

fluchte Ort da bereitet mir ‘ne Gänsehaut.«

»Wenn ich raten sollte – es ist sicherlich nicht Bandar Abbas, über das der Admiral mit uns sprechen möchte.«

»Warum nicht, Sir? Er will ja offenbar zwei Teams mit jeweils zwölf Mann einsatzbereit haben. Da geht es bestimmt um zwei unabhängige Ziele.«

»Selbst Arnold Morgan könnte sich nicht ernsthaft vorstellen, dass zwölf SEALs eine komplette Marinebasis mit mehreren Tausend Mann aushebeln können.«

»Auch nicht wenn wir das nachts erledigen?«, sagte Rusty grinsend. »Aber okay. Er muss an etwas Schlichteres denken.«

John Bergstrom ging quer durch den Raum zu einer großen elektronischen Karte des südöstlichen Irans. Er starrte sie an, als suchte er nach bekannten Bezugspunkten. Dann murmelte er fast unhörbar: »Wie wäre es mit dieser verfluchten chinesischen Raffinerie hier?«

»‘tschuldigung, Sir. Ich hab das nicht ganz mitgekriegt. «

»Oh, nichts, Rusty. Nur so ein Gedanke. Warten wir den morgigen Tag ab. Wir sehen uns heute Nacht um 0030. In Zivil. Wir treffen dann übrigens auch Commander Rick Hunter im Weißen Haus.«

»Alles klar, Sir.«

Mittwoch, 9. Mai, 0859
Auf dem Rasen des Weißen Hauses

Admiral Morgan drehte den Kopf seitlich in den Wind und suchte den Himmel in südöstlicher Richtung nach dem großen Navy-Hubschrauber ab, der John Bergstrom und Rusty Bennett vom Luftwaffenstützpunkt Andrews herbringen sollte. Er sah auf die Uhr – eine Minute bis zur vorgesehenen Landung, aber noch war das knatternde Geräusch der Super Cobra der U.S.

Marines nicht über dem östlichen Ufer des Potomac zu hören. »Selbst wenn ich die Höllenmaschine jetzt in der Luft sehen würde, wäre sie immer noch eine Minute zu spät dran«, knurrte er. »Und ich steh hier blöde im Gras rum wie so ‘n bescheuerter Rosenzüchter. Gottverdammte desorganisierte Wasserratten. Wo zum Teufel bleiben sie?« Er musste noch zwei weitere Minuten warten. Dann sah er endlich den Kampfhubschrauber mit seinem brandneuen vierflügeligen Rotor auf das Weiße Haus zuhalten. Der Pilot flog eine Kurve über dem Regierungssitz, brachte die Maschine in eine linke Querlage und setzte sie dann sanft auf dem Landekreuz auf.

Sekunden später wurde die Tür geöffnet, und der Herr der SEALs, Admiral John Bergstrom, stieg in den strahlenden Hauptstadtmorgen hinaus. Hinter ihm erschien in einem dunkelgrauen Anzug und mit blitzenden schwarzen Schuhen die imponierende Gestalt von Commander Bennett. Er trug ein weißes Hemd mit tiefblauer Krawatte. Was ihn von allen anderen unterschied, war links auf sein Revers geheftet: der goldene Dreizack der SEALs. Rusty Bennetts Freunde schworen jeden Eid, dass er sie auch nachts an seinem Schlafanzug trug.

Arnold Morgan begrüßte sie mit einem Lächeln. »Hallo, John, tut gut, Sie wieder mal zu sehen.« Er schüttelte dem Oberbefehlshaber des Special War Command (SPECWARCOM) die Hand und wandte sich dann dem jüngeren Offizier zu, der sich in Gegenwart des legendären Admirals etwas im Hintergrund hielt. Nachdrücklich sagte Morgan zu ihm: »Endlich, reichen Sie mir die Hand, Commander Bennett. Auf diesen Augenblick habe ich schon lange gewartet.«

Rusty trat vor und sagte ruhig: »Admiral Morgan, es ist mir eine Ehre, Ihnen zu begegnen.«

Als sie sich die Hände reichten, wurde der Admiral von seinen Vorstellungen überwältigt. Vor ihm stand zwar ein aufrechter, offengesichtiger Marineoffizier im maßgeschneiderten

Anzug, aber er sah dennoch den Krieger mit geschwärztem Gesicht, das Maschinengewehr an der Seite, vor sich, wie er seine Männer im Angesicht unvorstellbarer Gefahren aus dem Wasser ans Ufer führte. Er sah in Rustys tiefblauen Augen den eiskalten Glanz einer geborenen Führungspersönlichkeit, eines Veteranen dreier extrem harter SEAL-Einsätze, eines Tigers unter Männern. Er wiegte den Kopf und sagte: »Commander, ich habe nicht oft die Gelegenheit, einem wirklichen Helden die Hand zu drücken. Bitte glauben Sie mir, dass ich das als ein sehr großes Privileg betrachte.«

Rusty nickte und erwiderte ohne sonderliche Betonung: »Danke, Sir. Herzlichen Dank.« Im Hintergrund erblickte er das Weiße Haus, die Zitadelle der amerikanischen Macht, und er wünschte sich von ganzem Herzen, dass sein verwitweter Vater, der Hummerfischer Jeb Bennett aus Mount Desert, ihn jetzt und hier sehen könnte.

Sie gingen gemeinsam zum Hauptportal des Westflügels. Die Sicherheitsbeamten händigten den beiden Neuankömmlingen Passierscheine aus, bevor sie alle zusammen über den langen Korridor zu Morgans Höhle gingen. Kathy O'Brien begrüßte sie und informierte dann den Admiral, dass Alan Dickson und General Scannell bereits drinnen warteten. Sie habe auch gerade eine Botschaft vom Stützpunkt in Quantico erhalten, dass Commander Rick Hunters Hubschrauber in fünf Minuten hier landen werde, nach einem Direktflug vom SEALs Hauptquartier an der Ostküste in Little Creek, Virginia, Heimat der Einheiten zwei, vier und acht.

Innerhalb des Büros stellte man sich gegenseitig vor, insbesondere wegen Rusty. Die anderen Offiziere kannten einander schon. Kathy ging los, um Kaffee zu bestellen, kehrte aber sofort wieder zurück, um die Ankunft von Commander Hunter anzukündigen, dem beeindruckenden SEAL-Einsatzleiter, der einmal eine verdeckte Operation gegen Marinewaffen im nord-

russischen Kanalsystem, das noch aus Stalins Zeiten stammte, durchgeführt hatte und erst im vergangenen Jahr taktischer Führungsoffizier beim Angriff auf das chinesische Gefängnis gewesen war. Commander Hunter sollte die SEALs in weniger als sechs Wochen in die chinesische Marinebasis in Birma führen. Den Raum betrat ein durchtrainierter, muskulöser Kämpfer, eins zweiundneunzig groß und fast zwei Zentner schwer – doch davon kein Gramm Fett. Er trug, wie auch Rusty, einen dunkelgrauen Anzug, ein weißes Hemd und blitzblank polierte Schuhe. Und wie dieser hatte auch er sich die goldene Dreizack-Spange ans linke Revers geheftet.

Admiral Morgan erhob sich von seinem massiven Schreibtischstuhl und ging dem erfahrenen SEAL-Kommandanten aus dem Blue-Grass-Staat quer durch den Raum entgegen. Er begrüßte ihn – wie auch schon Rusty – mit den Worten, dass es ihm eine Ehre sei, ihn endlich persönlich kennen zu lernen.

»Sir«, entgegnete Rick Hunter, »ich hatte keine Ahnung, dass Sie je von mir gehört haben.«

»Rick«, sagte Arnold Morgan, »Sie als einen der besten Kommandanten unserer Eingreiftruppen, die wir jemals hatten, zu beschreiben, wäre eine Untertreibung. Ich weiß, wer Sie sind, und ich weiß auch, was Sie geleistet haben. Setzen Sie sich bitte da drüben auf meinen Schreibtischstuhl und erlauben Sie mir, Ihnen eine Tasse von diesem wahrscheinlich ekelhaften Kaffee zu bringen. Das ist das Beste, was ich Ihnen anbieten kann.«

Alle lachten, und der riesige SEAL setzte sich tatsächlich auf den Stuhl des Admirals.

»Wenn Sie sich nur vorstellen könnten, Commander, wie viele Stunden ich dort schon gesessen, über Sie und Ihre Einsätze nachgedacht und mich dann gefragt habe, ob sie überhaupt gelingen könnten. Also, fühlen Sie sich wie zu Hause. Das da ist mein ›Ich-stehe-Todesängste-um-Rick-Hunter-aus-

Sessel‹.«

Admiral Morgan schenkte allen persönlich Kaffee ein und lenkte dann ihre Aufmerksamkeit auf die elektronische Karte auf dem riesigen Bildschirm am Ende des Arbeitszimmers. Sie zeigte die Südostküste des Irans, auf der drei punktierte Linien, dicht beieinander, eingezeichnet waren. Sie verbanden die omanische Hafenstadt Ra's Quabr al Hindi mit einem 20 Meilen entfernten Punkt an der iranischen Küste. Die Linie sah auf der Karte aus wie eine Mauer, die quer über die Straße von Hormus errichtet war.

»Ist das das Minenfeld, Arnold?«, fragte Admiral Bergstrom.

»Das ist es. Und in ein paar Tagen sollten wir da wieder einen ausreichend breiten Seeweg geschaffen haben. Die indischen Minenräumer arbeiten ausgezeichnet. Wir werden dann eine saubere Passage von etwa drei bis vier Meilen haben.«

»Sollen die Tanker etwa noch diese Woche wieder ihre Routen aufnehmen?«

»Nein, so weit sind wir dann doch noch nicht ganz.«

»Okay, Chef«, sagte der oberste SEAL, »rücken Sie raus mit der Sprache. Was sollen wir kaputtmachen?«

»Das hier oben, John. Etwa dreißig Meilen nördlich. Sehen Sie hier den Ort Kuhestak? Die neuen chinesischen Ölraffinerien und petrochemischen Anlagen befinden sich zwei Meilen südlich dieser kleinen Stadt. Richtig riesige Dinger!«

»Sie möchten, dass wir die außer Betrieb setzen?«

»Hm…. tja… Am liebsten hätte ich sie vollständig pulverisiert…«

»O Mann!«, stieß Rick Hunter hervor.

»Wie tief ist das Wasser da an der Küste?«, fragte Rusty Bennett.

»Verdammt flach«, antwortete Arnold Morgan. »Die letzten fünf Meilen sind alle unter zehn Meter tief, und die letzten zwei Meilen sogar unter anderthalb Meter.«

»Wie nahe kommen wir mit einem Unterseeboot ran?«

»Wahrscheinlich bis auf siebzehn Meilen, dann geht es mit dem SDV weiter. Die restlichen fünf Meilen müsst ihr allerdings schwimmen, laufen oder kriechen. Wenigstens ist das Wasser warm. Soweit wir wissen, gibt es dort auch keine Militärpräsenz. Die Küstenlinie liegt praktisch völlig verlassen da.«

Commander Hunter nickte. »Kriegen wir das weiterentwickelte Tauchboot, das Ding, das vierzehn Leute aufnehmen kann?«

»Kriegt ihr. Es ist im Augenblick sogar schon an Deck der *Shark.* Zwei Mann Besatzung, zwölf SEALs.«

»Aktionsradius?«

»Sechzehn Stunden bei sechs Knoten.«

»Wartet es am Absetzpunkt auf uns, oder kommt es erst später wieder, um die Jungs abzuholen?«

»Es wird warten.«

Commander Hunter nickte erneut zustimmend. Er drehte sich zu Admiral Bergstrom um: »Geh ich da rein, Sir?«

»Nein, da nicht. Sie werden Operation zwei leiten. Die soll zwei Wochen nach der ersten stattfinden. Falls Sie mitmachen wollen. Mir ist klar, dass Sie Ihre aktive Zeit in Einsätzen hinter sich haben. Ich befehle Ihnen also nichts. Aber ich wäre verdammt dankbar, wenn Sie zustimmen würden.«

»Tja, ich weiß ja noch nicht einmal, worum es eigentlich bei der zweiten Operation geht.«

»Es geht um eine chinesische Marinebasis in der Bassein-Flussmündung in Birma«, griff Arnold Morgan in das Gespräch ein. »Es wird höllisch gefährlich, ist aber bestens vorbereitet. Ein Fehlschlag ist undenkbar.«

»Nun, Sir, ich hab ja so meine Erfahrungen, wenn es darum geht, chinesisches Militär zur Hölle zu jagen.«

»Sie sind auch der beste Einsatzleiter der SEALs, den wir seit Vietnam haben – sagt John jedenfalls. Anwesende wie der jetzt

nicht mehr im aktiven Einsatz tätige Rusty hier natürlich ausgenommen. Aber um ganz ehrlich zu sein, Commander, ich würde ziemliche Magenschmerzen kriegen, wenn ich die Sache einem anderen anvertrauen müsste.«

»Das wird dann aber hoffentlich wirklich meine letzte aktive Mission, Sir.«

»Versprochen. Und ich garantiere Ihnen, dass Sie dann in der kürzest möglichen Zeit den Aufstieg zum Admiral machen werden. Admiral Dickson hier wird Ihnen das persönlich bestätigen. Sie sind an der Reihe, John.«

»Commander Hunter, ich frage Sie jetzt offiziell: Nehmen Sie die Führung der Operation zwei, den geplanten Angriff auf den chinesischen Stützpunkt in der Bassein-Flussmündung, an?«

Keine Sekunde des Zögerns: »Jawohl, Sir!«

Die beiden Admirale und der General nickten knapp, so wie es bei hohen Militärs üblich war, wenn sie eine wichtige und richtig getroffene Entscheidung anerkannten. Dann wandten sich alle wieder dem Bildschirm zu, auf dem John Bergstrom den Kurs, welchen die *Shark* auf dem Weg ins Operationsgebiet nehmen würde, zeigte. Arnold Morgan hatte ja bereits den Ort festgelegt, wo das Unterseeboot in einer Wassertiefe von 180 Fuß warten würde, bei nämlich bei 26.36 nördlicher Breite und 56.49 östlicher Länge, etwa 17 Meilen südwestlich der chinesischen Raffinerie.

Währenddessen machte sich Commander Rusty Bennett gewissenhaft Notizen. Zwei große blau-gelb-weiße Karten waren ihm und Bergstrom bereits zur Verfügung gestellt worden, die sie mit zurück nach Coronado nehmen konnten. Rusty hatte darin die Linien des Minenfeldes eingetragen und markierte nun die Wassertiefen. »Das wird ein verflixt langer Weg in dem flachen Wasser«, meinte er. »Gibt es da eine Radarüberwachung?«

»Bisher haben wir keine entdecken können. Mit Sicherheit keine chinesische. Die nächste Radarstation ist unten bei den Raketenstellungen am Ende des Minengürtels. Das sind rund zweiundzwanzig Meilen Entfernung.«

»Vor allem die letzten paar Meilen bereiten mir Sorgen«, sagte Rusty. »Das Wasser da ist gerade mal knöcheltief, dann kommt so ‘ne Art Sumpfgebiet, und schließlich flaches, raues und sandiges Terrain. Keine Deckung.«

»SEALs können eine solche Strecke doch in weniger als zwölf Minuten schaffen«, erwiderte Admiral Morgan den Einwand. »Die Chancen stehen tausend zu eins gegen die Annahme, dass so ein Ajatollah mit Radarschirm in zwanzig Meilen Entfernung die Männer entdeckt.«

»Es war nicht so, dass ich allzu besorgt darüber war, Sir.«

»‘tschuldigung, Commander. Was meinten Sie denn?«

»Meine Jungs können da zwar rein«, sagte Rusty, »aber worüber ich mir Sorgen mache, ist, wie ich sie wieder rauskriege.«

»Okay, Commander, auch darüber habe ich schon nachgedacht«, sagte Admiral Morgan. »Nehmen wir mal den schlimmsten Fall an. Die Raffinerie geht in die Luft, bevor Ihre Leute fertig sind. Gehen wir etwa davon aus, sie haben das Kontrollzentrum nicht entscheidend lahm gelegt und die dortigen Zivilwachen lösen bei ihren Kumpels von der iranischen Marine in Bandar Abbas Alarm aus. Das ist etwa fünfzig Meilen entfernt. Zu weit für ein Patrouillenboot. Die könnten euch nur erwischen, wenn sie Hubschrauber einsetzen. Aber bis sie ein paar von denen startklar haben, sind zwanzig Minuten vergangen. Die Flugzeit beträgt bei angenommenen hundertsiebzig Knoten etwa fünfzehn Minuten. Ihr habt also über eine halbe Stunde Zeit, um im Wasser zu verschwinden. Es wird stockdunkel sein, da müssen die euch erst mal finden. Weiter draußen sind zwei Lenkwaffenfregatten stationiert. Und ihr seid mit Funkgeräten ausgerüstet. Wenn euch die verfluchten

Hubschrauber also zu nahe kommen, lass ich sie einfach vom Himmel fegen und gebe anschließend der verdammten Explosion in der Raffinerie daran Schuld. Könnte gut sein, dass ich sie aber schon beim Start wegpuste. Verfluchte Hundesöhne.«

»Wie sieht es aus, wenn die Hubschrauber an der Raketenstellung im Süden deponiert haben?«

»Alles, was sich irgendwo in der Nähe des Minenfeldes in die Luft begibt, wird getoastet«, knurrte der Admiral. »Denken Sie daran: Momentan kontrollieren wir ganz allein den Golf, die Straße von Hormus und den nördlichen Teil des Arabischen Meers. Keiner bewegt sich dort ohne unsere Zustimmung. *Keiner!«*

»Das war's, Sir«, sagte Bennett. »Vielen Dank.«

»Keine Ursache, Commander. Bin froh, wenn ich euch zu Diensten sein kann.« Arnold Morgan lächelte. Wie gefiel es ihm doch, mit richtigen Kämpfern zu reden. Männer, die wussten, worum es ging. Korrekte Leute. Er ließ den Blick auf dem SEAL ruhen, einem Veteranen so vieler gefährlicher Situationen, wie sie sich ein Normalsterblicher kaum vorstellen konnte. Rusty stand vor der Karte, betrachtete sie, machte sich weitere Notizen. Seine Haltung war aufrecht, sein dichter schwarzer Schnauzer war perfekt getrimmt, sein Blick fest. Arnold Morgan hätte sich eine ganze Woche lang mit ihm unterhalten können. »Commander, darf ich Ihnen eine Frage stellen?«, sagte er. »Eine ziemlich persönliche Frage?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Als Sie im letzten Jahr an der Spitze Ihrer Eingreiftruppe auf der Insel im Südchinesischen Meer anlandeten, hatten Sie da Angst?«

»Ja, Sir.«

»Hat Ihre Furcht dann nachgelassen, als die Aktion schließlich richtig anlief?«

»Nein, Sir. Ich hatte die ganze Zeit über Angst.«

»Hat irgendeiner Ihrer Männer das mitbekommen?«

»Nein, Sir.«

»Hatten Ihre Leute Angst?«

»Ja, Sir.«

»War einer von ihnen wankelmütig gewesen?«

»Nein, Sir.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil sie alle den Dreizack tragen, Sir. Wer den trägt, geht vor nichts auf die Knie.«

Arnold Morgan nickte nur. »Natürlich.« Es war offensichtlich, dass der Admiral von der knappen Unterhaltung sehr berührt war.

John Bergstrom übernahm das Gespräch und fragte den Commander: »Rusty, werden Sie den Einsatz überhaupt mitmachen? Nicht als aktiver Kämpfer, aber als Einsatzleiter vor Ort?«

»Ja, Sir. Mir war vorhin nur nicht ganz klar, was alles damit verbunden ist. Ich würde gern die Führung der Operation – bis zu dem Augenblick, wo die Jungs hineingehen – übernehmen. Dann hat der Stoßtruppführer das Sagen. Ich werde sie im Unterseeboot bis zum vereinbarten Absatzpunkt begleiten. Dann bin ich wenigstens in der Nähe, falls was… na ja… passieren sollte. Etwas… äh… Unerwartetes, meine ich. Ich bitte dafür um Ihre Erlaubnis, Sir.«

»Erlaubnis erteilt, Commander.«

Admiral Morgan stellte fest, dass die Einschleusung der SEALs sowie auch ihr Entkommen nun ja jedermann deutlich sein solle und es jetzt an der Zeit sei, sich genauer mit der Raffinerie selbst zu befassen. Er klickte die elektronische Karte weg und rief dann eine gestochen scharfe Farbaufnahme in Postergröße auf, die ein Beobachtungssatellit von Chinas ausgedehnter petrochemischer Anlage an der iranischen Küste aufgenommen hatte. Morgan teilte den Anwesenden mit, China

habe für die Installation der Anlage knapp zwei Milliarden Dollar bezahlt und erzeuge dort gegenwärtig Produkte im Wert von zehn Millionen Dollar pro Tag. Es handele sich dabei um Benzin, Petroleum, Kerosin, Dieselöl, Schmieröle, Heizöl, Bitumen und Schwefel. Nur wenige Monate nach Aufnahme des Betriebes sei man jetzt bereits in der Lage, täglich 250000 Barrel Rohöl zu verarbeiten.

»Wenn ihr Jungs das hier richtig platt macht, werden eine ganze Menge sehr, sehr ärgerlicher Chinesen herumlaufen. Es ist ein riesiges Gelände mit jeder Menge Rohre und Türme und Ventile. Es wäre jedoch sinnlos, einfach nur Löcher in die Dinger zu sprengen. Kaputte Rohrleitungen und umgeknickte Türme kann man abstellen beziehungsweise wieder reparieren, ohne dass ein größerer Schaden entstehen würde. Nichts dergleichen haben wir vor. Ich möchte den ganzen Ort hochgejagt sehen. Ich möchte ein Riesenfeuer, okay? Ein einziges Flammenmeer.«

»Und ob«, paraphrasierte Admiral Dickson einen Lieblingsausdruck Arnold Morgans.

»Ganz genau, CNO«, bestätigte ihn der Nationale Sicherheitsberater, »und ob.« Er ging hinüber zu seinem Schreibtisch, griff sich sein langes Stahllineal, kehrte zum Bildschirm zurück und fuhr dann fort: »Okay, ich hoffe Sie können alle das Gelände gut sehen, über das ich jetzt näher sprechen will. Rusty kann auf dem Ausdruck, den ich habe machen lassen, alle wichtigen Punkte mit seinem gelben Marker kennzeichnen. Also, ich nehme mal an, dass Sie nicht alle Experten für Raffinerien sind. Deshalb werde ich Ihnen jetzt erläutern, worauf Sie achten müssen. Ich habe bis vor vierundzwanzig Stunden übrigens auch nichts darüber gewusst, aber Jack Smith hat mir die Zusammenhänge erklärt. Sie können dazu später noch ein paar schriftliche Informationen mitnehmen, aber ich möchte jetzt doch einmal die wesentlichen Dinge durchgehen.«

»Um endlich anzufangen: Wir sollten uns deutlich machen, dass der Zweck jeder Raffinerie darin besteht, Rohöl – in diesem Fall aus Kasachstan – in eine ganze Bandbreite von Mineralölprodukten umzuwandeln. Rohöl ist nichts als eine Kombination verschiedener Kohlenwasserstoffe, die innerhalb der Raffinerie in verschiedene Gruppen beziehungsweise Fraktionen zerlegt werden. Man nennt das: Trennung, Umwandlung und Nachbehandlung. Im Grunde wird das ganze Zeug destilliert, aber der Vorgang ist deshalb so kompliziert, weil die einzelnen Fraktionen bei sehr unterschiedlichen Temperaturen verdampfen oder kochen – Benzin etwa bei zwischen fünfunddreißig und einhundertachtzig Grad Celsius, schwere Gasöle erst ab dreihundert Grad. Entsprechend kondensieren sie auch bei unterschiedlichen Temperaturen. Das Rohöl wird also durch einen Röhrenofen gepumpt, der es auf, sagen wir mal, dreihundertachtzig Grad erhitzt. Die daraus entstandene Mischung aus verflucht heißem Gas und Flüssigkeiten wird dann in einen vertikalen Stahlzylinder geleitet, den man als Fraktionierturm oder auch Destillationskolonne bezeichnet.

Dieser kleine Bastard von Hauptturm ist es, nach dem wir Ausschau halten müssen. In ihm passiert nämlich der ganze Mist – die Schweröle kondensieren in den unteren Kolonnenböden, leichtere Fraktionen wie Petroleum und Benzin in den mittleren und oberen. Die Flüssigkeiten, alle höchst leicht entzündlich, werden getrennt aufgefangen und in Rohre an den Seiten des Turms geleitet. Einige Fraktionen kühlen nicht stark genug ab, um zu kondensieren, und werden an der Spitze des Turms in eine Flüssiggastrennanlage geleitet.

Und nun spreche ich von einer altbewährten Brandbombe. Einer der Kolonnentürme geht hoch, weil eine solche Bombe im unteren Teil ihres Mantels zündet – alles klar? Sie jagt die Schweröle in einem Flammensturm in die Luft, der das Benzin, Petroleum und schließlich das Flüssiggas in den anschließen-

den Kolonnen mitreißt. Der Turm wird so zu einem der wahrscheinlich gewaltigsten Feuerwerke, das die Welt bisher gesehen hat.«

Er tippte mit den Lineal auf den Bildschirm. »Sehen Sie diese Gebäudegruppe am Nordende? Das sind zehn solcher Türme. Soweit man das auf dem Foto erkennen kann, ist der größte davon über dreißig Meter hoch. Den werden wir hochjagen. Den und den hier, ganz rechts außen bei den Tankbehältern. Nach Aussage von Jack sind sie randvoll mit Benzin. Ich sag euch was: Wenn die Türme in die Luft gehen, gehen die Vorratstanks mit. Kann sogar sein, dass alles da in die Luft fliegt. Ich würde es daher vorziehen, wenn eure Leute schon draußen sind, bevor ihr zündet.« Er legte eine Pause ein, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten, aber keiner sagte etwas, und so fuhr er fort: »Dieser große Klotz hier ist das Kontrollzentrum. Es ist entscheidend, dass ihr es zerstört – völlig zerstört. Weil die da drinnen das Fließen des Rohöls durch die Pipelines meilenweit regulieren und abstellen können. Was wir natürlich nicht möchten. Das Zeug soll weiterhin fließen und das Feuer am Brennen halten – richtig schön lange.

Zum Schluss sehen wir uns noch diese Gruppe von Tanks hier an. Jack meint, darin lagern Tausende von Tonnen tiefgefrorenes Erdgas. Sieht aus, als gäbe es dreißig davon. Und von unserem Blickwinkel aus sind sie strategisch besonders gut platziert. Sie sind nicht in der Nähe der Türme und weit weg vom Kontrollzentrum. Wir werden auch nicht viel von unseren Sprengstoffvorräten verschwenden müssen, wenn wir uns um sie kümmern. Sie können auf der Aufnahme sehen, dass diese Tanks riesig sind, vielleicht fünfzehn Meter hoch und zwölf im Durchmesser. Ich schätze, wenn wir uns fünf von denen vornehmen, geht der Rest gleich mit hoch. Die Türme, das Kontrollzentrum und diese Tanks würden ein Dreieck aus Feuern und Explosionen bilden, das mit Sicherheit auch die dazwi-

schenliegenden Vorratslager auslöscht. «

Er blickte auf seine Zuhörer und stellte fest, dass er immer noch ihre ungeteilte Aufmerksamkeit genoss. »Meine Herren«, fuhr er fort, »hier draußen, am nordwestlichen Ende der Anlage, sehen Sie weitere Tanks. Jack vermutet, dass es sich dabei um die chemischen Lager handelt, vermutlich jede Menge Ammoniumnitrat zur Herstellung von Düngemitteln. Ich weiß zwar, dass Sie insofern gehandicapt sind, weil nur zwölf Mann da reingehen können, aber wenn Sie dennoch ein paar Minuten und ein kleines bisschen Sprengstoff übrig hätten, könnten Sie da einen Schaden anrichten wie den damals in Texas City.«

»Arnold«, unterbrach ihn Admiral Bergstrom an dieser Stelle, »legen Sie uns hier einen fertigen Plan vor, den wir dann mitnehmen und… nun, ja… nur noch an der einen oder anderen Stelle verfeinern dürfen?«

»Ganz und gar nicht, John. Ich bin auch schon fertig. Ich wollte nur, dass wir alle ins gleiche Horn stoßen, soweit es um den Vorstoß in die Anlage, den Rückzug, den Umfang der Operation, die Menge des einzusetzenden TNTs und die wesentlichen Angriffsziele geht. Die Zahl der beteiligten SEALs steht ohnehin durch die Größe des Tauchbootes fest. Alles andere ist Ihre Sache: wie und wann ihr durch den hohen Stacheldrahtzaun geht, wie ihr auf mögliche Alarme und Wachen reagiert. Ich lasse sämtliche Informationen, die in den nächsten Tagen aus Fort Meade kommen, an euch weiterleiten. Und die Navy wird dafür sorgen, dass ihr einfach *alles* bekommt, was entweder Commander Hunter oder Commander Bennett während der Operationen anfordern. Vor allem jeden Feuerschutz. Koste es, was es wolle.«

»Okay, Arnold, jetzt aber zu der Basis im Bassein-Fluss. Was ist mit Auftrag zwei?«

»Ich bin da immer noch dran, mir hochkarätige Informationen einzuholen, John. Aber ich habe für Sie und Rick bereits

Kartenmaterial vorbereitet, das Sie schon mal mitnehmen können. Und noch ein paar beschissene Schwarzweißfotos von der Gegend. Die Satellitenüberwachung arbeitet inzwischen an besseren, deutlicheren Aufnahmen, die ich Ihnen dann zusenden werde. Die ganze Operation steht allein unter dem Kommando der Navy. Deshalb wird auch Alan Dickson persönlich den Oberbefehl übernehmen. Besonders während der Phase höchster Geheimhaltung. Er und ich werden zwar in ständigem Kontakt stehen, aber ich bitte Sie, sich auch direkt miteinander auszutauschen. Je nachdem, was unsere Berater vorschlagen, kann es notwendig werden, die Taktik zu ändern. Ich möchte nur nicht in etwas hineingezogen werden, was nächsten Donnerstag schon wieder hinfällig ist.«

»Verstanden, Sir.«

Um 1145 war die Besprechung zu Ende. Die drei SEALs lehnten das Angebot, noch gemeinsam zu Mittag zu essen, ab und zogen es vor, sofort in ihren Hubschrauber zu steigen: vom Rasen des Weißen Hauses zur Andrews Air Base, von dort weiter nach San Diego. Mit militärischer Schnelligkeit. Oder wie Admiral Morgan es genannt hätte: »Ohne Scheiß.«

Als sie durch die Korridore des Westflügels zum Rasen gingen, hatte er noch einmal seine Vision entworfen: »Denkt dran, Leute, macht die Raffinerie platt und jagt die Schlitzaugen aus der westlichen Hälfte des Indischen Ozeans. Die haben dann keinen weiteren Grund mehr, sich dort einzunisten. Diese verdammten Rikschafahrer werden die freie westliche Welt nicht zum Stillstand bringen. Und das Gleiche gilt auch für die östliche. Ihre Marinebasis in Birma wird zerstört, und ab mit ihrer Flotte zurück in die Chinesische See, wo sie hingehört. Sobald der Bassein-Stützpunkt platt gemacht ist, werde ich diesen kleinen Quälgeistern genau sagen, warum das so ist. Sie können sich das dann meinetwegen auf ihre verfluchten Reisschüsseln gravieren lassen.«

Noch lange, nachdem die Cobra schon in der Luft war und Richtung Andrews flog, stand Morgan noch grimmig am Hubschrauber-Landeplatz und grollte: »Fünfhundert Jahre lang hatten die Chinesen keine Flotte mehr im Mittleren Osten – immer noch nicht lange genug.«

Donnerstag, 10. Mai, 1000 (Ortszeit)
Hauptquartier der Ostflotte
Ningbo, Provinz Zhejiang

Admiral Zhang war verwirrt. Da demonstrierten die Vereinigten Staaten die größte maritime Militärpräsenz seit dem Krieg mit dem Irak vor 17 Jahren – aber sie hatten sich mit keinem einzigen Wort an die beiden Länder gerichtet, die für das Auslegen des Minenfeldes verantwortlich waren. »Meinen Sie, die wissen nicht, wer die Schuldigen waren?«, fragte er den Oberbefehlshaber, Admiral Zu Jicai.

»Sie wissen es«, antwortete der. »Sie haben unsere Kriegsschiffe dort gesehen. Ja, sie haben sogar unseren besten Zerstörer manövrierunfähig geschossen. Zumindest vermute ich, dass sie das waren, obwohl es natürlich keine Beweise gibt.«

»Nun, wenn es stimmt, dann führen wir zur Zeit einen ziemlich merkwürdigen Krieg im Stillen. Sehen Sie das nicht auch so? Zwei der mächtigsten Nationen sowie die Wächter des altehrwürdigen Persischen Golfs befinden sich in einem Sumo-Ringkampf mit drei Teilnehmern, bei dem keiner einen Mucks er von sich gibt.«

»Und unglücklicherweise gibt es auch keinen Schiedsrichter«, sagte Zu Jicai.

»Es ist schon grotesk. Die Amerikaner haben bis heute keinen formellen Protest wegen des Minenfeldes erhoben. Aber dafür haben sie eine zutiefst beunruhigende Armada in die Re-

gion geschickt, die da Präsenz zeigt wie der alberne Affe, den sie so sehr bewundern, King Kong. Er fuchtelt mit den Fäusten in der Gegend herum, schlägt aber nicht zu.«

Admiral Zu lachte. »Das Problem mit den Amerikanern ist, dass sie immer was in der Hinterhand haben. Wir dürfen unsere Wachsamkeit nicht aufgeben, und wir sollten ihnen mit unseren Kriegsschiffen auch nicht zu nahe kommen. Meinen Sie nicht auch, dass die irgendwann zurückschlagen werden? Schließlich sind wir ja auch für die völlige Zerstörung von vier äußerst teuren Öltankern verantwortlich.«

»Das ist schwer einzuschätzen, Zu. Ich glaube nicht, dass sie eine unserer Städte oder gar Marinestützpunkte angreifen würden. Was also dann?«

»Nun ja, uns gehört eine ziemlich große Raffinerie im Iran.«

»O ja – aber die Amerikaner würden die nie angreifen. Sie verehren Geld viel zu sehr, und Öl ist zur Zeit der wertvollste Rohstoff der Welt. Es ist möglich, dass sie eines Tages versuchen, Anteile daran zu erwerben – aber zerstören würden sie die Anlage nie. Das würde sie schlicht und einfach zu gewissenlosen Husaren wie Saddam Hussein machen, der die Ökologie ganzer Regionen nicht achtet. Ganz zu schweigen vom Leben einer Menge Zivilisten.«

»Trotzdem, Zhang Yushu, wir müssen die Wachen an der Raffinerie verstärken. Vielleicht sollten wir uns dazu ein paar der Kampfhunde von der Marine in Bandar Abbas ausleihen.«

»Es kann auf keinen Fall schaden, Zu Jicai. Ich stimme Ihnen zu. Wir sollten die angeborene Verschlagenheit dieser Männer im Pentagon wahrhaftig nicht unterschätzen. «

»Im Augenblick jedenfalls sind uns ihre derzeitigen Pläne verborgen, Zhang Yushu.«

»Unsere ihnen aber auch, mein lieber Zu Jicai.«

KAPITEL SECHS

101200MAY07
USS *John F. Kennedy*
Position: 10.40 S, 146 E

Oberflächlich betrachtet kam die *Big John* nicht recht voran. Der riesige Flugzeugträger war in die warmen Gewässer 200 Meilen nördlich vor Queensland zurückgekehrt und hatte dabei erneut die enge Passage der Torresstraße durchquert. Er fuhr weiterhin mit normaler Marschgeschwindigkeit – und es war immer noch heißer als in der Hölle.

Der einzige Unterschied zur Vorwoche war, dass sie jetzt statt in westlicher in östlicher Richtung fuhren. Die *Big John* war umgeleitet worden, aber niemand hatte ihnen einen Grund dafür genannt. Es gab nur einen knappen Befehl vom Hauptquartier der Third Fleet in San Diego, beizudrehen und den Weg zurückzufahren: Vergessen Sie Diego Garcia. Fahren Sie in den Pazifik, im Osten an Neuguinea vorbei und dann nordwärts. Beziehen Sie Position im Osten Taiwans.

An Bord verbreitete sich schnell das Gerücht, China würde der unabhängigen Insel, an deren Schicksal die USA so stark interessiert waren und für deren Bestand sie – fast bis zum Äußersten – zu kämpfen bereit waren, zu dicht auf den Pelz rükken.

Die Wahrheit war jedoch wesentlich banaler. Die *Ronald Reagan,* ein Flugzeugträger der Nimitz-Klasse, brauchte offensichtlich noch eine Woche länger mit ihrer Instandsetzungsphase. Und da ja bereits die *Constellation,* die *Truman,* die *Stennis* und die *Roosevelt* alle in und um die Straße von Hormus waren, wurde beschlossen, dass die *Reagan* sich ausrei-

chend Zeit nehmen sollte, um wieder hundertprozentige Gefechtsbereitschaft zu erlangen. In der Zwischenzeit sollte die *JFK* deren vorgesehene Patrouillenfahrten vor Taiwan übernehmen. Die vier Verbände am Golf reichten – wenn es sein musste – ohnehin aus, um mit allen Problemen dieses Planeten fertig zu werden. Allein schon die Gegenwart der *Constellation* und der *Truman* hätten ausgereicht, um die Iraner, die Chinesen und jeden anderen, der glaubte, dort vielleicht einen schnellen Reibach zu machen, gründlich abzuschrecken.

Weshalb nun also die *Big John* in Richtung Korallensee stampfte, während sich alle an Bord halbtot schwitzten und sich überlegten, was zum Teufel die Chinesen wieder angestellt hatten und was in drei Teufels Namen sie selbst angestellt hatten, um diese wahnsinnige Rundreise südlich von Indonesien zu verdienen. In Meeren, die im Grunde kein Schwein interessierten.

Donnerstag, 10. Mai, 0800
Marinebasis Coronado

Sogar in dem schattigen, sonnenlosen Allerheiligsten des SPECWARCOM waren die derzeitigen Vorgänge ein wohlbehütetes Geheimnis. Tief unten, in einem von Coronados unterirdischen Operationsräumen, hinter verschlossenen Türen und von bewaffnetem Wachpersonal beschützt, unterzogen sich 24 handverlesene Marine-SEALs einem zweitägigen Briefing durch drei der härtesten Männer, die jemals die Uniform dieser Elitetruppe getragen hatten: Admiral John Bergstrom, Commander Rick Hunter und Commander Rusty Bennett. Die Aufgabe, die vor ihnen lag, war für den üblichen SEAL-Standard relativ klar umrissen: die Zerstörung von zwei Anlagen im Ausland, von denen eine offensichtlich so gut wie nicht be-

wacht wurde. Aber die übergreifende Absicht der Operationen war eine Herkules-Arbeit: die Volksrepublik China aus dem Persischen Golf, der Straße von Hormus, dem Arabischen Meer, dem Indischen Ozean und – vor allem – aus dem Golf von Bengalen zu vertreiben. Genau in dieser Reihenfolge.

Vierundzwanzig Angehörige der elitärsten und schonungslosesten Spezialtruppe Amerikas gegen den kollektiven Willen und die Entschlossenheit von 1,3 Milliarden chinesischer Bürger und ihrer 300000 Mann starken Marine. Die Chancen – egal, welchen Maßstab man ansetzte – waren alles andere als viel versprechend. Für die Chinesen, versteht sich.

Eigentlich befanden sich sogar 28 einsatzbereite SEALs in dem Operationsraum, vier »in Reserve«, sollte irgendjemand vor dem Einsatz verletzt ausfallen. Commander Hunter selbst gehörte einem der Stoßtrupps an und würde sein Zwölf-Mann-Team persönlich bei Operation zwei anführen.

Zunächst gab Commander Bennett eine Einführung in die erste Phase des Einsatzes, die letzten vier oder fünf Meilen, die Team eins auf dem Weg zu der ausgedehnten chinesischen Raffinerie an der Küste Irans schwimmen oder waten musste. Neben ihm war die Karte der flachen Gewässer jener Küsten zu sehen.

»Okay, Leute«, sagte er in dem bei den SEALs üblichen lokkeren Kommandoton, »ihr alle könnt die Wassertiefen erkennen. Wenn ihr Glück habt, trägt das ASDV euch in die Vier-Meilen Zone, aber auf diese verdammten Karten kann man sich ja nicht ganz verlassen. Falls das Unterseeboot es bis hierher, bis zur Zehn-Meter-Tiefenlinie, schafft, ist es das Beste, was ihr euch erhoffen könnt. Dann braucht ihr nur noch drei Meilen im warmen Wasser zu schwimmen. Danach sieht es so aus, als müsstet ihr die letzte Meile waten. Die gute Nachricht ist allerdings, dass es da keine formelle Militärüberwachung gibt. Wir haben die Gegend gründlichst abgesucht, aber nichts gefunden.

Der nächste Militärposten ist dreißig Meilen entfernt. Außerdem verfügt ihr seewärts über jede Menge Rückendeckung durch die Gegenwart unserer Schiffe, die seit ein paar Wochen dort einfach jeden abschrecken.«

Rusty machte eine Pause, um den Männern Fragen zu ermöglichen. Es kamen aber keine. Er blendete die Karte der Küstenregion aus und fuhr das Bild der chinesischen Raffinerie hoch. »Von jetzt ab möchte ich, dass ihr euch Notizen macht. Alle sollten einen 2.5x20-Ausdruck des Zielobjektes, das hier auf dem Bildschirm zu sehen ist, bekommen haben. Ihr nähert euch von Westen an, durch dieses eher sumpfige Gelände, dann die Küste hoch und weiter durch die Sanddünen. Ihr seht auf den Satellitenaufnahmen, dass es hier Deckung gibt, bis zu dreihundert-sechzig Meter weit innerhalb des Schutzzauns – und das ist wichtig für euch. Weil wir nämlich möchten, dass ihr zweimal hineingeht. In der ersten Nacht erreicht ihr den äußeren Zaun etwa um Mitternacht. Ich will, dass ihr ihn sauber an drei Stellen durchschneidet. Jedes Loch muss groß genug sein, um zwei Leute gleichzeitig reinzulassen. Vier Mann mit der entsprechenden Ausrüstung gehen dann unverzüglich zu dieser nahe gelegenen Gruppe von Vorratstanks.«

Er zeigte auf etwas, das wie eine Zusammenballung von 28 riesigen Weißblechdosen aussah, jeweils zehn Meter hoch und 20 Meter im Durchmesser.

»Die Sprengkapseln sollen am Fundament dreier dieser Dinger angebracht werden. Sie sind aus Beton mit einem Stahlmantel darum. Jeder Tank ist randvoll mit frisch raffiniertem Mineralöl. Seht ihr diese Pipeline? Man kann ihr geradewegs nach Westen folgen und sie dann in der Nähe der neuen Verladedocks hochgehen lassen. Es handelt sich dabei um Benzin, das, wie ihr wisst, verdammt gut brennt. Diese Aufgabe wird nicht viel Zeit brauchen. Ich spreche von maximal zwanzig Minuten Arbeit, nachdem ihr erst einmal durch den Zaun seid.

Falls ihr erwischt oder in Kämpfe verwickelt werden solltet, wird die ganze Operation natürlich abgeblasen.«

Rusty legte erneut eine Pause ein, trank einen großen Schluck eiskalten Wassers und fuhr dann fort: »Drei von euch kümmern sich um das Durchtrennen des äußeren Zauns. Am Ende des Einsatzes in der ersten Nacht biegen sie ihn wieder in seine Ausgangsposition zurück. Dieses Team wird auch verantwortlich für die Beobachtung und das Umgehen etwaiger Wachpatrouillen sein. Schließlich wollen wir nicht entdeckt werden – unser entscheidender Anschlag findet nämlich erst in der folgenden Nacht statt. Irgendwelche Fragen?«

»Wie viel Sprengkapseln bringen wir rein, Sir?«

»Sechs für die Vorratstanks, davon drei für jede der zwei Gruppen. Drei weitere für die Türme, was allerdings auch zuviel des Guten bedeuten könnte, weil ich annehme, dass schon eine einzige zehn Quadratmeilen mit Pipelines in eine Hölle verwandelt. Und dann noch mal drei für das Kontrollzentrum, zwei zu ebener Erde und eine etwas höher, wenn's geht. Falls dann noch Zeit ist, braucht ihr noch ein paar für die petrochemischen Anlagen, aber ich kann mir vorstellen, die habt ihr nicht mehr. Das macht alles in allem also vierzehn. Drei Sprengkapseln gehen in der ersten Nacht durch den Zaun, elf die zweite. Ich weiß, das ist eine Menge zu schleppen, zusammen mit euren Waffen plus den Schwimmflossen und -brettern und dem Werkzeug für die Sprengungen. Aber es dürfte alles nicht so schlimm werden, mit Ausnahme vielleicht der langen Kriechtour durch das flache Wasser.«

»Nehmen wir auch schwere Waffen mit, falls wir ernsthaft in Schwierigkeiten geraten?«

»Nein. Nichts wirklich Großes. Falls irgendetwas Unerwartetes passiert, meldet ihr euch per Funk. Auf der *Constellation* stehen Hubschrauber bereit, die in einer Minute startklar sind und euch da rausboxen.«

»Was ist, wenn die verfluchten Iraner selbst welche losschikken, sollten wir entdeckt werden?«

»Alles, was sich von irgendeiner iranischen Militär- oder Marinebasis in Bewegung setzt, ziehen wir augenblicklich aus dem Verkehr. So wie ich es sehe, ist eure Sicherheit kein Problem. Ihr werdet von der gewaltigsten Militärmaschinerie beschützt, die wir aufbieten können, Danny. Aber Verschwiegenheit ist alles, was uns interessiert. Lasst euch also einfach nicht erwischen!«

»Alles klar, Sir«, antwortete Dan Conway, auch er ein hoch dekorierter Teilnehmer der Operation des vergangenen Jahres im Südchinesischen Meer. »Sanft, ganz sanft erwischen wir die chinesischen Affen.«

»Vergiss die chinesischen Affen. Aber wie sieht es mit schlitzäugigen Kampfhunden aus, Sir? Wenn sie Dobermänner oder Schäferhunde haben, müssen wir die erschießen, bevor sie uns in Stücke reißen. Das gäbe einen verdammten Aufruhr.«

»Okay, Bobby. Wir haben bis jetzt keinen Hinweis auf irgendwelche Wachhunde in der Raffinerie. Tatsächlich haben wir noch nicht einmal richtige Wachposten festgestellt. Die Jungs in Langley sagen, da gibt es keine Kampfhunde. Ich geh allerdings zu, wir sollten uns mit der Möglichkeit beschäftigen. Denn wenn so ‘n verfluchter Köter durchdreht und rumbellt, könnte das die ganze Geheimhaltung der Aktion aufschmeißen. Was nicht unbedingt eine Katastrophe wäre, weil unser Hauptziel ja die Zerstörung der Anlage ist. Aber wir sollten es dennoch vorziehen, ungesehen und unbemerkt hinein und auch hinaus zu gelangen.«

»Aber falls wir irgendwelche Hunde erschießen, wissen die doch, dass wir da sind.«

»Schon. Aber vielleicht finden wir ja eine Möglichkeit, die paar Dobermänner ruhig zu halten, ohne sie gleich abzuknallen. Falls wir überhaupt das Pech haben, schon in der ersten

Nacht auf sie zu stoßen. In der zweiten Nacht wäre es nicht ganz so schlimm, da ich ohnehin nicht mit überlebenden Augenzeugen rechne.«

Die komplizierten Details des SEAL-Angriffs wurden an diesem Donnerstag bis zum Abendessen und danach noch bis tief in die Nacht hinein besprochen. Alle trafen sich auch noch einmal am Freitag und beendeten ihr Briefing dann am späten Nachmittag. Jeder Einzelne kannte nun seine Aufgabe und wusste, wie er damit umzugehen hatte. Niemand kam auf die Idee, dass die ganze Sache leicht sein würde.

Samstag, 12. Mai, 0930
200 Meilen westlich von San Diego
Höhe: 30 000 Fuß

Die riesige Galaxy der U.S. Navy, die mit den Männern der SEAL-Stoßtrupps nach Pearl Harbor auf Hawaii unterwegs war, flog mit einer Geschwindigkeit von 400 Knoten über den Pazifik. Nachdem man dort einen kurzen Zwischenstopp zum Auftanken und Entladen von mehreren Tonnen Ersatzteilen für die dortige Basis einlegt hatte, war es an der Zeit, die restlichen 9000 Meilen im Nonstopflug zu Amerikas Stützpunkt Diego Garcia im Indischen Ozean anzugehen.

Die SEALs saßen im hinteren Teil des Flugzeugs. Ihre persönlichen Sachen waren zusammen mit der restlichen Kampfausrüstung, die sie in die chinesische Ölraffinerie hineinschleppen würden, in Kisten verstaut. Jeder von ihnen hatte seinen flexiblen, speziell gefertigten Neopren-Tauchanzug sorgfältig selbst eingepackt. Die übergroßen Schwimmflossen zur schnelleren Fortbewegung waren ebenfalls maßgeschneidert. Auf dem Blatt jeder Flosse stand jeweils die lebenslange Kennziffer, die ein SEAL nach dem Ablegen

seiner BUD/S-Prüfung erhielt. Alle hatten sich auch zwei moderne Sporttauchermasken ausgesucht, deren farbenfrohes Gestell gewissenhaft mit pechschwarzem, wasserfestem Isolierband umwickelt war. Die Schwimmbretter, welche die jeweils vorn schwimmenden Kämpfer benutzen würden, waren ebenfalls sorgsam verstaut. Für einen angreifenden SEAL kann dieser Teil der Ausrüstung Leben oder Tod bedeuten. Der vordere Schwimmer hält das Brett mit beiden Händen vor sich, wobei er ständig den eingebauten Kompass und die kleine Uhr, die sich beide durch keinerlei Aufleuchten verraten, im Auge behält. Kein SEAL geht jemals mit einer Armbanduhr ins Wasser, weil er fürchtet, dass ein reflektierender Lichtstrahl des Metallgehäuses die Aufmerksamkeit eines Wachpostens erregen könnte. Also zählt der Anführer der Gruppe, während er mit seinen großen Schwimmflossen voranschwimmt, zwischen jedem Stoß: »Kick-zwei-drei-vier-fünf. Kick-zwei-drei-vier-fünf.« In diesen Fünf-Sekunden-Intervallen werden jedes Mal gut drei Meter zurückgelegt, eine Geschwindigkeit, bei der man eine Strecke von drei Meilen also in etwas über zwei Stunden schaffen konnte.

Es war einfach lebenswichtig, das ASDV-Tauchboot, das Advanced SEAL Delivery Vehicle, so dicht wie möglich an die Küste heranzumanövrieren. Eine zusätzliche Schwimmstrecke von zwei Stunden, selbst bei ruhiger und gleichmäßiger Geschwindigkeit, wäre auch für diese eisenharten Männer aus Coronado eine Kraft raubende Anstrengung, und sie würden zusätzliche Energienahrung, Wasser und eine bestimmt halbstündige Ruhepause benötigen, bevor sie am Ziel waren.

Etwa ein Dutzend der versammelten SEALs hatte bereits Kampferfahrung. Und mehrere dieser Männer waren schon bei einem Tauchangriff dabei gewesen. Sie alle kannten das Gefühl der Ermüdung im Wasser. Aber alle wussten auch, wie man dagegen ankämpfte. Die größte Herausforderung würde

für alle die letzte Meile im Wasser sein, wenn es zu flach zum Schwimmen war und wahrscheinlich zu ermüdend, mit dem ganzen Gepäck, einschließlich der Schwimmflossen, schnell zu waten.

Der Zwölf-Mann-Stoßtrupp auf die Raffinerie bestand im Grunde aus eineinhalb SEAL-Trupps aus Group One, Coronado. Die Zahl der Männer war durch die Transportkapazität des Tauchbootes vorgegeben. Ihr Anführer würde der fast schon legendäre Ray Schaeffer aus der Hafenstadt Marblehead in Massachusetts sein. Ray hatte bereits an zwei der gefährlichsten SEAL-Einsätze in Friedenszeiten teilgenommen: an dem Angriff auf Unterseeboote tief im Inneren Nordrusslands und bei dem entsetzlichen Anschlag auf das chinesische Gefängnis im vergangenen Jahr. Nach alter SEAL-Tradition hätte ein weiterer Kampfeinsatz nicht mehr von ihm verlangt werden müssen. Aber man hatte ihn nicht lange zu überreden brauchen. Lieutenant-Commander Schaeffer hatte sich freiwillig gemeldet und auf seinem Einsatz bestanden. Sein langjähriger Dienstvorgesetzter Rick Hunter war froh, ihn dabeizuhaben. Der Angriff auf die Raffinerie würde Rays erstes – und letztes – Führungskommando darstellen, bevor er als Ausbilder für das BUD/S-Training nach Little Creek, Virginia, ging.

Ray war für dieses Kommando bestens geeignet. Neben seinen Erfahrungen sowohl unter Beschuss als auch bei verdeckten Operationen brachte er die Fähigkeiten eines herausragenden Navigators und überlegenen Seglers mit. Er war der Sohn eines Schiffskapitäns und war früher Mittelgewichtsmeister der Boxstaffel seiner Kompanie gewesen. Er war nicht so groß wie Rick Hunter und auch nicht so stark. Aber das war ohnehin niemand. Ray Schaeffer war jedoch ein eiskalter Satansbraten, rücksichtslos im Zweikampf mit dem Messer, tödlich mit jeder Feuerwaffe und, wenn angegriffen, ein durchtrainierter, gnadenloser Killer. Seine Männer würden ihm in die

Hölle folgen.

Sein Stellvertreter würde Lieutenant Dan Conway aus Connecticut sein, der mit Bravour an der Attacke auf das chinesische Gefängnis teilgenommen hatte. Er war jetzt 30 Jahre alt, ein großer, dunkelhaariger Zerstörungsspezialist aus New London, Heimat eines Stützpunkts für Unterseeboote. Er hatte als Bester seiner Gruppe die »Höllenwoche« bestanden, jenen mörderischen Eignungstest in Sachen »Basic Underwater Demolition/SEAL« (BUD/S), den nur jeder zweite SEALs-Bewerber durchsteht. Als überragender Sportler hätte Dan beinahe eine Karriere im Profi-Baseball gemacht, aber die Marine-Akademie in Annapolis bot ihm doch bessere Zukunftsperspektiven, eine Entscheidung, die er auch nie bereute. Jedermann wusste, dass er zu Höherem bei den SEALs berufen war, und seine Beförderung zum Lieutenant-Commander galt nach diesem Einsatz in der Straße von Hormus als ausgemachte Sache.

Ein anderer Lieutenant, der zu dieser ersten Gruppe gehörte, war ein 28-jähriger Mann aus Virginia, John Nathan, dessen erster Kampfeinsatz dies war. John, der Sohn eines wohlhabenden Reiseunternehmers aus Richmond, hatte sich entschieden, ein SEAL-Experte für Sprengstoff und unterschiedliche Zünd-mechanismen zu werden. Er war deshalb auch verantwortlich für alle elf Haftminen, die im Frachtraum des gigantischen Transportflugzeugs verstaut waren. Sechs davon, mit unterschiedlichen Sprengladungen, würden an die massiven Tankbehälter mit Benzin und petrochemischen Produkten geheftet werden. Drei weitere an das Fundament der 30 Meter hohen Fraktioniertürme aus Stahl. Alle Minen waren mit Rucksackhalterungen für die Schwimmphase und großen Magneten zur Befestigung am Zielobjekt ausgerüstet.

John Nathan hatte an dem Treffen mit Admiral Bergstrom und den Kommandeuren Bennett und Hunter teilgenommen,

bei dem das taktische Vorgehen, um das Kontrollzentrum auszuschalten, diskutiert worden war. Zunächst hatte der Admiral mit dem Gedanken gespielt, es mit Rucksackbomben Mk 138 auszuschalten: sie durch die Fenster zu schleudern und in der allerletzten Minute im Schweinsgalopp zum Zaun zu laufen. Vielleicht konnte man so die Chinesen für einige Stunden mit der Beseitigung des Chaos beschäftigen, bevor die eigentlichen Angriffsziele in die Luft flogen und die Anlage – hoffentlich! – ein für alle Mal zerstörten. Die Vernichtung des Kontrollzentrums würde es nahezu unmöglich machen, die Ventile und Isolatoren, welche den Fluss des Rohöls durch die wichtigsten Pipelines regulierten, abzuschalten.

Aber Rusty hatte dieser Taktik skeptisch gegenübergestanden. Der SEAL-Kommandant aus Maine war sich sicher, dass die Explosion im Kontrollzentrum die Chinesen unmittelbar veranlassen würde, Hilfe von der iranischen Basis in Bandar Abbas herbeizurufen. Und die würde wiederum das gesamte Gelände durchkämmen, was nach Rustys Aussage dazu führen würde, dass man unweigerlich die Haftminen an den Tanks und den Türmen entdecken würde. »Die brauchen bloß eine einzige zu finden«, hatte er gesagt, »dann suchen sie jeden Quadratzentimeter ab, bis sie auch den Rest gefunden haben.« Seiner Meinung nach sei das »irgendwie saublöd«.

Nein, das Kontrollzentrum musste mit einem einzigen Knall hochgehen, zusammen mit all dem anderen Zeug. Natürlich möglichst mit einer Verzögerung von einigen Stunden, um den SEALs genug Zeit zu geben, sich ins tiefe Wasser zu retten.

John Nathan hatte darauf den Plastiksprengstoff C4 empfohlen, der wie Knetgummi aussieht und in jede nur mögliche Form gebracht werden kann. Er lässt sich mit Hilfe eines M-60-Zünders zur Explosion bringen, der aus einem grünen Plastikschlauch, gefüllt mit Schwarzpulver, besteht und mit einer Geschwindigkeit von einem halben Meter pro Minute abbrennt.

John bevorzugte diesen Zündmechanismus, weil er mit einem kleinen vorgespannten Schlagbolzen ähnlich dem bei einer Schrotflinte arbeitete, was Licht werfende Streichhölzer unnötig machte. Zudem ist er noch äußerst geräuscharm – nur ein dumpfes Ploppen ist beim Zünden zu hören. Darüber hinaus besaß er noch einen neuen Zeitzünder, der die Explosion um einige Stunden hinauszögern konnte und den Erfahrungen nach, die John Nathan bereits damit gemacht hatte, hundertprozentig zuverlässig war.

Die letzten Details für den SEAL-Einsatz in der Bassein-Mündung waren zwar noch nicht festgelegt, aber alle eventuell notwendigen Zünder, Plastiksprengstoffe, Minen und Sprengkapseln waren bereits an Bord des Galaxy-Transporters, um in Diego Garcia eingelagert zu werden. Im Laderaum des Flugzeugs gab es genug C4, um »die halbe Welt in die Luft zu jagen«, wie John Nathan sich ausdrückte, der die Liste aller Explosivstoffe während des langen Fluges bei sich trug. »Wenn irgendwas Brennbares unser Baby hier trifft«, sagte er in seinem tiefen Südstaaten-Tonfall, »werden wir wohl die blöden Saturn-Ringe zum Schwanken bringen.«

Nathan hatte seine Karriere bei der Marine als Navigationsoffizier einer Fregatte begonnen und ließ sich auch heute noch liebend gern über Astrologie, das Universum und das Sonnensystem aus. Der schwergewichtige, blondhaarige Südstaatler hatte den Spitznamen »Clouds« erhalten, was besonders makaber war, wenn man an sein gegenwärtiges Spezialgebiet dachte, und manchmal – als eine Art Steigerung dessen – auch »Pilz.«

Neben Clouds saß auf der hinteren Bank des Flugzeugs ein weiterer Mann aus dem Süden, Petty Officer Ryan Combs aus North Carolina. Er war groß und ein durchtrainierter Leichtathlet, der sich mit Gewehren ebenso gut wie mit Angelruten auskannte. Ryan war erst 26, aber er war ein Ausnahme-Schwimmer und am Maschinengewehr besser als die meisten

anderen im Marinestützpunkt Coronado. Er konnte das 500 Schuss pro Minute abfeuernde M060E4 mit einer Hand bedienen. Diese Waffe würde er auch zur chinesischen Raffinerie mitnehmen. Commander Bennett hatte sich persönlich für seinen Einsatz in der Kampfgruppe stark gemacht. Es würde Ryans erster sein.

Rusty hatte auch darauf bestanden, dass Rob Cafiero aus Pennsylvania mitging, der riesige, muskulöse Schwergewichtschampion seiner Einheit, der fast so groß und nahezu so stark wie Commander Hunter selbst war. Rob war ein sanft besaiteter Riese mit dunklem, kurz geschnittenem Haar und nicht einem überzähligen Gramm Fett an seinem Zwei-Zentner-Körper. Mit zweiunddreißig war er Chief Petty Officer geworden, aber er war ehrgeizig und besuchte Fortbildungslehrgänge, um so bald wie möglich das Offizierspatent zu bekommen. Wie Nathan war er ein Sprengstoffexperte, aber sein eigentliches Spezialgebiet war der Nahkampf. Er hatte seine Erfahrungen in den Bergen des Kosovo gesammelt.

Diese fünf Männer also waren die Schlüsselfiguren des Stoßtrupps, der schon in weniger als einer Woche in die warmen Fluten vor der iranischen Küste gleiten sollte.

111600MAY07
USS *Shark*
Südlich des Minenfeldes in der Straße von Hormus

Lieutenant-Commander Dan Headley konnte sich nicht einig darüber werden, ob es belanglos war oder nicht. Freitagnacht waren neue Befehle hereingekommen, als sich auch der CO gerade im Kommandoraum aufgehalten hatte. Dan hatte sie dem Commander vorgelesen, dessen Kommentar dazu – bestenfalls – geistesabwesend gewesen war. Die Befehle betrafen

einen kritischen neuen Einsatz, die Einschleusung eines SEAL-Teams, also eine Präzisionsaufgabe, welche die Anspannung in einem Unterseeboot immer deutlich ansteigen lässt. Commander Reid, der CO, hatte jedoch nur gesagt: »Ich sollte mir wirklich die Schuhe ausziehen« und das anschließend auch getan.

Lieutenant-Commander Headley fand sich so, erstmalig in seinem Leben, neben einem kommandierenden Offizier in der Befehlszentrale eines Schiffes wieder, der nur in Socken dastand. Es war nichts Welterschütterndes, aber es war neu für ihn, und Dan Headley mochte keine Neuerungen. Er war ein geflissentlicher Anhänger der alten und erprobten Wege in der Navy der Vereinigten Staaten.

Er mochte es so und erwartete es auch von anderen Offizieren, dass sie in einer voraussehbaren, vorsichtigen, aber doch entschlossenen Weise handelten. Auch wenn manchmal ein Schuss Waghalsigkeit dazukommen musste, war das doch die Art, in der die meisten Offiziere auf einem Kriegsschiff sich einer oft feindlichen Welt zu stellen gelernt hatten. Er schätzte es vor allem, wenn sein unmittelbarer Dienstvorgesetzter in einer durchschaubaren Weise reagierte. *Ich sollte mir wirklich die Schuhe ausziehen.* »Herr im Himmel!«, murmelte Dan.

Das Problem war, dass er den Gedanken daran nicht aus dem Schädel kriegte, obwohl er wusste, dass das Ganze unwichtig war. Der CO war allmählich wieder »normal« geworden und hatte sogar ein Vieraugengespräch über den Einsatz der SEALs zu einem späteren Zeitpunkt am Nachmittag vorgeschlagen. Aber er hatte ihn dann stehen lassen, ohne wirklich den Ernst der bevorstehenden verdeckten Operation zu begreifen. Dan Headley fand das irgendwie beunruhigend.

Nun, während das Boot langsam auf Sehrohrtiefe, 20 Meilen backbords der gigantischen *Harry S. Truman* dahinfuhr, machte er sich auf den Weg zu der beengten Kapitänskajüte und klopfte dort an die Tür.

»Kommen Sie rein, XO«, rief der Commander. »Ich habe Kaffee kommen lassen. Nehmen Sie doch auch eine Tasse.«

»Danke, Sir«, sagte Dan und ging zu dem freien Stuhl, der an dem schmalen Tisch stand. Zum ersten Mal bemerkte er den kleinen gerahmten Druck an der Wand, ein Porträt, Kopf und Schultern eines Adligen, offensichtlich aus dem 18. Jahrhundert. Während der CO heißen schwarzen Kaffee in die Becher füllte, beugte sich Dan vor, um das Bild genauer zu betrachten. Der Herr auf dem Stich trug einen Dreispitz und eine Schärpe über der Brust. Unterhalb der Abbildung waren die Worte *L'amiral, le Comte de Villeneuve* zu lesen. Dan fand das ungewöhnlich und bemerkte fröhlich: »Ein schönes kleines Bild. Aber warum ein französischer Admiral?«

»Oh, Sie haben das bemerkt? Es gehörte meiner Großmutter mütterlicherseits. Sie war Französin, müssen Sie wissen. Hat in einer kleinen Stadt namens Grasse im Süden des Landes gelebt, direkt in den Hügeln hinter Cannes. Ich war da ein paar Mal, als ich noch ein Kind war. Eine herrliche Gegend.«

»Ja, Sir. Ich war mal mit meinem Vater in Nizza, um Rennpferde zu kaufen. Es gibt da im Frühjahr ein paar Rennen auf dem Land. Wir haben 'ne Menge Einheimische kennen gelernt, alles warmherzige und fröhliche Leute.«

»Ich habe gar nicht gewusst, dass das eine Gegend für Pferderennen ist.«

»Ist es auch nicht so recht, Sir. Wir waren vor allem da, um eine schwarze Stute zurückzukaufen, die wir als Einjährige weggegeben hatten. Sie hatte zwischenzeitlich vier Rennen oder so gewonnen, eins davon in Longchamps.«

»Langer Weg, um ein Pferd zu erwerben.«

»Ja, Sir. Aber sie hatte einer Zucht in Kentucky entstammt, die sehr schnelle Pferde hervorbrachte. Mein Vater ist der verantwortliche Pferdewirt auf einer sehr großen Farm da draußen, und der Besitzer wollte sie einfach nur als Zuchtstute zurück-

holen.«

»Haben Sie sie bekommen?«

»Ja, und ob. Haben aber wahrscheinlich viel zu viel gezahlt dafür, mit der Schiffspassage und allem Drumherum. Aber wenn Bart Hunter, also der Chef meines Vaters, eine Stute will, zahlt er gewöhnlich auch den Preis, den man verlangt.«

»War sie es denn wert?«

»Eigentlich nicht. Sie hat nie einen Gewinner hervorgebracht. Aber eine ihrer Töchter war sehr gut und hat in New York später eine Reihe verdammt guter Renner geworfen. Und ein anderes Fohlen von ihr – der Vater war der Spitzenhengst Storm Cat – hat bei der Auktion in Keeneland immerhin drei Millionen Dollar gebracht. Das Geschäft hat den Einsatz von Bart Hunter letzten Endes wohl vervierfacht.«

»Sehr interessant. Wie doch die Fähigkeiten einer herausragenden Linie immer wieder zum Durchbruch kommen, manchmal eine Generation überspringen, aber doch ständig da sind, bereit sich zu zeigen.«

»So ist es eben in der Pferdezucht, Sir.«

»Und bei den Menschen ist es nicht viel anders, wenn ich mir dieses Urteil erlauben darf.«

»Nun ja, Menschenzucht wäre ein verdammt fragwürdiges Unterfangen – heißt es nicht, dass wir alle gleich geboren sind?«

»Wenn Sie das glauben, XO – dann glauben Sie *alles.«*

»Haben Sie selbst denn ein paar hochkarätige Vorfahren in Ihrer Ahnenreihe, Sir?«

»Nun, ich habe mich niemals wirklich intensiv damit befasst, aber ich habe auf jeden Fall einige starke Verbindungen zur französischen Marine. Sehr starke.«

»Doch nicht Admiral Villeneuve?«

»Non!« Commander Reid legte eine Pause ein und hob fast theatralisch den Kopf. »Es gibt da eine Verbindung zu einem

Mann, der im Grunde genommen die amerikanische Revolution entschieden hat. Francois Joseph Paul, Comte de Grasse, Sieger in der Seeschlacht von Chesapeake.« Reid senkte jetzt den Kopf, als wollte er die Erinnerung an den französischen Admiral beschwören, der die britische Flotte am 5. September 1781 an der Mündung der Chesapeake-Bucht abgewehrt hatte.

»Oha, das ist wirklich was, Sir«, meinte Dan. »War der Name Ihrer Großmutter de Grasse?«

»O nein. Die Familie von Francois Joseph Paul nahm nur mit dem Titel den Namen der Stadt an.«

»Tolle Idee, was, Sir? Wenn wir diese SEALs heil in den Iran und wieder rauskriegen, mach ich dasselbe. Wie gefällt Ihnen Lieutenant-Commander Dan of Lexington?«

Commander Reid deutete nicht einmal ein Lächeln an. Le Comte de Grasse war kein Mann über den man Witze machen durfte, wiewohl der Freitagnachmittag offenbar auch kein Zeitpunkt war, um anstehende Aufgaben zu planen. Die zwei Offiziere tranken mehr oder weniger schweigend ihren Kaffee aus, worauf der CO vorschlug, ein eher formales Planungstreffen für 1100 am folgenden Tag einzuberufen.

Der frischgebackene XO verließ ihn mit zwei unwichtigen, aber doch nagenden Fragen im Hinterkopf. Erstens, was bedeutete dieses »Non«? Und zweitens, wozu zum Teufel hatte der Kommandant eines amerikanischen Unterseebootes ein Bild von diesem lächerlichen Admiral Villeneuve an der Wand? Schließlich war das der Mann gewesen, der nur mit Mühe und Not der Vernichtung der französischen Flotte in der Schlacht am Nil entgangen war, um dann die neue Flotte in die totale Katastrophe der Niederlage vor Trafalgar zu führen. Er selbst wurde dort gefangen genommen, nach England gebracht und beging dort sechs Monate später Selbstmord. Dan Headley ging zurück in den Kommandoraum und versicherte sich selbst, dass er ein loyaler Erster Offizier sei, bereit, seinen ge-

genwärtigen Vorgesetzten immer und unter allen Umständen zu unterstützen. Aber in seinem tiefsten Inneren erwischte er sich bei dem Gedanken, dass dieser Reid vielleicht nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte.

Montag, 14. Mai, 0400
Marinebasis Diego Garcia, Indischer Ozean

Das Galaxy-Transportflugzeug setzte in den frühen Morgenstunden donnernd auf der Landebahn auf, 34 Stunden nachdem es vom Luftwaffenstützpunkt North Island bei San Diego abgehoben hatte. Die meisten der SEALs hatten zwar während dieser zweiten Hälfte des Fluges ab Pearl Harbor geschlafen, aber sie waren doch alle erschöpft und wollten sich erst einmal richtig ausstrecken. Die drückende Hitze der Insel 500 Meilen südlich des Äquators überraschte sie.

Anders als die meisten Passagiere, die hier nach einem Flug über den Pazifik ankamen, mussten die SEALs selbst ihre Ladung überwachen. Jene Kisten, die sie auf dem nächsten Abschnitt ihrer Reise zum Flugdeck der Harry S. Truman, 2600 Meilen weiter nördlich, begleiten würden, mussten sorgfältig für den Weitertransport gelagert werden. Der übrige Sprengstoff, der schließlich am östlichsten Ende des Indischen Ozeans zum Einsatz kommen sollte, wurde inzwischen auf Gabelstaplern in die zentralen Lagerhallen gebracht. Lieutenant John Nathan und Commander Hunter übernahmen diese Aufgabe, während Rusty Bennett das Material überwachte, das in ein wesentlich kleineres Flugzeug für den Nachmittagsflug zum Flugzeugträger geladen wurde.

Danach wurden sie in ihre vorbereiteten Quartiere gebracht, 15 Kojen für die Männer, welche ihrer Pflicht im Iran nachgehen sollten, 14 weitere für jene, die in Diego Garcia auf ihren

Befehl zum Einsatz in der Baßein-Mündung warteten. Die SEALs brauchten nur eine halbe Stunde, um eine Unmenge von Schinken-, Käse- und Hähnchen-Sandwiches plus einige Liter süßen, koffeinfreien Kaffee zu vernichten. Um 0600 schliefen alle bereits tief und fest und würden das auch bis 1300 tun, dann ein riesiges Mittagessen zu sich nehmen – Rumpsteak mit Eiern und Spinat, also so viel Proteine, wie sie nur in sich hineinschaufeln konnten – und schließlich das Flugzeug besteigen, das sie in den Nordteil des Arabischen Meers bringen würde.

Dieser Teil der Reise dauerte fast sieben Stunden. Um 2200 des gleichen Tages setzte der Pilot die Maschine bei einem leichten subtropischen Südwestwind auf dem Deck der *Truman* auf.

Auf dem Flugzeugträger ging es an diesem Abend hoch her. Die Tomcats heulten alle zwei Minuten herein. Der Admiral hatte ein besonderes Team zusammengestellt, das die Spezialeinheit schnell aus dem Flugzeug holte und ihre Ausrüstung in Hangars verstaute, bevor es am nächsten Tag, Dienstag, den 15. Mai, um 1600 mit einem Hubschrauber zu der schon eine halbe Seemeile backbords entfernt wartenden USS *Shark* weitergehen sollte.

Der Rang spielte jetzt keine Rolle. Commander Bennett und Lieutenant-Commander Ray Schaeffer überwachten das Öffnen der Kisten und die Entnahme der persönlichen Gegenstände, die jeder vor der kurzen 30-Meilen-Fahrt mit dem Unterseeboot zu dem festgesetzten Treffpunkt noch benötigte. Lieutenant John Nathan kümmerte sich insbesondere um die getrennt gelagerten Behälter, welche die Waffen, Atemgeräte und Schwimmbretter enthielten, bevor er sorgfältig die Container mit dem Sprengstoff markierte, der die chinesische Ölraffinerie auslöschen sollte.

Vierzig Minuten später schlossen sich die drei Offiziere der

Crew des Flugzeugträgers an, um in einer Ecke des riesigen Speisesaals zu essen. Es gab heute Nacht Omeletts nach spanischer Art, Pommes frites und frischen Salat. Alle aßen gemeinsam, es gab keine Trennung von Offizieren und Mannschaftsdienstgraden. SEALs ignorieren derartige Unterschiede, ganz besonders am Vorabend einer wahrhaft lebensbedrohlichen Mission, wie es die anstehende durchaus werden konnte.

Sie gingen kurz nach Mitternacht schlafen, aber für die meisten war es eine eher unruhige Nacht. Die ersten vier Stunden verbrachten sie im Tiefschlaf, weil sie nach der schier endlosen Reise todmüde waren. Aber gegen 0400 wurden die SEALs nacheinander wieder wach, und jeder dachte daran, was ihm die nächsten 24 Stunden wohl bringen mochten. Die Jüngeren, die ihren ersten Einsatz vor sich hatten, konnten gar nicht mehr einschlafen, aber selbst einen alten Haudegen wie Ray Schaeffer beschlichen Angstgefühle. Er stand auf, wanderte durch sein Zimmer und ließ die Muskeln spielen, als wollte er aus seiner Kraft Stärke schöpfen. Aber die Aufgabe lastete doch sehr auf ihm, und er konnte nur noch an die warmen Fluten denken, durch die er seine Männer in der nächsten Nacht führen musste.

Commander Bennett teilte ein größeres Zimmer mit Lieutenant John Nathan. Der Jüngere konnte nicht schlafen. Dreimal stand er auf und ging zur Tür. Schließlich zog er sich einen Pullover über und verließ den Raum – wobei er Rusty aufweckte –, um sich Kaffee zu holen. Glücklicherweise kannte man auf solch großen Flugzeugträgern keine Ruhezeiten. Der Speisesaal war voller Leute, hauptsächlich waren es Marineflieger. Dank einer Art Buschtrommel schien jeder den breitschultrigen jungen Fremden zu kennen und wusste, dass er einer der SEALs war, die später am Tag zu einem Einsatz aufbrechen würden. Sie waren keine Fremden, die man zu fürch-

ten hatte oder denen man aus dem Weg gehen musste, aber um diese Kämpfer ist am Vorabend einer Mission eine Aura, die alle anderen von ihnen fern hält.

Alle – bis auf einen fröhlichen 24-jährigen Flieger aus Florida, der noch seine Pilotenjacke anhatte. Er nahm sich ein großes Glas eiskalter Milch und marschierte geradewegs hinüber zu Lieutenant Nathan, streckte ihm die Hand entgegen und begrüßte ihn: »Hallo, wie geht's denn so? Ich bin Steve Ghutzman.«

Der Herr der SEAL-Sprengstoffe blickte hoch und nickte. Er schüttelte die angebotene Hand und sagte: »Clouds Nathan.« Er fühlte sich befangen, hier mitten in der Nacht mit dem robusten Fremden zu sitzen, aber wenn er ehrlich war, freute ihn dessen Gegenwart.

Steve fütterte ihn munter mit Einzelheiten über den heißen, böigen Südwestwind da draußen. »Ich sag dir was, das ist eine der Nächte, wo man verdammt aufpassen muss. Die Luft haut einen fast um, Mann. Ist 'ne Kleinigkeit, so 'ne Tomcat heute über der Landepiste abschmieren zu lassen. Man muss sich verdammt zusammenreißen, ehrlich.« Steve war offenbar nicht in der Lage den Dienstrang und die Einheit seines Zuhörers zu erkennen. Er sprach schnell, wie nach einem leicht erhöhten Adrenalinschub, den Marineflieger meist bei einer schwierigen Landung auf dem Flugdeck bekommen. Aber er war ein netter Bursche, nur eine Meile von der Rollbahn der Flottenbasis in Pensacola entfernt aufgewachsen, und wie schon seit Vater vor ihm ein geborener Flieger.

Er stürzte die Milch hinunter, stand auf, um sich ein neues Glas zu holen und brachte schließlich seinem neuen Kumpel einen zweiten Becher Kaffee mit. Etwas ruhiger geworden, fragte er schließlich: »Wie war noch mal dein Vorname? Ich hab ihn vorhin nicht genau mitbekommen.«

»Ach, das war nur der Spitzname. Die meisten nennen mich

Clouds, weil ich mich für Astronomie und so was interessiere. Ich war mal Navigator. Hab mich an den Namen gewöhnt.«

»Also, das ist cool. Clouds. Mag ich. Bist du gerade erst angekommen? Hab dich vorher noch nie hier gesehen.«

»Yeah, bin erst seit kurzem da. Wir sind gestern um 2200 angekommen. Um 1500 heute werden wir aber auch schon wieder weg sein.«

Steve Ghutzman stutzte. Dann fiel ihm die Kinnlade voller Erstaunen herunter: »Himmel, Arsch und Zwirn! Du bist einer von *ihnen,* stimmt's?«

»Schätze, ja«, sagte Lieutenant Nathan grinsend. »Schätze, ich bin einer von *ihnen.«*

Der Pilot unterstand sich, nach den Details der verdeckten SEAL-Operation zu fragen. Wie den meisten der 6000 Mann starken Besatzung des gewaltigen Flugzeugträgers der Nimitz-Klasse war ihm bekannt, dass ein SEAL-Stoßtrupp weniger als 24 Stunden an Bord sein würde, um dann in den Iran zu gehen. Er wusste nichts über den genauen Auftrag, das Ziel oder den Zeitpunkt der Rückkehr. Er wusste nur, dass die SEALs »irgendwo reingingen«.

Selbst im allerletzten Winkel der Navy wurden die SEALs als ganz besondere Männer betrachtet. *Herr im Himmel, und ich sitze hier und jetzt mit einem davon!* Steve Ghutzman war überwältigt und wusste kaum noch, was er sagen sollte. Für ihn war das eine höchst ungewöhnliche Situation, und so murmelte er nur: »Du hast Probleme, heut einzuschlafen?«

Der SEAL nickte. »Einige. Es ist mein erster Einsatz. Schätze, das beschäftigt mich.«

»Du bist aber schon 'ne Weile dabei?«

»Das schon. Seit fünf Jahren. Und ich habe eine Menge Training hinter mir. Aber wenn es so weit ist, dass man zum ersten Mal reingeht, macht man sich halt so seine Gedanken. Für mich ist das heute. Jetzt. Und ich kann wirklich ums Verrecken

nicht schlafen.«

Steve nickte. »Aber ihr seid doch alle gut gebrieft, oder?«

»Wir wissen alles, was man wissen muss. Ich war noch nie im Nahen Osten, aber ich weiß, was mich erwartet. Ich kenn jeden Hügel und jeden Fels. Ich weiß, wie warm das Wasser ist und wo man besonders aufpassen muss. Aber das hält einen nicht davon ab, sich Gedanken zu machen. Man kriegt es einfach nicht aus dem Schädel raus.«

»Glaubst du, es ist eher eine Sache des Mutes oder mehr eine des Trainings?«

»Na ja, es ist wohl vor allem eine Sache des Trainings. Aber in meinem Fall brauch ich auch noch ‘ne Menge Mut. Keine Ahnung, wie das bei den anderen aussieht.«

»Mist. Clouds, hast du Angst?«

»Verflucht richtig: Ich habe Angst. Hättest du keine?«

»Und wie! Aber ihr Burschen seid immerhin die Besten. Wie sagt man doch? Ein SEAL, fünf Feinde: Dann sind die Chancen gerecht verteilt. Stimmt doch, oder?«

»Sieben Feinde.«

Steve lachte. »Ihr seid einfach nicht kleinzukriegen.«

»Na ja. Auch wir bluten. Wir können uns wie jeder andere auch verletzen. Wir sind nur etwas härter im Einstecken.«

Steve Ghutzman leerte sein Glas. »Ich muss jetzt gehen. Morgen früh um acht geht es wieder los.« Er stand auf, reichte Clouds die Hand und sagte: »War schön mit dir zu quatschen, Kumpel. Viel Glück heute Nacht, wo immer zum Teufel du auch steckst.«

»Danke, Steve. Eins ist sicher: Wir werden zum Teufel noch mal einen großen Bogen um den Teufel machen.«

Dienstag, 15. Mai, 1500
Flugdeck der USS *Harry S. Truman*

Für den kurzen Flug zur USS *Shark* stiegen die 15 Mann des SEAL-Teams in eines der letzten alten »Schlachtrösser« der Navy: den CH-46D Kampfhubschrauber »Sea Knight.« Der Sprengstoff und die übrige Ausrüstung waren schon vor vier Stunden in einem Transportnetz auf das Unterseeboot gebracht worden, und nun begrüßte Rusty Bennett an der Einstiegsluke seine Männer. Alle trugen leichte Hosen und olivgrüne T-Shirts. Jeder führte außerdem ein Paar robuste Schweißerhandschuhe bei sich, um sich nachher auf das Deck des Bootes abseilen zu können. Es war viel zu heiß, um jetzt schon die Schwimmanzüge überzustreifen, und an Bord des Unterseebootes war eine Ecke für sie eingerichtet worden, in der sie sich dann umziehen und vorbereiten konnten. Wie üblich stand nur noch die Flugdeckmannschaft neben dem Startplatz, als die zwei Rotoren mit dröhnendem Geräusch die riesige weiße Sea Knight zum Leben erweckten. Die SEALs an Bord des Hubschraubers hatten sich die Gesichter schon mit wasserfester Fettfarbe geschwärzt und waren deshalb kaum noch voneinander zu unterscheiden.

Unter den Leuten auf dem Flugdeck war auch Steve Ghutzman. Er brüllte ein beherztes: *»Auf geht's, Clouds!«* Seine Stimme ging fast im allgemeinen Lärm des Abfluges unter, aber Lieutenant Nathan hörte ihn dennoch und hob als Antwort die Hand. Er lächelte beim Gedanken an die neue, wenn auch kurze Freundschaft mit dem Tomcat-Piloten. Nach allem, was er wusste, war es gut möglich, dass er vielleicht schon sehr bald Steves Feuerunterstützung nötig haben würde. Die Marineflieger hatten schließlich schon mehr als einen Angriff zur

Rettung von Spezialeinheiten geflogen, die in weit weniger gefährlicher Mission unterwegs gewesen waren.

Sie flogen tief über der ruhigen blauen See zu dem wartenden Boot. In weniger als einer Viertelstunde waren sie dort. Als die Sea Knight über dem Deck des Bootes schwebte, sahen sie, wie das dicke Seil sich nach unten zu einem Punkt am Vorschiffsdeck ausrollte. Dort war auch das große runde Trockendock zu sehen, in dem sich das Minitauchboot befand. Einer nach dem anderen griffen die SEALs das Tau und ließen sich schnell die zehn Meter hinuntergleiten, bevor sie sich mit ihren rauen Lederhandschuhen abbremsten, um sanft auf dem Deck zu landen. Lieutenant-Commander Schaeffer war der Erste, ihm folgte Lieutenant Dan Conway, dann Lieutenant »Clouds« Nathan, dann Petty Officer Combs, dann Chief Petty Officer Rob Cafiero. Ihnen folgten sieben SEALs, die noch keine Kampferfahrung hatten, den Abschluss bildete Commander Rusty Bennett.

Sie wurden auf dem Deck von Lieutenant Matt Singer begrüßt, der sie rasch durch die Luke am Fuße des Turms und dann die Leiter hinab ins Innere des Bootes schleuste. Die Luken wurden dichtgeschlagen und verreibert, und Commander Reid befahl einen nördlichen Kurs bei Sehrohrtiefe. »Kurs drei-sechs-null, Fahrt eins-fünf auf 15 Meilen, dann klarmachen für Kurswechsel auf null-sieben-null.«

Sie spürten alle den sanften Schwenk nach Norden, der es ihnen erlaubte, durch die Mitte der inzwischen drei Meilen breiten Öffnung des Minenfeldes zu fahren, hinein in die Straße von Hormus, bis sie zu den Küstengewässern des Iran abdrehen mussten.

Lieutenant-Commander Dan Headley führte sie in eine mehr oder weniger leere Ecke des Bootes hinunter, wo sie sich für ihren Einsatz vorbereiten konnten. Er unterhielt sich mit Rusty Bennett und erwähnte ihm gegenüber, dass er einen guten

Freund in der Einheit habe: »Ein gewisser Rick Hunter, inzwischen Commander Hunter, glaube ich. Er und ich sind zusammen aufgewachsen.«

»Dann sind Sie also auch aus Kentucky?«, sagte Bennett. »Rick ist nämlich ein verdammt guter Freund von mir. Wir haben ihn gerade in Diego Garcia abgesetzt.«

»Tatsächlich? Ich wusste gar nicht, dass er sich in der Nähe rumtreibt.«

»Ach, das tun doch derzeit neunzig Prozent der gesamten U.S. Navy«, witzelte Rusty. »Ehrlich, irgendjemand im Pentagon muss verdammt nervös über das sein, was hier im Golf abgeht.«

»Sieht so aus. Wir wissen aber auch nicht mehr als alle anderen. Die Iraner haben irgendwie die Straße von Hormus vermint und damit die Welt von den wichtigsten Öllieferungen abgeschnitten.«

»Ein Riesenminenfeld, soweit ich es mitgekriegt habe. Das kann einem schon Kopfschmerzen bereiten.«

»Das sollte es auch«, sagte Dan Headley grinsend, »vor allem jetzt. Wir stecken nämlich im Augenblick gerade mittendrin.«

»Scheiße!«, sagte Rusty. »Ich wusste, ich hätte zu Hause bleiben sollen. Versteht Ihr CO denn sein Handwerk?«

»Ich kenn ihn eigentlich noch nicht lange genug, um das sagen zu können. Aber soweit ich weiß, ist er in letzter Zeit auf keiner Klippe aufgelaufen.«

»Er fängt um Himmels willen hoffentlich nicht heute damit an!«

Die beiden Offiziere lachten. Schließlich fragte der Erste Offizier der *Shark,* was Rusty und seine Leute jetzt noch brauchten.

»Wir haben um 1400 gegessen, Steaks und Eier«, sagte der SEAL-Kommandant. »Vielleicht können Sie ein paar Sandwiches, Pizzastücke oder so fertig machen lassen. Falls einer der

Jungs hungrig ist. Ich glaube aber nicht, dass es viele sein werden. Was sie aber brauchen, ist eine Menge kaltes Wasser. Sie haben eine zweistündige Tour in dem ASDV vor sich, dann noch eine lange Schwimmstrecke. Ich möchte nicht, dass sie austrocknen.«

»Okay, das besorg ich. Übrigens, Sie gehen nicht selbst rein? Oder doch, Sir?«, fragte der Erste Offizier mit dem gebührenden Respekt vor dem höheren Dienstgrad.

»Diesmal nicht. Aber ich helfe euch Jungs gern, das ASDV klarzumachen, wenn ihr meint, ich kann mich da nützlich machen. Ich hab das schon ein paar Mal in meinem Leben gemacht. Ist ja nicht so einfach, mit dem großen Fahrzeug.«

»Ich bin mir sicher, dass meine Mannschaft Ihre Hilfe zu schätzen weiß, Sir. Die verdammten Biester sind von Haus aus schon schwer, aber das jetzige ist das größte, das wir je an Bord hatten.«

»Also gut. Im Moment gehe ich erst mal zu den Burschen, während sie sich fertig machen. Wir treffen uns später.«

»Geht klar, Sir. Meine Wache beginnt in wenigen Minuten. Ich bin im Kommandoraum, falls Sie mich brauchen. «

Inzwischen suchten sich die zwölf SEAL-Kämpfer ihre Ausrüstung zusammen. Jeder hatte wie gesagt seinen eigenen maßgeschneiderten Nasstauchanzug und seine Flossen. Jeder hatte seinen eigenen Draeger-Lungenautomaten, eine Spezialanfertigung, die keine verräterischen Luftblasen an der Wasseroberfläche hinterließ. Jeder trug ein Kampfmesser und eine superleichte Heckler-und-Koch-Maschinenpistole mit sich, die MP-5, eine Nahkampfwaffe, die am besten innerhalb eines Radius von 25 Metern traf und für Angriffe auf Zivileinrichtungen die perfekte Lösung war.

Nur Petty Officer Ryan Combs würde eine größere Waffe, das tödliche M-60E4-Maschinengewehr, mitnehmen. Außerdem würden sie insgesamt vierzehn Munitionsgürtel je 100

Schuss mit sich führen. Ryan selbst trug das MG plus zwei der Gürtel, was ein Gewicht von knapp 20 Kilo bedeutete. Das MG würden sie nur im äußersten Notfall benutzen, wenn es darum gehen sollte, sich den Rückweg aus der Raffinerie freizukämpfen. Zusätzlich würde Ryan noch eine der Haftminen tragen – kein Problem für ihn.

Es war die Strecke durch das flache Wasser, die ihm Sorgen bereitete. Die Draeger-Apparate waren im Wasser fast gewichtslos, wogen an Land aber an die 15 Kilo, was für ihn hieß, dass er nahezu einen Zentner an die Küste schleppen musste. Spätestens nach einer Viertelmeile würde er das ordentlich zu spüren bekommen.

Rusty Bennett ordnete schließlich dem riesigen Bob Cafiero an, Ryan einen Teil der Last abzunehmen, falls der damit nicht mehr klarkäme. Auch all die anderen SEALs waren schwer beladen, allein elf Mann trugen eine Bombe oder Mine bei sich. Drei Mann sogar jeweils drei. Die Zünder und Gerätschaften für die Sprengungen sollte John Nathan schleppen. Hinzu kamen als verteilte Last noch Tarndecken, zwei Schaufeln, Bolzenschneider, Klemmen, Nachtsichtgläser, ein extrem leichtes Funkgerät für den Notfall, Wasservorräte, proteinreiche Proviantriegel und Verbandszeug. Der Rückweg würde ein ganzes Stück leichter werden.

In Rustys letztem Briefing, noch auf dem Flugzeugträger, hatten sie überlegt, ob einer der beiden Männer vom ASDV-Team, möglichst nicht der Lenker des Bootes, sie als eine Art »Maulesel« begleiten sollte, bis sie trockenen Boden unter den Füßen hätten. Aber das Tauchboot war unersetzlich. Es gab nur dieses eine Exemplar, und der Kommandant der *Shark* würde sicherlich nicht das Risiko eingehen wollen, es in den Händen eines einzigen Seemanns zurückzulassen. Falls es keinen anderen Ausweg gab, würde Rusty jedoch darauf bestehen, und kein CO hatte sich bislang je dem ausdrücklichen Wunsch ei-

nes SEAL-Commanders widersetzt. Vor allem nicht, wenn es um das Gelingen einer gefährdeten Mission ging, die direkt vom Weißen Haus angeordnet worden war.

Das Team bereitete sich auf die gemeinsame Schlussbesprechung vor. Vor ihnen ausgebreitet lag das Kartenmaterial. Während sie sich ihre Nassanzüge bei einer Temperatur, die man bewusst auf etwa zehn Grad Celsius abgekühlt hatte, anzogen, hörten sie Rusty zu, der ihnen gerade erklärte, dass der Lenker des ASDV sie so nahe wie möglich an die Küste bringen würde – bis der Kiel des Bootes Grundberührung hatte. »Dann geht einer nach dem anderen in die Druckausgleichsschleuse. Sobald sie geflutet ist, steigt ihr da durch. Derjenige mit dem Schwimmbrett geht als Erster, dann folgt sein Partner. Beide schwimmen sofort in östlicher Richtung, ungefähr null-neun-null, bis das Wasser zu flach wird, um noch darin zu schwimmen. Die sechs Zwei-Mann-Teams treffen sich dann im seichten Ufergewässer. Nach fünf Minuten sollten alle vor Ort sein. Ihr wisst, was dann zu tun ist.«

Vierzig Minuten später schlossen die SEALs ihre letzten Vorbereitungen ab, und um 1750 kletterten sie geschickt durch die Einstiegsluke in das ASDV, setzten sich auf die vorher festgelegten Sitze und verstauten ihr Gepäck in dem knapp bemessenen Raum oberhalb. Das Beladen und Einschiffen dauerte alles in allem eine halbe Stunde. Die SEALs versuchten für die zweistündige Fahrt in dem robusten, 20 Meter langen Minitauchboot, das durch einen Elektromotor angetrieben wurde, eine möglichst bequeme Position einzunehmen.

Unten im Kommandoraum der Shark führte Lieutenant-Commander Headley das Schiff. Ihm zur Seite standen der Sonaroffizier, Lieutenant-Commander Josh Gandy, und der Navigationsoffizier, Lieutenant Shawn Pearson.

»Momentan befinden wir uns auf der vorgesehenen Position. Sir. Das heißt 26.36 N, 56.49 E auf dem GPS.«

»Danke, Lieutenant. Und die Tiefe?«

»Das wollte ich gerade sagen, Sir. Wir haben immer noch genug Wasser unterm Kiel, 90 Fuß, und wir liegen 65 Fuß unter der Wasseroberfläche. Wenn Sie die Batterie vom ASDV schonen wollen, können wir ohne Schwierigkeiten noch rund drei Meilen weiter reinfahren. Die Karten sind hier eher vorsichtig mit der Tiefenangabe.«

»Stimmen Sie dem zu, Sonaroffizier?«

»Ja, Sir. Ich habe hier eine Gesamttiefe von 200 Fuß angezeigt, obwohl Shawns Karte mir nur 170 angibt. Wir können mit Sicherheit weiter.«

»Okay. Fahrt acht, Kurs null-vier-fünf, Tiefe 65, Fadenmesser alle fünf Fuß ausrufen.«

»Alles klar, Sir. Wir haben dem ASDV gerade eine halbe Stunde Batterieleistung für die Hin- und Rückfahrt gespart. «

»Gute Entscheidung, Navigator.«

In diesem Augenblick betrat Commander Reid die Kommandozentrale. Er sah alles andere als begeistert aus über den Kurs, den das Boot lief. »Haben Sie gerade meine Befehle aufgehoben, XO?«

»Ich habe unseren Treffpunkt um drei Seemeilen nach Nordosten verlegt, Sir, wegen offensichtlicher Fehler im Kartenmaterial. Wir sind dort immer noch in tiefem Wasser und schonen dadurch die Batterie des ASDV.«

»Die Batterie des ASDVs ist nicht Ihr Problem, Lieutenant-Commander. Was Sie kümmern sollte, ist eine Reihe von Befehlen, die uns vom Oberkommando übermittelt und von mir als befehlshabendem Offizier bestätigt wurden. Ich dulde keinen laschen Umgang mit derartigen Befehlen. «

»Wie Sie wünschen, Sir.« Dan Headley sah verwirrt aus, aber er reagierte mit gefasster Haltung.

»XO, Wenden Sie das Boot und kehren Sie zur Position 26.36 N, 56.49 E zurück. Der Treffpunkt, der vom Flaggkom-

mando bestimmt worden war.«

»Sir, mit allem Respekt – könnten wir die Jungs nicht hier rauslassen? Wir sind schon ein paar Meilen näher am Ziel.«

»Sie haben mich doch sicher verstanden, Lieutenant-Commander. Wenden Sie das Schiff auf der Stelle, und fahren Sie zum korrekten Ziel! Ich habe nicht die Absicht, mein Boot näher an die iranische Küste ranfahren zu lassen, als absolut nötig.« Mit diesen Worten drehte er sich auf den Hacken um und verließ die Zentrale wieder. Die anwesenden drei Offiziere waren sprachlos.

Shawn Pearson sagte als Erster wieder etwas: »Nun, meine Herren, das war äußerst aufschlussreich.«

»Wenn Sie das denken, was ich gerade vermute, was Sie denken, möchte ich kein weiteres Wort darüber hören«, entgegnete ihm der Erste Offizier sehr ernst.

Lieutenant-Commander Gandy schüttelte nur den Kopf.

Sie alle fühlten die leichte Bewegung, als die USS Shark unter Wasser eine Kehrtwendung machte, um Rusty Bennetts SEALs wieder weiter weg von ihrem Zielgebiet zu fahren. Nach 20 Minuten erreichten sie wieder die Position 26.36 N, 56.49 E, etwa 17 Seemeilen südöstlich der chinesischen Raffinerie. Die Unterwasser-Crew befreite das ASDV-Boot aus dem inzwischen gefluteten Dock.

Rusty Bennett war eine große Hilfe für das damit beschäftigte Vier-Mann-Team. Zusammen schoben sie das Minitauchboot nahezu in Rekordzeit hinaus. Es war schon auf seinem Weg, bevor das Dock wieder geschlossen war, und in seinem Bug steuerte Lieutenant Brian Sager das kleine Boot – nur mit Hilfe von Instrumenten und der Unterstützung seines Navigators. Hinter ihnen saßen die SEALs, trocken, dicht gedrängt und schweigsam. Die Fahrtgeschwindigkeit betrug konstant sechs Knoten, und Brian Sager transportierte sie deutlich über den vermuteten Ausstiegspunkt bei 26.45 N, 56.57 E hinaus. Er

fuhr noch eine weitere Meile, gerade unterhalb des Meeresspiegels, bis er sanft den weichen, sandigen Grund berührte. Sie waren jetzt weniger als drei Meilen von der Küste entfernt. Das Sonar des ASDVs hatte keinerlei Signale anderer Schiffe in einem Umkreis von zehn Meilen registriert.

Es war exakt 1900, als Lieutenant-Commander Ray Schaeffer in seinem Tauchanzug und mit Brille und Flossen, den Sauerstoffapparat anschloss und das Brett unter dem linken Arm, sich in die Druckausgleichskammer hinabließ und auf das Fluten wartete. Drei Minuten später stieg er durch die Ausstiegsluke in das warme Wasser der Straße von Hormus. Ray starrte auf den Kompass, atmete gleichmäßig und war froh, dass die Haftmine, der Draeger-Apparat und die Waffen nichts zu wiegen schienen. Er vermied den Gedanken an den Zeitpunkt, wenn sie das flache Wasser erreichten.

Wenige Augenblicke später stach einer der Neuen im Einsatzteam, »Charlie«, wie die anderen ihn nannten, zu ihm. Sorgfältig auf seine Atmung achtend, legte er die rechte Hand auf Rays breite Schulter. Der Lieutenant-Commander aus Marblehead machte eine Wende, bis der Kompass ihm die östliche Richtung anzeigte, und dann schwammen die beiden SEALs zur Ölraffinerie der Volksrepublik China.

Die zusätzliche Strecke, die Lieutenant Sager zurückgelegt hatte, bedeutete, dass die Schwimmer ungefähr nach zwei Meilen Boden unter den Füßen haben würden. Die zwei vorderen SEALs kickten und atmeten gleichmäßig, neun Fuß unter der Wasseroberfläche. Bei jedem Schlag mit ihren Schwimmflossen legten sie drei Meter zurück. Nach einer halben Stunde hatten sie nach Rays Schätzung etwa 1000 Meter geschafft. Im Augenblick empfanden sie noch keine größere Anstrengung.

Hinter ihnen kam Lieutenant Dan Conway, der einen weiteren »Grünschnabel« führte. Clouds Nathan schwamm kraftvoll in einem Zeitabstand von fünf Minuten, dann kam Rob Cafie-

ro, dann zwei Neue, beide Spitzenschwimmer. Als Letzter schwamm der lange Petty Officer aus North Carolina, Ryan Combs, beide Hände am Angriffsbrett, und führte dabei einen der neuen Kämpfer, der das Maschinengewehr in einem speziellen, absolut dichten Behälter – im Wasser fast gewichtslos – hinter sich herzog.

Die ganze Aktion wäre tausendmal einfacher gewesen, wenn sie in ein paar großen Schlauchbooten zur Küste hätten fahren können. Aber die Leitung des SPECWAR-COM hatte diese Möglichkeit von vornherein verworfen. *Ein einziges wachsames Patrouillenboot der Iraner, das sich völlig legal innerhalb der eigenen Hoheitsgewässer bewegt, kann die ganzen SEALs im wahrsten Sinne des Wortes hochfliegen lassen.* Admiral Bergstrom hatte damals gesagt: »Mir sind ein Dutzend todmüder SEALs, die sich durch die Brandung kämpfen, lieber als zwölf tote, die mit dem Gesicht nach oben in der verfluchten Straße von Hormus treiben.«

Ray Schaeffer hatte an dem Treffen teilgenommen. Jetzt grinste er, als er an den teuflischen Unterschied zwischen den Planungsgesprächen in den voll klimatisierten Räumen von Coronado und der Anstrengung hier dachte, Abertausende Meilen von der Heimat entfernt. Ray kickte und zählte, kickte und zählte, die Augen fest auf den Kompass gerichtet, stur null-neun-null. Sie waren jetzt schon eineinhalb Stunden im Wasser, hatten also in etwa zwei Meilen geschafft. Der aufsteigende Mond warf ein phosphorieszierendes Licht auf die Oberfläche des durchsichtigen Wassers. Ray glaubte, er könnte den Meeresboden unter sich sehen. Er war sich da allerdings nicht ganz sicher, aber wollte auch keine Energie und keinen Sauerstoff vergeuden, um das herauszufinden. Außerdem begann er sich ernsthaft Sorgen um seinen granitharten Körper zu machen. Ein nagender Schmerz machte sich in beiden Oberschenkeln bemerkbar. Die Waden und Fußgelenke waren

glücklicherweise in Ordnung, meist waren nämlich das die Stellen, die nach langem Schwimmen gewöhnlich als Erste weh taten. Er konnte sich an die höllischen Schmerzen im Training erinnern.

Der Neue hinter ihm war erst 21 Jahre alt. Ray wollte ihn mit seiner Müdigkeit nicht verunsichern. Also biss er auf die Zähne, riss sich zusammen, und zwang sich vorwärts. Er vermied den Gedanken an die Milchsäure, die ihm jetzt in die Gelenke und Muskeln floss und jeden weiteren Meter zu einer Tortur machte. Siebzehn Minuten nach der Zwei-Meilen-Marke spürte Ray, wie sein Angriffsbrett über Sand glitt. Sofort richtete er sich auf und war überrascht, nur bis zur Brust im Wasser zu stehen. In der Hand hielt er immer noch das Brett. Charlie tauchte direkt neben ihm auf. Beide schalteten ihre Sauerstoffgeräte ab und gönnten ihren schmerzenden Gliedern ein wenig Ruhe. Sie nahmen die Mundstücke heraus und verstauten die Luftschläuche ordnungsgemäß.

»Sie sind okay, Sir?«, fragte Charlie.

»Keine Probleme, Junge«, antwortete der Lieutenant-Commander. »Wir ruhen uns fünf Minuten aus, dann gehen wir langsam weiter. Bis dahin sollte auch Dan auftauchen. «

»Klingt gut. Können Sie irgendwas erkennen, Sir?«

»Ich hatte zunächst geglaubt, direkt vor uns eine dunkle Küstenlinie zu sehen, vielleicht ‘ne halbe Meile weg. Aber jetzt, wo der Mond hinter den Wolken ist, kann ich beim besten Willen nichts mehr erkennen.«

Inzwischen hatten die beiden SEALs ihre Schwimmflossen abgelegt. Sie gingen Schritt für Schritt vorwärts und waren schon bald in weniger als einem Meter tiefem Wasser angelangt. Die Draeger-Apparate ließen allmählich ihr Gewicht spüren, ebenso die Minen. Das übrige Gepäck fiel da gar nicht auf.

Hundert Meter hinter ihnen tauchten Dan Convay und sein

Begleiter an der Wasseroberfläche auf und begannen ihren Marsch. Als sie Ray und Charlie einholten, traf auch Clouds ein. Die SEALs-›Frischlinge‹ waren nur zwei Minuten hinter ihnen. Rob Cafiero und sein Neuer waren die Nächsten, aber sie mussten noch zehn Minuten auf Petty Officer Combs warten, der ja das M-60-Maschinengewehr dabeihatte, das ihrer aller Leben im Ernstfall retten sollte.

Ray Schaeffer gab ihnen die östliche Richtung vor, und dann setzten sie sich an dem Küstenstreifen, den sie so sehr gefürchtet hatten, in Bewegung. Sie mussten durch knietiefes Wasser waten, durch einen seichten Untergrund, und das bei einem zusätzlichen Gewicht von etwa 35 Kilo pro Mann. Nach weiteren 100 Metern erschien es ihnen, als gingen sie durch zähen Kleister. Es beklagte sich zwar niemand, aber es war eine muskelzehrende Anstrengung, und es gab keine kräftesparende Möglichkeit, das durchzuziehen, außer einfach voranzuwaten und das Bein jeweils so weit aus dem Wasser zu heben, dass man einen richtigen Schritt machen konnte. Glücklicherweise war das Wasser warm, und es gab keine ernsthafte Strömung. Vor sich konnten sie schon das Ufer erkennen. Und das war verdammt gut so! Der Marsch würde insgesamt etwa eineinhalb Meilen dauern, aber wie es jetzt aussah, lagen nur noch etwas mehr als 1000 Meter vor ihnen. Ray befahl ihnen, auszufächern und die Waffen bereitzuhalten. Das ergab eine 30 Meter lange Linie schwarz maskierter Gestalten. Wenn sie den Strand erreichten und ihn wie erwartet verlassen vorfanden, würden sie sich wieder um Lieutenant-Commander Schaeffer sammeln, um ihre exakte Position zu bestimmen. Optimal wäre eine bei 26.47 N, 57.01 E.

Die letzten 100 Meter waren bei weitem die schlimmsten. Die SEALs mussten sich durch ein tiefes Algenfeld kämpfen. Endlich erreichten sie den völlig leeren Strand aus grobkörnigem Sand. Hier gab es nur gelegentliche Felsstücke. Kein Licht

und kein Mensch waren weit und breit zu sehen. Punktgenau hatten sie ihre Zielposition erreicht – was alles andere als Zufall war. Hunderte von Satellitenaufnahmen hatten die Verlassenheit dieses für das Unternehmen vorgesehenen Küstenstreifens bewiesen, und auch die extrem sorgfältige Auswertung in Fort Meade hatte absolut nichts Gegenteiliges ergeben. Genau eine Meile vor ihnen, jenseits des leicht hügeligen Geländes, breitete sich die chinesische Rohölraffinerie aus.

Es war 2130, als Lieutenant-Commander Schaeffer die SEALs vom Strand hinein in das rauere Gelände dahinter schickte. Zum genau richtigen Zeitpunkt kam auch der Mond wieder hervor, und sie konnten jetzt mehr oder weniger deutlich erkennen, wohin sie gingen, ohne die Nachtsichtgläser benutzen zu müssen. Von hier aus würden sie die südwestliche Ecke der Raffinerie erreichen, aber irgendwo davor mussten sie noch ihr Basislager aufbauen, wo sie auch den Großteil ihres Gepäcks ablegen konnten.

Nur vier der SEALs würden heute Nacht in die Anlage eindringen. Zwei weitere würden den Drahtzaun aufschneiden und zur Tarnung wieder zurückbiegen. Petty Officer Combs würde mit dem MG beide Aktionen absichern und zugleich als Beobachtungsposten dienen. Keiner wusste, was sie an Wachen oder Scheinwerfern zu erwarten hatten. Es stand nur fest, dass Ray Schaeffer, Dan Conway und Clouds Nathan zusammen mit Charlie durch den Abgrenzungszaun gehen würden, um die Haftminen mit dem Sprengstoff an den Fundamenten der riesigen Benzintanks anzubringen.

Chief Petty Officer Rob Cafiero sollte das Herrichten des Basislagers übernehmen: das Abdecken durch Tarnnetze, Einrichten der Funkverbindung, Aufstellen und Einteilen der Wachen und das Vorbereiten des Sprengstoffs für den entscheidenden Anschlag in der folgenden Nacht. Es dauerte jedoch eine ganze

Stunde, bis sie endlich einen geeigneten Lagerplatz fanden: eine dreieckige Felsnase, die an ihrer höchsten Stelle anderthalb Meter über den Boden ragte. Sie bot sowohl vom Norden als auch von der Seeseite her ausreichenden Schutz. Die SEALs benutzten ihre Bolzenschneider, um Büsche zur Abdeckung der Tarnnetze abzuschneiden. Die Chancen, dass irgendjemand ihr Versteck entdecken konnte, standen eins zu tausend. Von der Seeseite her war es überhaupt nicht einzusehen.

Alle entledigten sich ihrer Nassanzüge und zogen leichte Kampfbekleidung in Tarnfarbe an sowie die Wüstenstiefel. Die Kämpfer, die heute schon in die Raffinerie hineingehen sollten, erneuerten die schwarze Fettcreme im Gesicht und banden sich ihre grün-braunen »Piratentücher« um den Kopf, wie es einst Willie Nelson populär gemacht hatte.

Sie aßen ein paar Proteinriegel und tranken Wasser. Dann, kurz nach 2200, führte Lieutenant-Commander Ray Schaeffer den Trupp, bestehend aus sieben SEALs mit drei Haftminen und der notwendigen Ausrüstung an Explosivstoffen, zum Einsatz gegen die Tankbehälter in der Südwestecke der Raffinerie, ganz in der Nähe der Umzäunung. Bis morgen würde es keine Explosionen geben, aber es blieb eine ganze Menge vorzubereiten, wobei die gewonnenen Kenntnisse über den Aufbau der chinesischen Raffinerie ihnen dabei sehr nützlich sein würden.

»Erwarte uns nicht vor 0400 zurück, Rob. Wir wollen uns einen möglichst genauen Überblick von der Anlage verschaffen, und das braucht seine Zeit.« Schaeffers Worte waren fast unhörbar. Der sanften Brise, die vom Meer hereinwehte, gelang es kaum, das armselige, scharfe, braune Gras, das vereinzelt in dieser mondähnlichen Landschaft wuchs, niederzudrücken.

Sie nahmen ihre Waffen auf und bewegten sich vorsichtig über den Boden. Genau vor ihnen lag ein Glühen in der Luft, und sie alle wussten, was es war. Die größte Überraschung für

sie, als sie sich ostwärts vom Meer entfernten, war das Ausmaß der Helligkeit sowohl innerhalb als auch außerhalb der Raffinerie gewesen. Nach nur zehn Minuten hatten sie einen deutlichen Blick auf den westlichen Grenzzaun, der – wie Ray Schaeffer wusste – zwei Meilen lang war. Sie konnten die Reihe von Scheinwerfern sehen, die alle 200 Meter auf hohen Stahlmasten angebracht waren. Aber die waren glücklicherweise auf das Innere der Raffinerie gerichtet und warfen deshalb so gut wie kein Licht auf den dunklen Wüstenstreifen an der äußeren Ecke der Anlage. Das war gut und schlecht zugleich. Einerseits machte es ihnen das Heranschleichen einfach. Andererseits warf einer der Scheinwerfer ein grelles Licht genau in die Gruppe der Vorratstanks, die das Ziel ihrer Mission war. Sie lagen flach auf dem Boden und starrten auf den Zaun vor ihnen.

»Himmel!«, meinte Clouds. »Das ist ja hell wie auf der Bühne des New Yorker Balletts.«

Und Dan Conway murmelte: »Großartig. Wahrscheinlich wird man uns entsprechend applaudieren.«

»Schnauze halten, ihr Clowns«, flüsterte Lieutenant-Commander Schaeffer. »Der zweite Scheinwerfer vom Ende des Zauns aus muss weg. Statt ihn auszuschießen, schneide ich aber lieber die Stromleitung durch.«

»Das würde aber die Wachen alarmieren, wenn sie den Schnitt finden«, sagte Dan.

»Yeah, mag sein«, erwiderte Ray. »Aber ich habe mir mal die ganze Lichterreihe angesehen. Da ist alle zweihundert Meter ein Strahler, aber ich zähle nur fünfzehn, obwohl es siebzehn oder so sein müssten. Das heißt, ein paar sind schon hinüber. Die Birnen gehen immer mal kaputt, eine mehr wird da nicht gleich den ganzen Haufen auf Trab bringen. Denkt dran, das hier sind Zivilisten. Wahrscheinlich schicken sie morgen ein paar Elektriker raus, um die Birnen zu ersetzen. Sie werden es

nicht merken, wenn wir einen sauberen Schnitt machen.«

»Okay, Sir«, sagte Charlie, »ich mach das. Ich schneide das Kabel auf, hol die Drähte raus und schalte den Scheinwerfer mit einem kleinen Schnitt aus.«

»Genau«, sagte Ray. »Ich habe übrigens – dank Rusty – eine kleine Rolle Isolierband in der Tasche. Er hat schon, bevor wir Coronado verlassen haben, gemeint, dass wir vermutlich ein paar Lampen ausknipsen müssen. Das Isolierband wird unsere Spuren prima verwischen.«

»Klasse!«, meinte Clouds. »Trotzdem irgendwie schade um den Applaus im Rampenlicht.«

Sie bewegten sich in Richtung des Zauns, tief geduckt, auf Ellbogen und Knien über den Boden kriechend, die übliche Fortbewegungsart der SEAL-Killer im Einsatz. Dan Conway und Charlie arbeiteten sich in die Nähe des Scheinwerfermasts vor und begannen, ein Loch in den

Stacheldrahtzaun zu schneiden. Keine Anzeichen von Wachposten, kein Anzeichen irgendeines anderen Lebewesens in diesem abgelegenen Teil der Raffinerie zu der mitternächtlichen Stunde. Das einzige Geräusch war das Schnippen der Bolzenschneider, mit denen sie einen Durchlass im Zaun schufen.

Um 0017 ging der helle Scheinwerfer aus und ließ die Vorratstanks im Dunkeln zurück. Die SEALs lagen schweigend am Boden und warteten, ob sich eine chinesische Patrouille zeigen würde. Aber nichts passierte, und so bogen sie um 0035 den Draht. Ray Schaeffer und Clouds Nathan robbten hindurch, gefolgt von Lieutenant Conway und Charlie. Clouds führte die Sprengkapseln, den Zeitzünder, Drähte und eine der Schaufeln bei sich. Die anderen drei trugen die großen Haftminen auf dem Rücken. Sie rannten los, um so schnell wie möglich zwischen den Tanks in Deckung zu gehen. Insgesamt waren es drei Reihen mit jeweils zehn Lagertanks, die jetzt alle tief im

Schatten lagen. Auf den Fotos der Überwachungssatelliten, die sie sich mehrere Tage hintereinander angesehen hatten, hatte die Entfernung nicht groß ausgesehen. Alle wussten genau, wohin sie laufen mussten. Aber es waren lange 50 Meter, und sie waren froh, Ryan Combs mit dem Finger am Abzug des Maschinengewehrs in ihrer Nähe zu wissen.

Zwischen den Lagertanks gingen sie schnell zu Werk. Sie suchten sich den fünften in der mittleren Reihe und die jeweils sechsten in den äußeren Reihen aus, die zusammen ein Dreieck genau in der Mitte dieser Gruppe bildeten. Clouds entfernte die Klebestreifen von den Minen und heftete sie mit ihren Magneten an die innere Unterkante der drei Tankbehälter. Dann verband er sie mit den Zündern und führte jeweils eine Zündschnur zur westlichen Seite des nicht verminten sechsten Tanks in der mittleren Reihe, wo er die Zündschnüre mit dem Zeitzünder verdrahtete, der den Zeitpunkt der Detonation aller drei Minen festlegte. Danach griff er zur Schaufel und vergrub die Zündschnüre in dem weichen Sand. Den Zeitzünder selbst wickelte er in einen Plastikbeutel, den er ebenfalls vergrub, allerdings ohne vorher die Detonationszeit einzustellen. Das würde morgen auf ihrem erneuten Weg in die Anlage nur eine Minute Zeit beanspruchen – vorausgesetzt ihr Glück dauerte an. Im Augenblick hieß es nur, so schnell wie möglich wieder rauszukommen. Sie liefen also weiterhin unbeobachtet zurück zum Zaun und krochen hinaus.

Sie brauchten weitere zehn Minuten, um dem Zaun wieder sein ursprüngliches Erscheinungsbild zu geben. Dann zogen sich die SEALs 20 Meter auf raueren Grund zurück. Von dort aus konnten sie jede Bewegung innerhalb der Raffinerie beobachten. Es war ein langes und ermüdendes Lauern. Das einzige erkennbare Lebenszeichen gab es eine Meile entfernt innerhalb des Kontrollzentrums. Gelegentlich konnten sie durch die Nachtsichtgläser erkennen, wie sich eine Tür öffnete.

Einmal nahmen sie auch eine Art Jeep wahr, der vom Kontrollzentrum in Richtung Hauptfraktionierturm fuhr. Aber der war zu weit entfernt, um festzustellen, ob irgendjemand aus- oder einstieg. Um 0330 war Lieutenant-Commander Schaeffer klar, dass es keinerlei Sicherheitsvorrichtungen oder patrouillierendes Wachpersonal in der Raffinerie gab, also beendete er die Beobachtungsphase. Morgen um diese Zeit würden sie bereits wieder auf dem Weg zurück zum Unterseeboot sein – falls alles gut ging!

Sie erreichten das Basislager um 0400, berichteten vom eindeutigen Fehlen jeglicher bewaffneter Wachen – zumindest in diesem abgelegenen Teil der Anlage. Lieutenant-Commander Schaeffer und sein Trupp sollten als Erste schlafen. Chief Petty Officer Cafiero teilte die Wachposten ein.

Um 0800 waren alle wieder wach. Sie verbrachten den Tag flach unter ihrem Tarnnetz liegend. Gelegentlich verzehrten sie einen der proteinreichen Riegel, und immer wieder studierten sie die Skizzen der Raffinerieanlage.

Heute Nacht würde es drei Ziele geben: die Fraktioniertürme, das Kontrollzentrum und die mittlere Gruppe der Lagertanks. Falls dazu noch Zeit sein sollte, würden Lieutenant Dan Conway und Clouds Nathan auch noch versuchen, Sprengladungen in dem weiter entfernten petrochemischen Komplex zu zünden. Aber da würde dann jede Sekunde zählen. Der Komplex stand gut 700 Meter von den Türmen entfernt an einer hell erleuchteten Straße.

Ray Schaeffer hatte die SEAL-Mannschaft in drei Trupps zu vier Mann eingeteilt. Einen davon würde er selbst führen, einen weiteren Lieutenant Conway und den dritten Chief Petty Officer Rob Cafiero. Lieutenant Nathan sollte Ray bei dem schwierigen Anschlag auf die riesigen Fraktioniertürme zur Seite stehen, Dan Conway und Charlie würden sich die zentral gelegenen Vorratstanks vornehmen, während Rob Cafiero und

Ryan Combs ihre Sprengsätze an den Wänden des Kontrollzentrums anbringen sollten. Jeweils zwei junge SEALs ohne Kampfpraxis wurden jedem Trupp zugeteilt. Sie sollten als Wachposten, Späher oder – sollte es absolut nötig werden, Kontakt miteinander aufzunehmen – beim Sprechfunk eingesetzt werden. Alle Zeitzünder sollten exakt auf 0300 geschaltet werden. Um 2300 wollten sie zusammen durch den Drahtzaun in die Anlage gehen. Die Losung für das Unternehmen lautete »Verstohlenheit« – was zumindest für den ersten Teil der Operation galt. Danach war es den SEALs freigestellt, sich ihren Weg aus der Anlage hinunter zur Küste mit allen Mitteln zu bahnen, die notwendig sein mochten. Ryan Combs würde dafür das M-60-Maschinengewehr und zwei Gürtel mit Munition mit sich führen.

Sie vergruben alles überschüssige Gepäck, einschließlich der Decken, auf denen sie gelegen hatten. Die Nassanzüge, Flossen, Draeger-Apparate und Schwimmbretter ließen sie unter den Tarnnetzen zurück. Weil sie nur zu zwölft waren, konnten sie sich nicht den Luxus leisten, jemanden zur Bewachung der Ausrüstung zurückzulassen. Um 2230 machten sie sich auf den Weg.

Es war warm und windstill. Der Mond war verdeckt, weil hohe Wolken von der See her ins Land trieben. Die Männer gingen schweigend in drei Viererreihen über den trostlosen Strand zur Raffinerie. Als Erster bemerkte Ray Schaeffer, dass der Scheinwerfer, den sie in der letzten Nacht lahm gelegt hatten, noch nicht repariert worden war. Das Zweite war ein Jeep, der sich rasch entlang der äußeren Abgrenzung auf der schmalen, asphaltierten Straße näherte, die sie gestern überquert hatten, um zu den Lagertanks zu gelangen. Das Fahrzeug hielt nicht an und verlangsamte auch nicht seine Geschwindigkeit in diesem abgelegenen Teil der Anlage. In ihm saßen vier Mann, die alle Waffen bei sich trugen – direktes Ergebnis einer An-

weisung, die ihnen die chinesische Marine vor 48 Stunden erteilt hatte. Diese Wachen waren in Wirklichkeit Soldaten der Volksbefreiungsarmee und schon seit zwei Monaten in der Raffinerie. Bisher hatten sie es allerdings nicht für nötig gehalten, bewaffnete Patrouillenfahrten durchzuführen. Das Gebiet war schließlich unbewohnt.

Die SEALs warfen sich flach auf den Boden, als der Jeep vorbeifuhr, um sich dann schnell zum Zaun zu bewegen. Sie entfernten die angebrachten Klemmen dort, um sich wieder den Zugang zu ermöglichen. Als sie in der Anlage waren, bogen sie den Draht so weit mit drei Klemmen wieder zurück, dass der Durchlass fremden Augen nicht weiter auffiel. Danach kontrollierten sie nochmals ihre synchronisierten schwarzen Taschenuhren und die Zeitzünder, die beim Anbringen an den Zielobjekten aktiviert werden sollten. Dann schwärmten sie in drei Gruppen aus. Sie wollten sich in 90 Minuten, um 0300, in dem dunklen, verlassenen Gelände der Fraktioniertürme, wieder treffen.

Dan Conways Trupp erreichte als Erster seinen Einsatzort. Er und Charlie führten die zwei Neulinge tief in die Schatten der heißen Rohöl-Röhren, die sich oberirdisch genau in die Mitte der Raffinerie ihren Weg bahnten. Sie bewegten sich langsam und krochen völlig still direkt unter den gigantischen Pipelines, die einen Durchmesser von etwa einem Meter aufwiesen. Die Rohre boten den SEALs eine hervorragende Deckung auf ihrem Weg zu den zentralen Tanklagern. Die vier Männer warteten eine Viertelstunde, bis sie sich sicher waren, dass niemand anders da war, dann stürzten sie über den flachen, hell erleuchteten Grund nach links und tauchten in den Schatten des ersten Tanks ein, verharrten dort regungslos weitere zehn Minuten im Sand, die Köpfe gesenkt, doch mit gezückten Kampfmessern.

Inzwischen waren Lieutenant-Commander Schaeffer und sein Stellvertreter, Lieutenant Clouds Nathan, bei den Destillations-

türmen angelangt. Sie hatten zwei Gleisanlagen rechter Hand des zentralen Pipeline-Systems überquert und kauerten nun in der Dunkelheit an der Südseite eines gigantischen Lagertanks. Die Türme vor ihnen sahen sehr massiv aus. Drei davon standen sehr eng in der Mitte der Fraktionieranlage beieinander. Das waren ihre Zielobjekte.

Ihr Problem waren jetzt nur vier chinesische Techniker, die in einem Jeep erschienen waren, um etwas zu inspizieren, das wie ein überdimensioniertes Ventil in halber Höhe des größten der Türme aussah. »O Mann«, sagte Ray, »wenn die nicht in der nächsten halben Stunde verschwunden sind, bauen wir erst die zwei Minen in der petrochemischen Anlage ein und kommen dann wieder zurück. Wir können es uns nicht leisten, entdeckt zu werden. Jedenfalls noch nicht jetzt, solange das Zeug noch nicht verteilt ist.« Sie warteten. Aber die Techniker schienen alle Zeit der Welt zu haben. Schließlich teilte Ray den beiden anderen Trupps über Sprechfunk mit, dass sie zu der entfernter liegenden Chemieanlage wechseln würden, um dort zwei der Minen anzubringen, die eigentlich hier zum Einsatz kommen sollten. Dan Conway bekam den Auftrag, so schnell wie möglich mit zwei zusätzlichen Minen, die sein Team mit sich führte, zu den Türmen zu kommen.

Sie brachten die Minen an den Lagertanks genauso schnell und effizient an, wie Clouds es schon in der Nacht zuvor gemacht hatte. Es war jetzt genau 2345. Sie stellten den Zeitzünder auf drei Stunden und 15 Minuten ein. Dann liefen sie über das offene Gelände zurück in die Schatten der Ölrohre und arbeiteten sich in Richtung der Türme vor. Inzwischen jagten Ray und Clouds entlang des östlichen Abgrenzungszauns im Schatten der großen Scheinwerfermasten, die ihr Licht auf das ausgedehnte Gelände der chinesischen Raffinerie warfen. Als sie an ihrem Ziel ankamen, war es totenstill. Die Tankbehälter warfen große rabenschwarze Schatten nach Westen. Hier ho-

ben sie eine flache, 15 Zentimeter lange Furche aus, in die sie die Zündschnüre legten. Als sie ihre Arbeit beendet hatten, war es 0015. Ray stellte den Zeitzünder auf zwei Stunden und 45 Minuten ein, steckte ihn in einen Plastikbeutel und vergrub ihn anschließend.

Als Team eins den petrochemischen Komplex wieder verließ, hatten Rob Cafiero und Ryan Combs schon Stück für Stück ihre Aufgabe rund um das Kontrollzentrum in Angriff genommen. Sie hatten eine größere Menge C4-Plastiksprengstoff direkt an der Wand unterhalb der Fenster im Erdgeschoss angebracht. Vier weiß gekleidete Techniker waren währenddessen in das Gebäude hineingegangen und vier andere herausgekommen. Beide SEALs sahen auch, dass es dort ein weiträumiges Untergeschoss gab, das optimal geeignet war, um eine erhebliche Menge C4 zu zünden, weil damit das gesamte Gebäude zum Einsturz gebracht werden konnte. Und das wiederum würde alle Kontrollsysteme zusammenbrechen und das heiße Rohöl ungehindert durch die Leitungen fließen lassen –was den Feuern zusätzlich Nahrung geben würde.

Jetzt waren sie für den nächsten Schritt bereit. Im Zentrum waren offenbar gerade so viel Leute tätig, wie es zur Aufrechterhaltung des Betriebes notwendig war. Ryan Combs befahl den beiden Neulingen, das Maschinengewehr zu übernehmen und ihm und Rob Deckung zu geben, wenn sie nun durch den Haupteingang, den seit 25 Minuten niemand mehr passiert hatte, in das Gebäude gingen. Sie liefen über den Hof, Rob trug den Sprengstoff, die Zünder und die Granaten, Ryan kam mit der wesentlich leichteren MP-5 mit eingebautem Schalldämpfer direkt hinter ihm. Sie stießen die Tür auf und betraten die Eingangshalle. Geradeaus führte eine Treppe nach unten, die sie – vier Stufen auf einmal – hinabsprangen, um sich dann scharf nach links zu wenden. Unter der Treppe brachten sie die Plastikbomben für die Detonation zur festgesetzten Zeit an.

Es war jetzt 2350. Sie setzten die Zeitzünder auf drei Stunden und zehn Minuten. Um genau 2351 verließen sie das Untergeschoss, da kamen auf einmal zwei Chinesen aus einem Raum im Erdgeschoss. Sie starrten die SEALs in völligem Unglauben an, diese zwei bewaffneten Monster mit Kriegsbemalung, und drehten sich schließlich um, um in den Raum zurückzulaufen. Einem der beiden gelang es noch, ein chinesisches Wort zu rufen, bevor Ryan Combs kaltblütig beide mit einem Feuerstoß aus seiner MP-5 niederstreckte. Sofort zogen die zwei SEALs die Leichen unter die Treppe, damit nicht allzu viel Blut aufzuwischen war. Sie sorgten dafür, dass die beiden Toten nicht einfach zu entdecken waren, rannten zurück in die Eingangshalle, öffneten die Vordertür und liefen in die schützenden Schatten, wo die zwei Neulinge warteten.

»Alles klar, Sir?«

»Mit Ausnahme von ein paar Chinesen, ja.«

»O Gott, sind Sie gesehen worden?«

»Nicht lange.«

In diesem Moment meldete sich Ray Schaeffer per Sprechfunk und teilte ihnen mit, dass der neue Treffpunkt um 0100 am ersten der Fraktioniertürme sei. Er stellte auch eine Verbindung zu Dan und Charlie her, um deren Fortschritte abzuchekken. Kurz nach Mitternacht wusste der Einsatzleiter der SEALs daher, dass – mit Ausnahme der großen Türme – alle Zielobjekte inzwischen vermint waren.

Um 0030 hatten Rob und Ryan ihre dritte und letzte Plastikbombe unter einem Gewirr hereinführender elektrischer Leitungen platziert. Der Chief Petty Officer fand, dass dies eigentlich erst das ganze Unternehmen zu einer runden Sache machte. Er stellte die Zeitzünder auf zwei Stunden und dreißig Minuten ein und – in dem sicheren Wissen, dass dieses Kontrollzentrum nach 0300 nichts mehr kontrollieren würde – führte seine Männer zurück zur Haupt-Pipeline, um in ihrem

Schatten zu den 500 Meter entfernten Fraktioniertürmen zu gelangen.

Als sie dort ankamen, fanden sie eine Szene stillschweigender Bestürzung vor. Die Chinesen waren immer noch da und werkelten auf halber Höhe an dem Turm herum. Zumindest zwei davon; die anderen waren verschwunden.

»Es gibt keine Möglichkeit, die Minen an das Stahlgerüst zu heften, ohne dass die Typen uns sehen«, sagte Ray Schaeffer. »Das Risiko ist einfach zu groß. Wir müssen sie runterschießen, was aber auch nicht ganz einfach sein dürfte.«

»Hm, die scheinen da oben kein Funkgerät zu haben, wie war's also mit einem Ablenkungsmanöver? Irgendwas, was sie runterbringt? Vielleicht indem wir ihren Jeep in Brand stecken? Das wär's doch.«

»Genau, um dann eine ganze Menge Leute hierher zu lotsen. Feuer in einer Raffinerie ist ein verfluchter Albtraum. «

»Tja, dann halt nicht.«

Dann jedoch sahen die SEALs etwas, was einem Lottotreffer glich. Beide chinesischen Techniker stiegen die Leiter des Turms hinab.

»Was sagt ihr dazu? Die gehen auch so.«

Und so war es. Sie verschwanden mit ihrem Jeep und überließen das Feld den drei SEALs der U.S. Marines, die sich in Sekundenschnelle aufteilten, um die Haftminen an den dafür vorgesehenen Türmen anzubringen und zu verkabeln. Lieutenant Nathan lief zwischen ihnen hin und her und verteilte die Zündschnüre, verband sie mit den Minen und führte sie dann an einem zentralen Punkt im Schatten des zweiten Turmes zusammen. Hinter ihm vergruben zwei SEALs die Schnüre sorgfältig im Sand. Clouds checkte die Uhr. Es war jetzt 0150. Er stellte den Zündmechanismus auf eine Stunde und zehn Minuten ein. Es war Zeit, die Anlage zu verlassen.

Zumindest für die SEALs. Nicht so für die chinesische Zwei-

Mann-Patrouille, die am anderen Ende der Leine zweier riesiger schwarzbrauner Dobermann-Kampfhunde hing und gerade auftauchte. Sie waren – direkt vom Oberkommando in Schanghai – über die mögliche Gefahr von US-Spezialeinheiten innerhalb der Raffinerie instruiert worden und nahmen ihre Aufgabe verdammt ernst. Sie bogen um den Hauptturm und sahen sich acht großen Gestalten gegenüber, von denen zwei Schaufeln trugen, vier MP-5-Maschinenpistolen und die alle scheußlich grün und braun bemalte Gesichter hatten.

Im Moment des Aufeinandertreffens bestand zwischen den Soldaten aus China und den SEALs ein Abstand von 40 Schritten. Die Wachen reagierten im vollkommener Übereinstimmung: Sie ließen durch einen Knopfdruck die Hunde von der Leine und bliesen laut auf einer Signalpfeife. Dan Conway bewegte sich als Erster wieder, gerade als einer der Hunde Lieutenant Nathan an die Kehle springen wollte. Er hob seine nicht schallgedämpfte MP-5 und blies dem Tier fast den Kopf weg.

Der zweite Hund hetzte zu Lieutenant-Commander Schaeffer, wurde aber von Dan Conway durch einen kurzen Feuerstoß in den Nacken fast in zwei Teile zerrissen. Inzwischen hatten die Wachen ihre eigenen Waffen in Händen, aber wie schon die Hunde waren sie zu langsam. Ryan Combs jagte eine tödliche MG-Runde aus seinem M-60E4 auf sie ab. Beide starben auf der Stelle, aber ihre Signalpfeifen hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Die zwölf SEALs konnten das Aufheulen eines Jeeps hören, der direkt aus Richtung der zentralen Pipeline auf sie zuraste.

»Deckung!«, schrie Lieutenant-Commander Schaeffer. »Runter ins Dunkle. Ryan, lass sie erst aussteigen, und dann gib’s ihnen.«

Die Lichtverhältnisse waren miserabel, aber alle sahen die Scheinwerfer des Jeeps, als dieser kreischend in die Lücke zwi-

schen den Türmen jagte. Zwei weitere Wachen sprangen heraus. Ryan Combs eröffnete wieder das Maschinengewehrfeuer, und die beiden fielen tot zu Boden. Ray Schaeffer und Charlie stürmten vorwärts. Leider hatten sie die dritte Wache auf dem Rücksitz nicht gesehen, die jetzt eine Kalaschnikow auf sie anlegte und Ray Schaeffer aus kürzester Distanz durch den Kopf schoss. Sein zweiter Feuerstoß traf Charlie auf der rechten Seite in die Brust. Beide SEALs fielen zu Boden. Abermals eröffnete Ryan das Feuer und schaltete den dritten Wachsoldaten ohne viel Federlesens aus. Nur der Motor des Jeeps lief noch laut, ein fast toter SEAL lag am Boden, ein zweiter besinnungslos neben ihm. Dazu noch fünf tote Chinesen.

Lieutenant Conway übernahm das Kommando und befahl zweien der SEAL-Neulinge, die beiden Verwundeten in den Jeep zu legen. Er selbst sprang auf den Fahrersitz und forderte den Rest der Männer auf, in oder auf den Jeep zu klettern und sich festzuhalten, während er zum südwestlichen Abgrenzungszaun fuhr. Irgendwie schafften es alle, an dem Wagen zu hängen, als der ehemalige Baseball-Profi aus Connecticut den Jeep über die Gleisanlagen und durch den Sand schleudernd vorwärtsknüppelte, hin zum dunklen Scheinwerfermast, dem zweiten vom Ende aus gesehen. Fünfzig Meter vom Zaun entfernt stieg er auf die Bremse. Clouds Nathan kroch aus dem Wagen und verschwand zwischen den Lagertanks zu ihrer Rechten, wo er vorsichtig den letzten Zeitzünder einstellte, auf 61 Minuten. Als Clouds um die Ecke gelaufen kam und den Jeep wieder bestieg, ging im Kontrollzentrum eine ohrenbetäubende Sirene los.

»Wie spät?«, schrie Lieutenant Conway. »Zum Teufel noch mal, wie spät ist es?«

Es war gerade 0200 durch. Die letzte Aktion hatte weniger als fünf Minuten gedauert. Dan Conway rammte den Jeep gegen den Zaun. Zwei der SEALs öffneten den verborgenen

Durchschlupf. Sie trugen die zwei Verwundeten durch das Loch im Zaun. Der Lieutenant fuhr den Jeep rückwärts gegen die Lücke, sprang aus dem Wagen und kroch dann auch in die vorläufige Sicherheit auf der anderen Seite des Stacheldrahts. Bevor sie gingen, warfen sie noch eine Handgranate in den Jeep und schlossen auf diese Weise die Lücke im Zaun mit rot glühenden Metallteilen und brennendem Benzin.

Dann begann für sie das längste Stück ihrer Mission. Zwischen sich trugen sie ihren Anführer und den Neuling Charlie. Sie hatten zwar keine Minen und keinen Sprengstoff mehr zu schleppen, aber ihre Last war dennoch schwer und eine Verfolgung unvermeidlich. Ihre Überlebenschancen schätzten sie nicht größer als 60 zu 40 ein. Sie erreichten ihr Basislager, gaben dem schwer verwundeten Charlie Morphium und versuchten verzweifelt, das Blut zu stoppen, welches Lieutenant-Commander Schaeffer aus dem zerschmetterten Schädel floss. Aber allen war klar, dass dies ein hoffnungsloses Unterfangen war. Ray atmete nur noch stoßweise und starb schließlich in den Armen von Lieutenant Dan Conway, der die Tränen, die ihm über das vollgeschmierte Gesicht flossen, nicht zurückhalten konnte.

Die Leiche zurück durch das Meer zu bringen war eine Herkulesarbeit und hätte sehr leicht mit ihrer Gefangennahme enden können, hätten die Chinesen noch eine weitere Wachmannschaft vor Ort gehabt. Aber die SEALs wollten ihren toten Anführer unter keinen Umständen zurücklassen. Sie zogen sich ihre Nassanzüge an, und der kräftig gebaute Rob Cafiero trug anschließend den Lieutenant-Commander auf dem Buckel mit festen Schritten zur Küste. Clouds Nathan und Dan Conway führten Charlie mit sich, der jede Menge Blut verlor. Sie konnten das nicht verhindern, aber immerhin war es ihnen gelungen, ihm den Nassanzug anzuziehen.

An der Küste gruppierten sie sich um. Sie hatten keine andere

Möglichkeit, als den Leichnam von Ray Schaeffer auf dem ganzen Weg zum Minitauchboot hinter sich im Wasser herzuziehen. Es war jetzt 0240. Sie mussten vorankommen und sich endlich ihre Schwimmflossen anziehen. Wegen ihres Schocks dauerte das sehr lange, obwohl sie während ihrer Ausbildung durchaus mit dem Problem des Todes von Kameraden konfrontiert worden waren. Schließlich war in der Uferbrandung alles bereit. Dan schwamm voraus und zog Ray hinter sich her, der mit zunehmender Wassertiefe immer leichter wurde.

Zwanzig Minuten später waren sie eine halbe Meile von der Küste entfernt in hüfthohem Wasser. Sie hielten an und blickten zurück, um zu sehen, welchen Schaden sie angerichtet hatten. Einige Momente lang passierte gar nichts, dann riss eine unglaubliche Explosion die Nacht auseinander, mit der die gewaltigen Fraktioniertürme hochgingen, einer nach dem anderen, um leuchtende orange und violette Flammen in den Himmel zu schicken. Sekunden später schien das Meer zu beben. Sechzig massive Benzintanks waren gleichzeitig mit Riesengewalt detoniert. Sie hörten auch das weit entfernte Grollen des explodierenden Kontrollzentrums, das in einem Feuerball aus Flammen und Mauerteilen verschwand. Der Himmel schien sich noch weiter zu erhellen, als jetzt auch noch Tausende Barrel Rohöl aus Kasachstan ungehindert in das Inferno flossen und dem Feuer Nahrung gaben, ein Feuer, das sechs Tage lang brennen sollte. Sie konnten die Hitze selbst hier draußen im Wasser, zwei Meilen entfernt, spüren.

»Himmel!«, sagte Ryan Combs. »Was immer man von uns verlangt hat – wir haben es getan.«

»Ob es das auch verdammt noch mal wert war?«, sagte Dan Conway.

»Ruhig, Danny«, sagte Rob. »Ich glaube, Ray hätte nicht gewollt, dass du so redest.«

Der neue Teamführer nickte nur. Die beiden SEALs drehten

sich wieder dem Meer zu, nach Westen, wo das ASDV sie schon erwartete. Sie schwammen knapp unterhalb der Wasseroberfläche, und zogen die schweigsame Leiche von Lieutenant-Commander Schaeffer hinter sich her.

KAPITEL SIEBEN

160500MAY07 USS *Shark,* Golf von Hormus
Position 26.36 N, 56.49 E. Fahrt 3. Rennstreckenkurs auf Sehrohrtiefe

Die Meldung aus dem Funkraum war nicht eindeutig: »Funkoffizier an XO. Wir empfangen etwas über Funk. Ist aber irgendwie undeutlich. Etwa zwölf Meilen entfernt, vom ASDV. Schätze, sie sind aufgetaucht und benutzen eine Handantenne. Versuchen aber durchzukommen. Wir geben unser Bestes. Was immer da los ist, es klingt nicht gut.«

»XO an Funkoffizier. Es geht hier doch nicht etwa um einen Mayday-Ruf, oder?«

»Nein, Sir. Aber sie scheinen erhebliche Schwierigkeiten zu haben. Einen Moment, Sir. Sie sind wieder dran. O Gott, sie haben einen Mann verloren, Sir. Warten Sie. Ich melde mich gleich wieder. Bleiben Sie in der Leitung, Sir.«

Lieutenant-Commander Dan Headley konnte den Hintergrundlärm im Funkraum hören: »Wiederholen Sie! Over. Wiederholen Sie. Over.« Der Funker der *Shark* wiederholte die Meldung zwei Mal. »Sie sagten *tot,* ja? Tot? Wiederholen Sie. Over.«

Drei Minuten später war der Funkoffizier wieder in der Leitung. »Wenn ich es richtig verstanden habe, Sir, ist Lieutenant-Commander Ray Schaeffer getötet worden und einer von den jungen SEALs, Charlie Mitchell, ist sehr schwer verwundet. Man befürchtet, auch er könnte sterben, und lässt anfragen, ob wir unser Boot nicht in eine näher gelegene Position bringen können. Das ASDV macht bekanntlich selbst voll aufgedreht nicht mehr als sechs Knoten.«

Inzwischen war Commander Rusty Bennett in der Zentrale aufgetaucht. Dan Headley wiederholte ihm die außerordentlich traurige Meldung. Niemand der Anwesenden hörte den Leiter der Gesamtoperation etwa klagen: »O nein. Nicht Ray!«, man hörte nur ein sehr formelles: »Ist es sicher, dass es Ray ist?«

»Die Meldung kam vom ASDV«, sagte Dan Headley. »Sie war nicht sehr deutlich, aber wir bereiten uns lieber mal auf das Schlimmste vor.«

»Hieß es, wie schlimm Charlie Mitchell verletzt ist?«

»Schlimm. Man befürchtet, er könnte sterben, wenn er nicht verdammt schnell behandelt wird. Sie möchten, dass wir das Schiff näher an sie ranbringen, was auch gut möglich wäre. Aber Sie wissen ja, wie das mit dem CO beim letzten Mal gelaufen ist. Er hat schon einmal fast einen Herzschlag bekommen, als ich die Befehle in einer wesentlich unbedeutenderen Angelegenheit geändert habe.«

»Wo ist er jetzt?«

»Vermutlich schläft er.«

»Wecken wir ihn?«

»Nein. Scheiß drauf. Holen wir die Jungs raus. Okay. Alle Masten ein. Fahrt 20 Knoten. Kurs null-drei-vier. Fadenmesser soll jeweilige Tiefe feststellen. Navigator gibt mir unmittelbar die Werte durch.«

Das Unterseeboot drängte vorwärts. Jeder, der wach war, hörte den eindeutigen Wechsel im Rhythmus des Bootes. Lieutenant Pearson kam mit einer Karte durch die Tür gerannt und sagte: »Genau hier, Sir. Wir sind in 200 Fuß tiefem Wasser und können noch mindestens sechs Meilen auf diesem Kurs laufen, ohne groß darüber nachdenken zu müssen.«

»Danke, Shawn…«

Das plötzliche Erscheinen von Captain Reid in der Zentrale ließ ihn verstummen. Reid trug einen Marine-Pullover, eine Schlafanzughose, Socken und Schuhe. »XO, darf ich um Aus-

kunft bitten, wohin Sie dieses Schiff genau führen, wo unsere Befehle doch eindeutig besagen, dass wir hier auf Wartepositi-on zu bleiben haben?«

»Sir, wir befinden uns in einem Rettungseinsatz. Das ASDV hat sich gerade gemeldet. Der SEAL-Einsatzleiter, Lieutenant-Commander Schaeffer, ist getötet worden, und ein anderes Mitglied der Gruppe wurde schwer verletzt. Wir wurden gebeten, ihnen entgegenzufahren. Sie befürchten sonst, dass auch der zweite SEAL sterben wird. Wir fahren ihnen sechs Meilen entgegen, wo die Wassertiefe immer noch 150 Fuß beträgt. Wenn es sein muss, können wir dann sogar aufgetaucht weiterfahren, bis wir sie finden.«

»Lieutenant-Commander Headley, Ihnen ist natürlich klar, dass Ihr Befehl in direktem Widerspruch zu meinen und denen des Oberkommandos des Flottenverbandes steht?«

»Sir. Es gibt hinreichend entsprechende Vorschriften im Marine-Regelwerk, die Einsätze in Notfällen rechtfertigen. Insbesondere wenn es um die Rettung des Lebens der eigenen Leute geht.«

»XO, *erinnern Sie mich nicht an das Marine-Regelwerk. Ich weiß jede Menge darüber, und ich ersuche Sie einmal, über jene Regel nachzudenken, die dem Kommandanten die absolute Gewalt auf seinem Schiff gibt.«*

»Ich bin durchaus mit dieser Regel vertraut, Sir.«

»Dann befehle ich Ihnen jetzt zum zweiten Mal, das Boot zu wenden und auf unsere korrekte Warteposition bei 26.36 N, 56.49 E zurückzukehren.«

»Sir«, unterbrach ihn Commander Bennett, »wie Ihnen durchaus bewusst sein sollte, habe ich einen höheren Dienstrang als Commander Healey und es war meine Aufforderung, der er zustimmte, den Rettungseinsatz durchzuführen, um – wenn noch möglich – das Leben eines meiner wertvollsten Männer zu retten.«

»Dann muss ich Sie daran erinnern, Sir, dass Sie absolut keine Rechte auf diesem Boot haben. Ich verbitte mir jede Einmischung. Was spielt sich hier eigentlich ab? Irgendeine verdammte Verschwörung? Da haben Sie sich den Falschen ausgesucht, ich lass mich nicht zum Trottel machen. Warten, bis ich schlafe, um dann eindeutig meine Befehle zu unterlaufen.«

»Sir, darf ich eben…«

Rusty wurde mitten im Satz unterbrochen: *»Nein, Sie dürfen nicht! Sechsundzwanzig, sechsunddreißig Nord, Sir. Sechsundfünfzig, neunundvierzig Ost, Sir. Das ist unsere vorgeschriebene Position, und genau dahin fahren wir. Sie können nicht die Navy für einen Burschen, der sich wahrscheinlich in den Finger geschnitten hat, aushebeln. Zurück zu unserer festgelegten Position. Das ist ein Befehl, XO!«*

Mittwoch, 16. Mai, Mitternacht
Büro des Nationalen Sicherheitsberaters
Weißes Haus, Washington, D.C.

Admiral Morgan war allein. Admiral Dickson war vor zwei Stunden in das Pentagon zurückgekehrt. Beide hatten mitbekommen, dass das SEAL-Team in den Iran eingedrungen war und dass der Zeitpunkt für den Angriff auf die Raffinerie auf die frühen Stunden des Donnerstags festgelegt worden war, achteinhalb Stunden vor der Washingtoner Zeit. Beiden Männern war auch bewusst, dass es schon geschehen sein musste, mehrere Quellen hatten das bereits bestätigt: Satellitenaufnahmen, die CIA, die Botschaft in Teheran, die Briten via Oman auf der anderen Seite der Straße von Hormus, und dann gab es noch eine erste vage Meldung von CNN. Die Besatzung auf dem Flugdeck der USS *Constellation,* aber fast auch jeder an-

dere an Bord des Schiffes, hatte den Feuerball in 20 Meilen Entfernung beobachten können. Die Navy der USA, von Diego Garcia bis Pearl Harbor, von Coronado bis Norfolk, Virginia, wusste eindeutig, dass ein zwölfköpfiges Einsatzteam der SEALs die weltweit größte und zugleich modernste Ölraffinerie im Nahen Osten zerstört hatte.

Doch keiner wusste, wie es den SEALs selbst ergangen war. Admiral Morgan durchquerte sein Büro mit großen Schritten und wartete auf neue Meldungen. Er schätzte, dass die SEALs gegen 0800 dortiger Zeit zurück auf der *Shark* hätten sein müssen.

Das wäre vor einer halben Stunde gewesen, aber bis jetzt hatte er noch nichts gehört. *Was zum Teufel geht da vor?,* fragte sich der Admiral. Er hielt Kathy auf Trab, die alle eingehenden E-Mails las und das Telefon überwachte, um sofort die Meldung, dass alle wohlauf seien, hereinzubringen. Diese Unruhe war ein merkwürdiger Zug seines Charakters, da er jetzt ja eigentlich – zumindest wenn man seine Stellenbeschreibung ernst nahm – ein »politischer« Berater war. Aber nicht, wenn es darauf ankam. Im Grunde seines Herzens war er noch immer ein Marineoffizier im Dienst – und der verlässt die Kommandobrücke erst, wenn er sicher weiß, dass seine Männer alle unversehrt zurückgekommen sind. *Warum sagt mir keiner, dass sie in Sicherheit sind? Vielleicht sind sie es ja gar nicht? Und wenn nicht – warum?* Und dann wieder die Frage: *Was zum Teufel geht da vor?* – »Kathy!«

Die Tür öffnete sich, und die trotz dieser späten Nachtstunden noch immer unglaublich attraktive Ms. O'Brien betrat den Raum. »Wenn du doch nur nicht so brüllen würdest«, sagte sie. »Es ist so… so… na ja – unbeherrscht. «

»Wer zum Teufel kann mich schon in dieser verfluchten Gruft hören?«, krächzte er.

»Eigentlich jeder.«

»Glaubst du, man kann mich auch im Oval Office hören, falls der Präsident überhaupt noch arbeiten sollte?«

»Mein Liebling – man kann dich selbst bis in den Rosengarten hören.«

»Oh, natürlich. Ich vergaß, da arbeitet jetzt ja das ›Mitternachtsrosenschneidegeschwader‹, um bis zum Frühstück die Rosen zurechtzuschneiden.«

»Arnold, das Einzige, ich dir nur klarmachen, dass du nicht um Mitternacht im Weißen Haus wie ein Spieß auf dem Kasernenhof herumbrüllen solltest. Und dann noch was: Sarkasmus steht dir nicht.«

»Und ob. Er tut mir besser als alles andere, was mir so über den Weg gelaufen ist. Egal – wo zum Teufel sind meine SEALs? Geben Sie mir darauf eine Antwort, Miss Dezibel 2007.«

Bevor sie darauf eine passende Antwort geben konnte, läutete das Telefon in ihrem Büro. Die abhörsichere Leitung! Sie ging schnell hinaus und stellte sofort das Gespräch zum Admiral durch.

»Ja. Morgan. Sprechen Sie.«

»Arnold, hier ist Alan Dickson. Gute und schlechte Nachrichten. Die SEALs haben die Raffinerie ausgelöscht, aber nur zehn sind zurück gekommen.«

»Sind sie jetzt in der *Shark?«*

»Sie sind. Aber sie haben den Einsatzleiter, Lieutenant-Commander Ray Schaeffer, verloren. Und auch einen der neuen Burschen, Charlie Mitchell.«

Admiral Morgan war mindestens eine halbe Minute lang totenstill, um sich zu sammeln »Sie sind aber nicht im Feuer gestorben – oder?«

»Nein, es hat in der Raffinerie einen Kampf gegeben. Die Chinesen haben Militärpatrouillen eingesetzt, mit denen wir nicht gerechnet hatten. Und Kampfhunde. Die Jungs wurden

überrascht, haben aber dann doch fünf Wachen und zwei Hunde getötet. Offensichtlich konnten die Soldaten noch einige Feuerstöße aus ihren alten Kalaschnikows los werden. Sie haben Ray und Charlie aus zwanzig Schritt Entfernung getroffen. Die Jungs hatten keine Chance.«

»Sie haben sie doch nicht zurückgelassen? Nicht in diesem gottverfluchten Land, oder?«

»Nein. Sie haben die Leiche von Ray Schaeffer mit rausgebracht. Zu dem Zeitpunkt hat Charlie Mitchell noch gelebt, ist aber im ASDV, fünfzehn Minuten bevor sie das Unterseeboot erreicht haben, gestorben. Es war eine lange Fahrt bei nur sechs Knoten. Jede Rettung war zu spät.«

»Danke, Alan. Wir sprechen morgen früh weiter.«

»Gute Nacht, Sir.«

Arnold verließ seinen Schreibtisch und ging zum Fenster. Er starrte hinaus in die Dunkelheit, und vor seinen Augen sah er die nur schwach erleuchtete Raffinerie und stellte sich vor, wie die SEALs, allein auf sich gestellt da draußen, in ein Feuergefecht verwickelt wurden, und er malte sich die tapfere Gegenwehr der jungen Amerikaner aus, ihre panische Angst, die heulenden Geschosse, ihren Anführer, Lieutenant-Commander Schaeffer, wie er vorwärtsstürmte, um das Leben seiner Männer zu retten. Ray Schaeffer. Verflucht! Er ist für mich nach Russland gegangen. Nach China und in den Iran. Und jetzt ist er tot. Admiral Morgan hörte Kathy in sein Büro zurückkehren. Aber er blieb einfach mit dem Rücken zu ihr gewandt stehen und starrte hinaus in den tiefschwarzen Garten des Weißen Hauses, weil er es nicht ertragen konnte, dass sie ihn in diesem aufgewühlten Zustand sah.

»Ich habe Kaffee für uns bestellt«, sagte sie. »Wie viele haben wir verloren?«

»Zwei.«

»Ich habe an deiner Stimme gehört, dass etwas Schlimmes

passiert sein muss.«

Sie sah, wie er sich mit dem Hemdärmel Tränen aus den Augen wischte, bevor er sich zu ihr umdrehte, und sie bemerkte, dass seine Stimme wieder fest war, als er zu ihr sagte: »Sorge bitte dafür, dass Admiral Dickson und ich an der Beerdigung von Lieutenant-Commander Ray Schaeffer im Marblehead teilnehmen.«

»Was ist mit dem Präsidenten?«

»Vergiss es. Er würde es nicht verstehen.«

»Er versteht doch, was der Tod eines Marineoffiziers bedeutet – oder etwa nicht?«

»Möglicherweise. Aber er würde niemals dessen Mut begreifen. Das Pflichtgefühl. Die Ehre. Die Gesinnung eines solchen Mannes.«

»Nun ja, aber ich bin sicher, die Menschen in Marblehead würden es begrüßen, wenn der Präsident dem toten Lieutenant-Commander mit seiner Teilnahme an der Beerdigung die letzte Ehre erweist«, erwiderte Kathy. »Könntest du ihm das nicht klarmachen?«

»Das, fürchte ich, wäre, als wenn man einem Schwein das Sprechen beibringen wollte. Man würde nur erreichen, dass das arme Tier völlig verwirrt wird. Ich vermute, die einfache Wahrheit, dass ein Offizier bereit ist, sein Leben für sein Land herzugeben, wird für Leute wie Präsident Clarke für immer ein Mysterium sein. Weil Männer wie Ray es nicht für Geld tun. Und auch nicht des Ruhmes wegen. Man kann es kaum in Worte fassen. Es geht nicht um Macht. Es geht um etwas anderes. Etwas sehr Persönliches für Menschen wie Lieutenant-Commander Schaeffer. Glaub mir, es gibt nicht viele von der Sorte, du siehst ja, wie sehr es mich aufwühlt, wenn ich einen verliere.«

»Ja. O ja, das tue ich. Ich habe dich noch nie so gesehen.«

»Schätze, das haben nicht allzu viele. Man hält mich für eine

Art Zivil-SEAL im grauen Anzug, Aber im Inneren bin ich wie jeder andere auch. Und das gilt auch für die SEALs. Sie verspüren Angst, sie fühlen Schmerzen, und sie bluten aus ihren Wunden. Manchmal vermute ich, blute ich für sie.«

»Ja, Liebling. Das tust du.«

Der Kaffee kam, und Kathy schenkte ihn ein. Der Admiral saß an seinem Schreibtisch und war still. Plötzlich stand er auf und teilte ihr mit: »Ich werde nicht dafür bezahlt, dass ich hier herumsitze und das Vergangene betrauere. Ich werde dafür bezahlt, damit ich das, was morgen sein wird, herausfinde. Ich muss weitermachen, oder die Bastarde überrollen mich.«

Er ging zu ihr und nahm sie in die Arme, aber sie konnte dennoch den Schmerz in seinen Zügen sehen, den sehr persönlichen Schmerz um die toten SEALs. Sie konnte sich in diesem Augenblick nicht vorstellen, dass irgendjemand jemals einen anderen mehr geliebt hatte als sie jetzt Arnold Morgan.

Donnerstag, 17. Mai, 0900 (Ortszeit)
Hauptquartier der Südflotte.
Zhanjiang, Südchina

Die Nachricht von der völligen Zerstörung der chinesischen Raffinerie schlug in Peking um acht Uhr morgens ein. Um neun Uhr berichteten bereits die Medien der Welt über eine *erneute* furchtbare Brandkatastrophe in der Straße von Hormus – dieses Mal sei eine riesige Ölraffinerie betroffen. Die Rohölmärkte der Welt drohten zum zweiten Mal in einem Monat durchzudrehen.

Admiral Zhang glaubte – genau wie es dann auch eintraf –, dass der Preis pro Barrel Rohöl wieder auf 85 Dollar steigen würde, wenn der wichtige Markt in Tokio öffnete, nachdem er wochenlang bei verhältnismäßig niedrigen 65 Dollar gelegen

hatte. Überraschenderweise blieb er gelassen und sagte zu seinem Freund: »Nun, Jicai, ich glaube, wir konnten so etwas erwarten.«

»Sie meinen, einer hat uns das willentlich angetan und es war nicht einfach nur ein schlimmes Unglück?«

»Jicai, das Pentagon hat gerade Chinas wichtigste Raffinerie in die Luft gejagt – als Rache für das Minenfeld, das wir in der Straße von Hormus zu legen halfen.«

»Sie gehen doch nicht davon aus, dass die Amerikaner sie bombardiert oder mit einer lenkbaren Trägerrakete getroffen haben, oder? Sicherlich nicht. Sie würden sich nicht trauen, einen derart eindeutig kriegerischen Akt in aller Öffentlichkeit zu begehen.«

»Jicai, es ist durchaus möglich, dass man niemals erfahren wird, was wirklich in unserer Anlage geschehen ist. Es ist genauso gut möglich, dass die Weltpresse noch nicht einmal in Erwägung zieht, dass solch ein Unterfangen von den ach so großen und ach so mächtigen Vereinigten Staaten ausgeführt wurde. Aber ich werde immer wissen, dass es so war.«

»Vermuten die Medien denn, da könnte etwas nicht stimmen? Ziehen sie schon eine Verbindung zu den anderen Feuern?«

»Noch nicht. Aber bisher wissen sie auch nichts von unserer Beteiligung am Zustandekommen des Minenfeldes. Obwohl ich mir absolut sicher bin, dass die amerikanischen Militärs Bescheid wissen. Deswegen haben sie ja auch soeben die Raffinerie hochgejagt.«

»Schlagen wir zurück?«

»Wie denn. Es gibt im unmittelbaren Umfeld der Raffinerie kein lohnendes Ziel für uns. Außerdem würde ein derartiges Vorgehen nicht in unserem Interesse liegen. Die Amerikaner würden dann damit beginnen, unsere gesamte Flotte zu zerstören, dem wir, wie ich fürchte, nichts entgegenzusetzen hätten. Ich bin eher der Meinung, dass unsere Tage im Arabischen

Meer und im Persischen Golf gezählt sind. Momentan jedenfalls. Die Amerikaner sind jetzt dort die Herren.«

»Es ist ungewöhnlich für Sie, Yushu, dass Sie einfach solch schreckliche Vorkommnisse akzeptieren.«

»Nun, vergessen Sie nicht, dass ich halbwegs etwas Derartiges erwartet habe. Und nun möchte ich zu bedenken geben, dass das entscheidende Kennzeichen unserer Kriegsführung seit vordenklichen Zeiten immer Zermürbung war. Wir können Niederlagen verkraften, sowohl physisch als auch psychisch. Unsere Richtschnur aber ist, dass wir niemals unser wichtigstes Ziel aus den Augen verlieren und ihm immer näher kommen. Lassen wir die Ölfeuer also brennen. Später an diesem Morgen wollen wir unsere eigenen Flammen am Himmel entzünden.«

Die Admirale Zu Jicai und Zhang Yushu wurden nun von dem erst kürzlich ernannten Oberbefehlshaber der Südflotte, Vizeadmiral Yang Linzhong, begrüßt, einem kurzen, stämmigen Mann aus der Provinz Kanton. »Meine Herren«, sagte er, als er jetzt sein eigenes Büro betrat, und sich vor seinen Gästen verbeugte, »ich habe gerade unsere Schall-Versuchslaboratorien besucht. Man ist dort darauf vorbereitet, Ihnen die Arbeit der letzten sechs Monate vorzuführen. Ich glaube, Sie werden beeindruckt sein.«

Die beiden dienstältesten Admirale der gesamten chinesischen Streitkräfte erhoben sich und folgten Yang nach draußen, wo schon ein Dienstwagen der Marine auf sie wartete. Sie wurden direkt zum eine knappe Meile weit entfernten Arbeitsbereich von Korvettenkapitän Guangjin Chen gebracht, dem »Herrn der Tiefe« der Volksbefreiungsarmee, ihrem führenden Kopf auf dem Gebiet der Gegenmaßnahmen bei Unterwasser-Abhöreinrichtungen. Sein militärischer Rang war ihm ehrenhalber verliehen worden. Guangjin war eigentlich ein Wissenschaftler, den man sich eher in einem weißen Laborkittel als in einer Marineuniform vorstellen konnte. Tatsächlich hatte ihn

noch nie jemand in einer Uniform gesehen, obwohl das Gerücht umlief, dass er der bestbezahlte Offizier unterhalb des Rangs eines Konteradmirals sei. Sein Königreich lag unter Wasser, in den fremdartigen, unheimlichen Höhlen des Ozeans. Er folgte den Gesetzen von Ebbe und Flut, er lauschte der Spur der Echos nach und reagierte auf den nachklingenden Laut von Schallwellen. Große Teile seiner Arbeit befassten sich mit elektronischer Düppeltechnik, dem Verstellen und Verbergen der Maschinengeräusche von Kriegsschiffen. Immer mit der Absicht, den Feind zu verwirren und zu täuschen.

Nur wenige Menschen wussten allerdings, dass Guangjin Chen ein Geheimprojekt zur absoluten Täuschung möglicher Gegner so genial gemeistert hatte, dass es Admiral Zhang fast den Atem verschlagen hatte. Er hatte erst vor einem Jahr davon gehört, als er noch Oberbefehlshaber der Marine war, und das auch nur per Zufall. Seine Wut war unermesslich gewesen, als er herausbekam, dass Guangjin seine Idee bereits vor zehn Jahren der Marine zur Weiterentwicklung angeboten hatte, vier Jahre bevor er selbst in die Marineführung eingetreten war. Guangjin war damals einfach niedergebügelt worden – wahrscheinlich nur deshalb, weil er ein einfacher Zivilist war. Auf jeden Fall erkannte Admiral Zhang geniale Ideen, wenn er davon hörte – selbst wenn sie in der Praxis nicht durchführbar sein mochten. Und so hatte er im vergangenen August Guangjin zu einem Abendessen in sein Haus geladen und ihn dort – zur großen Freude des Wissenschaftlers – einer genauen Befragung unterzogen.

Wie alle Wissenschaftler liebte der schlanke und ernste Guangjin es, über seine Arbeit zu sprechen, besonders über ein Projekt, von dem er schon angenommen hatte, dass es gestorben sei. Schüchtern gestand er dem mächtigen chinesischen Admiral ein, dass er die Arbeit daran während der letzten Monate zu Hause fortgesetzt habe.

Die Nacht war wunderbar. Sie saßen draußen vor Zhangs herrlichem Landhaus auf der Insel Gulangyu, direkt gegenüber dem Lujiang-Kanal, der bei der südchinesischen Hafenstadt und dem gleichnamigen Marinestützpunkt Xiamen beginnt. Die Luft war warm, und ein schwacher Südwestwind strich über die breite Mündung des Neun-Drachen-Flusses. Guangjin und Zhang tranken wohlriechenden Tee auf der steinernen Veranda unter dem geschwungenen roten Dach. Der Wissenschaftler ging umher, beantwortete Zhangs Fragen und zeigte mit einem Rohrstock auf die Steinquader zu seinen Füßen.

»Und wo ist der Flugzeugträger jetzt?«

»Genau hier. In diesem Steinquadrat«,

»Und wo ist unser Kilo-Unterseeboot?«

»Hier, mein Herr, in der Mitte dieses helleren Quadrats. «

»Sendet es schon Signale aus?«

»Nein – noch nicht.«

»Gut, und wann wird es?«

»Wenn ich den Befehl dazu gebe.«

»Aber wie werden Sie wissen, wann es Zeit dafür ist?«

»Ich beobachte den Flugzeugträger ständig.«

»Und wie?«

»Durch Satelliten, mein Herr. Es ist sehr leicht, ein großes Schiff im offenen Meer aufzuspüren. Man kann es kaum verpassen.«

»Wie lange dauert die Übermittlung der Signale?«

»Oh, nur wenige Sekunden. Lang genug, um gehört zu werden.«

»Und dann?«

»Nun, wenn der amerikanische Admiral nur ein Quäntchen Verstand hat, wird er abdrehen und einen eher nördlichen Kurs einschlagen.«

»Das glaube ich auch.«

»Dann fährt er auf dem neuen Kurs weiter – bis ich ihm einen

neuen Schrecken einjage.«

Der Admiral erinnerte sich, dass er seinen Kopf voller Erstaunen geschüttelt und dann gesagt hatte: »Guangjin Chen, ich bin zutiefst beeindruckt. Ich wünsche, dass Sie Ihre Arbeiten mit höchster Dringlichkeit fortsetzen. Ziehen Sie in eine abgesicherte Zone ein, und bauen Sie die nach Ihren Vorstellungen aus. Sie werden nur Admiral Zu und mir selbst Rechenschaft ablegen. Ich betrachte dies als unsere ganz persönliche Aufgabe, und in Erinnerung an den heutigen Abend gebe ich der Operation den Codenamen ›Bodenplatte‹.«

Admiral Zhang würde niemals das Gespräch vergessen. Es hatte ihn monatelang beschäftigt. Dieser hochintelligente Mensch, der sich der Marine als Sonar-Experte angeschlossen hatte, war auf dem Weg zu einer großen Entdeckung. Jetzt galt es herauszufinden, wie groß sie wirklich war – und ob sie auch einsetzbar war.

Die drei Admirale stiegen jetzt aus dem Dienstwagen. Zwei Wachsoldaten eskortierten sie zu einem Büro im Inneren des streng geheimen Versuchslabors. Dort begrüßte sie Korvettenkapitän Guangjin mit einer höflichen Verbeugung. Er hatte bis heute noch nicht den traditionellen Salut der Marine verinnerlicht. »Willkommen, meine Herren, in meinen bescheidenen Unterkünften.« Militärische Anreden waren ihm ebenso fremd geblieben. Aber Genialität strahlt eine eigene Würde aus, und keiner bemerkte das Fehlen militärischer Formen. »Yushu«, begann er mit erschütterndem Mangel am Erkennen des Rangunterschieds, »ich bin aufs Höchste erfreut, Sie wieder zu sehen – und ich glaube, auch Sie werden mit mir hochzufrieden sein.«

Admiral Zhang lächelte und klopfte seinem Günstling auf die Schulter. Das Projekt war natürlich eine Sache des Wissenschaftlers – aber Zhang hatte es erst ermöglicht. Und wenn es funktionierte, würde die Weltgeschichte über sie beide ein

wohlwollendes Urteil fällen.

Guangjin ging zum hinteren Ende seines großen und hellen Arbeitsbereichs und führte sie dann in einen verdunkelten Raum, der nur durch flackerndes Licht von Computer-Bildschirmen indirekt erhellt wurde. Er glich in vielem dem Kommandoraum eines Kriegsschiffes. Guangjin hielt vor einem Bildschirm, der ein hell erleuchtetes Gitter zeigte. »Das ist es, Yushu. Genauso, wie wir es geplant haben. ›Operation Bodenplatte‹, nicht wahr? Und nun haben wir, wie Sie sicherlich wissen, zwei mögliche Testobjekte zur Verfügung. Da ist zunächst eine kampfbereite Fregatte, die im Gelben Meer in Richtung Norden schwimmt, und eine weitere im Pazifik, fünfhundert Seemeilen von unserer Südküste entfernt. Beide Schiffe haben in der letzten Stunde das Gerät über Bord geworfen und befinden sich in einem Abstand von zehn Meilen davon. Das Gerät ist im Augenblick nicht eingeschaltet. Doch jetzt werde ich das im Gelben Meer aktivieren. Sie, Yushu, werden persönlich mit dem Sonarraum auf der Fregatte sprechen.«

Er reichte dem älteren Admiral einen Telefonhörer. »Hier spricht Admiral Zhang. Teilen Sie mir bitte Ihre Beobachtungen mit.«

»Hier Leutnant Chunming, Herr Admiral. Im Augenblick ist nichts auf dem Bildschirm zu sehen. Nur der übliche Wasserfall. Bitte bleiben Sie in der Leitung.«

Guangjin bewegte sich zur Tastatur vor dem Bildschirm mit dem Gittermuster. »Ich aktiviere es jetzt«, sagte er und drückte verschiedene Tasten.

Im Raum herrschte absolute Stille, als die elektronischen Impulse zu einem von zwei chinesischen Satelliten schossen. Dann hörte Admiral Zhang über das Telefon: »Hier Leutnant Chunming, Herr Admiral. Ich hab etwas drauf. Es sind die Umrisse einer Maschine, nur kurzer Kontakt, vielleicht sieben Sekunden, aber ich bin mir sicher, es ist ein Unterseeboot, das

wendet. Einen Moment noch, Herr Admiral, der Computer versucht den Umriss zu erkennen. Er hat es jetzt, Herr Admiral, es ist ein in Russland gebautes Kilo mit dieselelektrischem Antrieb. Kein Zweifel. Das Schema passt exakt.«

Der Admiral legte den Hörer auf, drehte sich zu dem Wissenschaftler um und reichte ihm die Hand. »Bemerkenswert«, sagte er, »sehr, sehr bemerkenswert.«

»Nun werden wir das zweite Gerät testen, draußen im Pazifik. Nehmen Sie diesen Hörer, während ich die Aktivierung durchführe.«

Vier Minuten später hörte ein fast verzückter Zhang Yushu einen anderen Sonaroffizier auf einer weit entfernten chinesischen Fregatte zu ihm sagen: »Es kommt rein, Admiral. Wir haben einen Kurzkontakt mit einem in Russland gebauten Unterseeboot der Kilo-Klasse.«

201300MAY07
USS *John F. Kennedy*
Position: 20 N, 125 E. Fahrt 20. Kurs 315

Die *Big John* stampfte über 3000 Faden Wassertiefe. Alle Flugübungen waren wegen eines schweren Sturms für zwei Tage eingestellt worden und die Besatzungen der »Black Aces«, »Top Hatters« und »Golden Warriors« langweilten sich deswegen zu Tode. Die Wettervorhersage versprach jedoch Besserung, der Sturm war schon abgeebbt. Der Flugzeugträger befand sich gegenwärtig in der Philippinensee, 180 Seemeilen nordöstlich von Kap Engano. Das bedeutete auch, dass er 270 Seemeilen südöstlich von der taiwanesischen Küste entfernt war und noch 150 Seemeilen laufen musste, um sein Einsatzgebiet zu erreichen.

Das dort waren die üblichen Gewässer, in denen die U.S. Na-

vy ihre Patrouillen fuhr, als Weltpolizist, der die Rechte der Bürger einer freien Nation Taiwan beschützte. Das Einsatzgebiet bildete ein Dreieck, dessen kürzeste Seite 90 Seemeilen lang war und entlang der zentralen östlichen Küstenlinie der Insel verlief, ungefähr 50 Meilen von den Stranden entfernt. Die anderen beiden Seiten waren jeweils 150 Seemeilen lang und trafen sich an einem Punkt in der Nähe des 125. Längengrads. Überwiegend betrug die Wassertiefe innerhalb dieses Dreiecks 15000 Fuß.

Die *JFK* fuhr geradewegs dorthin: hoch, breit und beeindruckend – ohne das jemandem zu verbergen, ohne Ablenkmanöver, ohne Absicht, sich zu verstecken. Sie war wie eine drohende Eisenfaust, die gleiche, die Rotchina schon seit mehr als einem halben Jahrhundert gewarnt hatte: *Halt dich aus unserem Hinterhof heraus!* Hier kam sie wieder, drängte sich durch die langen Wellen des Pazifiks, zerschnitt zehn Meter hohe Wogen: 88000 Tonnen verdrängende stahlumhüllte Kampfkraft, bereit einen jeden herauszufordern, der Widerspruch anmeldete. Das neue Emblem der Tomcat-Piloten fasste tausend Worte in drei zusammen: *Pass auf, Freundchen!*

Auf einem hell erleuchteten Computer-Bildschirm, 800 Seemeilen entfernt im Hauptquartier der Südflotte in Zhanjiang, sah man eine Karte des Einsatzgebietes der *JFK*. Sie zeigte eine 100 Meilen lange Linie, die 50 Meilen von der Ostküste Taiwans entfernt war, und 150 Meilen weiter ein Rechteck statt eines Dreiecks bildete. Im Wesentlichen war dies das Resultat einer Schätzung etwa eines Dutzend ehemaliger Kriegsschiffskommandanten der chinesischen Marine – und es war alles andere als eine schlechte Schätzung. Das *JFK*-Dreieck passte sehr genau in Guangjins »Kasten« und die Deckungsgleichheit der 100-Meilen-Linie gegenüber den taiwanesischen Stranden war geradezu unheimlich. Dies war natürlich das Ergebnis jah-

relanger Beobachtungen der US-Patrouillenfahrten. Um die chinesische Version des Operationsgebietes der *JFK* herum war eine 600 Meilen lange Linie in der Form eines abfallenden Daches gezeichnet, die Admiral Zhang Yushus Annahme des möglichen amerikanischen Aufmarschweges darstellte. Das war die Linie, auf der sie nun auf den Flugzeugträger warteten, und in genau drei Stunden von jetzt an würde die *Big John* diese Linie bei 20.41 N, 124.18 E durchbrechen. Die chinesischen Aufklärungssatelliten würden sie unerbittlich aufspüren, wo immer sie sich hinbewegte.

In Zhanjiang nahm Korvettenkapitän Guangjin inzwischen eine weitere Einstellung an seinem Bildschirm vor. Über die Karte des amerikanischen Operationsgebietes wurde nun ein wesentlich größeres Quadrat gelegt, dessen Seiten jeweils 140 Meilen betrugen. Darüber wurde ein Gitter gelegt, dessen Achsensegmente mit 1 bis 6 und A bis F bezeichnet wurden. Jede Ecke der so entstandenen Einzelquadrate erhielt somit eine Nummer, A-5 oder C-4 beispielsweise, wie bei einem Stadtplan. Das Einsatzgebiet, in das die *JFK* fuhr, lag genau in der Mitte dieses computeranimierten Gitters.

Die *Big John* kämpfte sich voran und machte mittlerweile zwölf Knoten. Admiral Daylan Holt hatte inzwischen die Flugübungen wieder freigegeben und den Zeitpunkt dafür auf 1500 festgesetzt. Auf dem Flugdeck wurde es wieder lebendig, die Turbinen heulten auf, die Deckmannschaft wuselte umher, und die Kampfbomber stiegen kreischend in den klaren Himmel über dem Pazifischen Ozean auf.

Der Kurs des Flugzeugträgers wurde nun unberechenbar – zumindest für die weit entfernten chinesischen Beobachter –, weil die *JFK* wegen der Windverhältnisse in Richtung Ostsüdost beidrehen musste, um die Starts und Landungen der Maschinen zu ermöglichen. Aber ihr genereller Kurs nach Norden in das Einsatzgebiet blieb konstant. Sie kreuzte die äußere

Aufmarschlinie von Admiral Zhang um 1900.

Ein hektischer Flugtag verebbte auf der schwimmenden Festung namens *JFK*. Im Kommandoraum des Admirals lagen keinerlei Meldungen über die Anwesenheit von Kriegsschiffen anderer Nationen vor. Auch die beiden Unterseeboote, die in Schussweite vor dem Flugzeugträger fuhren, konnten nichts feststellen. Selbst die Sonarbojen, die ein S-3B Viking-Aufklärer vor dem Konvoi ausgelegt hatte, um feindliche Unterseeboote aufzuspüren, blieben stumm. Hinter diesem machtvollen ASW-Schirm, der bis in die Tiefe des Meeres alles belauschte, fuhr sicher der Rest des Gefechtsverbandes: zwei Zerstörer und fünf Fregatten.

Bei der gegenwärtig langsamen Marschgeschwindigkeit und einigen noch ausstehenden Kurskorrekturen würden sie ihr Einsatzgebiet in etwa acht Stunden erreichen. Aber Korvettenkapitän Guangjin brauchte sie gar nicht dort, ihm genügte es, dass sie auf dem Weg dahin waren. Um 2200 aktivierte er über Satellit den ausgelegten chinesischen Köder: die Sendestation B-5. Erst wenn man sich ihm auf 15 Meter näherte, konnte man den im Wasser schwimmenden Sender an seiner extrem dünnen Antenne ausmachen. Etwa 100 Meilen nordwestlich des Flugzeugträgers gab er einen kurzen, durchdringenden Signalton ab. Drei der Sonarbojen, welche die Viking zuvor abgeworfen hatte, empfingen ihn unmittelbar danach.

Lieutenant J. G. Brian Wright registrierte das Signal auf dem Beobachtungsschirm seines Aufklärungsflugzeugs und legte den vermutlichen Standort eines patrouillierenden U-Bootes bei 21.20 N, 122.21 E fest. Die Umrisse des Objekts fanden sich in seinem Computer, und nur Sekunden später meldete er die Gegenwart eines Unterseebootes der Kilo-Klasse mit dieselelektrischem Antrieb in 100 Meilen Entfernung der *Big John*. Er vermutete einen Blitzstart der Antriebsaggregate des

Unterseeboots, damit es seine Batterien aufladen konnte. Unterseeboote mit dieselelektrischem Antrieb werden auf Flugzeugträgern vor allem wegen ihres kaum wahrnehmbaren Anschleichens bei niedriger Geschwindigkeit gefürchtet. Wright fasste seine vorläufigen Erkenntnisse in einer Meldung an die Kommandozentrale des Flugzeugträgers zusammen: »Unterseeboot-Blitzstart, vermutlich der Kilo-Klasse, bei 21.20 N, 122.21 E. Nur kurzzeitige Kontaktaufnahme möglich. Versuche, Objekt zu lokalisieren.«

Die Viking zog in einer steilen Kurve nach Osten, um den Eindringling aufzuspüren. Mit Hilfe ihres Radars durchkämmte sie die See und suchte nach einem Boot, das es gar nicht gab. Was es gab, war eine geniale Erfindung, ein Sender mit einer kurzen Antenne, die gerade mal einen Meter aus dem Wasser herausragte. Er war am Tag kaum zu orten und nachts völlig unsichtbar. Allein auf den Befehl Guangjin Chens im 800 Meilen entfernten Zhanjiang sandte er die Furcht erregenden Umrisse eines Unterseebootes der Kilo-Klasse, Typ 636 in den Äther.

Admiral Daylan Holt empfing Wrights Meldung um 2220 und befahl darauf eine sofortige Kursänderung: »Sofortige Wende nach Steuerbord. Kurs null-drei-null. Alle Flüge einstellen.«

Die *John F. Kennedy* wartete noch zwei Landemanöver von Kampfjets ab und drehte dann langsam um 30 Grad auf den neuen nordöstlichen Kurs. Das ganze Manöver dauerte eine Viertelstunde. Nur fünf Minuten später erreichte die Viking eine neue Meldung von einer der Sonarbojen. Und wieder war es nur ein kurzes Signal. Dem Beobachter, der in seinem Aufklärer über den schwarzen Himmel des Pazifiks jagte, erschien es wie ein abruptes Stoppen der Unterseeboot-Aggregate. Er konnte gerade mal eine Wellenbewegung am unteren Rand seines Bildschirms registrieren, nicht näher als das vorange-

gangene Signal und fast genau an der gleichen Stelle. So signalisierte er an die Kommandozentrale des Verbandes, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den gleichen Kontakt wie schon vor 20 Minuten handele.

An Bord des Flugzeugträgers schien die drohende Gefahr ausgestanden zu sein, nachdem keine weiteren Meldungen mehr hereinkamen. Die *JFK* setzte ihren Zickzackkurs, um den Kampfbombern optimale Starts und Landungen zu ermöglichen, 45 Seemeilen ungestört fort.

Um 0145 empfing eine andere Viking über den tiefschwarzen Gewässern ein neues kurzes Signal, das ihr von gleich zwei Sonarbojen übermittelt wurde. Wiederum glaubte man, ein Kilo geortet zu haben. Diesmal 50 Meilen nordöstlich des letzten. Wenn es sich um das gleiche Boot handeln sollte, hätte es mit einer Geschwindigkeit von zehn Knoten laufen müssen. Das aber war eher unwahrscheinlich, weil es dann vom amerikanischen Sonar aufgespürt worden wäre. Zum zweiten Mal in jener Nacht flog ein Viking-Aufklärer hart nach Osten. Und wieder vergeblich. Bis dann, eine halbe Stunde später, noch eine andere Boje den offensichtlichen Schnellstart eines Bootes registrierte. Die zwei Unterseeboote des Verbandes – beide bereits in Gefechtsformation – fanden nichts. Die Botschaft der Viking an die Zentrale klang so ähnlich wie die der anderen Aufklärungsflugzeuge: »Kurzzeitiger Kontakt. Kilo 636. Möglicherweise das gleiche Boot wie bei vorangegangener Meldung. Ungefähre Position 21.53 N, 122.45 E. Versuche Objekt aufzuspüren und zu verfolgen.«

Sender C-4 schien genauso schwer fassbar zu sein wie B-5. Doch nun schwiegen diese teuflischen Lockvögel, Guangjin hatte ihnen per Satellit den entsprechenden Befehl erteilt. Selbst wenn die gesamte U.S. Navy auf ihre Fährte angesetzt worden wäre, hätte man nichts gefunden. Dennoch war Admiral Holt verpflichtet, den Flugzeugträger auf einem östlicheren

Kurs fahren zu lassen. Ein Kilo-Boot war einfach eine zu große Bedrohung, um ihm ohne Zwang zu nahe zu kommen.

Abermals tat sich nichts auf und in den Meeren östlich von Taiwans Küsten. Die *JFK* näherte sich ihrem Operationsgebiet, würde jedoch im Osten des vorgesehenen Dreiecks ankommen, wenn sie nicht eine Kursänderung vornehmen konnte. Das schien im Augenblick jedoch nicht möglich zu sein, weil irgendwo auf ihrer Backbordseite mindestens ein, möglicherweise sogar zwei chinesische Unterseeboote in den Gewässern patrouillierten, die sie eigentlich selbst befahren wollte. Den amerikanischen Unterseebooten gelang es aber nicht sie aufzuspüren.

Um 0545 empfing der Dienst habende Viking-Aufklärer dann jedoch wieder ein Signal. Diesmal kam es eindeutig aus größerer Nähe. Tatsächlich handelte es sich wieder um den C-4-Sender, weil die *JFK* sich dem Köder inzwischen auf 75 Meilen genähert hatte. Admiral Holt war alles andere als begeistert. Wieder sah er sich zu einem Ausweichmanöver nach Osten gezwungen. Es war unmöglich, den alten Kurs fortzusetzen, solange dort eines oder noch mehr chinesische Kilos auf sie warteten. Insbesondere seit jedermann in der Navy wusste, dass die SEALs in der Straße von Hormus gerade eine Zehn-Milliarden-Dollar-Investition der Chinesen vernichtet hatten.

Am Montag, dem 21. Mai, morgens um 0804, gab Guangjin Chen seinem Computer den Befehl, C-3 zu aktivieren. Ein neu ausgelegtes Feld von Sonarbojen fing die von diesem Sender ausgeschickten Signale sofort auf und leitete sie an die Viking-Aufklärer weiter. Ihre Meldung löste im Kommandoraum des Verbandes eine ungeheure Bestürzung aus. Denn danach wartete genau im Zentrum ihres Operationsgebietes bereits ein völlig anderes Kilo-Boot auf sie.

Admiral Holt wurde das Gefühl nicht los, dass er von der chinesischen Marine herumgeschubst wurde. Seine Frustration

wuchs, zumal ihm nur noch eine einzige Möglichkeit blieb: Er musste am nordöstlichen Ende des Dreiecks einen erneuten Kurswechsel vornehmen und versuchen, irgendwann in den nächsten Tagen, wenn die Kilos vielleicht ihr Katz-und-Maus-Spiel aufgegeben hatten, in das vorgesehene Seegebiet einzudringen. Bis dahin durfte er allerdings kein Risiko eingehen. Und so befahl er ein Ausweichmanöver in nordwestliche Richtung, ließ seine Unterseeboote auf der westlichen Flanke des Verbandes fahren und die Vikings den Ozean noch sorgfältiger absuchen.

Eine ganze Weile passierte nichts, aber dann, kurz vor Mittag, nahm eine Viking erneut Kontakt mit einem Kilo auf. Es konnte das gleiche sein, das sie schon um 0804 geortet hatten, doch es war auch nicht auszuschließen, dass es sich um ein ganz anderes handelte. Die Chinesen besaßen insgesamt vier Unterseeboote der Kilo-Klasse, von denen Holt zwei hier draußen vermutete. Doch solche Überlegungen zählten nicht. Wichtiger war, dass das letzte Signal nur 65 Meilen von der *JFK* entfernt abgesetzt worden war. Was die Situation noch verschlimmerte, war die Bestätigung der Signale durch die eigenen Unterseeboote, ohne dass man die Kilos genau orten konnte.

Das alles war ein verdammt ernstes Problem. Mindestens eines der chinesischen Kilos war nur 50 Meilen vom Flugzeugträger entfernt – und man konnte es nicht fassen! Für jeden US-Admiral, der es gewohnt war, in einem Umkreis von 200 Seemeilen alles auf, über und unter dem Wasser zu kontrollieren, war das eine Horrorvorstellung. Und jeder Kommandant eines Gefechtsverbandes vermeidet es – wenn möglich –, in die Reichweite einer landgestützten Luftwaffe oder eines Amok laufenden Unterseebootes zu fahren. Mit ihrem Schachzug, ständig zwei Kilos in der Straße von Taiwan patrouillieren zu lassen, gingen die Chinesen davon aus, dass kein amerikani-

scher Admiral einen Flugzeugträger in diese Wasserstraße führen würde, wenn diese Voraussetzung zutraf. Und mit Sicherheit auch nicht Daylan Holt, ein Texaner aus Mesquite mit stahlgrauem Haar. Er sah sich hier, an der Nordflanke seines Einsatzgebietes, einer völlig neuen Variante des internationalen Machtpokers gegenübergestellt. Natürlich konnte er das Kilo einfach versenken, solange es noch abgetaucht war. Aber dazu musste er es erst einmal finden. Doch obwohl sie die in Frage kommenden Gebiete mit Radar, ESM, aktivem und passivem Sonar, durch Unterseeboote, Flugzeuge und Fregatten durchgekämmt hatten, fanden sie – nichts. Es sah fast so aus, als hätte die JFK ihren nordöstlichen Kurs zu den tiefen Gewässern am südlichen Ende der Sakishima-Inseln fortzusetzen, eine sehr einsame, weitab gelegene Ecke der Welt, 300 Meilen südwestlich des amerikanischen Marinestützpunktes Okinawa und 120 Meilen westlich von Taiwan.

Admiral Holt wurde das unheimliche Gefühl nicht los, er werde von seinem 60 Meilen entfernten Zielgebiet vertrieben. Durch fast dämonische, nahezu unhörbare chinesische Unterseeboote.

Die Chinesen ihrerseits führten die Amerikaner an einer langen Leine dahin, wo sie sie haben wollten. Um 1400 aktivierten sie E-1, 80 Meilen nördlich des Flugzeugträgers. Die in der Nähe operierenden Atom-Unterseeboote der U.S. Navy entdeckten den Sender nicht. Ein Viking-Aufklärer empfing jedoch das Signal und meldete dies ans Mutterschiff. Holt änderte kurz entschlossen erneut den Kurs, und als er es tat, gab Guangjin den Sender D-2. frei. Sein nur sieben Sekunden dauernder Empfang veranlasste die *JFK,* die tiefen Gewässer südlich der kleinen Inselkette Ishigaki anzulaufen. Diese Position lag genau in zwei der äußeren Quadrate von Guangjins Gitterwerk.

Admiral Holt musste erneut nach Norden wenden. Er war

sich sicher, dass die Kilo-Boote – wie viel es auch immer sein mochten – sich jetzt rechts und links vom Flugzeugträger befanden. Aber sie würden wahrscheinlich zurückfallen. Wenn sie näher an die *JFK* herankommen wollten, mussten sie in nordwestliche Richtung fahren.

Dort hatte er aber eine massive ASW-Barriere für sie vorbereitet.

Die Kilo-Lockvögel waren zwar tatsächlich auf beiden Seiten des Flaggschiffes positioniert, aber der gerissene Zhang hatte bereits vor sieben Tagen zwei wirkliche Unterseeboote genau 30 Meilen vor der jetzigen Position des Flugzeugträgers in Stellung gebracht. Im Augenblick lagen sie absolut regungslos in der See; jeder Funkverkehr war ihnen untersagt. Sie bereiteten sich auf einen Angriff auf die *John F. Kennedy* vor, der haargenau jenem auf den Flugzeugträger der Nimitz-Klasse, die *Thomas Jefferson,* gleichen sollte, der vor fünf Jahren im Arabischen Meer versenkt worden war. Sie konnten in völliger Ruhe warten, bis Guangjins geniale Erfindung ihren Zweck erreicht hatte. In ihren Planungen war nichts dem *Zufall* überlassen. Die wenigen elektronischen Signale der schwimmenden Lockvögel hatten die *Big John* genau dorthin getrieben, wo man sie haben wollte.

Die Unterseeboote 366 und 367 der Kilo-Klasse warteten in 600 Fuß Tiefe. Die beiden pechschwarzen, 300 Tonnen verdrängenden Boote mit dieselelektrischem Antrieb waren einst auf der Marinewerft in St. Petersburg gebaut worden. Beide waren mit 18 drahtgelenkten TEST 71/96-Aktiv/Passiv-Torpedos ausgerüstet, deren Reichweite bei einer Geschwindigkeit von 40 Knoten bis zu fünfzehn Kilometer beträgt. Die chinesischen U-Boot-Kommandanten würden zwei dieser Torpedos jedoch aus einer weit geringeren Entfernung abschießen können.

Admiral Zhang beabsichtigte durchaus nicht, einen weltweiten Aufruhr und eine Massenzerstörung vom Zaun zu brechen. Er wollte nur – in aller Stille – das gigantische US-Kriegsschiff außer Gefecht setzen. Dafür riskierte er gern all die Konflikte, die ein solcher Akt mit sich bringen musste.

Um 2100 nahmen an jenem Montagabend seine U-Boot-Kommandanten den Flugzeugträger *John F. Kennedy* ins Visier.

Montag, zur gleichen Zeit (0800 Ortszeit)
Weißes Haus

Einfach alles an diesen gottverfluchten Chinesen irritierte Arnold Morgan. Warum wollten sie eigentlich die gesamte westliche Welt gegen sich aufbringen? Und dazu einen Großteil der asiatischen Länder? Warum halfen sie diesen verdammten Ajatollahs, den Golf zu verminen? Vielleicht wegen des Geldes? Könnte sein, dass sie wirklich gedacht hatten, sie würden den großen Reibach machen, wenn sie ihr Öl aus Kasachstan nach der Explosion der Weltmarktpreise, die der Schließung der Straße von Hormus folgte, verkauften. Aber vielleicht ja auch nicht. Doch diese Gedankenspielerei machte zumindest Sinn. Wenn auch nicht ausreichend.

Nun, die USA hatten zumindest hart zurückgeschlagen, wie China es eigentlich auch hatte erwarten müssen. Und niemand hatte sich beklagt. Andererseits wäre es zwecklos gewesen, sich bei den Chinesen über das Minenfeld zu beschweren – sie hätten einfach nicht darauf reagiert. Und die Chinesen ihrerseits verloren kein Sterbenswörtchen über die Zerstörung ihrer Raffinerie.

Arnold Morgan wusste, dass er auf seine Fragen keine Antworten erhalten würde. Dennoch hatte er kurz angebunden den

chinesischen Botschafter in Washington, den weltmännischen Ling Guofeng, zu sich beordert. Vielleicht bekam er ja keine Antworten zu hören, aber wenigstens eine oder zwei Erkenntnisse geboten.

Um 0815 führte Kathy O'Brien den Botschafter mit ausgesuchter Höflichkeit in Arnolds großes Büro. Natürlich kannten sich die beiden Männer, die Beziehung zwischen ihnen war jedoch immer frostig gewesen. Der Admiral hatte in den vergangenen Jahren den Chinesen so manche Breitseite verpasst und Ling Guofeng war mehr als einmal bei solchen Gelegenheiten gezwungen gewesen, den Schwanz einzuziehen.

In einem anderen Leben hätten sie vielleicht Freunde sein können. Beide wussten um die Zusammenhänge in der Welt wie kaum jemand sonst, und beide wussten mit schlafwandlerischer Sicherheit, wohin sie gehörten. Arnold Morgan war der geborene Angreifer, der ständig warnte und drohte – und diese Drohungen gelegentlich auch wahr machte. Der erfahrene Botschafter Ling hingegen war eher ein besänftigender Typ, der schon aus beruflichen Gründen eine ganze Reihe von Tiefschlägen, die der Admiral auszuteilen pflegte, einstecken musste. Aber der Berufsdiplomat aus Schanghai wusste damit umzugehen.

»Guten Morgen, Herr Admiral«, begann er, sich verbeugend, das Gespräch, »ich danke für die freundliche Einladung. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.«

Arnold Morgan rollte die Augen. *Lange nicht gesehen!,* dachte er. *Was scheren uns explodierende Tanker? Was Minenfelder oder eine weltweite Ölkrise, an der Japan beinahe zugrunde gegangen wäre? Wen geht schon eine in die Luft gejagte Raffinerie etwas an, die immer noch dreißig Meter hohe Flammen in den Himmel schickt? Kann mich endlich einer von dieser asiatischen Höflichkeitsscheiße befreien? Lange nicht gesehen, sagt er. Herr im Himmel!* »Herr Botschafter, das Ver-

gnügen ist wie immer ganz auf meiner Seite. Bitte nehmen Sie doch Platz. Ich habe uns einen Lapsang Souchong bestellt. Wenn ich mich recht erinnere, ist das Ihr Lieblingstee – zumindest hierzulande.«

»Äußerst liebenswürdig. Ich hoffe, das wird unserem Gespräch eine friedliche Richtung geben.«

Arnold gratulierte sich im Stillen, dass er Kathy gebeten hatte, sich bei der chinesischen Botschaftssekretärin nach den Vorlieben von Ling zu erkundigen. Er hatte allerdings keine Ahnung, dass sie den Anruf schon erledigt hatte, bevor er sie gebeten hatte.

Nachdem der Tee von einem aufmerksamen Kellner serviert worden war, kam Arnold Morgan direkt zur Sache: »Herr Botschafter, es gibt vieles, was bei dieser Unterhaltung nicht gesagt werden kann. Vieles, was vielleicht niemals ausgesprochen werden wird. Ich habe Sie hier hergebeten, weil ich mir sicher bin, dass Sie und ich unsere gegenseitigen Ansichten akzeptieren.«

»Das denke ich doch auch«, erwiderte Ling in fehlerfreiem Englisch.

»Nun, lassen Sie mich zunächst einmal feststellen, dass wir um die chinesische Mittäterschaft beim Verlegen des Minenfeldes in der Straße von Hormus wissen.«

»Tatsächlich?«, entgegnete Ling. »Mir ist davon nichts bekannt.«

»Es wäre mir ein Leichtes, Ihnen die Tatsachen zu schildern. Angefangen von der Herkunft der Minen, dem genauen Datum, wann sie Moskau verließen, über die Uhrzeiten, wann und wo die Antonow-Transportmaschine mit ihnen an Bord auftankte, bis hin zum Zeitpunkt, an dem die Volksbefreiungsarmee den Iranern grünes Licht zum Auslegen der Minen gab.«

Botschafter Ling sagte kein Wort und verriet durch nichts, was er dachte. Er verhielt sich so, wie man es von allen Be-

rufsdiplomaten auf der Welt in einer ähnlich schwierigen Situation erwartet hätte.

»Aber ich glaube, das ist auch gar nicht nötig, da wir beide das zur Zeit… nun ja… ziemlich aufgeheizte Spiel, das wir da unten durchziehen, kennen. Ich möchte trotzdem gern ein paar Worte zu dem Feuer in der chinesischen Raffinerie, das dort immer noch brennt, sagen. Betrachten Sie das, Herr Botschafter, als kollektive Vergeltung der gesamten industrialisierten Welt. Ich möchte Sie deshalb warnen, das nur als einen nicht vorhersehbaren Betriebsunfall anzusehen, den man durch einen erneuten Aufbau der Anlage korrigieren könnte.«

»Habe ich gerade das *Eingeständnis* gehört, dass die Vereinigten Staaten von Amerika die zehn Milliarden Dollar teure Raffinerie angegriffen und zerstört haben?«

»Genauso wenig, wie Sie zugeben, dass China Hunderte von Seeminen zu einem horrenden Preis in Moskau gekauft hat, um damit die wichtigste Tankerroute für alle Öl konsumierenden Staaten der Welt dichtzumachen. Zumindest für die meisten derartigen Länder.«

Botschafter Ling schwieg.

»Ich möchte deshalb Ihnen – und Ihrer Regierung – einen freundschaftlichen Rat geben. Nach unserer Meinung – und auch der all unserer Verbündeten – hat China in der Straße von Hormus ein riesengroßes Verbrechen verübt. Das darf sich nie mehr wiederholen! Ich kann Ihnen daher nur dringendst empfehlen« – die Stimme des Sicherheitsberaters ging bei diesen Worten in sein gewohnt grollendes Donnern über -, *»sich ums Verrecken von den nahöstlichen Ölrouten fern zu halten!«*

»Und wenn wir auf dem Recht des freien Handels in internationalen Gewässern bestehen sollten?«

»Dann legen wir Ihnen selbstverständlich keine Steine in den Weg. Ihre Handelsschiffe sind uns jederzeit willkommen. Aber wenn wir weiterhin Kriegsschiffe im Norden des Arabischen

Meers, in der Straße von Hormus oder gar im Persischen Golf sichten, werden wir keine Skrupel haben, sie zu versenken.«

»Ich werde Ihre Ansichten meiner Regierung vortragen. Habe ich auch Ihre Erlaubnis, ihr mitzuteilen, dass die USA die Raffinerie zerstört haben?«

»Nein, Herr Botschafter, haben Sie nicht. Aber Sie können ihr erzählen, dass die Ausschaltung der Anlage *Ihrer* Meinung nach ein Vergeltungsschlag gegen die von China begangenen Verbrechen im Golf war. Sie können ihr meinetwegen auch noch sagen, die amerikanische Regierung hätte diese Aktion mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen. Wer jedoch wirklich den Anschlag vorgenommen hat, wird man vielleicht niemals erfahren. Ich würde jedoch vorschlagen, dass man die Täter im Kreis jener arabischen Kräfte sucht, die im Augenblick wegen der Blockade kein Öl verkaufen können und deshalb hohe Verluste erleiden.«

»Natürlich!«, sagte der chinesische Diplomat. »Wie dumm von mir, die Verbrecher nicht sofort dort vermutet zu haben!«

»Nun, im Moment scheint mir alles gesagt zu sein. Aber nehmen Sie bitte meine Mahnungen ernst, Herr Botschafter. Ich möchte nicht, dass sich der Konflikt noch mehr aufheizt. Ihre Leute haben erst einmal genug Schaden angerichtet.«

»Um offen zu sprechen, Herr Admiral, das gilt auch für Ihre.«

Zur gleichen Zeit (2145 Ortszeit)
Vor der Insel Ishigaki

Fast bewegungslos warteten die beiden Kilo-Boote im Abstand von zehn Meilen auf das Näherkommen des Flugzeugträgers aus südwestlicher Richtung. Die *John F. Kennedy* war aufgrund ihrer Maschinengeräusche nicht zu überhören. Um 2215

registrierte das westlich schwimmende Kilo, dass der Verband sie in einer Entfernung von 3000 Metern passieren würde. Die Besatzung bereitete sich auf den Abschuss vor. Das östlich schwimmende Boot sollte warten, falls der Angriff des anderen Kilos den Flugzeugträger zu einem Ausweichmanöver veranlassen sollte.

Es ist fast unmöglich, einen gleichzeitigen Torpedoangriff zweier Unterseeboote zu koordinieren. Nur eines würde daher das Feuer eröffnen, weil eine Attacke bei hoher Geschwindigkeit einen möglichen Positionsvorteil aufs Spiel setzen würde. Zwei TEST-Torpedos aus den Rohren des westlichen Kilos würden nach den letzten Kompassberechnungen das Achterschiff des Flugzeugträgers treffen. Sie würden mit einer Geschwindigkeit von 30 Knoten im Passivmodus abgeschossen werden, der es immerhin ermöglichen würde, dass ein Frontalaufschlag in den Schiffsrumpf vermieden wurde. Die Chinesen wollten allein die Antriebswellen zerstören. Der *Big John* würde einfach keine Zeit bleiben, etwas dagegen zu unternehmen.

2150.»Rohr klarmachen.«

»Position überprüft.«

»Feuer frei!«

Der chinesische Torpedo jagte aus dem Schacht, zögerte für den Bruchteil einer Sekunde und heulte dann im dunklen Wasser davon.

»Torpedo auf berechnetem Kurs.« Kilo 636 hatte die Lage im Griff.

»Sprengkopf aktivieren.«

»Aktiviert.«

Neunzig Sekunden vergingen. »Torpedo 100 Meter vor dem Ziel.«

»Torpedo hat passiven Zielkontakt.«

»Selbststeuerung freigeben.«

Nur wenige Augenblicke später schoss Kilo 636 einen zwei-

ten Torpedo ab, der – wie schon der andere – in Richtung Heck des beleuchteten Flugdecks jagte. Es war ein Bilderbuch-Angriff, der mit gnadenloser Professionalität vorgetragen wurde. Er war endgültig. Für Gegenmaßnahmen blieb keine Zeit.

In der Kommandozentrale des Flugzeugträgers ortete der Sonar-Beobachter die Torpedos. Zumindest einen. »Sonar an Admiral. Torpedo! Torpedo! Torpedo! Peilung grün 198. Dicht achteraus. Verdammt nah, Sir! Verdammt nah.« Der Torpedo war keine 500 Meter mehr vom Schiff entfernt. Das erste Geschoss würde also in 30 Sekunden irgendwo am Heck der *JFK* auftreffen. An ein Abwehrfeuer war nicht zu denken. Ein 88000-Tonnen-Flugzeugträger war für den Nahkampf nicht geeignet.

Irgendjemand rief: »Ablenkwaffen!« – aber dieser Vorschlag kam zwei Minuten zu spät. Der Wachoffizier informierte alle Schiffe des Verbandes, dass das Flaggschiff angegriffen werde. Noch bevor er die Worte »chinesisches Unterseeboot« ausgesprochen hatte, traf der erste TEST 71/96 Torpedo auf den äußeren Backbordpropeller, riss ihn ab und verbog zwei der vier Antriebswellen. Sekunden später schlug der zweite Torpedo, der gar nicht mehr entdeckt worden war, auf den inneren Backbordpropeller und explodierte mit ungeheuerlicher Wucht. Auch auf der Steuerbordseite des Schiffes wurden dadurch Schäden verursacht.

Selbst wenn die *John F. Kennedy* noch schwamm, für lange Zeit würde sie jetzt manövrierunfähig sein. Durch ihr ausgezeichnetes Schottensystem würde sie zwar nicht sinken, aber Flugzeugstarts oder -landungen waren wegen ihrer Schräglage kaum noch möglich. Kontrollmannschaften begannen damit, die Leckschäden festzustellen. Techniker begutachteten voller Entsetzen die Zerstörungen in den Wellenschächten. Da der Admiral einen weiteren Torpedoangriff erwartete, ließ er zwei Viking-Aufklärer vom Flugdeck starten. Er rief die beiden Un-

terseeboote der LA-Klasse zurück und befahl einem der Zerstörer und einer Fregatte, dicht neben dem Flugzeugträger zu fahren, um etwaige Gegner schneller aufspüren zu können.

Die Botschaft, die Pearl Harbor erreichte, löste dort fast den gleichen Schock aus wie jene vor 66 Jahren nach dem japanischen Angriff auf den Stützpunkt:

»212155MAY07. Position: 24.20 N, 124.02 E. An: CINCPACFLT. Von: US Carrier *John F. Kennedy*. Sind von zwei Torpedos unbekannter Herkunft getroffen worden. Zwei Explosionen im Bereich der Wellenschächte. Drei von vier Wellen nicht mehr einsatzfähig. Mögliche Höchstgeschwindigkeit beträgt zehn Knoten. Flugübungen allenfalls bei einem Gegenwind von 25 Knoten möglich. Erste Schadensfeststellung verlangt möglichst frühzeitige Reparatur im Dock.«

Zur gleichen Zeit (0800 Ortszeit)
Büro des Chefs der Marineoperationen (CNO)
Pentagon

Admiral Dickson war fassungslos. Die Nachricht von CINCPACFLT erlaubte keinen Zweifel. Die Volksrepublik China hatte eindeutig 12,5 Meilen vor der Küste Taiwans zwei Torpedos auf einen amerikanischen Flugzeugträger abgeschossen. Aber das war noch nicht alles - beide hatten getroffen. Der Flugzeugträger war nicht in der Lage gewesen, das zu verhindern oder gar einen Vergeltungsschlag gegen die Angreifer durchzuführen. Mit weiteren Angriffen war zu rechnen, auch wenn sie bisher ausgeblieben waren.

Admiral Dickson war klar, dass die Chinesen das Schiff ebenso überraschend, wie sie es torpediert hatten, auch aus der Luft angreifen konnten, und befahl deshalb den sofortigen Ab-

zug aller Flugzeuge von der *JFK*. Alle Besatzungsmitglieder, die nicht unmittelbar zur Aufrechterhaltung des Bordbetriebes notwendig waren, sollten vorerst nach Okinawa gebracht werden. Die übrigen wurden auf die Begleitschiffe des Flugzeugträgers verteilt.

Er wählte die abhörsichere Verbindung zu Morgans Büro und informierte den ungläubigen und nachdenklichen Sicherheitsberater. »Es hilft nichts, Arnold, aber ich muss die *JFK* nach Pearl Harbor zurückholen, vielleicht sogar abschleppen lassen. In Okinawa kann ein Schaden dieser Größe wohl kaum repariert werden. Auf jeden Fall ist sie bis auf weiteres aus dem Verkehr gezogen.«

»Ja, seh ich ein. Sie muss an einen regulären Flottenstützpunkt«, sagte Admiral Morgan. »Wie dem auch sei, kommen Sie bitte gleich mal rüber, und bringen Sie alle Informationen mit, die Ihnen schon vorliegen. Wir sehen dann, was zum Teufel wir da machen können.«

Zur gleichen Zeit (2300 Ortszeit)
Hauptquartier der Südflotte, Zhangjiang

»Nun, Jicai, das hört sich ja alles sehr erfreulich an«, schnurrte Zhang Yushu. »Ich denke, das wären dann alle. Die *Roosevelt,* die *Truman,* die *Konstellation* und die *John C. Stennis* sind alle 7000 Seemeilen von hier in der Straße von Hormus beschäftigt. Die *Ronald Reagan* liegt 9000 Meilen entfernt in San Diego fest – und die *John F. Kennedy* ist nicht mehr einsatzfähig. Das lässt uns völlig frei Hand, endlich mal etwas vor unserer Haustür zu unternehmen. «

Am 22. Mai 2007, abends um 22 Uhr, begann mit dem größten militärischen Truppenaufmarsch seit dem Golfkrieg 1991 der Angriff der Volksrepublik China auf die unabhängige Re-

publik Taiwan.

KAPITEL ACHT

Selbst für STRONG NET, das erst kürzlich für mehrere Milliarden Dollar installierte Luftabwehr-Frühwarnsystem, kam der Schlag zu plötzlich. Taiwans Boden-Luft-Raketen vom Typ Hawk blieben in ihren Abschussrampen, als der chinesische Angriff begann. Und der rund um die Hauptstadt Taipeh errichtete übersensible Abwehrring aus Tien-Kung-Mittel-Langstreckenraketen, die auf amerikanischen Patriots basierten, gab keinen Muckser von sich. Der vom Festland aus vorgetragene Überfall kam in allen Einzelheiten völlig unerwartet.

Selbst das Ziel der Aggression war so nicht erwartet worden. In den späten Stunden des 22. Mai wurden die Pescadores-Inseln von chinesischen Bomben eingedeckt. Offensichtlich wollte man so eine spätere Besetzung des malerischen Archipels, nur 40 Meilen vor der Westküste Taiwans, vorbereiten. Neben dem malerischen Aspekt war für die Chinesen vor allem die 17000 Mann starke Garnison dort von Interesse. Und natürlich auch der Flughafen sowie die außerhalb der Stadt Makung gelegene Marinebasis, welche das 154. Schnellboot-Geschwader beherbergt.

Genau dies waren die Ziele der Kurzstreckenraketen (SRBMs), die von der gegenüberliegenden Küste, aus den Abschussbasen in den Provinzen Fujian und Jiangxi, hereingeschleudert wurden. Und hoch über der Formosastraße bereitete sich eine Armada neu gebauter B-6 Badger Langstreckenbomber mit Boden-Cruisemissiles (LACMs) darauf vor, den Flottenstützpunkt auf Penghu anzugreifen.

Es dauerte sechs Minuten, bis Taiwan endlich zurückschlagen konnte. Sechs Minuten, in denen die Schiffswerft in Makung sich in ein Flammenmeer verwandelt hatte und zwei mit

Raketen bestückte Lenkwaffenfregatten der Knox-Klasse, die *Chin Yang* und die *Ning Yang* lichterloh an den Piers brannten. Taiwan jagte nun ein ganzes Arsenal an Tien-Kung-Raketen von seinen Basen an der Westküste der Hauptinsel in die eindringenden Badger-Bomber. In 15 Minuten hatten sie bereits neun Maschinen vom Himmel geholt. Aber damit konnten sie dennoch nicht verhindern, dass eine erste Welle von SRBMs in die Außenbezirke von Makung einschlug. Die Raketen zerstörten fast die gesamte Hsintien-Straße, die zum Norden des Stützpunkts führte, und verwandelten den darin gelegenen Schrein der Märtyrer und den Konfuzius-Tempel in ein Trümmerfeld. Das zielgenaue Bombardement traf den Flugplatz, das Hauptgebäude der Telefongesellschaft am Nordende der Chungching-Straße und das zentrale Postgebäude.

Zehn Minuten später hatte Taiwan ein in den USA gekauftes F-16 Kampfjet-Geschwader in der Luft. Die Maschinen heulten den Badgers entgegen, die ihnen eindeutig unterlegen waren. Ihre tödlich genauen Sidewinder-Raketen schossen acht weitere Angreifer ab.

Während sich am Himmel diese erste Luftschlacht abspielte, fuhr eine chinesische Kriegsflotte zu den Pescadores-Inseln. Sie wurde von einem Sowremenny-Zerstörer russischer Herkunft angeführt und bestand aus vier Lenkwaffenraketenfregatten der Jangwei-Klasse sowie sechs kleineren, aber schwer bewaffneten Kampfbooten der Jianghu-Klasse. Diese Schiffe hatten schon in den letzten fünf Tagen reguläre Flottenübungen in der Meeresstraße durchgeführt. Kurz nach Mitternacht eröffneten sie das Feuer mit einem Langstrecken-Bombardement auf die kleinen Inseln Paisha und Hsiyu. Die drei Meilen lange Brücke, die beide Inseln verband, wurde zum Einsturz gebracht. Zwei Raketen trafen die unvergleichliche Festung Hsitai aus der Ching-Dynastie, von der aus man an einem klaren Tag die Gipfel Taiwans wie auch Chinas sehen kann. Danach

schlug die Armada einen eher südwestlichen Kurs ein und beschoss die Inseln Wangan, Huching und Tungpan.

Das Oberkommando in Taipeh musste angesichts dieser Ereignisse davon ausgehen, dass China alle 64 Inseln des Penghu-Archipels erobern würde. Den Besetzern würden damit auch 147 historische Tempel in die Hände fallen, die überwiegend Matsu geweiht waren. Diese Seegöttin, welche die Einwohner der Inseln – hauptsächlich Fischer und Bauern – beschützen sollte, schien allerdings im Augenblick Urlaub genommen zu haben. Die Landschaft dort wird geprägt durch Einzäunungen aus Korallen, die zum Schutz der Erdnuss-, Süßkartoffel- und Zuckerrohrernten errichtet wurden. Endlose Strande und ein tiefblaues Meer haben die Pescadores-Inseln in neuerer Zeit zu einem der großen Anziehungspunkte für Touristen in Ostasien gemacht.

In diesem Augenblick ähnelte der traumhaft schöne Strand von Lintou auf der dem Meer zugewandten Seite von Makung allerdings eher an Dünkirchen im Jahre 1940. Chinesische CSS-X7-Raketen, eine Weiterentwicklung der russischen M-11 mit einem 500-kg-Sprengkopf, detonierten auf seiner ganzen Breite. Die dort zahlreich anzutreffenden Bars und Restaurants wurden eingeebnet. Riesige Fontänen aus Salzwasser und Sand jagten in den Himmel über der Stadt.

In Taipeh befahl der Staatspräsident nach Absprache mit seinem Ministerpräsidenten und den Oberkommandierenden der Streitkräfte die sofortige Verteidigung der Inseln, »bevor die Chinesen dort eine Invasion vornehmen«. General Chi-Chiang Gan, der oberste Armeechef, verlegte 25000 Mann von den Militärbasen im Nordosten in den Süden des Landes. Dazu wurde fast das gesamte Eisenbahnnetz – insbesondere die Schnellverbindungen der Ziqiang- und der Zuguanglinien – von der Regierung requiriert. Darüber hinaus ordnete der General die Einrichtung einer Luftbrücke an, um 20000 Soldaten

aus den Garnisonen um die Hauptstadt in den Marinestützpunkt Kaohsiung zu befördern. Der Chef der Marine, Admiral Feng-Shiang Hu, wiederum befahl der dort stationierten 66. Marinedivision, sofort nach Makung aufzubrechen, um die Streitkräfte auf den Inseln zu verstärken. Drei Newport-Landungsboote und ein 9000 Tonnen verdrängendes LSD-Landungsschiff der Cabildo-Klasse hatten sich innerhalb von vier Stunden gefechtsbereit zu halten. Drei kleinere, in Japan gebaute Boote, die jeweils 300 Mann transportieren konnten, wurden direkt am Strand angedockt.

In den frühen Morgenstunden informierte das Oberkommando in Taiwan das Hauptquartier der 7. US-Flotte, dass ihr Land von den Streitkräften der Volksrepublik China angegriffen wurde, und bat die Amerikaner dringlich, militärischen Beistand zu leisten. Admiral Feng-Shiang sprach persönlich mit Admiral Dick Greening, dem Oberbefehlshaber der Pazifikflotte (CINCPACFLT) in Pearl Harbor. Er drückte ihm seine Sorge um das Weiterbestehen eines freien Taiwans aus und berichtete über den Luftkampf in der Formosastraße, den seine Piloten offensichtlich aber gewannen. Dagegen sei die Situation auf See nicht so gut: Eine größere Flotte chinesischer Kriegsschiffe bombardiere gegenwärtig die strategisch bedeutsamen Penghu-Inseln, um dann wahrscheinlich dort zu landen. Bekanntlich wollten die Chinesen sie schon immer in ihren Besitz bringen. »Wir brauchen dringend einen Flugzeugträger-Gefechtsverband vor Ort. Irgend etwas in der Art, um sie vertreiben zu können«, flehte Admiral Feng-Shiang.

Aber der CINCPACFLT konnte nichts für ihn tun. Keiner konnte etwas tun. Die einzigen einsatzbereiten Flugzeugträgerverbände der USA befanden sich zur Zeit im Nahen Osten. Um von da nach Taiwan zu gelangen, brauchten sie mindestens zwei Wochen – und dann würden sie wieder in der anderen Krisenregion fehlen.

In Pearl Harbor war man machtlos. Inzwischen war Admiral Greening allerdings klar, warum die John F. Kennedy so brutal und so überraschend angegriffen worden war. »Verfluchter Mist!«, stieß er zwischen zusammengepressten Zähnen hervor. »Die Höllenhunde schlucken Taiwan – und wir können absolut nichts dagegen tun. Wir haben momentan nicht einmal die Schiffe, um zurückzuschlagen.« Er versprach dem völlig verzweifelten Admiral in Taiwan, später zurückzurufen. Zunächst einmal wollte er Alan Dickson in Washington einen genauen Lagebericht liefern.

Man verband ihn mit dem Weißen Haus, weil der Chef der Marineoperationen gerade bei Arnold Morgan war. Kathy legte das abhörsichere Gespräch auf die Konferenzschaltung, sodass beide Admirale entsetzt Greenings Bericht über den Beginn der Invasion Chinas in Taiwan entgegennehmen konnten. Am Ende des Telefonats bat Admiral Dickson um eine halbstündige Bedenkzeit, bevor er sich wieder in Pearl Harbor melden wollte.

Arnold Morgen erhob sich, und ein eigentümliches Lächeln erschien in seinem Gesicht. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Und mehr als einmal sagte er: »Diese kleinen Bestien. Diese verschlagenen kleinen Monster!« Schließlich wandte er sich wieder seinem Gesprächspartner zu und fragte ihn: »Alan, haben Sie jemals den Ausdruck ›schachmatt‹ gehört?«

»Natürlich.«

»Nun – genau das sind wir!«

Jede noch so kleine Information aus den letzten Monaten, jede Windung und Wendung der Ereignisse am Golf bekam nun ihren Sinn. Es hatte alles in dem Augenblick angefangen, als Lieutenant Ramshawe ihn damals im Restaurant angerufen hatte. Arnold konnte sich noch sehr genau an die Worte des jungen Nachrichtenoffiziers erinnern: *Meiner Meinung nach verläuft da draußen ein riesiges Minenfeld, genau von der*

omanischen Küste, einem Ort namens Ra's Quabr al Hindi, hinüber bis zum Iran. Wir sollten das aufspüren.

Der Admiral dachte jetzt laut nach: »Jimmy hatte Recht – und deswegen sollte er befördert werden. Borden muss das Kommando in Fort Meade abgeben, und George Morris sollte in den nächsten zwanzig Minuten lieber gesund werden – sonst wird auch er gefeuert. Und seine verdammten Ärzte dazu. Ich muss zugeben, diese verfluchten chinesischen Hunde haben mich aufs Kreuz gelegt. Sie haben sich im Grunde einen Scheißdreck für das ganze Ölgeschäft interessiert. Sie wollten dort nur unsere Flugzeugträger festnageln, Tausende von Meilen entfernt vom Südchinesischen Meer. Es hat sie wahrscheinlich nur etwas aus der Bahn gehauen, weil wir die *JFK* nach Taiwan zurückgeschickt haben. Also haben sie die durch einen miesen Trick außer Gefecht gesetzt. *Und dann war weit und breit nichts mehr.* Ein paar Stunden später greifen sie Taiwan an, weil sie genau wissen, dass wir absolut nichts dagegen tun können. Außer wir starten mit ein paar Atomraketen den Dritten Weltkrieg. Aber selbst Taiwan wäre das nicht wert.«

»Verdammter Mist«, stöhnte Alan Dickson, »Meinen Sie nicht, dass es noch irgendetwas gibt, womit wir das Land retten können?«

»Eine ganze Menge sogar. Ist aber alles nicht rechtzeitig vor Ort. Taiwan wird in spätestens zwei Wochen kapitulieren. Genauso lange braucht aber einer der Flugzeugträgerverbände um dort hinzukommen. Die Kampfhandlungen sind schon längst vorbei, wenn wir noch im Indischen Ozean schwimmen.«

»Bisher haben sie allerdings nur ein paar Schüsse auf die Pescadores-Inseln abgegeben.«

»Alan, das ist morgen bereits Schnee von gestern. Und so aktuell wie die Einweihung der Cheopspyramide.« Admiral Morgan sah auf die Uhr. Es war schon 1700 – 0600 morgens des folgenden Tages auf den Pescadores-Inseln.

Dort ebbte der Geschützdonner sehr plötzlich ab. Die nicht getroffenen Bomber der Volksrepublik flogen auf das Festland zurück. Auch die Flotte stellte ihr Bombardement ein, bildete jedoch einen engen Blockadering um die Inseln. Wer hier reinwollte, musste sich mit der chinesischen Marine anlegen.

Nachdem die Hälfte der Streitkräfte Taiwans in den Süden verlegt war, leitete Admiral Zhang, alleiniger Oberbefehlshaber der gesamten chinesischen Invasionstruppen, Phase zwei der Militäroperation ein. Den Plan dazu hatte er bereits sechs Monate zuvor entworfen.

Nachdem sich an diesem Morgen die Sonne blutrot aus dem Pazifik erhoben hatte, begann der flächendeckende Raketenbeschuss der Westküste Taiwans. Er setzte im Norden mit der Beschießung des Chiang-Kaishek-Flughafens ein. Mörderische SRBMs rissen Krater in die dortigen Rollbahnen. Erstaunlicherweise wurde nur der Kontrollturm außer Gefecht gesetzt, die regulären Passagierterminals wurden nicht beschossen.

Zhangs Raketen trafen das Herz des Straßensystems und hinterließen riesige Löcher in der Küstenautobahn. Sie löschten die wichtige Kreuzung zwischen der Hauptachse in den Süden und Straße 1 bei Chungli aus und rissen einen Strang von 400 Metern Länge aus dem Schienennetz. Eine Straßenbrücke westlich von Hainchu wurde in die Luft gejagt. Der Mingte-Staudamm im Westen von Miaoli wurde ebenfalls getroffen. Die Zahl der Raketentreffer an den Autobahnen, Schnellstraßen und Eisenbahnverbindungen in Richtung Süden erhöhte sich aufs Dreifache. Dann erreichten die Angriffe die majestätischen Brücken, welche die Ufer des Choshui-Flusses miteinander verbanden. Ein Raketen-Stakkato setzte allen vier ein Ende und blies ihre Stahl- und Steinkonstruktionen einfach in die Fluten. Die Straße 17 gab es nicht mehr und auch nicht die lang gewundene Straße 19. Die zentrale Autobahnverbindung in den Süden kam ebenso zum Erliegen wie der nach Süden laufende

Schienenverkehr.

Das gesamte Transportsystem über die völlig flachen Ebenen der westlichen Zentralregion war ausgelöscht. Und das sogar noch bevor die chinesischen Raketen die im Südwesten der Insel gelegene Stadt Tainan erreichten, die bis 1885 mehr als 200 Jahre lang die Hauptstadt der damaligen chinesischen Provinz Taiwan gewesen war. Zhangs Raketen zerstörten sämtliche Rollbahnen des dortigen Flughafens.

Sie hämmerten auf die Straßen 17 und 19 ein und sprengten weitere Teile der Autobahn nach Süden. Unabhängig voneinander gab es drei schwere Einschläge in diese zentrale Verkehrsader des Landes, dort wo sie westlich der Stadt zum 30 Meilen entfernten Hafen Kaohsiung führt. Es war nun unmöglich geworden, Truppen oder was auch immer zurück in den Norden des Landes zu bringen. Admiral Zhangs geniales Ablenkungsmanöver hatte die Hälfte der taiwanischen Armee 200 Meilen von ihrem wichtigsten Einsatzort, den es zu beschützen galt, von Taipeh abgeschnitten.

Der chinesische Kriegsherr hatte sein Spiel jedoch gerade erst begonnen. Abermals stiegen die verbliebenen 120 B-6/Badgers in die Luft. Sie flogen in drei großen Wellen über die Küste; jede der 40 Maschinen einer Staffel war mit neuen Cruisemissiles ausgerüstet. Diesmal waren ihre Ziele aber rein militärischer Natur: Luftabwehrsysteme, Luftwaffen- und Marinestützpunkte. Die Volksbefreiungsarmee hatte diese Einrichtungen schon seit Jahren ausspionieren lassen. Die Badgers flogen im Verband mit Q-5B-Fantan-Kampfjets und neueren JH-7 und SU-30MKK-Bombern. Entlastung brachten ihnen die pausenlos vorgetragenen Angriffe der überlegenen J-10-und J-11-Maschinen. Vor allem deren Einsatz verurteilte alle Versuche der Kampfflieger Taiwans, die Lufthoheit über der Formosastraße zu gewinnen, zum Scheitern.

Die ersten Angriffe richteten sich gegen das erst kürzlich

rund um die Hauptstadt installierte – und daher noch nicht getestete – Luftabwehrsystem (MADS), das mit Patriot-Antiraketen-Raketen ausgerüstet war. Auch die Flugfelder mit den neuen Abwehrjägern in Taoyuan und weiter südlich in Yunlin wurden vernichtet. Auf den ebenen Flächen an der gesamten Westküste zerstörten die chinesischen Bomber alle Flugabwehrinstallationen. Sie trafen aber auch die hoch im zentralen Bergmassiv gelegenen Kommandozentralen und Kontrolleinrichtungen der taiwanischen Luftüberwachung, die nach Westen, gegen den »möglichen« Aggressor China, ausgerichtet waren. Schon seit Jahren hatten chinesische Agenten alle Einzelheiten dieser logistisch entscheidenden Schaltzentralen wie auch die Erkenntnisse des militärischen Abwehrdienstes Taiwans (C-41) nach Peking gemeldet. Jetzt wurden alle diese Einrichtungen von den Bordraketen der chinesischen Kampfjets unter Beschuss genommen. Dazu kamen im Abstand weniger Minuten die Einschläge der Kurzstreckenraketen, die aus ihren Basen in den Provinzen Fujian und Jiangxi abgefeuert wurden.

Das tapfere kleine Taiwan erzitterte unter den vernichtenden Hieben des großen Drachen jenseits des Meeres. Aber es gab nicht auf. Stunde um Stunde setzten seine F-16-Piloten den eindringenden Bombern Widerstand entgegen. Gegen Mittag war es offensichtlich, dass die Chinesen einen schwer wiegenden Fehler gemacht hatten, weil sie es versäumten, die mobilen Flugabwehrsysteme auf Kurzstreckenbasis – Chaparral, Stinger/Avenger und Antelope, aufzuspüren. Chaparral besteht aus vier modifizierten AIM-9C Sidewinder-Raketen auf Kettenfahrzeugen. Die Stinger/Avenger SAMs setzen sich aus zwei auf Lafetten installierten Behältern zusammen, die jeweils vier Stingers enthalten und auf einem speziellen Geländefahrzeug (HMMWV) mit hoher Geschwindigkeit transportiert werden können. Die Antelope, eine taiwanische Eigenentwicklung, ist

in der Lage, von einem HMMWV aus vier Tien-Chien-1-Raketen mit einer Reichweite von 14 Meilen abzufeuern. Diese tödliche Abfangwaffe fliegt extrem tief und ist durch ihr Zielerkennungsleitsystem hervorragend geeignet, potenziellen Angreifern den Weg abzuschneiden. Die Streitkräfte Taiwans setzten die drei Waffensysteme überall dort, wo sie ausreichend Deckung fanden, mit Zähigkeit und hoher Treffergenauigkeit an der westlichen Verteidigungslinie ein. Sie feuerten aus Reisfeldern, hinter Scheunen hervor, aus dem Unterholz der Wälder und Verstecken hinter Korallenwänden. Jeder Hügel in der Küstenebene wurde zu einer Abschussrampe. Im Verlaufe des Nachmittags hatten sie die Flotte der Badger-Bomber stark dezimiert. Von 120 angreifenden Maschinen kehrten nur 70 aufs Festland zurück.

Aber sie hatten lediglich die Luftangriffe zurückgeschlagen – der chinesische Raketenbeschuss ging weiter. Zu Beginn der Nacht hatte er das gesamte Transportnetz im Westen Taiwans lahm gelegt. Auch die zivilen und militärischen Kommunikationssysteme waren bis dahin zusammengebrochen. Die Luftabwehranlagen waren weitgehend ausgeschaltet. Von den hochgelobten Skyguard-Einrichtungen war nichts mehr übrig. Die überwiegende Zahl der AIM-7M/Sparrow Flugabwehrraketen war noch vor dem Start am Boden festgenagelt worden. In vielen Details wies die Schlacht um die Lufthoheit über die Formosastraße erstaunliche Parallelen zur Luftschlacht über England im Zweiten Weltkrieg auf.

Als die Nacht des 23. Mai hereinbrach, hatte China zwar viele seiner strategischen Ziele erreicht – aber irgendwie war es Taiwan doch gelungen, sie abzuwehren. Zu der weit gehenden Vernichtung der Badgers kam der Verlust von zehn Fantans und 21 weiteren Flugzeugen hinzu. Taiwan hatte seinerseits insgesamt 43 Maschinen verloren. Man konnte sich zunächst also durchaus als Gewinner der Luftschlacht ansehen – aller-

dings verfügte China alles in allem über 2200 einsatzfähige Kampfjets und Bomber, Taiwan dagegen nur über 400. Wie in jedem anderen Krieg, den China im Lauf seiner Geschichte geführt hatte, konnte es schwere Verluste hinnehmen, weil es letztlich über die größeren Ressourcen an Menschen -und an Schiffen und Flugzeugen – verfügte. Bei der gegenwärtigen Verlustrate konnte China es sich leisten, die Luftschlacht mehrfach zu verlieren, ohne dass Taiwan zu guter Letzt Sieger blieb. Man hatte auf der Seite Taiwans immer mit der Unterstützung der schlagkräftigen US-Luftwaffe gerechnet. Ihre Abwesenheit war sozusagen das Todesurteil für den Inselstaat, der nun völlig allein um sein Überleben kämpfte.

Das Kräfteverhältnis auf See war auch nicht besser. Chinas 275000 Marinesoldaten verteilten sich auf über 50 Zerstörer und Fregatten, 66 Unterseeboote, davon sechs mit Nuklear- und 60 mit Dieselantrieb, fast 50 Landungsschiffe plus einige Hundert Hilfsfahrzeuge und Patrouillenboote. Taiwans hochmoderne Marine bestand dagegen aus 22 Zerstörern, 22 Fregatten, 50 Schnellbooten, aber nur zehn Unterseebooten. Ihre Landungsschiffe waren in einem Konflikt mit China sowieso praktisch wertlos.

Wie zu erwarten, ging China als Sieger aus dem ersten Seegefecht hervor. Am Nachmittag hatte ein chinesischer Y-8X-Cub-Marineaufklärer eine kleine Flotte taiwanischer Boote entdeckt, die offenbar die Streitkräfte auf den Pescadores-Inseln verstärken sollten. Das Flugzeug meldete die Schiffsbewegung an das Hauptquartier der Südflotte, und nur zwei Stunden später begannen zwei Kilos einen Unterwasserangriff auf Taiwans Kriegsschiffe. Sie jagten jeweils ein Torpedo in jedes der Landungsboote der Newport-Klasse, das LSD *Cheng Hai* bekam sogar zwei ab. Der große Transporter fing Feuer, krängte und versank schließlich mit 400 Mann an Bord. Mit jeder Stunde, die verging, postierten sich weitere chinesische

Kriegsschiffe um Taiwan. Die Seewege für die Invasionstruppen, die nun jeder erwartete, waren frei.

Mittwoch, 23. Mai, 0730 (Ortszeit)
Weißes Haus, Washington, D.C.

Die Stimmung im Oval Office war gedrückt. Eigentlich spürte man, wo nun Amerikas Freunde und Partner am anderen Ende der Welt um ihr Überleben kämpften, sogar in der ganzen Stadt eine gewisse Niedergeschlagenheit. Der Präsident war besorgt – hauptsächlich deswegen, dass man ihn irgendwie für diese Entwicklung verantwortlich machen könnte. Er sah sich schon als Nero angeprangert, der in Washington herumtändelte, während Taiwan brannte. »Es muss doch etwas geben, was wir tun können«, sagte er immer wieder. Der Verteidigungsminister Bob MacPherson konnte nur jedesmal wiederholen, dass er keine Möglichkeit sehe. Außenminister Harcourt Travis wollte das Drama ebenfalls herunterspielen, obwohl er genau wusste, dass die USA vertraglich zum Bündnisfall verpflichtet waren.

Arnold Morgan lief mit großen Schritten durch das Präsidentenbüro und zermarterte sich den Schädel, um eine Lösung des Problems zu finden. Momentan konzentrierte er sich darauf, dem Präsidenten die Situation zu verdeutlichen. Das war deshalb so schwierig, weil der gegenwärtige Amtsinhaber am Ende seiner zweiten Wahlperiode alle Ereignisse unter dem einen Aspekt betrachtete: Wie wird die Geschichte mich beurteilen?

Schließlich glaubte Morgan, die richtigen Worte gefunden zu haben: »Sir, wie gesagt, haben die Chinesen uns durch ein gigantisch angelegtes Täuschungsmanöver gezwungen, achtzig Prozent unserer gesamten Seestreitkräfte in der Straße von Hormus zu binden. Sie haben drei Großtanker versenkt und den Tod vieler Seeleute, die meisten davon Amerikaner, verursacht.

Sie haben ferner einen japanischen Tanker nördlich der Malakkastraße angegriffen und versenkt sowie einen US-Flugzeugträger im Pazifik aus heiterem Himmel torpediert. Und nun sind sie dabei, Taiwan zu erobern – das *einzige Ziel,* an dem sie wirklich interessiert waren und sind.«

Er legte eine Pause ein, um seine Aufzählung der chinesischen Vergehen auf die Zuhörer wirken zu lassen, und fuhr dann fort: »Im Gegenzug haben wir ihre Ölproduktion in der Golfregion zum Erliegen gebracht. Ich habe außerdem dem Botschafter der Volksrepublik gedroht, dass wir zukünftig keine chinesischen Kriegsschiffe im Nordteil des Arabischen Meers oder sonst wo in der Nähe der nahöstlichen Tankerrouten dulden werden. Die wissen also, dass ihre Schiffe bei einer Missachtung dieser Warnung sofort von uns versenkt werden. Sie haben schon genug Schaden an den Weltölmärkten angerichtet. Die internationale Staatengemeinschaft wird ihre Präsenz dort unten einfach nicht mehr dulden. Die Chinesen haben das kapiert – glaube ich zumindest.«

»Arnold, das ist mir alles bekannt«, unterbrach ihn der Präsident. »Kommen Sie zum Thema Taiwan.«

»Sehr gern, Sir. Aber bitte denken Sie daran, dass all diese Ereignisse eng miteinander verknüpft sind.«

»Schon gut – aber nun zu Taiwan!«

»Okay«, sagte der Sicherheitsberater und verkniff sich, das auszusprechen, was er wirklich von diesem Gespräch hielt: *Unverschämtheit, wirft dieser dämliche Ignorant etwa mir vor, ich weiche vom Thema ab?* Aber er stand – mehr oder minder – über dem Vorwurf und fuhr fort: »Sir, dieser Angriff auf Taiwan wurde auf das Sorgfältigste geplant. Wir befinden uns deshalb lediglich in der Position eines Beobachters, der zusehen muss, wie ein eher tollpatschiger Riese sich zu einem Sieg durchprügelt. Aber der Riese ist gut vorbereitet. Er hat zudem ein Heimspiel, und es ist ihm letztlich auch egal, wie viele

Schiffe, Flugzeuge oder Menschen dabei draufgehen. Alles, was er will, ist der Siegespreis: Taiwan. Mehr als alles andere. Wir können aber nicht eingreifen – weil wir nichts zum Eingreifen vor Ort haben. Aber selbst wenn wir dazu in der Lage wären, würde ich mich dagegen aussprechen. Wir könnten ganz schnell in eine blutige Seeschlacht verwickelt werden, bei der wir das Risiko eingehen, drei oder mehr große Schlachtschiffe und ein paar Tausend amerikanische Seeleute zu verlieren. Die Chinesen könnten andererseits zwanzig Schiffe und zehntausend Mann verlieren. Der Unterschied: Es würde sie einen Dreck kümmern, und sie würden genauso weitermachen wie zuvor. Dem können wir aber nichts entgegensetzen. Bei uns würde es zu Unruhen in der Bevölkerung kommen, die Sie und den Rest von uns wegfegen würden. Man würde uns vorwerfen, ein neues Vietnam zu starten, und das nur wegen ein paar chinesischen Inseln, die praktisch direkt vor der Haustür Schanghais liegen. So würde es jedenfalls die Presse und damit die öffentliche Meinung sehen.«

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Es geht zwar in Ordnung, dass wir die Meere kontrollieren, wie wir es schon seit Jahren tun, und jeden Störenfried abschrecken. Aber einen regulären Krieg zu führen, unsere jungen Männer in den Kampf und in den Tod zu schicken – und das Tausende von Meilen von Amerika entfernt –, ist eine ganz andere Sache. Sir, wenn Sie wegen einer Hand voll gottverdammter Bauern einen Krieg mit China starten, haben wir hier einen neuen Bürgerkrieg zu Hause. Und das meine ich nicht nur bildlich.«

»Bisher waren wir aber immer in der Lage, China im Zaum zu halten.«

»Richtig. Aber bisher haben die auch nie richtig Ernst gemacht. Diesmal ist es etwas ganz anderes. Heute fühlen sie sich als eine Nation, die einen gerechten Krieg um die Rückgewinnung einer abtrünnigen Provinz führt. Um ein störrisches Fami-

lienmitglied, das wieder zurückgeholt werden soll. Uns dagegen bleibt nur die große Geste. Kein US-Präsident kann sich einen realen Krieg um dieses elende Stück Insel leisten. Wenn es sein muss, bekämpfen wir sie wegen der Ölvorräte im Nahen Osten. Das liegt in unserem nationalen Interesse. Und die Öffentlichkeit würde das auch verstehen. Aber sie würde es nicht verstehen, wenn amerikanische Soldaten wegen umstrittener innerchinesischer Gebietsansprüche ihr Leben verlieren.«

»Verstehen Sie denn«, sagte der Präsident, »warum China diese Insel vor seiner Küste mit der gleichen Inbrunst zurückhaben will wie damals Hongkong, das immerhin wirklich direkt vor seiner Haustür liegt? Ich nicht. Habe ehrlich gesagt nie verstanden, was sie an der Insel haben.«

»Was sie *wirklich* wollen, Sir«, antwortete Admiral Morgan, »ist das Nationale Palastmuseum in Taipeh.«

»Ein Museum?«

»Richtig. Weil es die wertvollste Sammlung chinesischer Kunst und Geschichte repräsentiert. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass es das bedeutendste Museum der Welt ist. Das bedeutendste, das es jemals gegeben hat.«

»Tja, und ich dachte immer, die neuen Herren in Peking verachten alles Kulturelle. Haben Mao und seine Frau nicht mit der Kulturrevolution versucht, jede Erinnerung an kulturelles Erbe auszulöschen? Haben sie nicht Bücher, ja ganze Universitätsbibliotheken verbrennen lassen?«

»Das wohl. Aber das wahre Herz Chinas, die alten Bücher, Handschriften, Seidentapeten und Skulpturen, Gemälde, das Porzellan und die Kunstgegenstände aus Silber, Jade und Gold, alles, was an die alten Herrscherdynastien vor Tausenden von Jahren erinnert, befand sich in einer einzigen Sammlung. Über zehntausend Einzelstücke, die mehr als fünfhundert Jahre lang in der Verbotenen Stadt aufbewahrt worden waren.«

»Wie ist diese Sammlung überhaupt nach Taiwan gelangt?«

»Ganz einfach: Chiang Kaishek hat sie bei seiner Flucht mitgenommen.«

»Himmel! Alles?«

»Nahezu alles. Es war das Letzte, was er tun konnte, bevor er und seine Freunde von der Kuomintang ins Exil gingen. Er glaubte, dass Mao die Schätze einfach zerstören würde. Also hat er alles einpacken und vierzehn Zugladungen chinesischer Geschichte nach Formosa einschiffen lassen.«

»Das hätte dem Festland doch egal sein können?«

»Zunächst war das auch so. Aber dann hat Formosa seinen Namen in Taiwan geändert und seine Hauptstadt Taipeh wurde zu einer Metropole des internationalen Kapitals. Und Chiang Kaishek hat selbstbewusst sein berühmtes Museum in einem Park im Norden der Stadt gebaut. Hauptsächlich, um mit diesem gigantischen Erbe chinesischer Kulturgeschichte anzugeben.«

»Aber es ist doch nicht Ihr Ernst, dass die Schlitzaugen auf dem Festland das nun zurückhaben wollen, oder?«

»Doch. Genau das. Das Museum wurde Mitte der Sechzigerjahre eröffnet, und im gleichen Moment hat die Volksrepublik Anspruch auf die gesamte Sammlung erhoben. Mit allem Pathos haben sie von dem Inselstaat, der nichts mit ihnen zu tun haben wollte, ihr Erbe zurückverlangt. «

»Und wie hat Chiang Kaishek reagiert? Was hat er gesagt?«

»Viel, Sir, sehr viel. Er hat ihnen gesagt, sie seien ein lärmender Haufen kommunistischer Killer, die am liebsten auch noch mit Chinas Geschichte herumzündeln würden. Er hingegen sei der rechtmäßige Herrscher Chinas, und Taiwan sei der Hort der chinesischen Nation. Der Tag sei nicht fern, an dem er und seine Armeen auf das Mutterland zurückkehrten, um sie alle zum Teufel zu jagen. Und nie werde er sich ihrem Barbarismus unterwerfen.«

»Hat er auch etwas zu dem Nationalschatz gesagt?«

»Da ist er sogar noch deutlicher geworden. Der gehe sie einen Scheißdreck an!«

»Und seitdem wird das Zeug da im Museum aufbewahrt?«

»Genau. Sie haben es Nationales Palastmuseum genannt – so, wie schon der ursprüngliche Aufbewahrungsort in der Verbotenen Stadt hieß.«

»Und hat die Sammlung all diese Umbrüche überstanden?«

»Wie durch ein Wunder ist nicht ein einziges Stück kaputtgegangen. Was nach Meinung der Taiwaner die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes beweist. Dazu kommt noch ihr Argument, dass Mao und seine Gattin wie gesagt das Kulturerbe höchstwahrscheinlich zerstört hätten.«

»Und was sagt die gegenwärtige chinesische Regierung dazu?«

»Nichts – außer dass man wie ein ungezogenes Kind mit den Füßen aufstampft und unablässig den Nationalschatz zurückverlangt.«

Alle Anwesenden im Oval Office grinsten bei diesem Vergleich. Wenn die Situation nicht so verdammt ernst gewesen wäre, hätte man sicher auch laut gelacht.

»Meine Güte«, meinte Bob MacPherson. »Das müssen Tausende von Einzelstücken sein!«

»Ich glaube, es handelt sich um mehr als siebenhunderttausend«, sagte Arnold Morgan. »Ich wollte mir das einmal vor ein paar Jahren ansehen. Da werden aber nie mehr als fünfzehntausend Exponate ausgestellt. Alle drei Monate werden diese ausgewechselt. Selbst wenn man also vier Mal im Jahr dort hingeht, sieht man nur sechzigtausend Objekte, weniger als zehn Prozent. Man braucht also rund zwölf Jahre, um alles zu sehen.«

»Und wo werden die Sachen zwischenzeitlich gelagert?«

»Das weiß niemand ganz genau. Wahrscheinlich aber in einem riesigen Tunnelsystem, das man in den Bergen hinter dem

Museum angelegt hat.«

»Meinen Sie nicht, die Taiwaner könnten daraus einen Gewinn bringenden Nutzen ziehen? Indem sie zum Beispiel die Hälfte davon in Peking ausstellen?« Rein gefühlsmäßig schien der Präsident nach einer politischen Kompromisslösung zu suchen.

»Chinesen denken anders darüber als wir«, entgegnete ihm der Sicherheitsberater. »Die Volksrepublik will von dieser kleinen und ärgerlichen Pirateninsel den ganzen Schatz zurück. Der ihrer Meinung nach ohnehin unrechtmäßig gestohlen wurde.«

»Aber die Taiwaner sagen ihnen immer noch, das gehe sie einen Scheißdreck an, was.«

»So ist es«, sagte der Admiral. »Und es wird nicht mehr allzu lange dauern, bevor ein mörderischer Kampf um das Museum beginnt. Wir können davon ausgehen, dass Taiwan dort einige höchst wirkungsvolle Sicherheitssysteme eingebaut hat. Selbst wenn das Land der Übermacht erliegt, wovon wir inzwischen ausgehen müssen, bleibt die Sammlung erhalten. Es ist durchaus denkbar, dass die Taiwaner den Schatz als letzte Trumpfkarte ausspielen.«

»Nach dem Motto: *Wenn wir ihn nicht haben dürfen, soll ihn keiner haben?«*

»Schon möglich. Aber eher noch nach der Devise: *Wir könnten ihn mit einem Knopfdruck zerstören. Wenn ihr uns garantiert, für immer und ewig unsere Insel in Ruhe zu lassen, könnt ihr damit abziehen. Wenn nicht, wird niemand ihn je besitzen.«*

»Und welche militärischen Schritte unternehmen wir in der Zwischenzeit, meine Herren? Ich frage Sie das in voller Kenntnis der schlichten und eindeutigen Fakten, die mein Sicherheitsberater bereits ausgesprochen hat. Danach können die Vereinigten Staaten von Amerika gegenwärtig einen offiziellen Krieg gegen die Volksrepublik China nicht führen. Nicht we-

gen Taiwan. Bisher haben wir dort im Krisenfall unsere Muskeln spielen lassen und auf diese Weise etwaige Gegner abgeschreckt. Heute ist uns das nicht möglich. China ist auf diesen Krieg, den das Land ja schon begonnen hat, vorbereitet und willens, für seine Sache zu kämpfen und zu sterben. Wir müssen uns also, wie Arnold gesagt hat, aus der Sache raushalten.«

»Aber wie beantworten wir Taiwans Hilferuf?«, fragte Außenminister Travis.

»Wir bieten ihnen unsere Hilfe am Verhandlungstisch an«, meinte der Präsident. »Wir drohen, China vom Welt-Handel auszuschließen, etwa indem wir den Handel mit jenen Ländern einstellen, die ihre Wirtschaftsbeziehungen mit China fortsetzen. Wir kündigen unsere Meistbegünstigungsklausel für sie. Wir bannen ihre Exporte, verlangen die Rückzahlung ihrer Auslandsschulden. Plus weiterer Maßnahmen. Die Unterbindung jeglichen Verkaufs von Raketen, Gewehren und Munition an sie.«

»Vor allem von Torpedos!«, fügte Arnold Morgan hinzu.

»Sie wollen wirklich, dass wir uns ruhig verhalten und den Krieg aussitzen?«, fragte ein entgeisterter Bob Mac-Pherson.

»Ich fürchte, ja«, knurrte Arnold Morgan. »Aber ich arbeite an einem Plan, der sie einen verdammt hohen Preis für das, was sie getan haben, zahlen lässt. Ich bin mir sicher, dass wir ihre zukünftigen Aktivitäten auf das Chinesische Meer beschränken können«.

»Klingt nach einem besonders ehrgeizigen Plan«, meinte Harcourt Travis. »Immerhin haben wir es mit einem Land zu tun, das die Weltwirtschaft an den Rand des Abgrunds geführt hat und nun keinerlei Skrupel hat, einen Krieg vom Zaun zu brechen«.

»Es *ist* ein ehrgeiziger Plan«, sagte der Admiral, »den ich aus zwei Gründen favorisiere. Erstens, weil dabei jede Menge Dynamit gebraucht wird, und zweitens, weil er haufenweise völlig

verstörte Schlitzaugen hinterlassen wird.«

»Ich mag ihn auch«, fiel der Präsident ein. »Ich weiß zwar nicht, worum es geht – aber ich mag ihn schon jetzt.«

Das Treffen zog sich den ganzen Vormittag hin, doch ernsthafte militärische Schritte gegen China wurden nicht diskutiert. Das Außenministerium wurde ermächtigt, der Regierung in Peking eine im schärfsten Tonfall abgefasste Note zu übermitteln, »welche die extrem verabscheuungswürdige Militäraktion Chinas gegen seinen friedliebenden Nachbarn verurteile. Die Unabhängigkeit dieses Staates werde nun konsequenterweise von den Vereinten Nationen anerkannt werden.«

Harcourt Travis wies darauf hin, dass seit einem Vierteljahrhundert – mit Ausnahme von Serbien und vorher schon Argentinien mit der Besetzung der Falklandinseln – keine derartige Aggression vorgekommen sei. Die Chinesen sollten auch nicht vergessen, wie das Schicksal dieser Regierungen letztendlich ausgesehen habe. Alle Aktionen gegen den kleinen Inselnachbarn seien deshalb einzustellen und rückgängig zu machen. Der Außenminister erwartete allerdings keine Antwort auf diese Note. Und er erhielt auch keine.

Während Harcourt Travis Amerikas Vorwürfe und Drohungen formulierte, bestellte Admiral Morgan den chinesischen Botschafter für den Nachmittag zu sich. Er sollte ihm einige harte Fragen zum Hintergrund der Invasion beantworten. Der Botschafter blockte jedoch ab und erklärte, China reagiere nur auf eine Aufforderung der taiwanischen Regierung, »die Zustände in ihrem Land im Hinblick auf normale Beziehungen, die für beide Seiten erfreulich wären, zu stabilisieren«.

Morgan, dem inzwischen Bilder der brennenden Marinebasis auf der Insel Penghu vorlagen, zeigte sie dem Diplomaten und fragte ihn, ob dies »Chinas Weg zur Stabilisierung einer Situation sei«.

Unerwartet holte Ling Guofeng ebenfalls zwei Fotos aus sei-

ner Brieftasche. Der Sicherheitsberater starrte überrumpelt auf Bilder vom Flammeninferno in der Raffinerie am Golf. »Kann ich davon ausgehen, dass dies Ihr Weg ist?«, fragte der Vertreter Chinas.

»Sie können alles annehmen, was Ihnen Spaß macht«, knurrte Admiral Morgan. »Ich sehe nur, dass ein paar nicht bekannte Personen einige Barrel Öl in die Luft gejagt haben. Das ist jedoch etwas ganz anderes, als ein wesentlich kleineres Land zu überfallen und seine Zivilbevölkerung mit Bomben, Cruisemissiles und dem Einsatz der gesamten Marine zu dezimieren. Das lässt sich überhaupt nicht miteinander vergleichen! Sie werden Ihrer Regierung unseren ganzen Abscheu über deren Verhalten ausdrücken und sie auf das Allerschärfste auf Konsequenzen unsererseits vorbereiten. Konsequenzen, die sie nicht sonderlich schätzen wird. Das wär's für den Augenblick.«

Botschafter Ling konnte sich glücklich schätzen, nicht sofort aus den USA ausgewiesen zu werden. Er verabschiedete sich vom mächtigen Sicherheitsberater und verließ fluchtartig den Westflügel des Weißen Hauses.

Die ganze Woche über kam es zu derartigen Treffen, in denen die Vereinigten Staaten die Volksrepublik auf jede nur denkbare Weise zu bedrohen und zu erniedrigen suchten. Alle ihre Verbündeten – Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Russland, Kanada, Australien und Japan – unterstützten sie dabei. Die Amerikaner strichen die Meistbegünstigungsklausel, stoppten alle Importe aus China und setzten bei ihren Freunden durch, entsprechend gegen die Volksrepublik vorzugehen.

Während die schier endlosen Luftschlachten fortgesetzt wurden, pumpte die chinesische Marine weitere Kriegsschiffe in das Krisengebiet. Teile der Nordflotte blockierten den großen Hafen Chi-lung, einen wichtigen Flottenstützpunkt und Heimatbasis für Taiwans nördliches Patrouillenboot-Geschwader.

Die Luftwaffe des Inselstaates besaß kaum noch intakte Flugfelder und Rollbahnen. Die Hälfte der Piloten war tot oder galt als vermisst. Doch nachts leckte man seine Wunden, besserte notdürftig Maschinen und Startbahnen aus, betankte die verbliebenen Kampfjets und stellte sich im Morgengrauen wieder dem großen Drachen aus dem Norden.

Immer mehr chinesische Kriegsschiffe besetzten strategisch beherrschende Positionen in der Formosastraße. Sichere Kommunikations- und Nachschublinien wurden kontinuierlich aufgebaut. Im Norden der Insel sprangen Spezialeinheiten hinter der Küstenlinie westlich von Chi-lung ab. Dieses abgelegene Gelände war von Admiral Zhang und seinem Stab als Ausgangspunkt der Invasion gewählt worden.

Die strategische Planung hatte Monate gedauert, aber das taktische Vorgehen ergab sich schließlich aus den vorgefundenen Bedingungen auf der Insel. Die überwiegende Mehrheit der Einwohner Taiwans lebte in den Küstenebenen des Westens. Im Norden war es vor allem die Region um Taipeh und im Süden die um Tainan und Kaohsiung. Das Landesinnere ist bergig und unwegsam, die Ostküste wird von gewaltigen Klippen beherrscht. Jeder Angriff aus östlicher Richtung wäre daher absurd gewesen und die Aussicht auf eine militärische Aktion in den Bergen war für alle Angreifer abschreckend. Chinas Zielsetzung war eindeutig: die völlige Unterwerfung der Insel, ohne dass man um jeden Quadratzentimeter des Landes lange kämpfen musste.

Das Kriegsziel sollte in der kürzest möglichen Zeit – und bei Vermeidung unnötiger Kollateralschäden – durchgesetzt werden. Die Chinesen wollten so wenig wie möglich von dem, was sie sich einverleiben wollten, bereits vorher zerstören. Genauso galt es, die Verluste an Menschenleben auf beiden Seiten so gering wie möglich zu halten. Damit wollte man auch die weltweite moralische Ächtung auf ein Minimum begrenzen.

Gleichwohl musste man Truppen ins Land schicken. Die ganze Woche über landeten Fallschirmspringereinheiten, die im Schutz der Dunkelheit von See hereingeflogen wurden. Auch die Unterseeboote setzten Soldaten an Land ab, selbst kleine Handelsschiffe und Fischerboote wurden eingesetzt und landeten an tauglichen Stränden der 1000 Meilen langen Küste. Die Einsamkeit der ausgesuchten Stellen wurde noch durch die nahezu völlige Zerstörung aller militärischen Kommunikationssysteme verstärkt.

Am Samstag, dem 26. Mai, begann kurz vor Mitternacht die Invasion. Eine Armada von Transportmaschinen, die zu ihrem Schutz von Kampfjets begleitet wurden, dröhnte über die Formosastraße. Die komplette 15. Luftlandedivision flog in kürzlich von Russland erworbenen IL-76MD/Candids, die besonders gut für Luftlandeunternehmen geeignet waren, nach Osten. Ihr folgte, tief über dem Ozean, eine Flotte von Y-8/Cub-Transportflugzeugen mit weiteren Truppen. Herzstück und Kommandozentrale dieser Invasionsflotte war eine grau gestrichene A-501 Mainstay.

Eine Luftabwehr Taiwans war nicht mehr möglich. Und die massierten Bodentruppen, die nach der Panik über den Angriff auf die Pescadores-Inseln in den Süden verlegt worden waren, konnten jetzt wegen der zerstörten Straßen, Brücken und Eisenbahnen nicht mehr eingreifen. Diese Umstände erlaubten es China, seine Landungstruppen ungehindert an den nächtlichen Stränden auszusetzen. Ein Transporter nach dem anderen entließ aus 1000 Fuß Höhe seine menschliche Fracht. Die Invasoren sprangen in einer von zwei vorgesehenen Zonen ab, zwei Meilen hinter den bei Touristen so geschätzten weißen Stranden von Chinsan und nur 13 Meilen von Chi-lung entfernt. Hunderte von Fallschirmspringern landeten auf dem weichen Sand. Um 0230 waren in jeder Landezone bereits drei- bis viertausend Mann angekommen. Die chinesischen Kommandanten

teilten die Division rasch auf und befahlen den Abmarsch weg von der Küste ins Landesinnere.

Nach einer Meile begannen die Chinesen sich einzugraben und bauten im Gelände dazu zwei halbmondförmige stahlverstärkte Schutzwälle auf. Falls die taiwanischen Truppen versuchen sollten, die Landung der Amphibienfahrzeuge der Chinesen an der Küste zu verhindern, würde dies die erste Verteidigungslinie sein, die sie überwinden mussten.

Das Hauptproblem Taiwans war gegenwärtig der Zusammenbruch der Kommunikationssysteme. Es war inzwischen kaum noch möglich, irgendeine Nachricht abzusetzen. An einen detaillierten Gedankenaustausch oder die Übermittlung von längeren Lageberichten war gar nicht zu denken. Natürlich gab es in der Nähe von Taipeh kleinere Einheiten, die die Luftaktivitäten im Norden registrierten. Aber selbst wenn sie richtigerweise die Landung von Truppen vermutet hätten, blieb ihnen doch keine Möglichkeit zur Kontaktaufnahme mit anderen, noch eine zum Ausspähen der Absichten der Invasoren. Ihnen blieb schlicht verborgen, ob eine unmittelbare Landung an der Küste überhaupt vorgesehen war.

Inzwischen bauten die Chinesen ihre stählernen Verteidigungsstellungen aus. Eine wurde quer über die Straße aus Taipeh nördlich von Yaugminshan errichtet, die andere über die wichtigste Einfallstraße von Feitsuiwan nach Chi-lung an der Küste. Sie arbeiteten während des ganzen Sonntags unter strömendem Regen. Sie hoben Gräben aus, legten Munitionsvorräte an und bauten Maschinengewehrnester. Aufgabe der 15. Luftlandedivision war es, einen Gegenangriff Taiwans um jeden Preis zu verhindern. Man wollte alle Vorbereitungen rechtzeitig abgeschlossen haben, um am frühen Montagmorgen die Landung einer chinesischen Marineinfanteristendivision unter voller Bewaffnung sowie mit Artillerie- und Flugabwehrgeschützen zu decken.

Und sie schafften es. Während der Löwenanteil der Truppen sich eingegraben hatte, war eine kleine Spezialeinheit der Marineinfanteristen – ähnlich trainiert wie die U.S. Navy SEALs – dabei, das Landungsterrain zu sondieren und vorzubereiten. Sie hatten die Positionen abgesteckt und für MG-Feuerschutz gesorgt, um die Invasionstruppen sicher hereinzubringen. Um 0300 morgens, zwei Stunden bevor die Sonne am fernen Horizont aufgehen würde, wurde es auf dem Wasser lebendig. Untrügliche Vorboten der Invasion waren kleine schwarze Landungsboote voller Soldaten, die der Brandung entgegenfuhren.

Als der Himmel hell wurde und rosafarbene Lichtstreifen durch die morgendlichen Regenwolken fielen, konnte man am Strand den Lärm der Rampen hören. Große, dröhnend klirrende Rampen, die von Befehle schreienden Soldaten ausgelegt wurden. Riesige Raupenfahrzeuge fuhren mit heulenden Motoren das steile Gefälle hinunter in die Brandung und dann weiter zu den gekennzeichneten Abschnitten der Küste. In den ruhigeren Wassern eine halbe Meile weiter draußen herrschte eine Art kontrolliertes Chaos. Schiffe wurden in günstige Positionen manövriert und dann hydraulische Heckklappen geöffnet, um weitere Landungstruppen freizugeben. Es war wie am D-Day in der Normandie im Juni 1944, nur in etwas kleinerem Maßstab. Wenn irgendwelche taiwanischen Truppen diesen Aufmarsch beobachtet hätten, wäre ihnen sehr schnell deutlich geworden, dass dies der Auftakt zur letzten Runde eines nicht zu gewinnenden Kampfes war. Sechs Stunden später waren alle an Land. Die Schiffe machten kehrt und fuhren zurück zum Mutterland, nur um mit Tausenden neuer Soldaten wiederzukehren. Dieses Mal wurden sie zusätzlich von einigen Dutzend Zivilfahrzeugen begleitet, die am nördlichen Brükkenkopf an den Stranden Chinsans festmachten.

Wohl noch nie in der Geschichte hatte eine Hauptstadt von der Größe Taipehs eine derartige Verwirrung erlebt. Ihre drei Millionen Einwohner – und weitere drei Millionen im unmittelbaren Umland – wussten natürlich, dass ihre Insel von der Volksrepublik China angegriffen wurde. Aber bis jetzt hatten sie nichts davon bemerkt – nicht ein einziges Privatgebäude dieser großen Metropole war bisher beschädigt worden. Die Chinesen hatten ausschließlich militärische Anlagen und Kommunikationssysteme unter Beschuss genommen. Eine Ausnahme stellte nur der internationale Flughafen Taipehs dar, der völlig lahm gelegt worden war. Aber auch hier hatte man die Passagierterminals geschont.

Die Fernsehsender berichteten stündlich über die andauernde Luftschlacht über der Formosastraße. Man brachte auch Berichte über die Auslöschung der Marinebasis auf den Pescadores-Inseln und über die Anstrengungen der taiwanischen Flotte, die Küsten gegen eine bevorstehende Invasion zu verteidigen. Aber kein Wort über den chinesischen Brückenkopf und nichts über Bomben, Geschütze und Raketen. Wäre nicht die überall spürbare Angst gewesen, hätte die Stadt einen völlig normalen Eindruck gemacht. Es war, als wollte China nur die Verteidigungsmöglichkeiten Taiwans auslöschen – und sonst nichts.

Das Leben in Taipeh ging weiter. Die Läden öffneten wie gewöhnlich auch, der Unterricht an den Schulen und Universitäten wurde fortgesetzt, und der Verkehr war chaotisch wie immer. Die Busse fuhren weiterhin, und die Menschen gingen ihrer Arbeit nach. Die Hotels wurden nicht geschlossen, und Tausende von Touristen, die sich in der Hauptstadt festgenagelt sahen, buchten eine Verlängerung. Es war unmöglich, Taipeh zu verlassen – aber auch unmöglich hineinzugelangen. Die wichtigsten Autobahnen waren unbefahrbar, und die Bahnhöfe standen genau so leer wie der Flughafen.

Die USA hatten die Regierung Taiwans informiert, dass sie eine Evakuierung ihrer Staatsbürger vornehmen würden – aber es wurde sehr schnell deutlich, dass auch das unmöglich blieb, weil es keine intakten Flughäfen mehr im Norden des Landes gab. Als deshalb die ersten Invasionstruppen nur 17 Meilen von der Hauptstadt entfernt an Land gingen, blieb Taipeh und seinen Bewohnern – Einheimischen wie auch Besuchern – nichts anderes übrig, als die unvermeidliche Ankunft der Besatzer aus dem Festland abzuwarten.

Fünf Tage später, am Samstag, dem 2. Juni, war das Treiben um das Nationale Palastmuseum am Morgen lebhafter als sonst üblich. Für die Eingeschlossenen in der Hauptstadt war es einer der wenigen übrig gebliebenen Orte der Zerstreuung. Busse voller Touristen bahnten sich ihren Weg über den Chi-lung-Fluss durch die nördlichen Vororte zum Stadtteil Waishunghsi am Fuß der Yang-ming-Berge.

Das in einer traumhaft schönen Parklandschaft gelegene Museum war mit seinen dreiterrassigen Gartenanlagen vielleicht das herrlichste Bauwerk des ganzen Landes. Der geschwungene, verschwenderisch reizvolle Weg dahin führte schließlich zu einer beeindruckenden Flucht weißer Steintreppen. An ihrer Spitze erhob sich unverwechselbar ein chinesischer Palast mit traditionell weißen Wänden und Dächern aus grünen Ziegeln.

Erstaunlicherweise sah man nicht allzu viele Sicherheitskräfte auf dem Außengelände. Nur ab und an einen uniformierten Wachposten – aber selbst der war heute nicht zu sehen. Die zuständige Militärgarnison, zwei Meilen unterhalb der Zufahrtsstraße, war ebenfalls fast verwaist, weil zwei Drittel der Mannschaft – wie der Großteil aller nördlichen Armeen – in den Süden verlegt worden waren.

Um halb zwei nachmittags krochen sechs Busse bergan zum Parkplatz des Museums. Fünf davon transportierten die übli-

chen Passagiere: Familienväter, Ehefrauen, Schulkinder, Lehrer, Touristen und Fremdenführer. Der sechste Bus, ein regulärer Linienbus mit der Nummer 213, beförderte nur Männer. Es waren insgesamt 50, alle in leichter Zivilkleidung. Der Großteil der Sitze wurde von gelangweilt aussehenden Männern eingenommen, die in ihre Zeitungslektüre vertieft waren. Im hinteren Teil des Busses saßen acht Männer auf Munitionskisten vor der letzten Bankreihe, auf der ein Maschinengewehr und mehrere Schachteln mit Handgranaten lagen. Die Waffen sollten in den nächsten 20 Minuten zum Einsatz kommen – falls man Widerstand leisten sollte. Der schlanke, hart blickende Busfahrer, ein langjähriger chinesischer Agent, hatte seine Passagiere während des Vormittages eingesammelt. Er hatte sie einzeln aus sicheren Verstecken im Sungshan-Distrikt abholen müssen, wo sie sich seit der ersten Landung der chinesischen Spezialeinheiten vor fünf Tagen verborgen gehalten hatten. Sie waren die Elite der chinesischen Armee, bestens ausgebildete asiatische SAS-Kämpfer, deren Stunde jetzt schlug. Jeder war entweder mit einer versteckten Maschinenpistole oder einem zusammenklappbaren Maschinengewehr ausgerüstet.

Langsam fuhr Bus 213 an den Rand der breiten Treppe, die hinauf zum Palast führte. Der Fahrer hielt an, ließ jedoch den Motor laufen. Sanft glitten die Türen auseinander und entließen 42 der Passagiere in den Regen. Man sammelte sich in Gruppen zu jeweils sechs, die sich in unterschiedlicher Höhe der Treppen trennten. Ohne irgendwelche Eile an den Tag zu legen, schlenderten sie nach oben und betraten durch die riesigen Portale den Palast. Die düstere und bedrückende Eingangshalle stand in bestürzendem Kontrast zum Glanz, den das Äußere des Gebäudes vermittelte. Rechts und links der Halle gab es turmhohe Seitenflügel, die besonders kostbare Schätze bargen.

Die chinesischen Spezialeinheiten gingen unerkannt, und ohne einen Verdacht zu erregen, gruppenweise zur Kasse und

bezahlten die verlangten Eintrittsgebühren. Dann verteilten sie sich in den großen Sälen auf beiden Seiten der Eingangshalle und im höher gelegenen Stockwerk unter die Besucher. Dort warteten sie, bis die letzte Gruppe zur Kasse ging und ihre sechs Eintrittskarten verlangte. Der junge Leutnant, der die Männer anführte, reichte dem Kassierer eine Banknote, auf die ein winziges MG gekritzelt war, und sagte: »Jetzt, Lee, auf geht's!«

Der so Angesprochene, der schon fünf Jahre zuvor von der Nachrichtenabteilung der Volksbefreiungsarmee angeworben worden war, verließ das Kassenhäuschen, ging ruhig quer durch den Raum vorbei am Informationsschalter und verschwand durch eine Tür mit der Aufschrift »Notausgang«. Auch das erregte noch keinen Verdacht. Zwei Minuten später erloschen alle Lichter im Gebäude. Große Meisterwerke der Kunst wurden nicht mehr beleuchtet. Glaskasten voller Schätze boten unter dem Tageslicht, das an diesem regnerischen Junitag durch die Fenster sickerte, einen eher trüben Anblick. Das ganze Nationale Palastmuseum war von der Stromversorgung abgeschnitten.

Unterhalb der marmornen Flure des Gebäudes jagte der chinesische Major Chiang Lee mit einer Taschenlampe in der linken und einer Handgranate in der rechten Hand einen unterirdischen Gang entlang. Fünfundzwanzig Sekunden bevor die Notaggregate ihre Arbeit aufnehmen würden, erreichte er den riesigen automatischen Stromgenerator. Er riss den Stift aus der Granate, warf sie direkt auf den daneben stehenden, 20 Hektoliter fassenden Benzintank und brachte sich selbst durch einen Sprung hinter eine Ecke des massiven Mauerwerks in Sicherheit. Vier Sekunden später erfolgte die Detonation, und das andauernde Feuer sorgte dafür, dass das Museum nicht nur momentan, sondern für einen langen Zeitraum ohne Stromversorgung bleiben würde.

Alle Sicherheitsanlagen innerhalb des Museums, aber auch im weit verzweigten unterirdischen Tunnelsystem mit seinen ausgedehnten Magazinen, waren plötzlich nutzlos geworden. Wenn eine Tür jetzt offen stand, würde sie geöffnet bleiben. Und die, welche bisher geschlossen waren, würden sich ohne große Mühe öffnen lassen. Das alles war das Werk von Major Chiang Lee, der Hunderte von Stunden über dem Problem gebrütet und tausend Tricks sowie die Geduld eines Buddhas auf seine Lösung verwendet hatte. Er ging den dunklen Korridor zurück bis zum Fahrstuhlschacht. Hinter einer Feuerschutztür holte er ein Kalaschnikow-Maschinengewehr aus einem Versteck und stieg dann über die Feuertreppe wieder hinauf in die Eingangshalle des Museums. Dort hatte sich inzwischen eine gewisse Unruhe breit gemacht, allerdings gab es noch keine Anzeichen einer Panik. Das Bauwerk war derartig stabil, dass die Besucher das Grollen der Explosion 100 Meter unter sich kaum wahrgenommen hatten.

Major Chiang Lee, vor kurzem noch Kartenverkäufer, gab einen kurzen Feuerstoß aus seiner Waffe ab, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dann jagte er eine Salve in die sechs Überwachungskameras, von denen er wusste, dass sie noch einige Stunden auf Batteriebetrieb laufen konnten. Danach befahl er allen Anwesenden, sich an die Wand zu stellen. Der eher kleine und unscheinbare Chiang Lee machte nicht gerade den Eindruck einer Persönlichkeit, die solche Befehle erteilen konnte. Dann erschienen an seiner Seite jedoch zwei Gruppen von je sechs Mann, die alle zwar kleinere, aber nicht weniger tödliche Waffen trugen.

Das taiwanische Wachpersonal, eine eingespielte Einheit von vier Mann, die schon seit Jahren auf solch eine Situation vorbereitet worden war, suchte sofort Deckung hinter zwei großen Steinsäulen und eröffnete von dort aus das Feuer auf die Angreifer in der Eingangshalle. Aber sie waren nicht schnell ge-

nug. Beim ersten Anzeichen ihres Eingreifens schossen die Männer von Zhangs Kommandotrupp zurück. Sie trafen zwar nur die Pfeiler und verletzten niemanden, aber mittlerweile war hinter den Museumswachen eine der Gruppen des chinesischen Spezialkommandos aufgetaucht. Sie erledigte die Sicherheitskräfte in nur fünf Sekunden.

Genau in diesem Augenblick stürmten neun Wachen aus den oberen Stockwerken mit gezogenen Pistolen die breiten Treppe hinunter. Was folgte, war ein fürchterliches Massaker. Frauen schrien in Panik, während die chinesischen Eindringlinge hinter den Bänken an den Wänden Deckung suchten und auf die Wachen schossen. Es gab keine Überlebenden. Neun Leichen lagen hingestreckt auf der Treppe, und ihr Blut rann die grauen Stufen hinab.

Eine weitere Wacheinheit hatte das entsetzliche Geschehen von einer höheren Ebene aus beobachtet und zog sich jetzt ins Innere des Museums zurück. Sie schlugen schwere Holztüren hinter sich zu und verriegelten sie. Verzweifelt wollten sie über Mobiltelefone Militär aus der nahe gelegenen Garnison herbeirufen. Sie erreichten schließlich die Polizeizentrale Taipehs, wo man ihnen versprach, innerhalb der nächsten zehn Minuten Hilfe zu schicken. Unten, im Tunnelsystem des Museums sammelten sich in der Dunkelheit 23 weitere Wachen. Sie alle waren schwer bewaffnet – und äußerst verstört.

Inzwischen versuchten einige Dutzend Touristen die Außentüren zu öffnen. Major Chiang Lee und seine Leute trieben die Besucher in der Eingangshalle zum Haupteingang, der von den Spezialeinheiten bewacht wurde, und durchsuchten sie. Ihre Mobiltelefone wurden ihnen abgenommen. Dann wurde die schwere Doppeltür einen Spaltbreit geöffnet, und ein Teil der Museumsbesucher wurde nach draußen entlassen.

Zu diesem Zeitpunkt war allen klar, dass das Nationale Palastmuseum – zumindest vorübergehend – von Spezialeinheiten

der chinesischen Volksbefreiungsarmee besetzt war. Die Touristen kehrten zu ihren wartenden Bussen zurück. Die acht Männer, die im Linienbus 213 geblieben waren, stiegen nun aus, bewaffneten sich mit ihren Kalaschnikows und wiesen die Busse an, sofort das Gelände zu verlassen.

In der Eingangshalle brach ein erneutes Feuergefecht aus, nachdem Wachposten aus den unterirdischen Magazinen durch den Notausgang gestürmt waren und in völliger Verkennung der Situation Befehle in die Menge gerufen hatten. Aus nächster Nähe streckten die Chinesen sechs der Sicherheitsleute nieder. Der Rest zog sich dann schnell wieder in die dunklen Tunnel unter dem Museum zurück. Sie sollten ein ernsthaftes Problem für die chinesischen Eindringlinge bleiben.

Abprallende Geschosse hatten bereits vier amerikanische Touristen verletzt, unter ihnen einen acht Jahre alten Jungen. Ein vierköpfiges Erste-Hilfe-Team, das Teil des Kommandotrupps war, versorgte sie. Während die Verwundeten noch behandelt wurden, konnten auch die letzten Besucher das Gebäude verlassen und zu ihren Bussen zurückkehren.

Jetzt begannen die Chinesen, ihre Position abzusichern. Zwei große MGs plus Munition wurden aus dem Bus in die Eingangshalle gebracht und aufgebaut. Alle Außentüren wurden per Hand verschlossen. Ein Dutzend Männer wurden zu ihrer Bewachung eingeteilt. Die übrigen 28 Angreifer teilten sich in drei Sechser- und eine Zehnergruppe auf. Letztere sollte die Ausstellungsräume durchkämmen, wo man weitere taiwanische Sicherheitskräfte vermutete. Im oberen Stockwerk stießen sie auf diejenigen, die die Polizei alarmiert hatten. Mit einem Feuerstoß aus dem Maschinengewehr brachen sie zunächst die Tür auf und jagten dann eine 50-Schuss-Runde in den Saal. Eine der Kugeln durchschlug einen Glaskasten und drang dann in einen Schmuckhelm der Ching-Dynastie aus dem 17. Jahrhundert ein, den ein Kaiser wohl einst bei Truppenparaden getra-

gen hatte. Das Geschoss köpfte einen von drei Zierdrachen, spaltete einen Rubin in zwei Hälften und verursachte alles in allem wahrscheinlich einen Schaden von etwa einer Million Dollar. Noch schlimmer traf es eine schwarze Weinkaraffe, die die Form eines Seidenraupen-Kokons hatte. Diese wertvolle Keramik aus der Epoche der »Streitenden Reiche« um 300 v.u.Z. wurde völlig zerschmettert. Genauso erging es einem unbezahlbaren, 3000 Jahre alten Juei-Tablett aus Jade vom Ende der Shang-Dynastie.

Die vier sich versteckenden Wachen erkannten, dass ihr Leben keinen Heller wert war, wenn die Chinesen schon so rücksichtslos mit dem Kulturerbe in diesem Raum umgingen. Ohne Waffen und mit erhobenen Händen ergaben sie sich. Gleichzeitig hörten sie das Bellen eines zweiten Maschinengewehrs auf der anderen Seite des gleichen Stockwerks. Auch hier wurde das Schloss aus der Tür geschossen, auch hier jagten die chinesischen Angreifer zunächst rücksichtslos eine MG-Salve in den Raum. Zwei Vitrinen in der Mitte des Saales zerbarsten, ihre Splitter flogen meterweit umher. Den größten Verlust stellte hier ein aus Elfenbein geschnitztes Drachenboot aus der Ching-Dynastie dar. Es war eine wundervolle Arbeit mit acht Ruderreihen, 16 wehenden Wimpeln und einem Baldachin auf dem Vordeck. Das ganze Meisterwerk wurde in einer goldfarbenen Lackschachtel aufbewahrt. Die Kugeln der Kalaschnikows trafen die Breitseite des Schiffes und hinterließen nur noch einzelne Elfenbeinsplitter. Jeder Museumsdirektor der Welt wäre allein über diesen Verlust untröstlich gewesen.

Das MG-Feuer riss jedoch auch Löcher in zwei wunderschöne Gemälde, die hoch über einem gewaltigen Steintisch an der westlichen Wand des Saales hingen. Das größere der beiden Kunstwerke, *Späte Rückkehr von einem Frühlingsspaziergang,* ein auf Seide gemaltes Bild des Meisters Ch'iu Ying aus dem 16. Jahrhundert, wurde ebenso zerfetzt wie das etwas kleinere,

noch ältere Werk des Meisters Chao Kan aus dem 10. Jahrhundert, *Erster Schnee auf dem Fluss.* Beide Bilder waren für immer verloren.

Zwei der taiwanischen Sicherheitskräfte, die sich unter dem Steintisch verborgen hatten, wurden tödlich getroffen. Die anderen baten um Gnade und durften sich ergeben. Sie wurden zu den anderen Gefangenen gebracht. Mit hoch erhobenen Händen mussten sie sich mit dem Gesicht zur Wand aufstellen. Raum für Raum durchkämmten die Spezialeinheiten das Museum. Das Personal wurde gefangen genommen, die letzten Besucher wurden aus dem Gebäude geführt. Die Maschinengewehre wurden auf strategisch wichtigen Baikonen an der Front- und Rückseite des Gebäudes aufgestellt.

Um 1445 konnte man den Lärm heranfliegender Hubschrauber über dem Park vernehmen. Dem Kommandanten der chinesischen Einsatzgruppe war nach Rücksprache mit Major Chiang Lee klar, dass es sich um taiwanische Verstärkung handeln musste. Man selbst hatte nämlich noch keine Möglichkeit gehabt, den Invasionstruppen am Brückenkopf in Chinsan zu melden, dass das Museum eingenommen worden war. Sofort ließen die Chinesen ihre Gefangenen als Geiseln auf die Außentreppen verteilen und signalisierten den restlichen Männern in Bus 213, das Feuer auf die Hubschrauber zu eröffnen. Die dicht über den Bäumen herannahenden Maschinen – vollgepackt mit Antiterrorbrigaden der Polizei und verbliebenen Truppenteilen – flogen direkt in einen Geschosshagel von der oberen Balkonreihe des Museums und dem Parkplatz, wo Bus 213 stand.

Der führende Hubschrauber empfing die volle Wucht des schweren MG-Feuers von den Baikonen. Er explodierte, ging sofort in Flammen auf und schlug in einer Art Salto krachend auf das grün gedeckte Dach des Museums. Der zweite Hubschrauber wurde vom Parkplatz her getroffen. Der Motor setzte

aus, und er stürzte wie ein Stein aus 100 Fuß Höhe auf den steinernen Vorplatz, wo er dann ebenfalls explodierte. Dabei kamen 15 Touristen ums Leben, weitere 39 wurden verletzt. Die dritte Maschine zog eine Linkskurve über die Bäume und flog zur Garnison zurück. Inzwischen hatte Major Chiang Lee das vereinbarte Funksignal an die Landungstruppen gesendet, dass das Nationale Palastmuseum in ihrer Hand sei und sich nur noch in seinen unterirdischen Teilen Widerstand durch eine unbekannte Zahl von taiwanischen Sicherheitskräften rege.

Zwanzig Minuten später flog die erste von ihren zwei Wellen chinesischer Luftlandebataillone über den Park. Die großen Hubschrauber und Transportmaschinen brachten zur Luftabwehr QW-1 SAMs mit 15-kg-Sprengköpfen mit, deren Infrarotzielgeräte Treffsicherheit auf drei Meilen Distanz gewährleisten. Das hereinfliegende Bataillon war zudem mit tragbaren Panzerabwehrwaffen und leichten Mörsern ausgerüstet. Die Soldaten sprangen über dem Park ab, schwärmten sofort aus und bildeten einen Verteidigungsring um das Museum. Sie schlossen sich mit dem Kommandotrupp kurz und brachten rasch ihre Abwehrraketen in Stellung.

Das Museum war vielleicht nicht völlig vor einem Angriff geschützt, aber nur eine hochgerüstete moderne Streitmacht konnte jetzt noch diesen Riegel knacken. Taiwan selbst besaß dazu keine Mittel mehr. Dem Land blieb nur noch die hypothetische Möglichkeit, die Angreifer aus der Luft zu verjagen. Aber auch die Luftwaffe war nur noch ein schwacher Abglanz früherer Stärke.

Die Schatztruhe der chinesischen Geschichte war nach der Flucht Chiang Kaisheks nach Formosa vor 60 Jahren wieder in die Hände Pekings gefallen.

KAPITEL NEUN

Mittwoch, der 30. Mai, 0900
Weißes Haus, Washington, D.C.

Die Nachrichten über Taiwan im immer enger werdenden Würgegriff der Chinesen tröpfelten nur zäh herein. Peking ließ logischerweise nichts raus, und bislang war es auch keinem der renommierten westlichen Fernost-Korrespondenten gelungen, Taipeh zu erreichen, nachdem die chinesische Militärmaschine zugeschlagen hatte. Mit dem vollständigen Zusammenbruch der Kommunikationssysteme auf der Insel blieb der Westen von allen Informationsquellen abgeschlossen. Die einzigen Nachrichten, die gelegentlich durchsickerten, kamen über diplomatische Kanäle. Doch die beruhten nur in den seltensten Fällen auf harten Tatsachen. Die Schlachten, die dort jetzt ausgefochten wurden, fanden in 120 Meilen Entfernung von den Reportern auf dem Festland statt – aber sie sahen nichts, sie hörten nichts und waren in jeder Hinsicht von den Ereignissen abgeschnitten.

An diesem Mittwochmorgen war die Stimmung im Westflügel des Weißen Hauses sehr gedrückt. Die hohen Herren des amerikanischen Militärs – Sicherheitsberater Arnold Morgan, Verteidigungsminister Bob MacPherson, der Chef der Marineoperationen Admiral Alan Dickson und der Vorsitzende der Vereinigten Stabchefs General Tim Scannell – hatten sich als unfähig erwiesen, dem Feind auf zwei Kriegsschauplätzen gleichzeitig gegenüberzutreten. Sie waren in der Straße von Hormus gefesselt, um die Hauptschlagader der weltweiten Ölversorgung zu sichern – und China konnte am anderen Ende

der Welt tun und lassen, was es wollte.

Langsam verdichtete sich die Nachricht über eine groß angelegte chinesische Invasion an den Stränden Chinsans. Diese Truppen sollten sich inzwischen aber nach Südosten, zum Hafen Chi-lung, in Marsch gesetzt haben. Es hatte drei Tage gedauert, bis sie so weit waren, weil die chinesischen Luftlandetruppen auf erbitterten Widerstand der ständig angreifenden Bodentruppen Taiwans gestoßen waren. Doch eine Welle frischer Soldaten nach der anderen traf aus dem Mutterland ein und fegte die taiwanischen Truppen hinweg. Zehntausende dieser chinesischen Kämpfer landeten mittels Marinefahrzeugen, Handelsschiffen oder Transportflugzeugen an der Küste. Hinter dem Angriff stand offenbar ganz China. Die im Norden Taiwans verbliebenen Truppen konnten die Brückenköpfe und Verteidigungslinien der chinesischen Invasoren einfach nicht mehr durchbrechen.

Jetzt waren die Chinesen also auf dem Vormarsch, und Admiral Dickson ging davon aus, dass sie schon bald versuchen würden, Chi-lung einzunehmen. Erste Berichte meldeten, dass die Angreifer im Schutz von Panzern und Panzerfahrzeugen marschierten. Ein kleiner Lichtblick in dieser hoffnungslosen Situation war für Admiral Dickson, dass es in dieser Region eine starke taiwanische Truppenkonzentration geben musste, weil man schon seit Jahren genau hier mit einem Angriff der Chinesen gerechnet hatte. Zumindest stand den Invasoren ein erbitterter Kampf um jeden Quadratzentimeter dieses Hafens bevor. Es würde – wie so oft in chinesischen Kriegen – zu einem verlustreichen Zermürbungskampf kommen. Wer den aber gewinnen würde – darüber konnte kein Zweifel bestehen. Admiral Morgan war überzeugt, dass Taiwan innerhalb der nächsten zehn Tage kapitulieren würde.

Dies war ohne Frage ein trauriger Tag für die vier Männer im Westflügel des Weißen Hauses. Um 0915 wurde dem Büro des

Sicherheitsberaters gemeldet, dass der Marinehubschrauber, der sie zur Andrews Air Base bringen sollte, gelandet sei. Von dort sollte es nach Cape Cod gehen und dann weiter nach Marblehead an der Küste von Massachusetts. Hier sollte die Beisetzung von Lieutenant-Commander Ray Schaeffer stattfinden. Admiral Morgan hatte persönlich darauf gedrungen, dass dem SEAL-Einsatzleiter postum die höchste militärische Auszeichnung der USA, die Ehrenmedaille, verliehen wurde. Er erhielt sie für die vielen, vielen Einsätze, in denen er sich um sein Land verdient gemacht hatte. Und doch würde diese Ehrung öffentlich nicht bekannt gegeben werden.

Gleichzeitig fand in Kalifornien die Beerdigung des SEALs Charlie Mitchell statt. An ihr nahmen die Admirale John Bergstrom und Dick Greening teil. Der Sarg des Toten war mit dem postum verliehenen Navy Cross geschmückt.

Die Stimmung in Marblehead, wo die Schaeffers schon seit Generationen ansässig waren, war sehr gedrückt. Rays Frau Wendy und ihre beiden Söhne, der neunjährige Ray junior und der sechsjährige Bobby, waren nun in das Haus am Meer zurückgekehrt, wo Rays verwitweter Vater seit einigen Jahren allein lebte. Die Kirche war bis zum letzten Platz gefüllt, viele der Trauernden mussten draußen bleiben. General Scannell verlas einen bewegenden Nachruf, in dem er bedauerte, nicht sagen zu dürfen, wo und bei welcher Aktion der Lieutenant-Commander seinen »unvergleichlichen Mut bei der Erfüllung seiner Pflichten für sein Land« bewiesen habe. Und er fuhr fort: »Ich glaube, die Verleihung der Ehrenmedaille und die Anwesenheit der ranghöchsten Offiziere des Landes an diesem Ort legen genügend Zeugnis dafür ab, welchen Platz er im Herzen der amerikanischen Navy eingenommen hat.«

Acht Offiziere trugen den Sarg des gefallenen SEALs zu seiner letzten Ruhestätte, und unter dem Geläut der Glocken

übergaben sie den Leichnam Ray Schaeffers der Erde. Admiral Arnold Morgan sprach ein letztes Gebet und mahnte die Hinterbliebenen: »Schlichten Menschen wie uns mag es schwer fallen zu begreifen, was Männer wie ihn zu dieser selbstlosen Tapferkeit treibt, einer Tapferkeit, die nur wenigen gegeben ist. Vermutlich hätte Ray uns das selbst nicht sagen können. So bleibt uns nichts, als dieses von Gott entzündete innere Feuer in Dankbarkeit anzunehmen. Wir nehmen Abschied von ihm in der Gewissheit, dass dieses Licht ihn heimbringen wird. Amen.«

Wendy Schaeffer hielt sich am Grab ihres Mannes tapfer und aufrecht. Einen Arm hatte sie um die Schulter von Ray junior gelegt. Der kleine Bobby schluchzte hemmungslos um seinen toten Vater. Admiral Dickson beugte sich nieder, um ihn zu beruhigen.

Die einzige tröstliche Nachricht an diesem Tag war die über die Einrichtung einer Schaeffer-Familienstiftung zu Gunsten der Hinterbliebenen. Das Startkapital in Höhe von 100000 Dollar entstammte einer großzügigen Spende des Bostoner Bankierserben und ehemaligen Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs Admiral Scott Dunsmore. Trauer und Erinnerungen füllten den Rest des Tages aus.

Die vier Militärführer verabschiedeten sich gleich nach den Trauerfeierlichkeiten. Um 1630 kehrten sie ins Weiße Haus zurück. Nichts hatte ihre Wut über die Volksrepublik China mäßigen können.

Admiral Morgan knurrte immer wieder das Wort *»Bastarde«*. Allen war klar, dass er damit die Chinesen – jeden Chinesen – meinte. Sein Entschluss stand fest: Die Eroberung Taiwans konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden, aber China – die »chinesischen Höllenhunde« wie er sich ausdrückte – würde dafür zahlen müssen! »Wir können sie nicht zum Rückzug

zwingen, aber wir können dafür sorgen, dass ihre ehrgeizigen Pläne nicht über Taiwan hinausgehen.«

Für ihn war es sonnenklar, dass die chinesische Flotte aus dem Indischen Ozean herausgetrieben und im Südchinesischen Meer festgenagelt werden sollte. »Wir haben sie schon aus der Golfregion verjagt. Sie wissen, dass wir jedes ihrer Kriegsschiffe, das sich dort noch ein einziges Mal zeigt, sofort versenken. Und das mit überwältigender Zustimmung der Weltmeinung. Das Problem im Golf von Bengalen ist da schon etwas komplizierter. Aber wir müssen sie da ums Verrecken rauskriegen und dafür sorgen, dass sie nicht wieder kommen. Okay, sie haben Taiwan geschluckt – aber dafür sollen sie büßen.«

Er rief ins Vorzimmer, Kathy solle ihnen frischen Kaffee und ein paar Kekse bringen. Als das Telefon auf seinem Schreibtisch beharrlich läutete, murmelte er nur »Scheißtelefon« und meldete sich barsch: »Morgan. Sprechen Sie! Ich bin in Eile, fassen Sie sich gefälligst kurz.«

Kathys samtweiche Stimme säuselte in den Hörer: »Außenposten an Heimatbasis: Kaffee und Kekse kommen gleich. Ich habe gerade erfahren, o ungehobeltster aller Flegel, dass Admiral George Morris morgen früh wieder seinen Dienst antritt.«

»Wunderbar!«, antwortete der Sicherheitsberater, drehte sich zu Tim Scannell um und bellte ihm – ohne den Hörer aus der Hand zu legen – zu: »Schmeißen Sie Borden raus. Jagen Sie ihn zum Teufel. George ist wieder da!« Als hätte er Zweifel, das kleine pastellgrüne Telefon würde seine Wünsche weiterleiten, legte er den Hörer auf die Gabel und brüllte erneut ins Vorzimmer: »Kathy! Sorg bitte dafür, dass der Kaffee *heiß* ist.«

General Scannell bestätigte dem Admiral, er werde schon dafür sorgen, dass Borden an einen seinen Fähigkeiten entsprechenden Platz versetzt würde.

»Himmel, Tim«, keuchte Arnold Morgan lachend, »Sie können doch nicht jemand mit einem derartigen Dienstgrad die Hafenbarkasse fahren lassen.«

Der General grinste. »Ich sorg schon für was Geeignetes. Aber um wieder zu unserem Thema zurückzukommen, Sie möchten wirklich, dass wir die chinesische Marinebasis auf Birma zerstören? Um sie dann ganz aus der Ecke da zu jagen?«

»Beides in einem Zug, Tim. Das ist unser Plan.«

»Wann soll das passieren?«

»Möglichst sofort. Dann haben die kleinen Bestien etwas, worüber sie nachdenken können, während sie Taiwan an der Kehle sitzen.«

»Gibt John Bergstrom in dieser Sache Gas, Arnold?«

»Er tut, was er kann. Er hat zwar schon gutes Kartenmaterial, aber noch keine ausreichenden Satellitenaufnahmen. Aber er weiß, dass wir von denen abhängen. Ein SEAL-Team sitzt schon in Diego Garcia in den Startlöchern. Auch ein Unterseeboot mit dem größten ASDV, das wir haben, ist bereit – das gleiche, das unsere Jungs beim Einsatz in der Raffinerie benutzt haben.«

»Unser Treffen hier soll also den Angriff offiziell beschließen, ja?«

»Ja, Alan. Wir müssen irgendwo anfangen. Also greifen wir die Kommunistenschweine da an und verpassen ihnen eins. Wir tun es für Schaeffer, okay?«

»Wir tun es für Schaeffer, Arnold«, sagte General Scannell mit ernstem Gesicht.

Arnold Morgan rief eine computerisierte Landkarte auf dem großen Bildschirm am anderen Ende seines Arbeitszimmers auf. Er forderte seine Besucher auf, ihm zu folgen: »Kommt rüber, Jungs. Wir wollen uns mal die Lage da unten ansehen.«

Die Karte zeigte das ausgedehnte Delta zwischen dem Hafen von Rangun und der Mündung des Bassein-Flusses, 130 Mei-

len westlich der Hauptstadt. Es handelt sich um die berühmte »Reisschüssel« von Birma, eine Landschaft, die von unzähligen Strömen und Flüssen, Kanälen und Bächen zerschnitten wird. Diese bewässern die fruchtbaren und unermesslich großen Anbauflächen. Hier endet auch der mächtige, 1350 Meilen lange Strom Irawadi. Dieser fischreiche Fluss wird von den Monsunregen nahe der indischen und chinesischen Grenze gespeist. Sein Unterlauf ist durch viele Inseln und Mäander geprägt. Die »Reisschüssel« ist insgesamt eine meist flache, feuchte und von den Gezeiten abhängige Landschaft mit vorspringenden Landzungen zwischen den Ufern der neun Flüsse, die sich hier in den brütend heißen Golf von Martaban ergießen. Die Ernte, die hier eingebracht wird, ernährt große Teile der Bevölkerung des Landes – aber auch Chinas. Nur ab und zu werden die endlosen Reisfelder durch Mangrovensümpfe und Monsunwälder unterbrochen. Es überwiegt jedoch der Eindruck, dass alles *flach* ist.

Admiral Morgan runzelte nachdenklich die Stirn und zeigte mit einem Lineal auf den linken Teil der Karte. »Dieser ausgedehnte Streifen Wasser hier ganz außen«, sagte er, »ist der Bassein-Eluss. Er ist der breiteste der südwärts fließenden Ströme hier. Wie Sie sehen, wird dieses lang gezogene Dreieck, eine Insel auf der linken Seite des Ufers, Hainggyi genannt. Wie Sie auch feststellen können, beträgt die Wassertiefe an diesem gottverfluchten Ort nur eine Handspanne. Selbst wenn man ein durchgeknalltes chinesisches Arschloch ist, ist es eine verdammt verrückte Idee, ausgerechnet hier einen Flottenstützpunkt aufzubauen.«

General Scannell hätte sich beinah an seinem Kaffee verschluckt, so überraschend kam die verbale Attacke Arnolds für ihn. Er ging näher an die Karte heran und betrachtete die sich endlos ausdehnenden grünen Sümpfe, die entlang der nördlichen Küste Hainggyis fast die Halbinsel Arakan berührten.

»Nein, da können wir nicht rein«, stellte er unnötigerweise fest. »Aber wie sieht es mit der hellblauen Färbung hier an der südlichen Zufahrt aus?«

»Oh, da ist es sehr viel besser«, meinte der Admiral sarkastisch. »Dort haben wir auch nur neun Fuß Wasser bis zum Kiel. Wir müssen hoffen, dass die Chinesen verschlafene Trottel sind, damit sie uns da nicht entdecken.« Seine Gesichtszüge entspannten sich, als er dann fortfuhr: »Aber leider sind sie keine Trottel. Es handelt sich hier um eine strategisch sehr wichtige Ecke des Ozeans. Wie wir wissen, können Kriegsschiffe von hier aus die ganze Malakkastraße kontrollieren. Ich werde die Karte jetzt etwas vergrößern, damit Sie sehen, was die Bastarde dort vorhaben. Genau hier, im Mittelabschnitt der Ostküste der Insel, finden wir unser tiefes Wasser. Mehr als vierzig Fuß bis direkt zum Strand und das reicht auch noch bis in diesen engen, wie natürlich wirkenden Kanal hinein. Minimale Tiefe vierzig Fuß, maximale fünfundfünzig.

Wenn man ihm folgt, wird es nach vier Meilen jedoch wieder verdammt flach. Wer vom offenen Meer hereinkommen will, findet also eine etwa zehn Meilen lange Strecke mit nur zwanzig Fuß Wassertiefe vor. Zu flach, um es hier zu machen. Größere Schiffe – sollte man meinen – können also nicht bis zu den Anlagen dort fahren. Aber ich weiß: *Sie können es!* Zufälligerweise habe ich auf einer unscharfen Satellitenaufnahme ein chinesisches Kilo entdeckt. Festgetäut am Anliegeplatz. Und diese kleinen Höllenmaschinen haben, wie wir wissen, einen Tiefgang von fünfunddreißig Fuß. Die haben die also wohl kaum Huckepack hineingebracht, oder?«

»Nicht anzunehmen«, beantwortete Admiral Dickson ihm mit gespieltem Ernst die Frage.

»Das kann also nur heißen, dass sie einen unterseeischen Kanal ausgehoben haben, der auf keiner Seekarte eingezeichnet ist«, fuhr der Sicherheitsberater fort. »Und er soll wohl auch

auf keiner Karte auftauchen, weil die da nämlich keinen anderen drin haben wollen außer sich selbst. Die Chinesen ziehen da an der Ostküste der Insel ziemlich große Bauprojekte durch, unter anderem eine voll ausgerüstete Marinewerft. Und das in einer Weltecke, wo es sonst keinerlei Möglichkeiten gibt, ein Schiff fachmännisch zu überholen oder auch nur aufzutanken. Sie machen sich da richtig breit und werden sich da zu einer Riesenpestbeule am Arsch entwickeln. Es sei denn, meine Herren, wir jagen sie da mit einem gewaltigen Tritt raus.«

»Wie decken sie eigentlich ihre Energieversorgung?«, fragte der CNO.

»Das wissen wir noch nicht ganz sicher. Aber Lieutenant Ramshawe ist an der Sache dran. Eine gute Frage! Die Insel liegt weit ab von irgendwelchen Energiequellen.

Trotzdem sind die Anlagen der Basis bestens beleuchtet und voll funktionsfähig. Es wäre durchaus denkbar, dass sie dafür den Reaktor eines Atom-Unterseebootes anzapfen. Wir werden das aber noch rausfinden; das Wasser ist dort nicht tief genug, als dass sie es vollständig verbergen könnten. Ramshawe meint, die haben da eine ziemlich große Energiequelle, wir wissen nur noch nicht, wo. Egal, wenn wir sie gefunden haben, sollten wir die auch gleich plattmachen. Meine Herren, wir müssen die Chinesen da ein für alle Mal verjagen.«

Bob MacPherson sah sehr nachdenklich aus. »Glauben Sie, die Chinesen verfolgen mit der Insel eine ganz besondere Absicht?«

»Es ist pure Expansionslust. Jahrzehntelang haben sie sich allein mit ihrem Teil der Welt beschäftigt – was eigentlich auch ausreichen sollte. Inzwischen aber betrachten sie sich immer mehr als Globalplayers. Sie sind neidisch auf uns, unseren Einfluss und unsere Verbündete – und vor allem auf unsere Stärke. Sie wollen mit uns gleichziehen. Und vor allem natürlich an die Weltölvorkommen ran. Mit dem wachsenden Reichtum in

China braucht das Land nämlich immer mehr Öl. Und das meiste befindet sich nun einmal im Nahen Osten und Südostasien. Natürlich kann man auch noch in Sibirien was rausholen, aber dann müssten sie sich erst mit den Russen einigen. Und die denken gar nicht daran, eine ihrer letzten Rohstoffquellen zu verschachern.

Damit kommen wir auch wieder auf das Problem mit der Malakkastraße zu sprechen. Sie ist die einzige große Passage für alle Öltransporte nach Ostasien. Wenn wir den Chinesen gestatten, diesen Wasserweg zu beherrschen, könnten sie jeden Tanker zwingen, einen Riesenumweg um Indonesien zu fahren. Das würde die Japaner ein Schweinegeld kosten. Ihre Energiekosten stiegen ins Astronomische, egal, ob es sich um Erdgas, Propan, Flugbenzin oder normalen Treibstoff handelt. Der Schlüssel zur Kontrolle der Malakkastraße liegt aber in der chinesischen Flottenbasis in Birma. Ohne die können sie gar nichts machen, weil sie sonst viel zu weit weg vom Ort des Geschehens wären. Meine Herren, im Augenblick haben wir die öffentliche Meinung der Welt auf unserer Seite. Wir können sie jetzt aus dem Bassein-Delta verscheuchen, ohne dass sich irgendjemand um ihr Geschrei kümmern würde. Und genau das werden wir tun.«

»Kriegt sowieso keiner mit, was passiert, wenn die SEALs das durchziehen«, stellte Admiral Dickson nüchtern fest.

»Na ja, die Chinesen werden es schon wissen – weil wir es ihnen nämlich unter die Nase reiben werden. Schließlich waren sie es, die den Westen mit ihrem Minenfeld am Golf zuerst herausgefordert haben. Und jetzt noch die Sache mit Taiwan. Sie kassieren nur ihren verdienten Lohn – und alle werden Verständnis dafür haben. Ich schätze mal, wenn wir Hainggyi wegpusten, werden die Schlitzaugen sich für einige Jahre mucksmäuschenstill verhalten.«

»Okay, aber wie zum Teufel sollen wir in den Stützpunkt

reinkommen?«, fragte der Verteidigungsminister. »Und wenn wir ihnen sowieso erzählen wollen, dass wir dahinterstecken – warum bombardieren wir die Hurensöhne nicht einfach?«

»Weil wir niemanden ohne einleuchtenden und gerechtfertigten Grund irgendwo rausbomben«, entgegnete Morgan. »Natürlich haben wir gute Gründe zum Angriff auf die chinesische Flottenbasis, und es gelten die Regeln aller Machtspielchen. Der Platzhirsch zeigt dem Herausforderer, wo er hingehört: auf Platz zwei. Aber es ist immer besser, wenn der mit der blutigen Nase als Einziger weiß, wer sie ihm zugefügt hat. Dann bleibt alles unter der Decke. Irgendein Unfall auf irgendeiner abgelegenen Insel im Golf von Bengalen. So lenkt man die Welt heutzutage: Häng nichts an die große Glocke, halte die Zügel fest in der Hand – und sorge dafür, dass alles so bleibt, wie es ist.«

»Na ja, das hat zumindest bei der Aktion in der Raffinerie auch gestimmt«, meinte Admiral Dickson. »Immerhin hat man nichts von einem chinesischen Protest gehört. «

»Weil die genau wissen, was passiert ist«, sagte Morgan, »und sie wissen auch, warum. Ganz im Ernst, ich glaube, dass es ihnen trotzdem ziemlich egal war. Ihr Traum war Taiwan, und dafür waren sie auch bereit, einen hohen Preis zu zahlen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie die Raffinerie noch mal aufbauen. Was wir in den nächsten Monaten jedoch beobachten werden können, ist der Bau einer transchinesischen Pipeline von Kasachstan bis zu ihrer Ostküste. Schließlich haben sie auch schon die längste Steinmauer und den größten Staudamm der Welt errichtet. Sie haben genügend Arbeitskräfte und auch keine Skrupel, die dafür einzusetzen. Moderne Sklavenarbeit eben.«

Admiral Dickson wollte Näheres zur nächsten SEAL-Aktion erfahren. »Wie bringen wir unsere Leute eigentlich nach Hainggyi rein? Und was sollen sie da ganz konkret machen?«

»Zunächst einmal zur Frage, wie man da reinkommt.« Der

Sicherheitsberater trat näher an die Karte heran und zoomte den Bildausschnitt etwas zurück, damit man die einzelnen Wassertiefen der ganzen Bucht erkennen konnte. »Wir haben da ein Problem. Sie sehen hier die Fünfzig-Meter-Tiefenlinie, an die fünfzehn Meilen an der Hauptschifffahrtsroute. Diese Linie verläuft ziemlich parallel zur Küste bis hin zur Grenze mit Bangladesch. Obwohl ich der Karte nicht in allen Einzelheiten traue, muss ich davon ausgehen, dass sie in diesem Punkt stimmt. Also muss unser Unterseeboot einen Treffpunkt irgendwo an dieser Linie finden, wo es sich in einer Tiefe von hundertfünfzig Fuß verbergen kann. Doch darüber sollen sich die SEALs und der Kommandant der *Shark* den Kopf zerbrechen.« Er legte eine kurze Pause ein. »Wichtiger ist das Hereinschleusen der Einsatztruppe. Das bereitet mir verdammte Kopfschmerzen, weil das ASDV, das sie da reinbringen soll, nämlich ziemlich langsam ist. Fünfzehn Meilen sind eine lange Strecke, wenn man nur mit sechs Knoten fahren kann. Und dann ist man auch erst in der Flussmündung. Von da aus sind es noch mal zehn Meilen bis ins tiefe Wasser bei Hainggyi. Alles in allem wären sie also mehr als vier Stunden unterwegs. Aber das ASDV liegt dann da wie auf dem Präsentierteller. Ich möchte deshalb vorschlagen, dass wir die Jungs bis zur Flussmündung bringen – das macht etwa zweieinhalb Stunden –, schleichen anschließend im neu gebauten Kanal bis zur Landspitze im Südosten der Insel und lassen sie dann die restliche Strecke schwimmen. Das ASDV kehrt inzwischen zur *Shark* zurück.«

»Und lässt unsere Leute da allein?«

»Bis wir sie nach dem Einsatz mit schnellen Schlauchbooten abholen. Wahrscheinlich patrouillieren chinesische Schnellboote in dem Gebiet, da will ich vorher keine Entdeckung riskieren. Wenn die Chinesen das ASDV im Kanal entdecken, wie es sich ohne jede Möglichkeit eines Ausweichmanövers

durch den Schlamm wühlt, setzen wir das Leben der Männer aufs Spiel. Und das wollen wir ja nicht.«

»Das heißt also, der Treffpunkt der SEALs nach dem Angriff ist irgendwo an der Küste der Insel, von wo aus sie an der Wasseroberfläche mit Höchstgeschwindigkeit zurück zum Boot fahren?«, fragte General Scannell ungläubig.

»Es gibt keine andere Möglichkeit. Mit dem ASDV können wir nur rein, weil es uns die optimale Tarnung bietet, solange die nichts von uns wissen. Aber es muss mit voller Kraft wieder rausgehen. Die chinesischen Boote werden uns zwar suchen, aber in der Dunkelheit kriegen sie uns nicht. Die Schlauchboote machen fünfundzwanzig Knoten. Wenn unsere Leute also einen Vorsprung von fünfzehn Minuten haben, sind sie nicht mehr aufzuspüren.«

»Okay, klingt gut. Aber natürlich nur, solange sie nicht im Stützpunkt erwischt werden. Wird ein Rettungsteam bereitgestellt, das sie da rausholen kann, falls was schief läuft?«

»Nein. Leider nicht.«

»Gar nichts?«

»Wie denn? Wir würden nicht einmal mitbekommen, wenn sie ernsthaft in Schwierigkeiten geraten. Das Einzige, was uns bleibt, ist ein genau festgelegter Treffpunkt an der Küste, wo sie verdammt schnell mit den Schlauchbooten weg können. Das ASDV wäre nicht für einen Kampfeinsatz geeignet, und das U-Boot wäre zu weit weg.«

»Himmel! Das wird ‘ne harte Runde für die Jungs. Wer führt das Team an?«, fragte Tim Scannell.

»Commander Rick Hunter.«

»Das beruhigt mich zwar etwas, aber es wird dennoch hart. Ich lasse die Burschen da nur ungern ohne Absicherung reingehen.«

»Na ja, sie werden bis zu den Zähnen bewaffnet und bestens vorbereitet sein. Wenn es zum Nahkampf kommen sollte, hät-

ten die Chinesen null Chancen.«

»Sie hatten auch gegen Ray Schaeffer keine Chance«, bemerkte Admiral Dickson, »aber dann ist es doch passiert.«

Die vier Männer schwiegen einen Augenblick. Sie dachten an die Grauen erregende Vorstellung einer Entdeckung der SEALs in jener Marinebasis. In diesem Moment öffnete Kathy O'Brien die Tür und brachte einen braunen Briefumschlag herein. Er war an Admiral Morgan adressiert und kam direkt aus Fort Meade.

»Einen Augenblick bitte«, sagte der Sicherheitsberater, »gut möglich, dass das hier genau das ist, worauf wir warten. Es hätte eigentlich schon vor zwei Stunden hier eintreffen sollen. Aber wenn Borden meinem Rat gefolgt ist, müssten die Beobachtungen dafür umso sorgfältiger sein.«

So war es dann auch. Fort Meade schien das Rätsel um die Energieversorgung auf dem sich immer weiter ausdehnenden chinesischen Marinestützpunkt gelöst zu haben.

Bericht über Deckung des Energiebedarfs auf der Insel Hainggyi:

Umfassende Luftaufnahmen führen zu dem Schluss, dass es keine externen Energiequellen auf dem Flottenstützpunkt Hainggyi gibt. Dies schließt auch die Möglichkeit der Versorgung durch Schiffsgeneratoren oder ein Kernkraftwerk aus. Die zum Betrieb der Basis notwendige Energie scheint einzig und allein in einem großen Gebäude im Zentrum der Anlage erzeugt zu werden.

Eingehendere Untersuchungen der Bodenverhältnisse, aber auch der Ausmaße des Gebäudes, deuten auf eine geothermische Energiequelle hin. Dies entspricht zudem den geophysikalischen Gegebenheiten vor Ort. Wir wissen etwa, dass es im Umkreis von 15 Meilen um die Basis Schlammvulkane gibt.

Im Anhang finden Sie eine genaue technische Beschreibung, wie derartige geothermische Energiequellen angezapft werden

können. Sie belegt auch die außerordentlich hohe Verletzbarkeit dieser Anlagen und ihre Anfälligkeit für Störungen und Unfälle.

Arnold nippte an einer weiteren Tasse Kaffee und bat seine drei Kollegen um etwas Geduld, während er die Anlage über geothermische Energiequellen überflog. Dann bat er Kathy, Kopien der Luftbilder von Hainggyi zu machen, und beschwerte sich bei ihr gleichzeitig, dass sein Kaffee wieder einmal zu kalt sei.

Schließlich setzte er das Gespräch mit seinen Gästen fort. Wichtigstes Angriffsziel der SEALs, sagte er, müsse nach dieser Erkenntnis zunächst das Kraftwerk sein. Mit ihm werde man das gesamte elektronische Netzwerk, das davon abhänge, zerstören. Es gebe zwar auch noch andere Einrichtungen, die ausgelöscht werden müssten, aber zentrales Anliegen sei eben die Ausschaltung der Energieversorgung. Damit werde auch alles andere auf der Insel wertlos sein.

Die Fotokopien wurden hereingereicht und sorgfältig von Admiral Dickson, General Scannell und Verteidigungsminister MacPherson unter die Lupe genommen. Morgan wies sie auf das große Gebäude in der Mitte der Anlage hin und fragte sie, ob sie denn wüssten, wie ein geothermisches Kraftwerk funktioniere. Natürlich wusste es niemand.

»Nun, man muss offenbar zunächst nach einem Terrain Ausschau halten, wo seit Millionen von Jahren schwere Regenfälle niedergegangen sind. Das wäre hier der Fall. Der Boden ist überwiegend sandig, und bei sehr heftigen Niederschlägen speichert sich das Wasser im flachen Untergrund und sickert nur langsam in die Tiefe. Hier haben wir es auch mit einem Gebiet vulkanischer Aktivität zu tun, in dem die Erdplatten auseinanderbrechen und wegdriften. Dadurch entstehen große unterirdische Höhlen, die einige hundert Meter hoch sein kön-

nen. In ihnen sammelt sich das durchgesickerte Wasser zu riesigen Seen. Und weil sie so tief im Erdinneren liegen, heizen sie sich entsprechend auf. Wenn man jetzt die richtige Stelle anzapft, indem man dort eine Bohrung vornimmt, schießt das komprimierte, kochend heiße Wasser als Dampffontäne nach oben. Bis zu tausend Meter hoch – wie etwa in den Wüstengebieten Nevadas. Auch San Diego und gelegentlich Las Vegas sollen so mit Energie versorgt werden.«

Er legte eine Pause ein, damit die anderen diese Information verarbeiten konnten. »Sehen wir uns jetzt einmal die Luftaufnahmen an. Das Wärmekraftwerk ist vermutlich so entstanden: Chinesische Geologen haben den unterirdischen ›Dampfkessel‹ geortet und eine Bohrung angesetzt. Dann wurde ein festes Fundament gelegt, vermutlich fünfzig mal fünfzig mal fünfzig Meter groß. Von dort aus hat man einen Schacht in den See hinabgelassen, der oben mit einem riesigen Druckventil verschlossen wurde. Um diesen gewaltigen Würfel herum haben sie dann die Turbinen und Generatoren gebaut, die den Dampf in Elektrizität umwandeln. Als sie damit fertig waren, haben sie nur noch das Druckventil öffnen müssen – und die Turbinen liefen an. Auf diese Weise haben unsere geschickten kleinen Schlitzaugen an dieser Stelle kostenlosen Strom für die Ewigkeit. Das mag zwar alles ziemlich kompliziert klingen, ist es in Wirklichkeit aber gar nicht. Es ist nur eine Umkehrung des ›Oben-unten-Prinzips‹. Statt Wasserkraft zu nutzen, die aus Stauseen nach unten fließt, setzt man auf Dampf, der nach oben steigt. Hauptsache, die Turbinen laufen.«

»Und unsere Jungs sollen also da irgendwie eindringen und den Deckel hochjagen?«

»Das würde vermutlich schon reichen, weil es die Basis für eine verdammt lange Zeit außer Gefecht setzen würde.«

»Ist John Bergstrom schon informiert?«, fragte der CNO.

»Ja, Er geht gerade die Einzelheiten mit seinen besten Leuten

durch. Und die Information hier aus Fort Meade geht gleich an ihn weiter. Zwei der fähigsten Sprengstoffexperten werden dann heute noch nach Diego Garcia fliegen, um Commander Hunter und sein Team zu briefen.«

»Haben wir eine Vorstellung davon, wie gut der Flottenstützpunkt bewacht wird?«

»Fort Meade beobachtet die Basis schon seit einigen Wochen. Natürlich gibt es da einige Sicherheitsvorkehrungen, aber nicht übermäßig viele. Dazu ist Hainggyi ein viel zu abgelegener und unzugänglicher Ort. Er liegt zudem in Birma, das von den Finanzspritzen Chinas abhängt. Es sieht so aus, als würden sie einen Angriff auf diese Basis von vornherein ausschließen. Aber natürlich müssen wir mit Patrouillenbooten und Militärwachen auf den Docks rechnen. Sicherheitskräfte im Inneren der Basis haben wir bislang nicht feststellen können. Wir müssen nur mucksmäuschenstill erst mal da reinkommen. Dann heißt es, das absolute Chaos zu veranstalten und wieder raus, wenn alle durcheinanderlaufen, um rauszukriegen, was da eigentlich passiert ist. Klappt meistens. Überraschung ist alles.«

»Wo ist das SEAL-Team jetzt gerade?«

»Auf Diego Garcia. In der Warteschleife. Dort ist inzwischen auch wieder die Einsatzgruppe von der Raffinerie. Sie sind mit einem der Träger da hingebracht worden, von da geht's dann zurück nach Coronado. Die *Shark* ist auch schon da, um die SEALs dann nach Birma zu bringen.«

Die Männer unterbrachen ihr Kartenstudium, um die Abendnachrichten auf CNN zu sehen. Topthema war wie zu erwarten die Einnahme des Hafens von Chi-lung durch die Chinesen. Sie hatten die Werftanlagen bereits mit Spezialkommandos besetzt, denen das meist zivile Wachpersonal nichts entgegensetzen konnte. Quelle solcher Meldungen waren meist Handelsschiffe, die ihre Informationen über Hongkong absetzten.

Das weitere Geschehen blieb eher undeutlich. Offensichtlich

kontrollierten die Chinesen inzwischen auch die Containerdocks, aber die Stadt selbst befand sich noch in den Händen Taiwans. Die örtliche Garnison war bestens ausgerüstet und wurde zudem durch Luftangriffe auf die Chinesen entlastet. Die Flugzeuge starteten auf einer abgelegenen Basis in Hsinchu. Die Invasoren kamen also nur langsam voran und mussten vier Meilen vor der Stadt bei Straßenkämpfen sogar schwere Verluste hinnehmen. Offensichtlich war es der Luftwaffe des Inselstaates gelungen, acht ihrer modernsten Kampfjets unbeschädigt zu bewahren, die jetzt mit ihren Bombenteppichen die chinesischen Truppen pausenlos beschäftigten und den schwerfälligen Vormarsch der Kettenfahrzeuge und Artillerie auf Chilung zumindest aufhielten.

Irgendwie waren die Nachrichtenmacher bei CNN an Satellitenaufnahmen gekommen, die heftige Brände auf den Zufahrtsstraßen zur Stadt zeigten. Es schien so, als wären die Chinesen in einer schwierigen Lage. Ihre Spezialeinheiten hielten zwar das Hafengebiet, aber sie brauchten dringend Unterstützung. Die Truppen, die sie angefordert hatten, waren nun jedoch aufgehalten worden. Die Verteidiger hatten das gesamte Straßensystem im Westen mit Cruisemissiles zerstört und so einen weiteren Vormarsch unmöglich gemacht. Außerdem hatten sie 40 mittelgroße M-48-Panzer in einem Verteidigungsring um die Stadt postiert. Den chinesischen Befehlshabern vor Ort musste sehr deutlich sein, dass der Kampf so nicht zu gewinnen war. Das Problem war nur: Sie *mussten* ihn gewinnen – sonst würde sich der Krieg hier wochenlang hinziehen.

Die Chinesen benötigten dringend Nachschub. Wahrscheinlich allein mindestens 300000 Mann, um die Ordnung auf Taiwan aufrechterhalten zu können. Die konnten aber nur ins Land gebracht werden, wenn man einen großen Containerhafen und ausreichend Kaiplätze für Truppentransporter besaß. Beides gab es in Chi-lung.

Auf der Zufahrtsstraße verschlimmerte sich die Situation für die Chinesen noch. Ihre Boden-Luft-Abwehrraketen versagten fast vollständig. Während 16 Stunden ununterbrochener Angriffe durch die taiwanische Luftwaffe hatten sie nur ein einziges der Flugzeuge abschießen können. Sie selbst hatten Hunderte von Toten und Verletzten zu beklagen. Es war unmöglich diese zum Brückenkopf zurückzutransportieren, an eine medizinische Versorgung vor Ort war erst recht nicht zu denken. China musste jedoch Chi-lung einnehmen, wollte es in größeren Mengen Soldaten und Munition hereinbringen, für die Versorgung der Nachschublinien sorgen, die Verletzten behandeln und ein funktionierendes Kommunikationssystem aufbauen. Momentan war nichts davon vorhanden.

Admiral Morgan starrte auf den Bildschirm und versuchte zwischen den Zeilen zu lesen. Wie auch General Scannell und Admiral Dickson wollte er die militärische Lage richtig einschätzen können. Der CNO sprach als Erster. »Wenn sie den verdammten Hafen nicht in den nächsten zwei Tagen fest unter ihre Kontrolle bringen, haben sie ziemliche Probleme«, murmelte er.

»Könnte es nicht sein, dass sie die Stoßrichtung ihres Angriffs total ändern und in den Süden gehen?«, fragte Bob MacPherson. »Vielleicht nach Kaohsiung? Der Hafen ist genauso geeignet wie der von Chi-lung.«

»Ich würde nicht mal im Traum daran denken!«, sagte Admiral Dickson. »Nach unseren Informationen sitzt der Löwenanteil der taiwanischen Armee im Süden fest. Und die Truppe ist in guter Verfassung, weil sie bisher nicht kämpfen musste. Unter diesen Umständen müssen die Chinesen die Entscheidung im Norden erzwingen, wo sie im Augenblick aber in der Klemme sitzen.«

»Und wie«, mischte sich der Sicherheitsberater ein. »Sie haben einen Fuß im Containerhafen und den anderen im Natio-

nalmuseum, immerhin eines der wesentlichen Kriegsziele. Aber sie müssen ihre Stellung dort konsolidieren – und das scheint im Moment nicht zu klappen.«

»Wisst ihr, was das wirkliche Problem ist?«, sagte General Scannell. »Sie dürfen offenbar um keinen Preis Taipeh zerstören. Mit einer derartigen Vorgabe ist jede Invasionsarmee wie kastriert. Man macht es ihnen unmöglich, zum letzten Mittel zu greifen. Wenn sie die Ärmel hochkrempeln könnten und die Hauptstadt bombardieren würden, die wichtigsten Gebäude plattmachen und die Innenstadt einäschern – dann würde Taiwan innerhalb einer Stunde kapitulieren. Es gäbe keinen Widerstand mehr. Hier geht es nicht um einen Blitzkrieg wie im Zweiten Weltkrieg, sondern eher um einen Bürgerkrieg. Wenn sie zwischen sofortiger Vernichtung und einem halbwegs normalen Leben unter einer vielleicht nachsichtigen Regierung auf dem Festland wählen müssen, kann es für Taiwan nur eine Antwort geben. Solange China also nicht bereit ist, Taipeh gänzlich niederzuringen, muss es zu diesem lauwarmen Krieg gegen einen stolzen Gegner bereit sein. Und das wird eine Menge Tote geben.«

»Das wird sie zwar letztlich nicht kümmern«, meinte Arnold Morgan, »aber Sie haben Recht. Sie müssen Taiwan Meter für Meter erobern. Bis es sich offiziell ergibt.«

»Je länger sie sich in Chi-lung festbeißen«, ergänzte der CNO, »umso schlimmer wird es. Meiner Meinung nach sollten sie Chi-lung plattmachen, um Taipeh zu retten.«

»Kann durchaus sein, dass sie so vorgehen«, sagte General Scannell. »So verfahren wie die Situation jetzt ist, kann es jedenfalls nicht weitergehen.«

Die zweite Nachricht auf CNN war nicht minder Besorgnis erregend. Die Auseinandersetzungen in Taiwan hatten die Rohölmärkte weltweit wieder an den Rand des Wahnsinns getrieben. Das lag vor allem an der Möglichkeit, dass die USA in

einen bewaffneten Konflikt hineingezogen werden könnten. CNN berichtete von rekordverdächtigen Preisen, die verlangt, aber auch bezahlt würden. Der Brent Crude etwa war um 10 Dollar auf 64 Dollar pro Barrel gestiegen, nachdem der Spitzenwert von 72 Dollar pro Barrel nach dem Einsatz der Pondicherrys in der Straße von Hormus zunächst wieder gefallen war. Die Autofahrer im Mittleren Westen der USA zahlten an den Tankstellen inzwischen vier Dollar für eine Gallone Benzin. Und Texaco dachte bereits über eine Anhebung des Preises auf fünf Dollar innerhalb der nächsten Wochen nach – obwohl die Großtanker derzeit alle Anstrengungen unternahmen, die Reserven wieder aufzufüllen. Der neueste »Spin« auf den Ölmärkten, der durch die Ereignisse in Taiwan ausgelöst worden war, jagte den Händlern wieder Ängste ein. Was würde geschehen, wenn die Chinesen irgendwie die Kontrolle über die Malakkastraße gewinnen würden? Was würde bei einer Verdoppelung der Rohölpreise mit Japan geschehen? Gerade diese immer noch zweitgrößte Volkswirtschaft der Welt war völlig auf das Öl angewiesen. Welchen Preis wäre sie bereit zu zahlen? Und welche Auswirkungen hätte das wiederum auf den Westen?

Im Grunde waren das alles aber nur Spekulationen der Medien. Man jagte damit einer verunsicherten Bevölkerung Schauer über den Rücken, während man selbst – wohlfrisiert und maßgeschneidert gewandet – im Studio saß und mit tiefer Besorgnis in der Stimme die Weisheiten anderer wiedergab. Natürlich nur aus erster Hand, von den »führenden« Politikern, Militärs und Wirtschaftsgurus dieser Welt. »Die Frage ist, wo soll das alles enden?«, sagte gerade einer der Kommentatoren auf dem Bildschirm. »Und wie reagiert die amerikanische Regierung darauf? Nichts anderes verlangt der amerikanische Bürger zu wissen.« Er sagte das, als hätte er gerade die tiefsten Erkenntnisse des Sokrates verkündet.

»Was für ein Arschloch!«, sagte Arnold Morgan trocken.

Aber die Ölkrise war damit nicht wegzudiskutieren. Und die Situation in Taiwan entzog sich seinem Einfluss. Dem Sicherheitsberater blieb nur eines: China *musste* aus dem Golf von Bengalen vertrieben werden. Die U.S. Navy hatte die Aufgabe, weltweit die Ölrouten zu sichern. Er erhob sich, ging hinüber zum Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus. Und ein Gedanke kehrte immer wieder: *Wie immer man es auch betrachten mag – das Schicksal der industrialisierten Welt liegt nun in den Händen von einem Dutzend SEALs. Gott stehe ihnen bei!*

Samstag, 2. Juni, 1100
Marinestützpunkt Diego Garcia

Commander Donald Reid hatte die Offiziersmesse auf der USS *Shark* vorübergehend seinem Ersten Offizier, Lieutenant-Commander Dan Headley, und dem Leiter des zweiten SEAL-Einsatzteams, Rick Hunter, zur Besprechung überlassen. Die beiden lebenslangen Freunde, die sich überraschenderweise auf diesem abgelegenen Außenposten der U.S. Navy im Indischen Ozean getroffen hatten, redeten allerdings nicht sofort über ihre eigentliche Aufgabe. Weit weg vom heißen Delta des Bassein-Flusses kreiste ihr Gespräch um die Ereignisse des sonnigen Samstagnachmittags am 20. Mai in Maryland. Da hatte nämlich ein riesiger grauer Hengst namens White Rajah das Preakness-Stakes-Rennen mit vier Längen gewonnen. Es war das zweite von drei Rennen innerhalb des American Triple Crown gewesen.

White Rajah war in Kentucky von Ricks Vater gezüchtet worden und auf dessen Gestüt unter der Aufsicht von Dans Vater groß geworden. Mit dem Sieg hatte er sich in die ewige Liste der Gewinner dieses 134 Jahre alten Galoppsportklassi-

kers eingetragen. Man O'War war darunter und auch dessen Sohn War Admiral. Whirlaway, Assault, Count Fleet, Citation und Native Dancer gehörten ebenso dazu wie Bold Ruler und sein unvergleichlicher Sohn Secretariat, der überlegenste aller Galopper im 20. Jahrhundert, aber auch Northern Dancer sowie Affirmed und Seattle Slew. Sie alle hatten in Maryland gewonnen. White Rajahs Gewinnsumme betrug nun fast acht Millionen Dollar, und Züchter mussten inzwischen 50000 Dollar hinblättern, um ihre Stuten von ihm decken zu lassen. Rick meinte, White Rajah würde seine neue Karriere als Deckhengst auf der Hunter Valley Farm fortsetzen, dort wo sein bösartiger Großvater Red Rajah einst beinahe den Arm von Dan abgebissen hätte.

»Mal wieder was von deinem Vater gehört?«, fragte Dan.

»Klar doch. Wir haben so 'ne Art Computerleitung geschaltet. Da konnte ich auch das Rennen auf dem Bildschirm sehen.«

»Muss verdammt aufregend gewesen sein, Ricky.«

»War es auch. Obwohl ich schon wusste, dass er das Rennen gewonnen hatte. Du hättest mal sehen sollen, wie er in die Zielgerade gegangen ist. Er hat zunächst noch mitten in einem großen Feld gesteckt, das eng beieinander lag. Aber dann hat es sich auseinander gezogen, und dann kam er. Zwei Gegner auf der Innenbahn, drei außen. Er hat erst seinen Platz behauptet und auf eine Lücke gewartet. Jörge hat einmal die Gerte benutzt, und dann ab die Post. Mit gestrecktem Hals ist er an allen vorbeigezogen und hat sie schließlich um vier Längen geschlagen. Ohne Scheiß!«

»Fantastisch! Einfach fantastisch. Wie sieht es mit den Belmont Stakes aus? Soll er nächste Woche in New York laufen?«

»Dad sagt nein. Keiner aus der Linie ist so lange Strecken gegangen und deshalb soll er auch geschont werden. Bei den Travers-Rennen in Saratoga wird er aber wieder dabei sein.

Und wenn er da gewinnt, hat er auch eine Chance beim Breeders' Classic Cup. Jedenfalls soll er keine Langstrecken laufen.«

»Klingt vernünftig. In der Familie waren sie alle Kurzstreckengalopper. Warum wollen die Besitzer ihn eigentlich nicht bei sich im Gestüt behalten?«

»Na ja, Dad hat ein richtig dickes Angebot gemacht und natürlich kennt er auch seine Ahnentafel. Wir haben diese großen Bastarde schon jahrzehntelang in Hunter Valley gezüchtet. Rajahs Trainer glaubt, dass White Rajah besser bei den Leuten aufgehoben ist, die ihn schon als Fohlen kannten. Bei denen, die das unberechenbare Temperament einschätzen können. Wenn er zu uns in den Stall kommt, sind die gegenwärtigen Eigentümer aber noch mit vier Anteilen dabei.«

»Klingt alles gut. Ich schätze mal, mein Dad trägt die Verantwortung für ihn.«

»Und ob. Und was dich vielleicht interessiert: Mein Dad beteiligt deinen an den Deckerlösen.«

»Einmalig?«

»Ach was, jährliche Abschläge. White Rajah ist der erste Derbysieger, den wir seit 1980 gezüchtet haben, und dein Dad wird jetzt an dem Erfolg beteiligt. Deine Rente ist also gesichert.«

»Mist, Ricky! Wir werden als Bier trinkende Raucher im Blue-Grass-Land enden, Liedchen trällern und nebenbei auch noch ein paar Pferde züchten.«

»Ach was. Vielleicht wenn wir alt sind. Noch haben wir aber größere Dinge vor. Die Navy braucht uns.«

»Na, dann sehen wir mal zu, dass wir bei der nächsten Geschichte heil rauskommen. Besonders du.« Dan Headley sah bei diesen Worten sehr nachdenklich drein. Er stand auf und holte neuen Kaffee. »Hast du dir das Durcheinander da mal angesehen?«, fragte er den SEAL-Einsatzleiter. »Nach den

Karten kommt man da wohl nur mit ‘nem Jetski rein.«

Rick Hunter lachte. Wie viele Stunden seines Lebens hatte er doch schon damit verbracht, dass er mit oder über Dan lachte. Als Kinder war immer Danny der Lustigere von beiden gewesen, und als sie ins Alter gekommen waren, wo man sich für Mädchen interessierte, war es wiederum Danny gewesen, dem mit seinem Charme alle Herzen zuflogen. »Ernsthaft, Dan, ich kann mir auch nicht vorstellen, wie man da ungesehen reinkommen will. Dort fahren bestimmt Patrouillenboote. Und für das ASDV dürfte die Wassertiefe nicht ausreichen, um zu tauchen.«

»Ich hab hier einige Angaben über einen auf den Karten nicht eingezeichneten Kanal. Ist etwa vierzig Fuß tief, jedenfalls ausreichend tief, um mit einem dieselelektrischen Unterseeboot bis zu den Anlagen zu kommen.«

»Du meinst mitten in der Gezeitenströmung? Das wird verdammt eng! Vielleicht sollte ich statt Unterseeboot lieber White Rajah nehmen. Der weiß wenigstens, wie man ans Ziel kommt.«

»Solange du nicht am Steuer bist, wird es schon gehen, Rick. Das letzte Mal, wo wir mitten in der Nacht ein Ziel angesteuert haben, bist du mit dem Wagen gegen einen Leitungsmast gefahren. Die Folge: In der ganzen Umgebung sind die Lichter ausgegangen.«

»Ja, ja, aber damals war ich achtzehn.«

»Na ja, hoffentlich schaltet auch jemand alle Lichter aus, wenn ihr in den Bassein-Fluss geht. Je dunkler, desto besser. Wenn die Chinesen einen an den Eiern kriegen, schneiden sie die einem auch ab. Du wärst dann der erste Kastrat im Dienst der SEALs.«

»Hör auf, Dan! Ich find’s nicht lustig.«

»Okay. War bloß ein blöder Witz. Gucken wir uns also noch mal die Karte an. An der Stelle, wo das Kreuz hier ist, sollte

nach dem Vorschlag von Admiral Bergstrom unser Treffpunkt sein. Wir haben dort hundertsechzig Fuß Wasser unter dem Kiel und können die *Shark* dort bequem einparken. Die Koordinaten sind 16.00 N, 94.01 E. Von da bis Kap Negrais an der birmanischen Küste sind es in östlicher Richtung etwa zwölf Meilen. Wir lassen das ASDV dort zu Wasser und steuern Kurs eins-zwei-null genau in die Mündung des Deltas. Für die fünfzehn Meilen brauchen wir zweieinhalb Stunden. Dann wird es allerdings kompliziert – weil ihr den verdammten Kanal finden müsst. Wir wissen zwar, dass es ihn gibt – sonst hätten die da kein Unterseeboot reinbringen können –, aber wir haben keine Ahnung, *wo* er ist. Die Frage ist also: Ist er im Norden oder im Süden dieser kleinen Insel hier… Wie heißt die noch mal? Ah, ja: Thamihla Kyun. Im Süden ist das Wasser ein wenig tiefer, etwa sechzig Fuß. Eure Leute in Coronado glauben, die Chinesen hätten sich direkt durch diese schmale Sandbank gebaggert. Es ist nicht schwer, Schwemmsand aus der Brandung zu holen. Sie glauben deshalb, dass der Kanal genau hier verläuft. Siehst du? Direkt bei diesem fünfundfünfzig Fuß tiefen Graben nordwestlich von Thamihla.«

Commander Hunter betrachtete die Karte eingehend. »Was machen wir, wenn die sich geirrt haben? Dann setzen wir unter Umständen das ASDV genau auf Grund und kommen nicht mehr raus. Wie sollen wir deiner Meinung nach also am besten vorgehen?«

»Langsam, langsam, alter Kumpel. Indem ihr euer Sonar einsetzt und den Meeresboden – so oft es euch nötig erscheint – sorgfältig abcheckt. Siehst du das Zeichen hier? Das ist ein rotes, alle zwei Sekunden aufblitzendes Signalfeuer. Du solltest es dir vorher über das Periskop einmal ansehen. Die Burschen in Coronado sind sich ziemlich sicher, dass der Eingang zum Kanal weniger als eine Meile östlich dieses Signalfeuers liegt. Dort müsst ihr dann euern Kurs ändern. Fahrt drei Knoten,

Kurs drei-fünf-null auf 2.000 Meter. Dann erneute Kursänderung bei 15.53 N, 94.16 E. Ab dieser Stelle müsst ihr mit chinesischen Patrouillen rechnen und verdammt vorsichtig sein. Alles klar?«

»Alles klar, Danny. Himmel, du kennst dich mit diesem ganzen Navigationsquatsch verflucht gut aus. Kein Wunder, dass dir dein Boss das Kommando für unsere Anschleichaktion überlassen hat.«

»Es war nicht ganz so – ich musste ihn darum bitten. Ich wollte einfach nicht, dass du von irgendjemand anders als mir gebrieft wirst, bevor du da reingehst. Trotzdem irgendwie verblüffend, wie schnell er meiner Bitte zugestimmt hat.«

»Wahrscheinlich erkennt er Qualität.«

»Tja, so wird's sein! Jetzt aber weiter im Text. Wir haben noch eine Stunde bis zum Essen fassen. Dann findet um 1500 das erste formelle Briefing deiner Gruppe statt. Ich werde dabei sein, also wirf nichts durcheinander. Ich möchte dich nicht gern korrigieren müssen. Also, hör gut zu.«

»Wie wäre es schlicht mit: ›Jetzt hör mir mal 'ne Minute zu, du Arschkopf!‹ «

Dan lachte, als er diese liebevolle Anrede aus ihrer gemeinsamen Jugendzeit wieder hörte. Aber Rick fuhr ernsthaft fort: »Was ist, wenn wir auf dem verdammten Meeresboden landen und den Kanal nicht finden? Was dann?«

»Okay, mir ist zwar klar, dass du dich dein Leben lang im Dreck rumgewälzt hast, Wachposten erwürgt, Terroristen gekillt und alles Mögliche in die Luft gejagt hast. Aber was ich jetzt von dir verlange, ist sorgfältige Überlegung. Dieser tiefe Graben ist deshalb so wichtig, weil er Platz für ein kleines Unterseeboot bietet, das sich sonst nicht in den flachen Gewässern bewegen könnte. Um da reinzukommen, muss man allerdings erst einen Zugang dahin haben. Ohne ihn sich erst selbst graben zu müssen. Klar?«

»Klar.«

»Gut. Es gibt also zwei Möglichkeiten, da reinzukommen. Entweder der lange Weg hier, etwa zweieinhalb Meilen in nur fünfzehn Fuß tiefem Wasser. Dort müsste der Weg allerdings erst freigebaggert werden, was eine Ewigkeit dauern würde. Oder diesen drei Meilen langen Umweg in tiefem Wasser hier. Da braucht man höchstens dreihundert Meter freizuschaufeln, um in den Zugangsgraben zu gelangen. Wofür entscheidest du dich?«

»In jedem Fall für die 300-Meter-Strecke.«

»Und genau das hat die chinesische Marine getan – glauben jedenfalls unsere Ozeanographen. Deshalb werdet ihr mit dem ASDV dort vermutlich auch den Zugang zum Graben finden. Wenn die Wassertiefe nur noch fünfzig Fuß beträgt, geht ihr auf Sehrohrtiefe und seht das rote Signalfeuer eine Meile vor euch. Von jetzt an fahrt ihr genau in Richtung Kanal, und der bringt euch dann in euer Einsatzgebiet.«

»Und was ist, wenn wir in dem engen Kanal plötzlich Gegenverkehr haben?«

»Geht hart nach Steuerbord. Setzt euch auf den Grund des Kanals, mitten in den Schlamm, und tut so, als wärt ihr ein kürzlich abgesoffenes Schwein. Was immer es sein wird, es wird vorbeifahren. Auch wenn ihr was hört, bleibt einfach mucksmäuschenstill im Schlamm.«

»Natürlich bin ich dann mucksmäuschenstill – oder glaubst du, ich führ mich dann wie ein wild gewordener Gorilla auf?«

»Natürlich nicht, Rick. Schließlich leitest du die Operation ja. Obwohl du eigentlich mehr Ähnlichkeit mit einem Gorilla hast als mit einem stillen Meergeist.«

»Na, wenigstens fahr ich nicht das ASDV.«

»Gott sei Dank. Aber was ich noch sagen wollte: Es ist eher unwahrscheinlich, dass ihr auf ein anderes Schiff trefft. Die neuesten Satellitenaufnahmen zeigen nur zwei Kriegsschiffe in

der Basis, plus ein Unterseeboot und zwei oder drei Patrouillenboote. Nach Mitternacht fährt offenbar keines von denen. Ich bin mir jedenfalls sicher, dass ihr sowohl den Zugangskanal als auch euren Landeplatz ohne Schwierigkeiten finden werdet. Danach bist du dran. Meine Leute werden euch anschließend auf jeden Fall rausholen, Rick. Darauf kannst du dich verlassen. Mein Ehrenwort.«

»Wer fährt unser Tauchboot?«

»Einer der besten Leute dafür in der Navy. Spezialist für ASDVs. Vielleicht kennst du ihn sogar, es ist Lieutenant Mills. Der kommt mit dem kleinen Ding überallhin. Er hat so etwas schon öfter gemacht, du bist bei ihm also absolut gut aufgehoben. Er bringt dich sicher rein, und bei Gefahr im Verzug lässt er sich bestimmt nicht erwischen. Mehr kannst du nicht wünschen.«

»Doch, kann ich.«

»Was denn?«

»Dass wir zusammen auf der Veranda meines Vaters sitzen, ein paar kühle Bier trinken und bei schöner Musik die Stuten und ihre Fohlen beobachten, wie sie über die Wiesen in die Dämmerung laufen. Würde mir mehr Spaß machen, als irgendwelche chinesischen Flottenbasen aufzumischen.«

»Tja, klingt irgendwie verdammt gut. Umso mehr, weil wir nicht wissen, was auf uns zukommt. Aber hören wir auf, nur an uns zu denken, Rick. Die Uhr läuft. Wir sind zwei wichtige Rädchen im Getriebe der Weltpolitik – und wir sollten zusehen, dass wir unsere Pflicht erfüllen.«

Zwei Stunden später stand Commander Rick Hunter vor seinem Team. In Kürze würde das Unterseeboot seine Reise in den Golf von Bengalen antreten. Ihre Besprechung fand in einem hell erleuchteten Raum statt, in dem ein großer Computer-Bildschirm aufgebaut war. Die elf SEALs, die zusammen mit dem Commander die Operation in den birmanischen Gewäs-

sern durchziehen würden, saßen mit Notizblöcken und Kugelschreibern ausgerüstet an einem langen Tisch. Jeder hatte auch eine Karte des Flussdeltas sowie einige Satellitenaufnahmen der chinesischen Marinebasis vor sich liegen. Dazu kam noch eine Vergrößerung des Wärmekraftwerks im Zentrum der Anlage.

Hinter ihnen saßen die anderen Teilnehmer der Einsatzbesprechung: Commander Donald K. Reid, Kommandant der *Shark,* Lieutenant-Commander Dan Headley, der das Unterseeboot während der Operation führen würde, die Lieutenants David Mills und Matt Longo, verantwortlich für den Einsatz des ASDVs, und Commander Rusty Bennett. Er würde am Einsatz zwar nicht direkt teilnehmen, aber sein Rat war jederzeit willkommen. Zwei Marineposten bewachten die Tür des Konferenzraumes, vier weitere patrouillierten um das sonst leere Gebäude. Keiner anderen Person – und selbst wenn es der Chef der Marineoperationen gewesen wäre – war der Zugang zur Besprechung gestattet. Umgekehrt brauchte jeder SEAL, wenn er den Raum verlassen wollte, eine schriftliche Genehmigung des Teamleiters. Telefongespräche waren niemandem gestattet, jedweder Kontakt zur Außenwelt war von nun an grundsätzlich verboten. Und so würde es auch bis zu der Beendigung der Mission bleiben.

Am Abend des heutigen Samstags, des 2. Juni 2007, sollte um 2200 ihre Fahrt beginnen.

Commander Hunter stellte zunächst einmal seinen Stellvertreter bei diesem Einsatz vor: Lieutenant Dallas MacPherson. Der 28 Jahre alte, breitschultrige Südstaatler aus South Carolina hatte bereits eine Bilderbuchkarriere hinter sich. Von der nahezu legendären Militärakademie Citadel war er nach einigen Semestern auf die Marinehochschule in Annapolis gewechselt. Seine Beförderungen erfolgten so schnell, dass er in der Hälfte der sonst üblichen Zeit zum Lieutenant ernannt wor-

den war. Er war noch keine fünfundzwanzig, als er bereits auf einem Airleigh-Burke-Zerstörer verantwortlicher Offizier für den Raketeneinsatz war. Doch das reichte ihm offensichtlich noch nicht: Dallas erbat sich – zur Überraschung aller seiner Freunde – die Versetzung zu den SEALs. Er beendete dort den hammerharten BUD/S-Kurs als glanzvoller Dritter, maulte aber, dass er nicht gerecht beurteilt worden sei. Normalerweise kann ein SEAL froh sein, wenn er überhaupt unter den ersten dreißig des Jahrgangs landet.

Während seiner Blitzkarriere war die Meinung über ihn gespalten. Die einen sahen ihn schon auf Admiral Bergstroms Sessel sitzen, die anderen glaubten, er werde in einer kleinen Schachtel mit der postum verliehenen Ehrenmedaille der US-Streitkräfte enden. Auf jeden Fall war er verdammt tapfer, mutig wie ein Löwe und cleverer als so manch anderer. Sein manchmal durchaus vorhandener Hang zur Tollkühnheit konnte einem Team, dem er angehörte, aus einer lebensbedrohlichen Situation helfen – oder umgekehrt: es erst hineinbringen. Commander Hunter jedoch zweifelte nicht an Dallas MacPhersons Fähigkeiten. MacPherson, der es immer abgelehnt hatte, aus seiner entfernten Verwandtschaft mit dem Verteidigungsminister irgendwelche Vorteile für sich herauszuholen, war zweifelsfrei einer der hervorragendsten Sprengstoffexperten in Coronado und darüber hinaus ein mit neuesten Erkenntnissen arbeitender Fachmann für die Zerstörung militärischer Anlagen. Rick Hunter arbeitete auch wegen der raschen Auffassungsgabe dieses jungen Mannes gern mit ihm zusammen. Als er ihn für sein Team aussuchte, hatte er nur gesagt: »Das Einzige, Dallas, was uns da unten das Leben retten kann, ist unser Verstand. Wenn wir den einsetzen, kommen wir auch wieder raus.«

Hier, im völlig abgeschotteten Besprechungsraum auf diesem gottverlassenen Marinestützpunkt, übernahm Dallas eine zwei-

fach schwere Verantwortung. Zum einen musste er das SEAL-Team führen, sollte Rick während des Einsatzes etwas passieren, zum anderen war er persönlich für die vollständige Zerstörung des geothermischen Kraftwerks auf der Insel Hainggyi verantwortlich. Commander Hunter schilderte ihn den Anwesenden als eine Person, der er absolut vertraute und dessen Befehle während ihres Einsatzes in der chinesischen Basis für die anderen bindend waren.

Er stellte als Nächsten Lieutenant Bobby Allensworth vor, der während des Einsatzes als sein Adjutant operieren sollte. Schon im vergangenen Jahr habe er bei einer sehr heiklen Mission mit ihm zusammengearbeitet. Über seinen Werdegang sagte er nichts. So vermied er es, die schwierige Jugend von Bobby anzusprechen, der im kriminellen Milieu des südlichen Los Angeles groß geworden war und sich seinen Weg in die Marine erst hatte hart erkämpfen müssen. Er sagte nur, Lieutenant Allensworth sei verantwortlich für die Sicherheit der Gruppe, falls es beim Eindringen in die chinesische Basis zu Kämpfen kommen sollte.

Chief Petty Officer Mike Hook, ein mittelgroßer Leichtathlet und Schwimmer aus Kentucky, war dem Team als weiterer Sprengstoffexperte zugeteilt worden. Er würde also an der Seite von MacPherson arbeiten und mit ihm zusammen die große Bombe am Schacht anbringen, deren Detonation gewaltige geothermische Kräfte freisetzen würde.

»Wie lange sollten wir dann eigentlich schon raus sein, wenn das passiert?«, fragte einer der SEALs.

Bevor Commander Hunter »eine Stunde« antworten konnte, hatte MacPherson schon »am besten sind wir dann schon wieder zurück in Coronado« gesagt.

Das war die immer wieder verblüffende Seite von Dallas' Charakter. Er klang ausgeflippt, aber in Wahrheit dachte er nur ein paar Schritte weiter. Auch diesmal wusste er zwar, dass

»eine Stunde« die korrekte Antwort gewesen wäre – aber instinktiv hatte er mit seinem Scherz Spannungen abgebaut, hatte Angstgefühle verscheucht und die Furcht vor dem Unbekannten, das auf sie wartete, reduziert. Es gab Vorgesetzte, die von dieser Methode nichts hielten, aber Commander Headley dachte da anders und lachte laut los. Er wusste, dass letztlich nur Lieutenant MacPherson das perfekte Timing arrangieren konnte, um den gigantischen Metallschacht zerfetzen zu lassen und so ungeheuerliche Energien aus dem Inneren der Erde freizusetzen.

»Meine Herren«, sagte der Commander, »die Einzelheiten über unser Vorgehen innerhalb des Stützpunktes werden wir noch auf unserer dreitägigen Fahrt zum Einsatzziel besprechen. Im Augenblick genügt es, wenn ich Ihnen zeige, wohin wir genau fahren, wie wir dort im Golf von Bengalen an Land kommen und uns unseren Objekten nähern.«

Zuvor stellte er jedoch noch weitere Mitglieder des Einsatzteams vor, darunter zwei SEALs, mit denen er schon im vorangegangenen Jahr einen Auftrag im Südchinesischen Meer erfüllt hatte: Riff »Rattlesnake« Davies und den Funker Buster Townsend. Beide stammten aus dem Mississippi-Delta in Louisiana und hatten schon auf Überwassereinheiten gedient. Dann war da noch der vielleicht zäheste Mann in der Gruppe, Petty Officer Catfish Jones, ein ehemaliger Hochseefischer von der Küste North Carolinas.

Der inzwischen schon 29-jährige Kosovo-Veteran war ein Kraftpaket mit einem beeindruckenden Stiernacken. Bobby Allensworth hatte ihn im Kampf Mann gegen Mann ausgebildet, und beide waren nun das Nahkampfdoppel, falls es zu einer direkten Konfrontation mit den Chinesen kommen sollte.

In seinen einleitenden Ausführungen versuchte Commander Hunter die Gefahr ihres Einsatzes herunterzuspielen. »Wir dringen in eine nur schwach verteidigte chinesische Flottenba-

sis ein. Es handelt sich hierbei um eine verhältnismäßig neue Anlage, die wir schon seit längerem ausspioniert haben. Unsere Beobachtungen haben ergeben, dass man offenbar nicht mit einem ernsthaften Anschlag rechnet. Das erhöht die Chancen für das Gelingen unseres Auftrags erheblich. Und dieser Auftrag heißt: die vollständige Zerstörung der Anlage zum schnellstmöglichen Zeitpunkt.«

Eine deutlich spürbare Unruhe machte sich im Besprechungsraum bemerkbar, und Hunter beschloss, die Frage, die offensichtlich alle bewegte, sofort zu beantworten: *Warum tun wir das?*

»Wie Sie alle wissen, befinden wir uns mitten in einer weltweiten Ölversorgungskrise. Dies ist im Wesentlichen Schuld der Chinesen. Nach Einschätzung unserer Kollegen, die für die nationale Sicherheit der USA zuständig sind, planen die Chinesen am anderen Ende des Indischen Ozeans ähnliche Störmanöver wie am Golf. Das kann ihnen aber nur dann gelingen, wenn sie in dieser Region über einen größeren Flottenstützpunkt verfügen. Den haben sie, hier an der Mündung des Bassein-Flusses. Er ist ihre einzig effektive Waffe, um den friedlichen Handel auf den ostasiatischen Ölrouten zu gefährden. Unsere Anweisungen zur Ausschaltung dieser Basis kommen also direkt aus dem Weißen Haus. Die Erfüllung unseres Auftrages wird nicht nur die Chinesen dahin zurückjagen, wohin sie gehören – in ihre heimischen Gewässer –, sondern wird uns auch den Dank der ganzen freien Welt eintragen. Auch wenn diese natürlich nicht wissen wird, *wem* sie eigentlich zu danken hat. Wir aber wissen es – und das allein zählt.«

Alle Anwesenden nickten zustimmend. Dann folgte das eigentliche Briefing, in dem Commander Hunter der Einsatzgruppe präzise Weg und Ziel ihrer Mission in pechschwarzer Nacht erläuterte. »Okay, sehen Sie sich dazu Ihr Kartenmaterial an und betrachten Sie während meiner Ausführungen auch

diesen großen Bildschirm hier.« Er benutzte ein langes Lineal und zeigte damit auf den Punkt, den die *Shark* mit dem gesamten Team an Bord ansteuern sollte. »Dort steigen wir ins ASDV um. Die Wassertiefe beträgt dort rund hundertsechzig Fuß. Wir fahren dann zu dieser kleinen Insel hier und nehmen auf Empfehlung unserer Experten die Route in das etwas tiefere Wasser. Mit Hilfe des roten Signalfeuers, das Sie hier eingezeichnet finden, sollten wir ohne Schwierigkeiten den neu ausgebauten Kanal finden. Sind wir da erst einmal durch, folgen wir dem Hauptzugangsweg zum Stützpunkt Hainggyi.

Sie sehen auf Ihren Karten, dass wir dazu unseren Kurs auf drei-fünf-null ändern müssen. Wir fahren, bis wir das nächste Licht sehen – es blitzt alle zwei Sekunden auf. Wir sehen das wahrscheinlich eine Meile vor unserer Ankunft. Obwohl wir uns noch nicht ganz sicher sind, wo wir landen sollen, tendieren wir doch zu dieser Landspitze hier. Wir haben da ausreichend tiefes Wasser, etwa fünfzehn Fuß, bis direkt an die Küste. Außerdem ist die Basis über eine Meile entfernt, weit genug also, um hier nicht auf Wachposten zu stoßen. Die Strecke dahin müssen wir dann mit unserer Ausrüstung laufen. Das Gelände ist in Ordnung: keine Hügel, keine Sümpfe, nur ein kleiner Bach, den wir überqueren müssen. Kann sein, dass da sogar eine Brücke rüberführt, die wir nehmen können, wenn da alles ruhig ist.«

»Und zurück geht's denselben Weg, Sir?«

»Aber nicht doch! Wir können unsere Aktion nicht als einen ›geothermischen Unfall‹ tarnen. Die Chinesen werden also sehr schnell wissen, dass wir dahinter stecken. Das ASDV wäre viel zu langsam und wird daher gleich umkehren, sobald es uns abgesetzt hat. Aber wir bringen starre Schlauchboote mit Außenborder rein, die uns da schnell wieder rausholen werden. Der Seegang ist um diese Jahreszeit dort sehr ruhig. Ich schätze, in fünfzehn Minuten sind wir wieder beim Unterseeboot.«

»Wie viele Gebäude wollen wir insgesamt angreifen?«

»Vermutlich drei. Aber unser großes Ziel ist das Kraftwerk. Wenn wir das vernichten, ist der ganze Stützpunkt für die Chinesen wertlos. Es liegen da auch noch ein paar chinesische Kriegsschiffe rum. Wenn wir die Zeit haben, sollten wir da für ein paar kleine Lecks sorgen.«

»Haben Sie eine Vorstellung über die Stärke der dortigen Wachen?«

»Nun, unsere Leute haben nie mehr als acht Wachen gleichzeitig beobachten können. Vier an den Kaianlagen hier im Vordergrund und weitere vier im hinteren Teil der Basis beim Zerstörer. Wenn wir, einmal angenommen, um 0100 dort sind, müssen wir möglicherweise erst diese acht Wachen ausschalten, bevor der Weg zum Kraftwerk frei ist. Wenn wir keinen großen Lärm machen, hoffe ich, keinen weiteren Wachen in den nächsten zwei bis drei Stunden zu begegnen – und dann sind wir hoffentlich schon auf dem Rückweg. Falls nicht, müssen wir eben noch mal acht beseitigen.«

»Wie wäre es, wenn wir uns die gesamte Wachstation vornehmen, wenn alle Patrouillen dort versammelt sind. Etwa beim Wachwechsel um Mitternacht?«

»Wir haben auch darüber nachgedacht. Aber das würde in jedem Fall eine sehr laute Aktion werden, und wir wissen nicht, wo die Chinesen Verstärkung anfordern könnten. Wir wollen unbedingt verhindern, dass uns plötzlich eine Hubschrauberstaffel quer über das Gelände jagt. Kurzum: Mit Verstohlenheit erreichen wir viel mehr.«

»Okay, Sir. Kein Problem für uns.«

»Die Feinabstimmung unseres Plans wird wie gesagt während unserer Reise kontinuierlich fortgesetzt. Die Jungs bei der Satellitenüberwachung sind schwer am Arbeiten. Aber unser entscheidender Vorteil ist und bleibt der Überraschungsfaktor.«

»Noch eine Frage zum Rückweg, Sir. Könnte man die

Schlauchboote nicht bis kurz vor die Basis transportieren? Damit wir nachher nicht zehn Meilen von diesen verdammten Schlitzaugen durch irgendwelche Reisfelder gescheucht werden.«

»Tut mir Leid, Dallas, das wird nicht gehen. Aber wir werden das noch im Einzelnen organisieren. Ich gehe aber davon aus, dass es beim vorgesehenen Landeplatz im Süden bleibt.«

»Ist aber ein verflucht langer Weg dahin, Sir. Können wir dann wenigstens mit sofortiger Hilfe rechnen, wenn wir da drinnen unter Beschuss genommen oder ernsthaft verfolgt werden?«

»Abermals nein, Dallas. Wir sind allein auf uns gestellt.«

KAPITEL ZEHN

Montag, der 4. Juni, 0900
Im Norden Taiwans

Die Schlacht um Chi-lung tobte nun schon seit fünf Tagen. Trotz den hohen Verlusten konnte der Sieg der Volksrepublik jedoch nicht mehr infrage gestellt werden. Sie arbeiteten sich voran. Tausende von Nachschubkräften landeten an der Küste Chinsans. Und auch die Zahl der Luftangriffe vom Festland her nahm ständig zu. Bis die Chinesen jedoch die Vororte der Hafenstadt erreicht hatten, mussten sie allerdings bereits 3000 Tote beklagen. Straßenzug um Straßenzug, Häuserblock um Häuserblock kämpften sie sich mühselig ihren Weg zu den Docks frei. Die Soldaten Taiwans leisteten heldenhaft Widerstand und wurden im Grunde niemals besiegt. Nur durch die Übermacht erdrückt.

Als die chinesische Armee sich dann für den entscheidenden Schlag vorbereitete, der sie in den Besitz des Containerhafens bringen sollte, gelang den Taiwanern ein genialer Gegenschlag. Eine ihrer Kampfschwimmereinheiten überquerte die Eisenbahngleise an der Zufahrtsstraße, schwamm in den Hafen und kappte die Ankertaue zweier ziemlich großer Containerschiffe. Da die Tide gerade gekentert war, trieben die beiden Schiffe mit Schlagseite in Richtung Hafenzufahrt. Dort versenkte die Einheit sie mit Sprengbomben und blockierte so einen Großteil der Fahrrinne in und aus dem Hafen.

In Chi-lung herrschte sowohl in den Straßen als auch im Hafen das Chaos. Überall lagen Trümmer und Schutt herum. Niemand wusste, wie man irgendwo hingelangte. Dazu kamen vereinzelte Widerstandsnester. Dennoch versuchten die chinesischen Besatzer verzweifelt, Verluste unter der Zivilbevölke-

rung zu vermeiden. Das war allerdings schon deswegen kaum möglich, weil die Einwohner Chi-lungs bestens mit Handgranaten, Maschinengewehren und anderen Feuerwaffen ausgerüstet waren. Sie kämpften wild entschlossen, bei Tag und bei Nacht. Die ahnungslosen Chinesen wurden immer wieder durch alte Taktiken wie den Einsatz von Heckenschützen und Zeitbomben überrascht. Seit Menschengedenken waren die Streitkräfte der Volksrepublik nicht mehr in derart hartnäckige Kämpfe verwickelt gewesen. Sie hatten sich hier auf einen Drahtseilakt eingelassen, der alle ihre bisherigen Erfahrungen in den Schatten stellte. Ein Großteil ihrer Ausrüstung war zudem veraltet und primitiv. Und auch ihren militärischen Entscheidungen und Vorbereitungen mangelte es an Sorgfalt und Weitsicht.

Die chinesische Marine benötigte drei Tage, um die Wracks zu räumen und eine sichere Passage für die großen Truppentransporter zu gewährleisten. Das Durcheinander, das der Versenkung der beiden Schiffe folgte, nutzte die taiwanische Armee, um sich nach Taipeh abzusetzen. Die chinesischen Invasionstruppen blieben zwar als Sieger zurück – ihr Zustand war aber nicht gerade der beste.

Der Preis, den sie dafür zahlen mussten, wurde immer höher. Einige der chinesischen Befehlshaber glaubten allmählich, dass man Taiwan nur mit nackter Gewalt niederzwingen könne. Ihnen war bewusst, dass ihre Spezialeinheiten ohne Nachschub im Nationalmuseum eingeschlossen waren. Und ihre Hubschraubergeschwader waren sowohl über dem offenen Meer als auch über dem Norden Taiwans stark dezimiert worden. Versuche, die Eingeschlossenen im Museum aus der Luft mit Lebensmitteln zu versorgen, waren wegen der heftigen Raketen- und Geschützabwehr gescheitert.

Doch auch dem Rest der chinesischen Invasionstruppen ging es nicht besser. Es gab keine geregelte Verproviantierung, die

persönliche Ausrüstung war oft mangelhaft, und fast alle logistischen Systeme waren zusammengebrochen. Der Nachschub verdiente diesen Namen nicht mehr. Munition, Treibstoff, Schmierstoffe, Lebensmittel und Trinkwasservorräte wurden nicht schnell genug ergänzt, um die Maschinerie der Tausenden von Soldaten ungehindert am Laufen zu halten.

Natürlich hatten sie noch die Möglichkeit, Wasser, Treibstoff und sogar Lebensmittel vor Ort zu requirieren, aber jeder hier war ein potenzieller Feind. Es war extrem aufwendig, einfach am Leben zu bleiben und weiterzumachen. Die mangelhafte Versorgung mit Munition und entlastenden Hubschrauberangriffen forderte weitere Opfer. Das Vorrücken der chinesischen Bodentruppen vollzog sich daher im Schneckentempo, worunter schließlich auch die Moral litt.

Gegen Mittag dieses Junitages erfuhr das Oberkommando in Peking, dass die taiwanische Armee sich weiter nach Norden absetzte, offensichtlich, um ihr geliebtes Taipeh zu verteidigen. Ein weiterer drohender Straßenkampf um einzelne Häuserblocks, ohne zu wissen, was hinter der nächsten Ecke schon auf einen wartete – am liebsten hätte man sich das nicht vorstellen wollen.

Admiral Zhang Yushu kannte alle Facetten der Kriegführung in- und auswendig. Gezwungen zu sein, einen Straßenkampf in einer fremden, weit von der eigenen Basis entfernten Metropole zu führen, das überstieg selbst seine Kräfte. Der alte Fuchs fand jedoch die einzig mögliche Lösung, um dem Dilemma zu entgehen. Er entschied sich für eine Taktik, mit der die übrig gebliebenen Kräfte der Taiwaner noch weiter zersplittert werden sollten. Um 1300 befahl er der chinesischen Marine, unverzüglich eine weitere Front im Süden des Landes zu eröffnen. Darüber hinaus ordnete er die Bombardierung der Küstenregionen um die Stadt Tainan an sowie einen zweiten Landungsangriff auf deren Vorort Luerhmen. Zhang war über-

zeugt, dass diese Maßnahmen den überstürzten Aufbruch der taiwanischen Armee nach Norden stoppen würde.

Luerhmen war durch seine geschichtliche Bedeutung genau der Ort, der die strategischen Fähigkeiten eines Mannes wie Zhang herausfordern konnte. Der Admiral war im Grunde eine merkwürdige Mischung aus knochenhartem Realismus und Tagträumen einer historisch verbrämten Grandeur. In Luerhmen war nämlich zur Zeit der Ming-Dynastie der große Feldherr Koxinga mit 30000 Mann, die auf 8000 Kriegsdschunken übergesetzt hatten, gelandet. Sie hatten dann im Jahre 1661 die niederländische Herrschaft über Formosa beendet. Zhangs Überzeugung nach waren die gegenwärtigen Herrscher Taiwans genauso fremde Eindringlinge wie einst die Holländer. Er setzte hier im Südwesten der Insel die geballte Macht seiner Marine ein. Das Feuer aus den Rohren eines Sowremenny-Zerstörers und dreier Fregatten sollten den Widerstand der Stadt für die Landung seiner Invasionstruppen am nächsten Tag brechen.

Zhangs entscheidender Fehler war nur, dass er die Stärke der Luftwaffe auf dem nahe gelegenen Stützpunkt Kaohsiung unterschätzte. Sie besaß immer noch 19 intakte F-16A-Fighter und hatte inzwischen auch die wichtige Radarüberwachung repariert. Bei Tagesanbruch des 5. Juni griffen die Flugzeuge den chinesischen Zerstörer an, der bei leichtem Seegang sechs Meilen vor Tainan kreuzte.

Der Oberbefehlshaber der Marine Taiwans, Admiral Feng-Shiang Hu, leitete den Angriff persönlich. Sein Ehrgeiz, die Eindringlinge über die Formosastraße zurückzujagen, war ungebrochen. Er hatte fünf dieser kleinen einsitzigen F-16-Maschinen umrüsten lassen. Statt ihrer üblichen Sidewinder-Raketen trugen sie nun unter jeder ihrer Tragflächen eine 500 Pfund schwere Bombe. Um 0620 starteten sie landeinwärts in Richtung Süden, flogen dann eine Rechtskurve auf die Wasser-

straße hinaus und kehrten aus Westen kommend zurück. Sie kamen bei einer Fluggeschwindigkeit von 600 Knoten in großer Höhe herein. Drei Maschinen flogen voraus, die zwei anderen folgten unmittelbar dahinter. Der 8000 Tonnen verdrängende Zerstörer russischer Bauart zeichnete sich deutlich gegen den rosafarbenen Morgenhimmel im Osten ab.

In der Kommandozentrale des Schiffes entdeckte man die Angreifer um 0628 auf dem Radarschirm. Die Finger des Dienst habenden Offiziers jagten über die Tastatur seines Computers, um vier SA-N-7 Gadfly-Abfangraketen startklar zu machen. Doch der Kommandant der Sowremenny hatte keinerlei praktische Schlachterfahrung und nahm daher erst rasch Kontakt zu der sie begleitenden Fregatte auf, die ebenfalls die heranfliegenden Maschinen gesichtet hatte. Sie besprachen sich kurz, und der Kapitän des Zerstörers befahl darauf einen harten Schwenk nach Backbord, um den Bombern die Radarerkennung zu erschweren. Damit beging er einen geradezu grotesken Anfängerfehler. Statt ihnen nämlich das breit ausladende Heck anzubieten, setzte er ihnen den schmalen Bug vor die Nase. Zeitweise verlor die Radarüberwachung die F-16-Fighter ganz aus den Augen, weil die Maschinen das Radar unterflogen. Aber 27 Meilen vor dem Schiff tauchten sie dann wieder auf, und der Beobachter auf dem Zerstörer meldete mit verzweifelter Stimme: *»Erneute Kontaktaufnahme zu amerikanischem Radar. Spur eins-null-vier-acht. Kommen mit 600 Knoten rein, Kurs zwei-sieben-null, Entfernung fünfundzwanzig.«*

Hoch über den Wellen hörten die taiwanischen Piloten, dass das Radar auf dem Zerstörer sie erfasst hatte. Ihre Warngeräte schrillten – aber wild entschlossen hielten sie jetzt ihren Kurs auf das chinesische Kriegsschiff. Mit einer Geschwindigkeit von einer Meile pro sechs Sekunden jagten die Flugzeuge direkt auf den riesigen Zerstörer zu. Acht Meilen vor dem Ziel flogen die drei führenden Maschinen in einer Reihe. Dann

klinkten sie direkt über dem Bug des Schiffes alle sechs Bomben aus. Ihre Bordcomputer brauchten dabei keine komplizierten Zielberechnungen anzustellen. Maschinen fochten den Kampf aus – obwohl es Menschen waren, die sie lenkten.

Die Chinesen brauchten nur den Bruchteil einer Sekunde, um die Gadflys zu starten. Die Abwehrraketen waren schon in der Luft, als die Bomben aus den Flugzeugen noch auf ihr Ziel zuflogen. Die F-16-Fighter versuchten den Raketen auszuweichen. Die Maschine, die links außen flog, wurde von einem Raketenkopf getroffen und explodierte in einem ungeheuren Feuerball. Auch das mittlere Flugzeug erhielt hinter der rechten Tragfläche einen Treffer und detonierte. Die dritte und die vierte Rakete dagegen verfehlten ihr Ziel.

Jetzt kamen mit schrillem Heulen die Bomben angeflogen. Die erste schlug in die Wellen und sprang – wie ein Kieselstein, den man über das Wasser flippt – hoch über den Bug des Zerstörers. Wenn es das Heck gewesen wäre, hätte sie vermutlich keinen größeren Schaden angerichtet. Aber sie traf den Bug, fiel aufs Vordeck und sprang dann durch die Fenster der Kommandobrücke in den Schiffsrumpf. Dort explodierte sie schließlich. Die zweite Bombe traf nur Augenblicke später den Zerstörer mittschiffs. Sie zertrümmerte den Operations- wie auch den Kommunikationsraum und löschte alle Raketen-Kontrollsysteme an Bord aus. Die dritte Bombe fiel 30 Meter vor dem Bug ins Wasser. Sie riss ein tiefes Loch in das Schanzkleid und zerstörte einen großen Teil der Schotten und des Vordecks.

Es sollte schließlich die vierte Bombe sein, die dem Schiff den Rest gab – wenn auch eher zufällig. Sie wurde von der F-16, der die Flucht vor den chinesischen Abwehrraketen gelungen war, auf der rechten Seite abgeworfen. Sie fiel 100 Meter vor der Sowremenny in einen ansteigenden Wellenberg, wurde nach links abgelenkt und stieg anschließend 50 Meter hoch in

die Luft. Sie heulte direkt durch das Achterdeck in den Maschinenraum und explodierte dort so dicht am Kiel, dass sie den Boden des Schiffes wegriss. Der Zerstörer legte sich nach Backbord, kenterte nach drei Minuten und lag keine zehn Minuten später mit Mann und Maus auf dem Grund der Formosastraße.

Die beiden taiwanischen Fighter, die vier Meilen hinter der ersten Angriffswelle geflogen waren, wurden bei dem bereits brennenden Zerstörer nicht mehr benötigt und drehten deshalb nach links zu der Fregatte ab. Sie hatte dem größeren Schiff eigentlich Feuerschutz geben sollen, aber bisher war keine ihrer zwei Raketen abgefeuert worden. Als man es endlich tat, war es bereits zu spät. Die eine versagte beim Startversuch, und die andere wurde erst abgeschossen, als die F-16-Piloten schon ihre vier Bomben abgeworfen hatten und beigedreht waren.

Erstaunlicherweise hatte man keine Toten zu beklagen: Nur zwei der Seeleute waren von herumfliegenden Bombensplittern verletzt worden. Noch verwunderlicher war allerdings, dass die Fregatte noch fuhr – wenn auch angeschlagen und weitgehend nutzlos.

Man hätte durchaus sagen können, dass dies ein sehr guter Morgen für Admiral Feng-Shiang Hu war – wäre einer der abgeschossenen Piloten nicht sein 20-jähriger Neffe gewesen. Der Admiral brauchte mehrere Minuten, bevor er vor seinen Stab treten konnte, um seinen Offizieren den soeben errungenen Erfolg zu melden.

Admiral Zhang tobte. Allein die Tatsache, dass es so viele Treffer gegeben hatte, wies auf schwer wiegende Fehler hin. Eine der häufigsten Fehleinschätzungen von Schiffsführern in der modernen Kriegsführung ist es zu glauben, eine Bombe, die aus einer mit 600 Knoten fliegenden Maschine abgeworfen wird, hätte faktisch keine Chance, ihr Ziel zu treffen. Sie fliegt jedoch üblicherweise mit enormer Kraft vorwärts, wird beim

Aufprall auf das Wasser abgebremst, schraubt sich dann wieder bis zu 25 Meter hoch und behält noch eine ganze Weile Richtung und Höhe bei. Zhang war der Ansicht, die optimale Überlebenschance sei dann gegeben, wenn man diesem »Schiffskiller« die Breitseite anbot, weil die Bombe dann mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit darüber hinwegfliegen würde. Schließlich ist das Deck eines Kriegsschiffes meist nicht mehr als 15 Meter breit. Bietet man ihr aber den Bug an, hat sie – insbesondere bei einem so großen Zerstörer – ein Ziel von 150 Meter Länge vor sich. Die Wahrscheinlichkeit, getroffen und versenkt zu werden, erhöht sich damit immens. Admiral Zhang kannte allerdings auch die überwältigende Versuchung, dem Angreifer ein derart schmales Ziel wie den Bug zu präsentieren – obwohl einzig die Länge, nicht die Breite des bedrohten Objekts ausschlaggebend war.

Sein Kommandant hatte für diesen Irrtum mit dem Leben bezahlt und die ganze Besatzung mit sich genommen. Ganz zu schweigen von dem 500 Millionen Dollar teuren Schiff! Er gebrauchte Worte, die man sonst nur auf den unteren Decks seiner Flotte zu hören bekam, nie jedoch in der Offiziersmesse oder gar in der Kommandozentrale in Peking.

Er konnte einfach nicht fassen, welchen Preis er für die Einverleibung der abtrünnigen Insel zu zahlen hatte. Der Verlust an Menschenleben, an Schiffen und Flugzeugen – und nun auch noch die Versenkung eines Zerstörers – überstieg allmählich seine Vorstellungskraft.

Zhang Yushu würde den Krieg jetzt beenden. Und zwar schnell. *Wenn das noch lange so weiter geht, greift die amerikanische Marine noch ein. Und dann stecken wir in echten Schwierigkeiten. Ich darf es nicht so weit kommen lassen. Es muss was passieren – es muss was Entscheidendes passieren!*

Inzwischen sprangen seine Luftlandetruppen drei Meilen nordwestlich des Flughafens von Tainan aus den Transportma-

schinen. Die taiwanische Armee erwartete sie in der Landezone mit einem Stahlgewitter ihrer Artillerie. Es ist zwar ein ehernes Gesetz der Kriegswesens, dass angreifende Truppen immer höhere Verluste zu beklagen haben als die Verteidiger – dies hier übertraf aber fast alles bisher da Gewesene. Erst nach einer ganzen Reihe heftiger Luftangriffe gelang es den Chinesen, das Terrain für sich zu erobern.

Die Windgeschwindigkeit bei der Landung betrug immerhin fünfzehn Knoten. Ein Teil der chinesischen Verluste war also darauf zurückzuführen, dass die Fallschirmspringer einfach weggeweht wurden und nicht auf dem vorgesehenen Gelände landen konnten. Der Kommandant der gelandeten Streitkräfte hatte für die Verletzten ein Notlazarett aufbauen lassen, bevor sie zum Flughafen, der noch erobert werden musste, gebracht werden konnten. Von dort sollten sie dann ins Mutterland zurückgeflogen werden.

Die Angriffsspitzen erreichten den Flughafen erst am späten Morgen. Dank des vollständigen Zusammenbruchs der Kommunikationssysteme – Taiwans größter Schwachpunkt – konnten die Chinesen das Überraschungsmoment für sich verbuchen. Sie überwanden den Abgrenzungszaun und besetzten die Rollbahnen. Große Teile des Komplexes fielen ihnen in die Hände. 2000 Soldaten sicherten die Straßen rund um den Flughafen. Sie verschanzten sich dort und bauten ihre tragbaren Luftabwehrwaffen auf. Meist waren es QW-1 Boden-Luft-Raketen. Der Tower wurde handstreichartig genommen wie auch die umfangreichen Benzin- und Flugbenzintanks. Alle Fahrzeuge wurden beschlagnahmt und sofort zur Landezone geschickt, um die Verwundeten dort rauszuholen.

Mittags war der Flughafen von Tainan bereits fest in der Hand der Festlandchinesen. Es war ihr erster wichtiger Luftstützpunkt auf der Insel. Nur eine halbe Stunde später begannen sie massiv, Menschen und Material hereinzufliegen. Um

1400 waren schon zwei fast komplette Divisionen gelandet. Dazu kamen 30 Kampfhubschrauber, die neu aufgetankt bereit zum Angriff auf die Stadt Tainan und danach auf den wichtigen Hafen Kaohsiung waren.

Zur gleichen Zeit versuchte eine Division Marineinfanteristen die Landung an der Küste bei Luerhmen. Die Hunderte von Soldaten, die im Schütze des Artilleriefeuers der chinesischen Kriegsschiffe an Land gingen, trafen auf eine starke und disziplinierte taiwanische Gegenwehr. Abermals sahen sich die Kommandeure der Volksbefreiungsarmee schweren Kämpfen ausgesetzt, diesmal auf der Hauptstraße, die nach Tuchang führt. Die heimischen Truppen waren im Vorteil und drängten die Eindringlinge zunächst zurück. Sie feuerten aus sicheren Verstecken und führten eher einen Krieg, der an Guerillataktiken als an eine Feldschlacht des 21. Jahrhunderts erinnerte. Doch am frühen Nachmittag setzte sich die zahlenmäßige Überlegenheit der Chinesen durch. Der Preis, den sie dafür zu zahlen hatten, belief sich auf mehr als 500 Tote. Die Überreste der taiwanischen Armee wurden durch den pausenlosen Beschuss der chinesischen Mörser und Haubitzen zum Rückzug gezwungen. Weitere chinesische Marineeinheiten landeten und marschierten umgehend zum Flughafen, um sich dort mit größeren Heeresverbänden zu vereinigen. Die gänzliche Eroberung der Südhälfte der Insel war nur eine Frage der Zeit.

In Peking las Admiral Zhang Yushu die Frontberichte mit wachsendem Missvergnügen. Da hatte es die endlos lange Verzögerung bei der Eroberung des Flughafens gegeben, da war die übergroße Zahl an Toten und Verletzten, und da war das Gemetzel bei der Landung der Truppen aus der Luft und an den Stränden von Luerhmen. Und dann gab es schließlich noch den ungeheuerlichen Verlust des Sowremenny-Zerstörers. Voller Wut befahl er die Räumung des neuen Brückenkopfes an der Küste von Tainan und instruierte seine Offiziere, dafür den

Flughafen dieser Stadt zu verstärken. Zudem wollte er die genauen Stellungen des Gegners im Großraum Taipeh erfahren.

Es war, als spielte sich dieser Krieg im Zeitlupentempo ab. Vor den Toren Tainans leisteten die Taiwaner wiederum heldenhaft Widerstand. Der Vormarsch der chinesischen Armee kam erneut zum Stehen und abermals musste Häuserblock für Häuserblock, Straßenzug um Straßenzug erobert werden. Wohnhäuser, Geschäfte und Industrieanlagen wurden systematisch geräumt. Und wieder war der Preis an Menschen und Material extrem hoch.

Im Norden hatte die Armee der Volksrepublik zur gleichen Zeit die Ausläufer der Hauptstadt erreicht. Im Kampf, der nun um Taipeh entbrannte, verloren die Chinesen in den ersten zwei Stunden 1000 Mann. Der Kommandant dieser Truppen berichtete Admiral Zhang persönlich über eine Satellitenschaltung von dem Geschehen. Zhang entschied, dass Taipeh mit allen Mitteln niederzuwerfen sei, sollte es keine andere Möglichkeit zur Eroberung der Insel geben. Er befahl seinen Kommandeuren ein härteres Durchgreifen, auch um die Zahl der eigenen Verluste drastisch zu reduzieren. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge war es dringend erforderlich, so schnell wie möglich die Universitätskliniken in Taipeh sowie Tainan zu besetzen.

Um dieses Ziel durchzudrücken, entsandte China eine Armada von Z-9W Dauphin Kampfhubschraubern, die mit panzerknackenden Raketen ausgerüstet waren. Die Maschinen flogen in einer Höhe von 15000 Fuß mit 140 Knoten. Da die Flughäfen von Tainan und inzwischen auch diejenigen außerhalb der Hauptstadt unter chinesischer Kontrolle waren, gab es für die Piloten der Volksrepublik in den Hubschraubern kein Hindernis mehr, über die Formosastraße zu fliegen, zu landen, wieder aufzutanken und neue Befehle abzuwarten.

Das alles geschah am späten Nachmittag. Die Dauphins stie-

gen auf und flogen den Fluss Tamsiu entlang in die Hauptstadt. Durch das sporadische Abwehrfeuer nicht behindert, jagten sie vier Raketen durch die Granitmauern des Präsidentenpalastes an der Paoching-Straße. Die Geschosse trafen das Kulturzentrum der Streitkräfte und zerstörten fast vollständig das Zentralarchiv. Eine der Raketen krachte direkt in die Chiang-Kaishek-Gedächtnishalle, wobei acht Menschen getötet wurden. Die riesige weiße Marmorstatue des Gründers der Republik Taiwan bekam jedoch keinen Kratzer ab.

Dies war der erste Angriff auf die Hauptstadt selbst und die führenden Köpfe der Regierungspartei waren entsprechend geschockt. Inmitten der Trümmer des Präsidentenpalastes sah es so aus, als hätte die Volksrepublik China, wenn auch nur widerstrebend, die Zerstörung der gesamten Stadt angeordnet.

Noch schlimmer schien die Situation im Süden des Landes zu sein. In Tainan griffen die chinesischen Marinehubschrauber immer wieder brutal wie aus dem Nichts an. Ihre Raketen trafen nach Belieben. Sie zerstörten den größten Tempel in ganz Ostasien, den *Shenmu.* Sie legten die Polizeistation in Schutt und Asche, sprengten den lokalen Fahrzeugpark in die Luft und ließen eine Außenmauer des größten Einkaufscenters einstürzen. Diesen anscheinend willkürlichen Luftangriffen folgten die gut ausgebildeten Marineinfanteristen und Luftlandeeinheiten. Die Reste der taiwanischen Streitkräfte lösten sich auf: Ein Teil der Soldaten warf einfach die Waffen fort. Zivilisten flohen zu Tausenden aus der Innenstadt. Frauen und Kinder irrten genauso durch die Trümmer wie Soldaten, die sich ihrer Uniformjacken entledigt hatten.

Die chinesische Armee war zwar auf dem Vormarsch, aber es war allzu deutlich: Die Soldaten von Admiral Zhang wollten die Zivilbevölkerung gar nicht töten. Für sie waren die Einheimischen letztlich auch nur *chinesische* Zivilisten – und auch ihre Kommandeure waren sich dessen bewusst.

Die Soldaten der Volksbefreiungsarmee marschierten ohne Widerstand zum Präsidentenpalast in Taipeh und sprengten dort die Eingangstüren mit Handgranaten auf. Die übrig gebliebenen taiwanischen Wachen ergriffen die Flucht.

Sechs Minuten später ergaben sich der Staatspräsident, der Ministerpräsident und acht leitende Minister. Sie traten mit erhobenen Händen vor die Chinesen, wurden von den Siegern aber mit Respekt empfangen. Die Führer beider Seiten gingen in den Kabinettssaal. Dort übertrugen die nationalen Fernseh- und Rundfunkstationen den offiziellen Befehl der taiwanischen Regierung an alle Armee-, Marine- und Luftwaffeneinheiten zur sofortigen Kapitulation. Unmittelbar danach wurde Peking von den Ereignissen in Taipeh in Kenntnis gesetzt. Admiral Zhang und das chinesische Oberkommando kündigten daraufhin ihre Ankunft auf dem Chiang-Kaishek-Flughafen für den nächsten Morgen an, um die Einzelheiten der Kapitulation vor Ort auszuhandeln.

Um 18 Uhr, am Dienstag, dem 5. Juni 2007, kehrte die unabhängige Republik China, der Welt als Taiwan bekannt, in den chinesischen Staatsverband zurück. Sie wurde so Teil des »anderen China«, der kommunistischen Volksrepublik, die von den Nachfolgern Mao Zedonds regiert wurde. Dies war die allerschlimmste Horrorvision, die sich die friedliebende und hart arbeitende Bevölkerung des kleinen Inselstaates jenseits der Formosastraße jemals hatte vorstellen können. Und dank der Tücke des lächelnden Admirals Zhang Yushu hatten Taiwans mächtige Freunde in Washington absolut nichts tun können, um der Insel beizustehen.

So standen die Dinge, als Admiral Morgan um sechs Uhr früh die Nachrichten sah. Er saß im Morgenmantel im Lesezimmer von Kathys Haus in Maryland und trank pechschwarzen Kaffee. Seine Stimmung schwankte zwischen völligem Unglauben

und galliger Wut. »Die sollen auch nicht eine Sekunde glauben, dass sie damit durchkommen!«, grummelte er. »Sie haben die Insel. Und sie haben das Museum – weswegen sie den Krieg überhaupt angezettelt haben. Okay, ist wohl nichts daran zu ändern, außer wir würden ihnen den Krieg erklären. Es gibt allerdings mehr als eine Möglichkeit, einer Katze das Fell über die Ohren zu ziehen. Diese kleinen Bestien werden den Tag noch bedauern, an dem sie beschlossen haben, Onkel Sam an der Nase herumzuführen.«

»Bitte, bedien dich, Liebling.« Kathy war mit einem Tablett voller Marmeladen-Croissants und Orangensaft ins Zimmer gekommen.

Arnolds Augen waren immer noch auf dem Bildschirm festgenagelt, aber er war hungrig. Schließlich hatte er da schon die ganze Nacht gesessen. Er sagte nichts und langte gedankenverloren nach einem Croissant. Dann schrie er auf, weil er sich den Mund verbrannt hatte. »Himmel! Was zum Teufel ist das? Eine Pastete mit Sprengstofffüllung?«

Kathy musste immer wieder, so auch diesmal, über die witzige und unverblümte Art lachen, mit der Arnold Dinge auf den Punkt brachte. Sie trug eine dunkelgrüne Seidenrobe und sah aus wie Julia Roberts. Eine Julia Roberts mit roten Haaren.

Er wandte sich ihr zu und grinste sie liebevoll an. »Keine Angst, das sind nur Verbrennungen zweiten Grades. Was ich jetzt brauche sind Eiswürfel, kaltes Wasser, Handtücher und ein guter Rechtsanwalt. Ich hoffe, du hast deine Beiträge für die Haftpflichtversicherung regelmäßig bezahlt. Oder?«

»Du solltest vielleicht zum Theater wechseln, statt deine Talente mit der Ausrottung der Chinesen zu vergeuden«, entgegnete Kathy. Geschickt teilte sie ein Croissant mit dem Messer und belegte es dann mit Butter und Erdbeerkonfitüre. »Nimm dies!«, sagte sie und reichte ihm den Teller.

»Warum verbrennt das verdammte Ding dich nicht?«, wollte

er wissen.

»Vermutlich, weil ich meine Pranke nicht genau auf die heißeste Stelle, also oben, packe. Hitze steigt aufwärts, wie du vielleicht weißt.«

Arnold erklärte ihr nun in epischer Breite, dass er natürlich als ehemaliger Kommandant eines Unterseebootes mit Nuklearantrieb durchaus mit den gängigen Gesetzen der Physik vertraut sei. Im Moment habe er jedoch die Hitze speichernden Eigenschaften des gemeinen Croissants vernachlässigt gehabt.

Sie goss ihm kalten Orangensaft ein, ermahnte ihn jedoch zu größter Vorsicht, weil die akute Gefahr von Frostbeulen bestehe.

Aber Arnold hörte ihr schon nicht mehr zu. »Himmel, Kathy, sieh dir das an!«

Sie wandte sich dem Bildschirm zu, auf dem der gigantische US-Flugzeugträger *John F. Kennedy* zu sehen war. Mit leichter Schlagseite nach Steuerbord kämpfte er sich langsam durch das Wasser.

»Der Unfall an Bord des Schiffes geschah vor gut zwei Wochen in japanischen Gewässern«, berichtete der Reporter. »Der Träger schleppt sich derzeit mit weniger als zehn Knoten zum Marinestützpunkt nach Okinawa. Die Bilder wurden von unseren Korrespondenten im westpazifischen Raum gemacht und zeigen die *JFK* 47 Seemeilen südlich des Stützpunktes. Die U.S. Navy hat unsere Bitte abgelehnt, ein Kamerateam an Bord zu lassen, um den Rest der Strecke zu dokumentieren. Ebenso hat man uns alle Interviews abgelehnt. Auch vergangene Nacht war die Marineleitung nicht bereit, das Geheimnis zu lüften, was am 22. Mai westlich der Ishigaki-Inseln wirklich geschehen ist.«

Tief in Gedanken versunken, aß der Sicherheitsberater sein Croissant. Natürlich kannte er genauso wie die Marineführung die eigentlichen Hintergründe. Zwei Torpedos, abgefeuert aus

einem Kilo-Boot, hatten das 88000 Tonnen verdrängende Kriegsschiff verwundet. Es war damit der fünfte Flugzeugträger gewesen, der als Anführer eines Gefechtsverbandes zur Verteidigung Taiwans nicht mehr infrage gekommen war. Wenn man die *Ronald Reagan* in San Diego mitzählte, war die *JFK* bereits der sechste gewesen, der ausgefallen war.

»Vielleicht ist es so ja doch die beste Lösung«, sagte Kathy. »Vielleicht geht es Taiwan als Teil des chinesischen Mutterlandes zukünftig ja besser. Stell dir nur vor, der Flugzeugträger wäre in die militärischen Auseinandersetzungen hineingezogen worden. Es hätte jede Menge Tote geben können, und wir würden mitten in einem lang andauernden Konflikt stecken.«

»Quatsch«, sagte Arnold schroff.

»Was meinst du mit ›Quatsch‹? Du hast nicht immer und in jedem Punkt Recht!«

»Abermals Quatsch«, antwortete Arnold, noch schroffer.

Kathy goss wortlos Kaffee nach und wartete auf die knappe, knüppelharte Lektion, die jetzt mit Sicherheit folgen würde.

»Katherine«, begann er, »eine starke Marine, Atomwaffen und ein großes Arsenal tödlicher Raketen sind nicht dazu da, anderen Nationen Niederlagen und Zerstörung zu bringen. Sie sind dazu da, genau dieses zu verhindern. Eine Supermacht, wie wir nun einmal eine sind, muss daher jeden, der sich nicht an diese Spielregeln hält, davon abschrecken. Darum gelingt es uns auch meistens, den Weltfrieden aufrechtzuerhalten. Zumindest hat es seit Jahren keinen globalen Konflikt mehr gegeben. Das ist der Sinn der so oft von mir beschworenen *Pax Americana.* Wenn der Flugzeugträger ganz normal seine Patrouillenfahrten am nördlichen Ende der Formosastraße durchgeführt hätte, wären die Chinesen gar nicht auf die Idee gekommen anzugreifen. Sie hätten sich das nicht getraut, weil sie wissen, dass wir die Möglichkeiten zur Zerstörung all ihrer Schiffe, Flugzeuge, Bodentruppen, Militärbasen und ihrer

Städte haben. Sie haben Taiwan angegriffen, weil sie wussten, dass wir sie zu dem Zeitpunkt dort nicht abschrecken konnten. Da waren sie sich verdammt sicher.«

Er legte eine kleine Pause ein. »Ich verstehe allerdings noch immer nicht, warum der Flugzeugträger so weit außerhalb des vorgesehenen Kurses gefahren ist und wieso sich die Chinesen unentdeckt auf die Lauer legen konnten.

Es sieht fast so aus, als hätten sie irgendwie die *JFK* bewusst in diese Bucht da gelockt. Damit sollten sich die Medien mal befassen. Warum das so war. Ich bin mal gespannt, wie Admiral Holts vorläufiger Bericht ausfallen wird. Aber da bin ich ja nicht der Einzige.«

061600JUN07
USS *Shark,* in der Bucht von Bengalen
Position: 15.53 N, 93.35 E
Fahrt 15. Tiefe 100. Kurs 084

Das alte schwarze Unterseeboot der Sturgeon-Klasse schlich durch die blauen Tiefen des Indischen Ozeans. Es hatte das Ende seiner 2200 Meilen langen Reise von Diego Garcia erreicht und bewegte sich jetzt in östliche Richtung. Etwa 30 Meilen vor ihm lag der massive Juanita-Schelf, wo der Meeresboden plötzlich von 1000 auf 40 Meter anstieg. Er bildet da ein unterseeisches Gebirge aus Fels, Schiefer und Sand. Lieutenant Shawn Pearson behielt die Seekarte im Auge und hatte zudem ständigen Kontakt mit dem Sonaroffizier Josh Gandy, um das Schiff südlich dieses Hindernisses zum vorgesehenen Treffpunkt bei 16.00 N 94.01 E zu bringen, zwölf Meilen vor der Küste Birmas.

Lieutenant-Commander Headley – der jetzt allein die Kontrolle über den Einsatz der SEALs hatte – befahl, die Fahrt auf

zwölf Knoten zu verlangsamen. Um 1800 würden sie so den ausgemachten Liegepunkt erreichen, etwa zwei Stunden bevor es richtig dunkel war. In den vergangenen vier Tagen waren sie zielstrebig durch die unendlichen Tiefen südlich des indischen Subkontinents gefahren. Es war eine der geschäftigsten Unterwasserreisen gewesen, die Dan Headley je erlebt hatte. Über Satelliten hatten Fort Meade und das Pentagon sie wechselseitig mit Informationen über die chinesische Marinebasis auf der Insel Hainggyi eingedeckt.

Wie nicht wenige Navigatoren, so war auch Shawn Pearson ein herausragender Zeichner, der dem SEAL-Einsatzleiter durch seine detaillierten Skizzen der neuen chinesischen Anlage unschätzbare Dienste leistete. Am dritten Tag der Reise hatten sie die Einzelheiten ziemlich genau festgelegt. Sie hatten einen schwierig zu überwindenden Stacheldrahtzaun entdeckt, der die südliche Grenze der Dockanlagen abschirmen sollte. Sie hatten dort sogar einen Wachposten lokalisiert. Aber soweit man es erkennen konnte, endete der Zaun abrupt bei einem dichten Waldgebiet, das den Nordwesten des Areals gegen das dahinter liegende Marschland abschloss. Dort teilte sich auch der Letpan-Fluss in zwei Arme, die durch das sumpfige Gelände zur unpassierbaren Hainggyi-Sandbank flossen, wo das Wasser bei Ebbe mancherorts nur vier Fuß tief war.

Die aktuellen Satellitenfotos, die in das Unterseeboot hinuntergebeamt wurden, waren grobkörnig und von schlechter Qualität, aber Pearson schaffte es, mit dem Zeichenstift deutliche Linien über die Ansicht des Sumpfgebietes zu ziehen. Als Commander Rick Hunter dies sah, wusste er, wie sie ihren Rückzug aus der Basis angehen würden. »Wir rennen durch dieses Waldgebiet hinter den Dockanlagen«, erklärte er, »bis wir den Sumpf erreicht haben. Nach Shawns Karte sind das tausendzweihundert Meter. Von da an sind es nur noch hundert Meter bis zu dem tiefen Wasserarm hier, wo die Schlauchboote

auf uns warten können.«

»Und Sie meinen wirklich«, sagte Catfish, »da ist genug Wasser im Fluss, um die Boote schwimmen zu lassen?«

»Shawn meint, ja«, antwortete der Commander. »Selbst bei absoluter Ebbe gibt es hier noch über einen Meter Wasser unter dem Kiel. Und das Boot taucht, wenn es erst mal läuft, weniger als einen Viertelmeter tief ein.«

»Aber wenn sie liegen, tauchen sie tiefer ein«, entgegnete Catfish. »Die großen Außenborder ziehen sie mindestens einen halben Meter unter Wasser. Und wenn sie starten, gehen sie noch mal in die Knie.«

»Hör mal, Catfish«, beruhigte ihn Rick, »es gibt hier Leute im Boot, die können sogar mit Schlauchbooten umgehen! Die heben die Außenborder so an, dass sie praktisch nur noch auf der Wasseroberfläche schlittern. Das machen die mit links! Nur keine Sorge. Die Boote holen uns da raus. Ich wusste bis heute nur nicht, wo wir sie warten lassen sollen.«

»Okay, Sir«, sagte Catfish. »Sieht wirklich nach ‘nem verdammt guten Platz aus, da im hinteren Teil der Insel. Müsste eigentlich eine menschenleere Ecke sein. Shawn meint jedenfalls, dass er auf den Fotos nichts Gegenteiliges entdecken kann.«

»Wahrscheinlich wimmelt es da aber nur so von Kobras, ekelhaften Kriechtieren und weiß der Himmel was noch für Biestern«, sagte Rattlesnake Davies. »Na, dann ist es ja prima, dass wir dich dabeihaben«, sagte Buster Townsend grinsend. »Dann kannst du ja deine Dschungelnummer abziehen. Ein paar Pythons den Kopf wegblasen und so.«

»Ernsthaft, Jungs, wir sind für den kleinen Geländelauf bestens in Form«, sagte Rick Hunter. »Wir tragen dann nur noch die Nassanzüge, leichte schwarze Sportschuhe und unsere Handschuhe. Dazu kommen noch die Schwimmflossen am Gürtel. Wir haben dann weniger schweres Gepäck bei uns als

auf dem Weg rein. Den Sprengstoff sind wir bereits los, und die Draeger-Apparate lassen wir einfach zurück, weil sie zu schwer sind. Geschwindigkeit ist alles. Nur unsere Messer, die Maschinengewehre und Munition nehmen wir sonst noch mit zurück. Sobald wir da drin unsere Schularbeiten gemacht haben, hält uns nichts mehr.«

»Ihnen machen die hundert Meter Sumpfgelände vor dem Kanal keine Sorgen, Sir?«

»Aber nicht doch. Das ist gezeitenabhängig, also werden wir dort festes Gras und Schilf als Untergrund vorfinden. Außerdem werden die Leute mit den Schlauchbooten wahrscheinlich nicht einmal hundert Meter entfernt sein.

Und im Notfall haben sie Stricke, um uns da rauszuziehen. Wir kommen da schon hin, macht euch keine unnötigen Gedanken.«

»Wann hat die Flut Höchststand?«, fragte Dallas MacPherson.

»Ich habe sie auf euren Karten um 0330 eingezeichnet«, meldete sich jetzt Shawn zu Wort. »Das Wasser müsste also noch steigen, wenn ihr zum Ablegeplatz kommt. Das heißt, falls ihr den Zeitplan nicht mehr ändert. Ihr geht noch vor Mitternacht an Land. Dann habt ihr also drei Stunden Zeit für eure Operation und eine weitere halbe Stunde, um zu den Schlauchbooten zu kommen. Also genau um 0330. Okay?«

»Wenn wir es wirklich schaffen, den verfluchten Dampfkessel da in die Luft zu blasen, brech ich den birmanischen Landesrekord im Geländelauf. Dann bin ich um 0301 bei den Booten.«

SEAL-Besprechungen verliefen für gewöhnlich so: locker, aber inhaltsschwer bis in die Einzelheiten. Jeder durfte seine Meinung sagen oder die Fragen stellen, die ihn bewegten. Wenn dann die Operation erst einmal begonnen hatte, wusste jeder nicht nur genau, was er zu tun hatte – er wusste auch ge-

nau, was die anderen taten. Commander Reid hatte ihnen eine ruhige Ecke der *Shark* für ihre Besprechungen zugewiesen, wo sie alle Probleme ihrer Mission ansprechen konnten. Dort redeten sie über die Erfolgschancen ihrer einzelnen Schritte und stimmten ihr Timing sekundengenau ab. An den ersten zwei Tagen ihrer Fahrt zum Angriffsziel verliefen die Gespräche in einer eher sachlich-theoretischen Atmosphäre. Doch je näher sie ihrem Ziel kamen, desto mehr breitete sich eine unterschwellige, seltsame Spannung aus. Jeder fühlte sie, besonders Lieutenant-Commander Dan Headley und sein uralter Kumpel Rick Hunter.

Alle wussten, dass dieses Gefühl auf die Ereignisse in der Nacht des 16. Mai zurückzuführen waren. Damals hatte der Unterseeboot-Kommandant sich geweigert, dem in Not geratenen ASDV zu Hilfe zu kommen, um das SEAL-Team da rauszuholen. Charlie Mitchell war gestorben, bevor er die *Shark* erreicht hatte. Alle gingen felsenfest davon aus, dass Commander Reid mit seinem sturen Beharren auf Vorschriften das Todesurteil für den jungen SEAL unterschrieben hatte. Commander Rusty Bennett, Leiter des Einsatzteams im Iran, war über alle Maßen erregt gewesen und hatte den tragischen Vorfall auf höchster Ebene untersuchen lassen wollen. Er und Commander Hunter hatten viel Zeit darauf verwendet, nachdem alle nach Diego Garcia zurückgekehrt waren. Rick Hunter war deswegen so beunruhigt, weil er bei seinem Einsatz die SEALs um jeden Preis wieder heil rausbringen wollte. Aber es kam zu keiner Verhandlung gegen Reid, obwohl man sich – ohne es explizit auszusprechen – auch an höherer Stelle Sorgen um den Geisteszustand des Kapitäns machte.

Sowohl dem SEAL-Einsatzleiter als auch dem Ersten Offizier der *Shark* war mehr als deutlich, dass man sich nicht auf eine vernünftige Entscheidung des Kommandanten verlassen konnte, sollte das SEAL-Team in ernsthafte Schwierigkeiten gera-

ten. Es war beispielsweise immer möglich, dass eine rasche und ausgefallene Rettungsaktion durchgezogen werden musste. Konnte man sich dann auf den Kapitän verlassen? Reid hatte zwar alle Einzelheiten der Einschleusung der SEALs in die chinesische Basis seinem Ersten Offizier überlassen, ihm aber aufgetragen, dabei die Sicherheit des Unterseebootes nicht zu gefährden. Jede Abweichung von der fest vereinbarten Position und vom Zeitablauf würde sicherlich mit dem Pochen auf strikte Einhaltung der Vorschriften gekontert werden. Dan hatte es schon einmal erlebt, weshalb er jetzt auch tief besorgt war.

Rick Hunter, der von Rusty Bennett vor dessen Abflug nach Coronado noch einmal darauf angesprochen worden war, versuchte den schrecklichen Gedanken, so weit es ging, zu verdrängen. »Danny«, sagte er, »ich versuche meinen Kopf freizuhalten. Ich führe diese Jungs in eine unglaublich schwierige Mission. Deshalb kann ich es mir nicht leisten, über das mögliche Verhalten dieses Spinners in Kapitänsuniform nachzudenken. Dazu habe ich einfach keine Zeit. Ich muss an Wichtigeres denken.«

Dann aber war vor zwei Tagen etwas passiert, was Dan Headley fast aus der Bahn geworfen hätte. Der Einzige, dem er sich in der Sache anvertraute, war sein Freund Rick Hunter. Es hatte alles eine halbe Stunde vor dem Erscheinen des Kapitäns in der Kommandozentrale – üblicherweise um 22 Uhr – begonnen. Er hatte seinen Ersten Offizier gebeten, ihn in seiner Kammer aufzusuchen, um mit ihm noch Einzelheiten des Treffpunktes vor Birma zu besprechen. Als er den Raum betrat, war Dan verblüfft, ihn nur durch eine einzige Kerze erleuchtet zu finden. »Tag, Sir«, sagte er fröhlich, »bißchen dunkel hier, was?«

Die Antwort des Kapitäns war nach Aussage Dans ziemlich verworren gewesen: »XO, manchmal habe ich das Bedürfnis

nach spiritueller Führung und die finde ich meist im Gespräch mit einem Mitreisenden.«

Dan sah ihn erstaunt an. Der Commander wollte jedoch anscheinend nicht näher auf die Sache eingehen, und die Nummer zwei an Bord des Unterseebootes stellte deshalb keine weiteren Fragen. Danach kehrte er kurz in die Kommandozentrale zurück, um noch einige Unterlagen für das Gespräch zusammenzusuchen. Er beschloss, sie Reid in dessen Kammer zu bringen, damit der noch vor seinem Wachantritt einen Blick darauf werfen konnte. Als er dort ankam, sah er, dass die Tür einen Spalt weit offen stand, und hörte den Kapitän sprechen. Was ihm auffiel, war die Gestelztheit seiner Redeweise. »Gregory, ich versuche dich noch einmal zu erreichen. Ich fühle, dass du mir nahe bist – aber irgendjemand steht zwischen uns. Es ist ein amerikanischer Offizier. Sag ihm, er soll gehen, Gregory. Dann können wir miteinander sprechen wie sonst. Kapitän Li Chin, wir müssen noch reden, bevor ich dir folge. Wohin das auch sein mag.«

Dan Headley hatte keine Ahnung, wer da sonst noch in der Kammer sein konnte, er war sich eigentlich sogar nicht sicher, ob er richtig gehört hatte. Er glaubte zwar mit Bestimmtheit, den Namen Gregory gehört zu haben – aber an Bord der *Shark* gab es niemanden, der Greg oder gar Gregory hieß. Vielleicht hatte der Kapitän ja gerade mit jemandem telefoniert. Aber Kapitän Li Chin – wer zum Teufel sollte das nun wieder sein? *Li Chin – das klingt doch nach einem verdammten Schlitzauge!* Für einen kurzen Augenblick fragte sich Dan, ob Commander Reid eine Art Überläufer war, der Kontakt zu einem Agenten aufgenommen hatte. Doch dann beruhigte er sich. *Behalt 'nen klaren Kopf, Junge. Er kann kein Verräter sein. Er ist seit dreißig Jahren Marineoffizier, Kommandant auf Atom-Unterseebooten seit zehn. Er ist ein durch geknallter Typ, kein Zweifel, aber ein Spion? Niemals.*

Er zweifelte nun ernsthaft, ob er das alles richtig gehört hatte. Er war sich zwar todsicher mit dem Namen Gregory, aber je mehr er darüber nachdachte, umso größer wurden die Zweifel an dem Teil des Gespräches, in dem der Name Li Chin fiel.

Auf jeden Fall wollte er nicht eine peinliche Situation heraufbeschwören und schlich sich deshalb auf Zehenspitzen zurück in die Kommandozentrale. Dort saß er die nächste Viertelstunde, grübelte vor sich hin und schrieb seine Beobachtung sorgfältig in ein Notizbuch. Seeoffiziere tun so etwas nicht selten; es ist für sie eine Art »persönliches Logbuch«. Die Aufzeichnungen sollten eigentlich in Ruhe niedergeschrieben werden – aber Dan war alles andere als ruhig. Seine Gedanken rasten: *Was war da mit dem amerikanischen Offizier, der zwischen ihnen steht? Zwischen Commander Reid und dem Scheißkerl Li Chin? Was meinte er mit den Gesprächen? Gespräche mit einem chinesischen Kapitän? Verdammter Mist! Was geht hier eigentlich vor?*

Lieutenant-Commander Headley nahm nicht an, dass er die Sache enträtseln konnte, aber er wollte sich wenigstens einmal genauer in der Kammer des Commanders umsehen, sobald der ihn abgelöst hatte. Nachdem er ihm also das Schiff förmlich übergeben hatte, sagte er beiläufig: »Übrigens, Sir, da ist noch etwas bezüglich der Einschleusung unserer Leute. Ich musste da noch einige Details in den Plänen nachtragen. Da Sie im Augenblick ja keine Zeit haben, werde ich Sie Ihnen auf den Tisch in Ihrer Kammer legen. Dann können Sie gelegentlich mal draufschauen.«

»Danke, XO. Geht in Ordnung.«

Dan ging zur Kapitänskammer hinunter und stieß die Tür auf. Die Deckenbeleuchtung war eingeschaltet, und von der anderen Seite des Raums starrte ihn Admiral de Villeneuve aus dem kleinen Bilderrahmen an. Dan legte die Pläne auf den Tisch. Er hielt einen Kugelschreiber in der Hand, damit er beschäftigt

aussah, falls ihn jemand überraschte. Links vom Kapitänsstuhl hing ein kleines Bücherregal. Dan lehnte sich über den Tisch, um das halbe Dutzend Titel in Augenschein zu nehmen.

Da gab es zunächst einen Reiseführer von Südfrankreich, dann eine Biografie Villeneuves und einen Bericht über die Schlacht an der Chesapeake Bay. Ein Buch mit dem Titel Stress und Trauma in der Schlacht stand neben dem Oxford Lexikon der Schiffe und Meere. Ein weiteres Buch von einem gewissen Noel Langley hieß Edgar Cayce über die Reinkarnation. Dan nahm es in die Hand und starrte auf eine Notiz auf dem Vorsatzblatt: Ein neues Leben, eine neue Schlacht. So viele Fehler auf der ›Bucentaure‹. Jetzt, wo ich eine neue Chance habe, darf ich die Fehler nicht wiederholen. Juni 1980. DKR.

Der Erste Offizier runzelte die Stirn. Er durfte nicht viel länger bleiben. Schnell blätterte er durch die Seiten des Buches über Wiedergeburt. Dann griff er zum Oxford Lexikon. Er blätterte bis zur Seite 883, um den Eintrag über Villeneuves größten Moment und zugleich seine tiefste Niederlage bei Trafalgar nachzulesen. Er überflog die Namen der französischen Schiffe. *Himmel, hier ist es: die ›Bucentaure‹, das Flaggschiff. Dieses Arschloch glaubt tatsächlich, er ist die Reinkarnation von Villeneuve. Einem der dämlichsten Schlachtenlenker der gesamten Marinegeschichte.*

Er stellte die Bücher zurück. Über die Identität des mysteriösen Kapitäns Li Chin hatte er keine weiteren Hinweise gefunden. Auch nichts zu diesem »Gregory.« Er starrte auf die Schreibtischunterlage auf Commander Reids Tisch, entdeckte aber nur eine hingekritzelte Skizze eines Unterseeboots. Daneben stand der Name von Lieutenant-Commander Schaeffer. Durch den Namen waren zwei deutliche Linien gezogen, die ein Kreuz bildeten. So als hätte er den Namen des toten SEAL-Kommandanten auslöschen wollen.

Dan schüttelte den Kopf und verließ eilig die Kammer. *Geht es mich eigentlich etwas an, wer er zu sein glaubt? Ist das nicht völlig egal? Verdammt viele Menschen glauben an Wiedergeburt, oder? War allerdings ein Stück besser, wenn er sich einbilden würde, General MacArthur zu sein. Oder Admiral Nimitz. Oder meinetwegen Admiral Nelson. Aber de Villeneuve? Er hat sogar dessen Bild an der Wand hängen – dabei war der Typ wirklich eine Katastrophe! Haben wir es hier mit einem echten Problem zu tun?*

Dan ging in die Offiziersmesse, goss sich Kaffee ein und setzte sich zum Nachdenken in eine ruhige Ecke. *Was weiß ich wirklich über den Kapitän? Habe ich es tatsächlich erlebt, dass er schwer wiegende Fehler gemacht hat?*

Er dachte intensiv darüber nach und kam zu dem Schluss, dass der Commander zweimal Entscheidungen getroffen hatte, die völlig daneben lagen. Weil sie buchstabengetreu den Dienstvorschriften folgten. Das unerschütterliche Befolgen von zementierten Regeln und Anweisungen – das war sonst eigentlich genau das, was Unterseeboot-Kommandanten ständig ignorierten. Unter Wasser war man Herr eines Ungeheuers, das immer wieder Flexibilität und Anpassung an die Situation von einem verlangte. Und jeder wusste das auch! Sich an Vorschriften zu halten mochte auf einer Überwassereinheit und in Friedenszeiten in Ordnung sein, auf einem Unterseeboot im Kriseneinsatz sah das aber ganz anders aus.

Haben wir ein Problem; Ja – ich glaube schon. Weil Commander Reid zweimal den Erfolg eines Einsatzes gefährdet hat, obwohl nur eine kleine Korrektur unserer Befehle nötig gewesen wäre. Er hat zum einen bei der Aussetzung des SEAL-Teams im Iran einen unnötigen Batterieverbrauch beim ASDV herbeigeführt. Und – noch schlimmer – er hat zweitens vielleicht das Leben eines der besten SEAL-Kämpfer auf dem Gewissen. Zumindest hat er sich geweigert, es durch seinen

Einsatz zu retten. Zwei Entscheidungen – zwei Fehler. Beide waren wichtige Entscheidungen. Ja – wir haben ein Problem.

Lieutenant-Commander Headley hatte noch ein zusätzliches Problem: Wem aus der Mannschaft hätte er sich anvertrauen können? Es war einfach undenkbar, dass er einem Untergeordneten – und das waren alle anderen – seine Befürchtungen mitteilte, der Kapitän könne einen Sprung in der Schüssel haben. Seinem Freund Rick konnte er sich auch nicht mitteilen, weil der viel zu beschäftigt mit den letzten Vorbereitungen für den Einsatz war und er ihn auch nicht unnötig beunruhigen wollte. Ach, übrigens, der allein verantwortliche Kommandant eurer Fluchtroute ist wahrscheinlich durch geknallt. »Verdammter Mist!«, stieß Dan zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

Er überlegte, ob er etwas essen sollte, aber er war nicht hungrig. Also schlenderte er zu der kleinen Handbibliothek hinüber, die es hier in der Offiziersmesse gab. Dan hatte keine Vorstellung, wonach er eigentlich suchen sollte. Welche Bücher könnten ihm begreiflich machen, warum ein Unterseeboot-Kommandant glaubte – zumindest damals im Jahr 1980, als der Eintrag gemacht worden war –, er sei die Reinkarnation eines anderen. Spielte das überhaupt eine Rolle? Dan glaubte einmal gelesen zu haben, dass General Patton davon überzeugt gewesen war, bereits in einem früheren Leben Heerführer gewesen zu sein. Und man erzählte sich auch die Geschichte, dass Patton behauptet hatte, die exakte Stelle zeigen zu können, wo Cäsar sein Zelt im französischen Langes aufgeschlagen hatte. *Vielleicht ist es ja gar nicht so schlimm. Es war mir auch scheißegal, wenn Reid sich einbildete, Alexander der Große oder Napoleon zu sein – aber de Villeneuve? Auf die verrückte Idee sollte ein Marineoffizier nun wirklich nicht kommen. Der war doch der größte Versager, der je eine Seeschlacht ausgefochten hat – und nun will Reid das alles gutmachen, indem er*

sich stur an die Vorschriften klammert. Darum geht's ihm wohl. Es sei denn, der falsche Hund steckt tatsächlich mit den Chinesen unter einer Decke.

Der Erste Offizier überflog die Buchregale, bis er zur Abteilung Psychologie kam. Für leitende Offiziere auf Kriegsschiffen ist dies zwar ein kniffliges Thema, dem jedoch in der heutigen Marineführung zunehmend Bedeutung geschenkt wird. Dan fiel der Titel *Funktionsstörungen durch posttraumatische Stressfaktoren* ins Auge. *Ist gut möglich, dass Reid die Symptome entwickelt hat, die er bei Villeneuve vermutet, nachdem Admiral Nelson ihm zwanzig Schiffe bei Trafalgar versenkt hat. Kann sein, der Commander glaubt, er muss jetzt allen Schmerz des Franzmannes auf sich nehmen. Vorsicht, Headley – allmählich drehst du noch mehr durch als der Alte!*

Er schlug das Buch auf und blieb gleich bei einem der ersten Kapitel – »Die Auswirkungen eines gerade überstandenen traumatischen Erlebnisses« – hängen. Ein Unterkapitel hieß: »Bewaffneter Kampf, Angst vor Treffern, Ermüdung in der Schlacht.« Es dauerte fast eine halbe Minute, bis Dan auffiel, dass dieser Abschnitt mit einem gelben Marker gekennzeichnet war, was nicht für die nachfolgenden Abschnitte galt. Dan las Zeilen wie: »das erneute Durchleben qualvoller Erinnerungen, Bilder und Gefühle wie etwa Angst, Schrecken, Hilflosigkeit«, »wiederkehrende Albträume«, »Übergroße Stresssituationen – real oder eingebildet – als traumatische Erfahrung«. An einer Stelle schrieb der Autor: »Überraschende Gefühlsausbrüche wie Zorn, Furcht oder Panik können ohne äußeren Anlass auftreten. Vor allem dann, wenn der Betroffene sich weigert, über das ihn quälende Trauma zu sprechen.«

»Was spielt sich hier eigentlich ab? Irgendeine verdammte Verschwörung? Da haben Sie sich den Falschen ausgesucht, ich lass mich nicht zum Trottel machen. Warten, bis ich schlafe, um dann eindeutig meine Befehle zu unterlaufen!« Dan fie-

len diese Sätze von Kapitän Reid wieder ein. Er hatte sie voller Wut, ohne Logik und ohne Grund ausgestoßen. Der Erste Offizier sah die Szene von vor einem Monat noch deutlich vor sich, damals, als die SEALs sich verzweifelt ihren Weg zurück zum Unterseeboot freikämpften. War es wirklich möglich, dass der Commander nicht etwa das leise Brummen der Turbinen der *Shark* in den dunkeln Gewässern des Golfs vernommen hatte – aber dafür den Schlachtenlärm von Trafalgar?

Lieutenant-Commander Headley schüttelte den Kopf. Er blätterte durch die letzten Seiten des Kapitels, blieb aber immer wieder an einzelnen Passagen hängen: »… geht Verantwortung aus dem Weg. Isoliert sich. Mit zunehmendem Alter fühlt sich eine derartige Persönlichkeit schuldig für den Tod anderer. Trotz alledem erweckt so ein Mensch oft den Eindruck einer starken und fähigen Führungspersönlichkeit. Nur seine engere Umgebung bemerkt plötzliche Momente völlig irrationalen Verhaltens. Die Symptome hierfür sind oft Wutausbrüche oder ein sklavisches Einhalten von Vorschriften. Beide Verhaltensweisen sollen die eigenen Selbstzweifel verdecken.« Der Autor des Buches fügte noch hinzu, dass es dabei völlig unerheblich sei, ob die Traumata tatsächlich erlebt oder nur eingebildet wären.

Dan Headley las mit wachsendem Missvergnügen in der Abhandlung. Es gab da noch ein abschließendes Kapitel über Führungsoffiziere, die fest daran glaubten, in einem früheren Leben schon einmal Heerführer gewesen zu sein. Der Verfasser sah dies jedoch nicht als bedrohlich an. Im Gegenteil, er glaubte, dass die Identifizierung mit vergangener Größe durchaus zu einem inspirierten, ja sogar überlegten Handeln in der Gegenwart führen könnte.

Zu Dans Bedauern ging er allerdings nicht auf Kommandanten ein, die sich ein Negativbeispiel aus der Geschichte herausgepickt hatten, ein Vorbild, das nicht nur für eine militärische

Katastrophe verantwortlich war, sondern dann auch noch Selbstmord begangen hatte.

Über eines war er sich jetzt aber ganz sicher: Er musste Rick aufsuchen – und zwar sofort! Er ließ seinen Kaffee stehen und ging auf der Suche nach seinem ältesten Freund hinunter zum Besprechungsraum der SEALs. Er hoffte, dass Rick sich genauso gut in den verworrenen Gedankengängen gewisser Menschen auskannte wie in der Psyche von hinterhältigen Rennpferden.

Dan hatte den richtigen Zeitpunkt erwischt. Es war jetzt fast 2100, und der SEAL-Einsatzleiter hatte sein Team bereits seit Stunden anhand der neuen Satellitenaufnahmen gebrieft. Als Dan ankam, beendete er gerade die Zusammenkunft: »Okay, Leute, das war's. Schnappt euch euer Essen und geht danach schlafen. Lieutenant-Commander Headley und ich werden inzwischen das Problem des Belmont-Derbys knacken. Welches Pferd kann eineinhalb Meilen gehen, ohne die Führung abzugeben? Das ist die Frage aller Fragen. Wenn wir zu einer endgültigen Entscheidung gekommen sind, lassen wir es euch wissen, auf wen ihr setzen könnt.«

»Machen Sie bloß keinen Fehler, Sir. Bei falschen Tipps haften Sie«, gab Lieutenant MacPherson noch seinen Senf dazu.

Rick Hunter und der Erste Offizier gingen in die Offiziersmesse und baten den Steward dort, ihnen etwas zu essen zu bringen. »Zwei Steaks, frisches Gemüse und Salat«, bestellte der SEAL.

»Isst du beide?«, fragte Dan. »Oder kann ich eins abhaben?«

»Nur zu deiner Beruhigung: Ich habe nicht mehr den Appetit wie mit achtzehn«, sagte Rick. »Besonders nicht, wenn ich auf einem Schiff eingesperrt bin. Keine frische Luft, keinen Auslauf, nichts, um sich in Form zu halten - außer vielleicht dem täglichen Hanteltraining. Sonst würden wir ja noch ganz einrosten, bevor es den Chinesen an den Kragen geht.«

»Okay, Ricky. Eigentlich wollte ich dich in einer verdammt wichtigen Sache sprechen.«

»Worum geht's denn?«

»Tja, ich vermute mal, du weißt, was hier in der Kommandozentrale vorgefallen ist, als Rusty Bennett und ich versucht haben, näher zur iranischen Küste zu fahren, um einen übel zugerichteten SEAL zu retten.«

»Kennt nicht jeder die Geschichte? In Diego Garcia hat es kaum ein anderes Gesprächsthema gegeben.«

»Zu Recht. Also, ich glaube, dass wir hier an Bord ein ernsthaftes Problem haben.«

»Du meinst, er könnte uns die Sache noch einmal versauen?«

»Ich bin mir sogar sicher, dass es genau so kommen wird.«

»Wieso das denn?«

»Weil wir es hier mit einer Person mit einem gefährlichen mentalen Defekt zu tun haben. Deshalb wollte ich ja auch unbedingt mit dir reden.«

In den nächsten 20 Minuten schilderte der Erste Offizier des Unterseebootes dem SEAL-Einsatzleiter, welche Belege er für die Überzeugung des Kapitäns, dieser sei die Reinkarnation des Verlierers von Trafalgar, er gefunden hatte.

»Es gibt wohl kaum einen bei der Navy, der im Unterricht nicht mitbekommen hat, welche gravierenden Fehler der Kommandant der französischen Flotte gemacht hat. Wir haben das in Annapolis doch auch durchgenommen, Dan.«

»Genau. Wenn man sich die Einzelheiten von Villeneuves Entscheidungen ansieht, könnte es einem kalt den Rücken runterlaufen.«

»War er nicht ein riesengroßer Feigling?«

»Rick, dieser Typ hatte Angst vor Nelson wie das Kaninchen vor der Schlange. Den Großteil des Jahres 1805 hat er damit verbracht, ihm aus dem Weg zu gehen. Napoleon hat ihn schon mit einem Kriegsgerichtsverfahren wegen Feigheit vor dem

Feind gedroht. Kurz vor der Schlacht hat er dann wieder einmal versucht, sich im Hafen von Cadiz zu verstecken. Und als er endlich aus dem Loch rauskam, war er starr vor Angst. Nelson und Collingwood sind in unmittelbarer Nähe des Flaggschiffs durch seine Linien gebrochen. Danach haben sich die Franzosen schreckliche Breitseiten der Royal Navy eingefangen. Admiral Nelson ist dann ja leider gefallen und konnte seinen genialen Sieg nicht mehr erleben. De Villeneuve wurde gefangen genommen, nachdem er sich mit seinem Schiff ergeben hatte.«

Commander Rick Hunter nickte verstehend. »Und du bist dir sicher, dass er wirklich glaubt, dieser Villeneuve zu sein?«

»Ja, ganz sicher. Ich hab dir doch gesagt, was er in dieses Buch geschrieben hat: So viele Fehler auf der ›Bucentaure‹. jetzt, wo ich eine neue Chance habe, darf ich die Fehler nicht wiederholen.«

»Na ja, vielleicht wird er das ja auch nicht«, dachte Rick laut.

»Hör mir mal lieber zu, du Blödkopf. Ich glaube, der leidet wirklich am Trauma, was sich da 1805 vor der Küste Portugals zugetragen hat. Er glaubt, der Schuldige zu sein, und weist die klassischen Symptome für ein derartiges Verhalten auf. Ich habe gerade was darüber gelesen. Glaub mir, das passt alles zusammen.«

»Okay. Mag ja sein. Aber er benimmt sich nicht immer so daneben, oder?«

»Natürlich nicht. Das tun solche Leute meist nicht. Aber dann, wenn der Stress zu groß wird, die Ereignisse ihnen über den Kopf wachsen oder eine unmittelbare Gefahr droht. Oder wenn er sich von allen anderen beobachtet fühlt, wenn ihm eine wichtige Entscheidung abverlangt wird. Damit wird er nicht fertig. Weil er in seiner Vorstellung das Grollen vergangener Schlachten hört. Dann zerfließt er in Selbstmitleid und fühlt sich zugleich überlegen – weil er zu wissen glaubt: Keiner

muss das durchmachen, was er erleidet. Kein anderer versteht seiner Meinung nach die Tragik der großen Seehelden. Deshalb darf er auch schreien und das Recht beiseite schieben. Da liegt der Kern unseres Problems. Ich höre seine Worte noch – als wären sie mir ins Hirn gemeißelt: Was spielt sich hier eigentlich ab? Irgendeine verdammte Verschwörung? Da haben Sie sich den Falschen ausgesucht, ich lass mich nicht zum Trottel machen!«

»Hm«, meinte Rick, »da wo wir hinwollen, muss er vielleicht noch ein paar schwerwiegendere Entscheidungen treffen – vor allem, wenn wir alle älter werden wollen. «

»Und das ist noch nicht alles!«

Rick blickte seinen Freund fragend an, und dann erzählte Dan ihm von dem Gespräch, das er vor Commander Reids Kammer unbeabsichtigt belauscht hatte. Er las ihm die Notizen vor, die er sich über Gregory und Kapitän Li Chin gemacht hatte.

»Das macht doch keinen Sinn, oder?«, sagte der SEAL.

»Für uns nicht, aber wahrscheinlich für ihn.«

»Wie waren die Namen noch mal? Gregory und Kapitän Li Chin?«

»Genau. Das habe ich gehört – wenn ich es mir nicht doch eingebildet habe.«

»Und du bist dir sicher, dass da keiner in der Kammer war? Außer ihm natürlich?«

»Bin ich. Die Sache ist nur die, dass ich beide Namen bisher noch nie hier gehört habe.«

»Gut. Versuchen wir da Ordnung reinzubringen. Aus zwei mach eins. Wie wäre es mit Kapitän Gregory Liechin? Das klingt plausibler als Gregory Li Chin. Denn in dem Fall hätten wir einen amerikanischen mit einem chinesischen Namen gemixt. Ich habe irgendwie das Gefühl, du hast den Namen Gregory richtig verstanden. Aber bei Li Chi bin ich mir nicht so sicher.«

»Kann schon sein. Aber er hat ihn Kapitän genannt, das weiß ich ganz sicher.«

»Was ist mit dem Namen Gregory? Was ist, wenn der osteuropäisch ist, also Grigori? Wie wäre es mit Kapitän Grigori Liechin?«

»Ich seh schon, so kommen wir nicht weiter. Forsten wir in der Bibliothek die gängigen Marinehandbücher durch. Vielleicht finden wir da was.«

»Okay, aber das soll ein anderer für uns erledigen. Ich möchte nicht, dass der Commander uns beide da unten rumschnüffeln sieht. Hast du jemand, der das diskret für uns macht?«

»Yeah, Navigator Shawn Pearson. Ich werde ihm sagen, er soll alle möglichen Varianten des Namens durchspielen. Warte hier ‘ne Minute, und iss in der Zwischenzeit nicht mein Steak auf.«

Die beiden Offiziere verspeisten dann den Rest ihrer Mahlzeit und versuchten angestrengt, das Gespräch nicht auf das Thema Reid zu bringen. Gelegentlich kam jemand in die Messe, blieb aber nie länger als ein paar Minuten. Die beiden Freunde mussten eine derart abweisende Aura ausgestrahlt haben, dass niemand sie in ein Gespräch zu verwickeln suchte.

Nach einer knappen halben Stunde betrat Lieutenant Shawn Pearson den Raum und reichte Dan ein Blatt Papier, auf dem nur wenige Zeilen standen: Kapitän Gennadi Ljatschin, Kommandant des russischen Atom-Unterseebootes Kursk, das am Samstag, den 12. August 2000, mit allen Mann an Bord in der Barentssee, 60 Seemeilen nördlich von Seweromorsk, versank.

Dan Headley pfiff leise durch die Zähne und reichte Rick Hunter wortlos den Zettel.

»Deshalb kam mir der Name irgendwie bekannt vor!«

»Ja. Weißt du auch, was das bedeutet, Rick? Unser Commander glaubt, mit Kapitän Gennadi Ljatschin zu sprechen. Mit einem, der fast sieben Jahre tot ist. Ich sag dir was: Er hat

sich mit ihm unterhalten, so wie wir jetzt plaudern.«

»Wenn ich das richtig verstehe, Danny, ist die ganze Sache noch viel schlimmer.«

»Was meinst du damit?«

»Was haben Admiral de Villeneuve und Kapitän Ljatschin gemein? Sie haben beide eine große nautische Katastrophe zu verantworten – und unser CO identifiziert sich mit ihnen. Er denkt, er *ist* de Villeneuve, und er glaubt, ihn verbinde etwas mit dem russischen Unterseeboot-Kommandanten. Ich kann mir vorstellen, dass er sich schon seit Jahren mit ihm ›unterhält‹.«

»So wie er mit ihm sprach, waren sie alte Freunde.«

»Yeah«, sagte Rick, »in seiner Traumwelt.«

»Glaubst du, das könnte irgendwelche ernsthaften Folgen für uns und alle anderen haben?«

»Unter normalen Umständen, nein. Es gibt viele Menschen, die spirituell veranlagt sind und zu Personen aus einer ›anderen Welt‹ Kontakt aufnehmen wollen. Macht sie nicht unbedingt zu verrückten und schon gar nicht zu gefährlichen Zeitgenossen. Schließlich befasst sich auch die Wissenschaft mit diesen Phänomenen. Einige sehr kluge Menschen sind sogar davon überzeugt, dass eine Kommunikation zwischen Lebenden und Verstorbenen durchaus möglich ist. Wer sind wir schon, das anzweifeln zu können?«

»Ich weiß. Aber es sind nicht irgendwelche Toten, mit denen wir es hier zu tun haben, sondern Menschen, die traumatische Katastrophen erlebt haben. Und mein Vorgesetzter ist momentan mit einer der gefährlichsten Einsätze der SEALs betraut. Es ist so, als würde dein Anlageberater bei der Bank glauben, er wäre am Schwarzen Freitag 1929 beim Wall-Street-Crash voller Verzweiflung von einem Hochhaus gesprungen, und nun versucht er auch noch Kontakt zu einem anderen Bankdirektor aufzunehmen, der sein Geldinstitut in den Konkurs geführt hat.

Würdest du dem dein Geld anvertrauen?«

»Starker Vergleich, Danny! Aber der bringt uns auch nicht weiter. Was zum Teufel können wir jetzt ganz konkret unternehmen? Wir können ihn nicht einfach absetzen. Dann würden wir schnell wegen Aufruhrs vor einem Kriegsgericht stehen.«

»Wäre mir immer noch lieber, als dass *er* eines Tages dort wegen des Todes der gesamten Besatzung steht.«

»Ist mir schon klar. Und du glaubst, das Problem tritt immer dann auf, wenn er unter erheblichem Druck steht?«

»Ohne Zweifel. Ich habe das jetzt schon zweimal mitgemacht.« Und dann, nach einer kurzen Pause, sprach Lieutenant-Commander Headley sehr langsam und sehr entschlossen weiter: »Ricky, dieser Typ wird alles falsch machen, wenn auch nur das kleinste bisschen aus dem Ruder läuft. Wenn die einzige Alternative wäre, alle Vorschriften zu vergessen und die Sache ums Verrecken durchzuziehen. Wenn es wirklich nicht anders ginge – was bei derartigen Einsätzen ja immer möglich ist.«

Das waren die letzten Worte, welche die beiden Männer zu diesem Thema wechselten. Mehr gab es nicht zu sagen. Sie waren es gewohnt, über Marineoperationen kein Wort zu verlieren, wenn es nicht sein musste. Sie beendeten ihr Abendessen, ohne noch viel zu sagen.

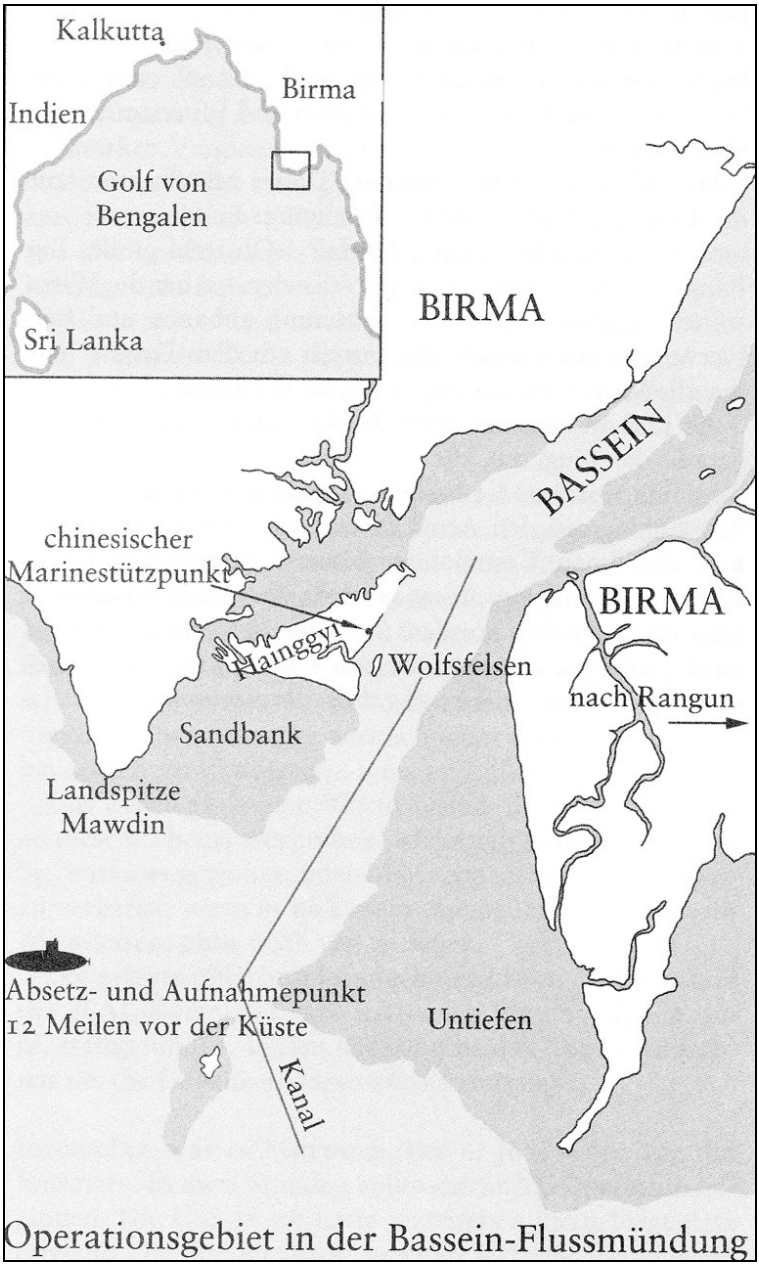
Die privaten Nachforschungen des Ersten Offiziers und des SEAL-Kommandanten hatten am Montag, dem 4. Juni, stattgefunden. In den nächsten beiden Tagen versuchten sie, die Gedanken daran zurückzudrängen.

Inzwischen war es Mittwoch, der 6. Juni – der Tag des Einsatzes. In zwei Stunden sollte die SEAL-Operation beginnen. Die USS *Shark* hatte inzwischen ihren Liegeplatz erreicht. Die Spezialeinheit bereitete sich auf das Umsteigen in das ASDV vor. Sie saßen in Unterwäsche da und bemalten ihre Gesichter

mit wasserfester Tarnfarbe. Die Stimmung war angespannt, während sie noch einmal die Nassanzüge und Flossen, die Waffen und Sauerstoffgeräte überprüften.

Sie alle hörten, wie Lieutenant Dallas MacPherson laut die Liste der Explosivstoffe durchging. Er tat es wie immer in einem scherzhaften Tonfall. »Oh, sehl gloßes Big Bang, um viele Chinesen zu pulvelisielen.« Aber die Witze sollten eigentlich nur seine Spannung abbauen und sein Nervenkostüm festigen. Die Furcht vor dem Einsatz hatten alle SEALs auf die eigene Art zu bekämpfen.

Ab und an berührte einer der Kämpfer, meist waren es gerade die Jüngeren, die Schulter eines anderen oder er fuhr ihm durchs Haar oder versetzte ihm einen leichten Faustschlag auf den Arm. Es war eine Abreaktionstechnik, die ihnen Commander Hunter beigebracht hatte. Bleibt in Bewegung. Lasst es nicht über euch kommen – oder ihr seid schon vor dem Start erledigt. Haltet Kontakt zu den anderen. Denkt dran, wir schikken nicht irgendjemanden irgendwohin – wir gehen alle zusammen.



Operationsgebiet in der Bassein-Flussmündung

KAPITEL ELF

061830JUN07
USS *Shark,* Golf von Bengalen
Position: 16.00 N, 94.01 E. Fahrt 2, Rennstreckenkurs auf Sehrohrtiefe

Commander Rick Hunter besprach sich ein letztes Mal vor dem Einsatz mit dem SEAL-Team. Immer wieder waren sie alle Einzelheiten durchgegangen – millimetergenau, sekundengenau. Vorwärts und rückwärts hatten sie jedes Teil der Ausrüstung, sein Gewicht, seinen Platz im ASDV und wer es in die chinesische Basis bringen würde, unter die Lupe genommen. Sie wussten haargenau, wo sie die äußere Umzäunung durchtrennen würden, um das ganze Gepäck hineintransportieren zu können. Sie kannten die exakten Entfernungen zum Wachhaus und zum Kraftwerk. Ihnen waren die Zeiten der Wachablösung ihrer Gegner bekannt und die Position der Scheinwerfer. Ihnen war klar, dass sie mit hellem Mondlicht rechnen mussten. Alle Türen, durch die sie zu gehen hatten, kannten sie von den Fotos wie auch die präzise Lage des Schafts, den sie zu sprengen hatten. – Und sie wussten, dass sie wahrscheinlich töten mussten, um selbst zu überleben.

Jetzt ging der SEAL-Kommandant den Angriff noch einmal in groben Zügen durch. Jedes Teammitglied hatte eine kleine Seekarte und eine maßstabgetreue Skizze des chinesischen Flottenstützpunkts vor sich liegen. Die Männer markierten darauf genaue Details ihrer ganz persönlichen Aufgabe.

Vorher hatte bereits jeder von ihnen sein Testament aufgesetzt und einen kurzen Brief an seine Frau oder seine Eltern geschrieben für den Fall, dass sie die Mission nicht überleben würden. Die Schreiben wurden bis zum Ende des Einsatzes in

einem Safe des Unterseebootes aufbewahrt.

Rick Hunter stand mit geschwärztem Gesicht und im Nassanzug vor ihnen und zeigte ihnen auf einer großen Karte noch einmal die kritischen Punkte der Operation. Er sprach über den genauen Zeitablauf ihrer Aktion: »Okay, wir verlassen die *Shark* genau um 1900. Dann fahren wir mit dem ASDV zu diesem Punkt hier, ganz in der Nähe der Thamihla-Insel. Für die fünfzehn Meilen dahin brauchen wir zweieinhalb Stunden. Wir werden dort auf den Tiefwasser-Kanal stoßen und ihn in Richtung des roten Leuchtfeuers fahren. Okay? Wir fahren dann weitere vier Meilen bis zu dieser Boje mit Blinklicht am Beginn der natürlichen Wasserstraße. Die wird uns dann genau in die Basis führen. So weit ist alles klar – oder?«

Die SEALs nickten verstehend, und Rick fuhr fort: »An dieser Stelle, eine halbe Meile vor den Piers, steigen vier von uns aus dem ASDV, und zwar Catfish, Mike, Buster und ich. Wir nehmen vier Haftminen mit, die wir unter Wasser an dem Rumpf der beiden Kriegsschiffe befestigen, die da vertäut sind. Das eine ist ein Sechstausend-Tonnen-Zerstörer der Luhai-Klasse mit doppeltem Wellenlager, fünfhundert Fuß lang und vierundfünfzig Fuß breit. Seine Bewaffnung besteht aus jeder Menge Lenkwaffen und Torpedos. Daneben liegt ein wesentlich kleineres Schiff, eine zweitausend Tonnen verdrängende Jiangwei-II-Fregatte, die nur dreihundertsechzig Fuß lang ist. Aber sie ist verdammt schnell und hat ausreichend Anti-Unterseeboot-Minen an Bord. Es ist also in unserem ureigensten Interesse, sie so schnell wie möglich loszuwerden. Beide Schiffe haben zudem Hubschrauber an Deck, und es wäre doch schön, wenn die gar nicht mehr aufsteigen könnten.«

»Sir, mir ist da noch was unklar. Steigen Sie nach dem Anbringen der Minen wieder ins ASDV, oder treffen wir uns erst beim nächsten Stopp?«

»Wir gehen wieder ins Boot. Der eigentliche Landepunkt ist

wesentlich abgeschiedener und außerdem zu weit vom Kanal entfernt. Wir trampen das letzte Stück also zusammen.«

Commander Hunter bestätigte ihnen noch einmal, dass es beim vorgesehenen Landeplatz, weniger als eine Meile südlich der Piers, bleibe. Der Punkt sei schon deswegen nicht zu verfehlen, weil er hinter einem markanten nautischen Hindernis von einer halben Meile Länge, dem so genannten Wolfsfelsen, liege. »Da steigen wir alle etwa fünfhundert Meter vor der Küste aus dem ASDV. Hundertfünfzig Meter müssen wir durch einen eher sumpfigen Untergrund waten, aber wenn wir das geschafft haben, sind wir nur noch eine halbe Meile vom Zaun der Anlage entfernt. Es wird dunkel sein und menschenleer, wir brauchen also nicht mit dem Auftauchen von Wachen zu rechnen. Das erste Mal stoßen wir im Wachhaus auf die Chinesen – und da haben wir es nur mit zweien zu tun: einem Ingenieur und einem Marineposten. Mehr nicht. Ihr wisst, was ihr zu tun habt.«

Der Rest des Angriffsplans wurde rasch besprochen. Jeder wusste ohnehin in- und auswendig, was seine Aufgabe war. Das Ganze war nur eine kurze Gedächtnisauffrischung vor dem Ernstfall. Ein letztes Durchspielen einer todernsten Situation. Sie hatten zwar Furcht – wie alle SEALs vor einem Einsatz –, aber sie stellten sich ihr.

Um 1855 stiegen die SEALs durch die Druckkammer in das ASDV um. Das Mini-Tauchboot ruhte in einem der blasenförmigen Zwillingsdocks an Deck des Mutterbootes. Die Männer überprüften beim Einstieg in das kleine, elektrisch angetriebene Unterwassergefährt noch einmal ihr persönliches Gepäck, das sie in die Flottenbasis mitnehmen würden.

Lieutenant Dave Mills saß schon an den Armaturen des ASDV, neben ihm hatte sich sein Sonar- und Navigationsoffizier, Lieutenant Matt Longo, niedergelassen, dessen wesentliche Aufgabe im Aufspüren des geheimen chinesischen Kanals

zum Stützpunkt bestand. Einer nach dem anderen nahmen die SEALs ihre Plätze ein, erst die fünf Neuen, dann die erfahrenen Kämpfer: Catfish, Rattlesnake, Buster, Mike Hook, MacPherson und Bobby Allensworth. Ganz zum Schluss kam Commander Rick Hunter, der an der Einstiegsluke zur Druckkammer noch ein paar Worte mit Dan Headley wechselte. »Schätze, es geht los, altes Haus«, sagte der riesige Einsatzleiter, »vergiss nicht dein Versprechen. Uns rauszuholen, egal, was passiert.«

»Keine Sorge. Die Schlauchboote werden bereits eine Stunde bevor ihr sie braucht, am Treffpunkt zwei sein. Ab 0245 senden sie alle dreißig Sekunden ein Signal. Zwei Piepser auf eurer Frequenz. Alles Gute, Ricky. Wird schon alles klappen, aber pass um Himmels willen trotzdem auf.«

Sie schüttelten sich sehr förmlich die Hand und nickten sich kurz zu. Keiner von beiden lächelte. Dann trennten sie sich. Dan ging zurück in die Kommandozentrale, Rick kletterte in das kleine Boot.

Unmittelbar danach wurden die Luken dichtgeschlagen und verreibert. Das SEAL-Team hörte das plötzliche Hereinströmen des Wassers, als das Außenteam der *Shark* den Dockbehälter flutete, der das ASDV beherbergte. Mit einem dumpfen metallischen Geräusch löste sich das Minitauchboot aus seiner stählernen Verankerung. Sechs kräftige Froschmänner schoben es vom Deck des Mutterboots weg. Die Männer im ASDV warteten noch zehn Minuten frei schwebend im Wasser, bis das Außenteam zur *Shark* zurückgekehrt war und die Luken dichtgeschlagen hatte. Dann startete Lieutenant Mills den Elektromotor, und das ASDV fuhr mit seiner Maximalgeschwindigkeit von sechs Knoten auf Kurs eins-zwei-null zum ersten Strekkenpunkt. Fast alle SEALs hofften, die Sache bald hinter sich gebracht zu haben.

Während der Fahrt wurde es zunehmend kälter, weil das

kleine Tauchboot nicht beheizbar war. Aber die SEALs merkten ohnehin kaum etwas davon, da ihre Nassanzüge sie optimal isolierten. Sie hätten miteinander sprechen können, doch während eines Einsatzes sagte man sowieso nur das Notwendigste. So wurde in den ersten zwei Stunden, nachdem MacPherson beim Abtauchen noch die Bemerkung hatte fallen lassen, er fühle sich wie so ein verdammter kleiner Goldfisch, kaum noch ein Wort gesprochen.

Fahrten in einem ASDV scheinen sich endlos hinzuziehen. Außer den Anzeigen auf den Armaturen ist nichts zu sehen. Man bewegt sich in absoluter Dunkelheit voran, und so blieb dem Einsatzteam auch jetzt nichts anderes übrig, als an die bevorstehende Aufgabe zu denken. Manchmal sah man im schwachen Widerschein der orangefarbenen Kontrolllampen ein kurzes Aufblitzen in den Augen seines Nachbarn und lächelte ihm zu. Aber das machte nur noch deutlicher, dass jeder die Gedanken des anderen lesen konnte. Gemeinsame Gedanken um die Gefahren, die auf sie warteten, und die Frage, wer von ihnen es schaffen würde. SEALs *denken* so etwas – sie sprechen es jedoch nie aus.

Das Minitauchboot fuhr die gesamte Strecke in einer Wassertiefe von 40 Fuß. Nach zweieinviertel Stunden gingen sie auf Sehrohrtiefe. Dave Mills nahm die Peilung vor. Nach nur sieben Sekunden tauchten sie wieder auf 25 Fuß ab, und Matt Longo stellte ruhig fest: »Wir sind im Zielgebiet, Leute, bei 15.51 N und 94.15 E. Im Augenblick suchen wir den Kanal.«

Die SEALs wussten genau, wo sie jetzt waren. Stundenlange Beschäftigung mit der Karte hatte ihnen jede Einzelheit ins Gehirn eingebrannt. Sie schwammen zur Zeit in 36 Fuß tiefem Wasser und waren auf dem Weg zu einer Sandbank, die teilweise nur 15 Fuß unter dem Meeresspiegel lag. Das barg eine doppelte Gefahr: Zu weit oben drohte die Gefahr der Entdekkung, zu weit unten die des Auflaufens auf dem Grund. Un-

willkürlich hielt jeder den Atem an, als Lieutenant Mills das ASDV an der Südspitze der Sandbank entlangsteuerte. Sie hörten das kaum wahrnehmbare Klicken des Echolots, das den Meeresboden absuchte.

Lieutenant Longos Monolog schien niemals enden zu wollen: »Wir haben zwölf Fuß unter dem Kiel. Jetzt zehn Fuß, konstant zehn Fuß. Sieht aus, als hätten wir's beim ersten Anlauf gefunden. Wir brauchen Kurs null-acht-null.«

Lieutenant Mills: »Kurs null-acht-null steht.«

Darauf wieder Longo: »Sir, das scheint wirklich der Kanal zu sein. Schlage vor, wir beschleunigen etwas. Peilung konstant zehn.«

Fünf Minuten und 300 Meter später befand sich das ASDV in der 50 Fuß tiefen, künstlich angelegten Rinne nördlich von Thamihla. Die Chinesen hatten sie exakt an der Stelle ausgebaggert, wo die Fachleute in Coronado sie vermutet hatten. Dave Mills fuhr das Boot wieder auf Sehrohrtiefe und suchte die ganze Breite der Wasseroberfläche vor ihm ab. Eine Seemeile voraus auf Steuerbordseite fand er, wonach er suchte: Alle zwei Sekunden blinkte ein rotes Leuchtsignal auf.

»Leichter Kurswechsel bei 15.53 N, 94.16 E. Kurs null-vier-null durch den Kanal. Müssen ab jetzt mit Patrouillen rechnen. Schlage deshalb Sichtkontakt alle drei Minuten vor.«

»Typisch Longo. Verdammt clever, was?«, flüsterte MacPherson so leise, dass der Navigator ihn nicht hören konnte.

»Schnauze, Dallas!«, zischte Rick. »Ich würde gern mal Sie an seiner Stelle sehen.«

»Mich, Sir? Sie machen wohl Witze. Wie oft soll ich noch sagen, dass ich alles machen kann.«

»Als Navigator würden Sie alles in den Sand setzen.«

Man hörte ein unterdrücktes Lachen, das einen Teil der Spannung abbauen half – aber nicht ganz. Das ASDV kroch durch den engen, dunklen Kanal vorwärts. Nur ab und an ris-

kierte man einen Blick durchs Periskop. Nach weiteren 40 Minuten erreichten sie das Nordende des Kanals und damit die natürliche Wasserstraße.

Genau an der Stelle sichteten sie über das Periskop ein chinesisches Patrouillenboot, das geradewegs auf sie zukam. Es war ein Hainan-037-Schnellboot mit schweren ASW-Geschützen an Bord. Die Chinesen besaßen Hunderte dieser maritimen Schlachtrösser in ihren drei Flottenverbänden. Lieutenant Longo sah das Boot sorglos mit 30 Knoten und schäumendem Kielwasser dahinjagen.

Lieutenant Mills zog das Periskop wieder ein, fuhr das ASDV so tief er konnte, reduzierte die Geschwindigkeit und versuchte das Boot an die äußerste Ecke der Hainggyi-Untiefe zu legen, um zwischen sich und den Chinesen mindestens eine Meile Entfernung zu bringen. Mills wollte kein Risiko eingehen, schaltete alle Maschinen ab und ließ das Minitauchboot auf den Sandboden sinken. Alle konnten dann hören, wie das Schnellboot über ihnen davonbrauste.

»Wisst ihr was?«, flüsterte Matt Longo. »Ich glaube, das war ein birmanisches Patrouillenboot. Es kam wahrscheinlich direkt aus ihrem flussaufwärts gelegenen Marinestützpunkt, ein paar Meilen von hier. Es ist einfach zu schnell gefahren, um gerade erst von den chinesischen Piers gestartet zu sein.«

Mills warf den Motor wieder an, und die Schiffswelle begann zu arbeiten. Das ASDV hob sich vom Meeresgrund ab und fuhr weiter in nordöstlicher Richtung. Noch drei Meilen, dann würden sie auf der Höhe der Piers sein. Es war also nur noch eine halbe Stunde bis zum Einsatz der ersten SEAL-Vierergruppe. Sie machten – bei gelegentlichem Einsatz des Echolots – nur langsame Fahrt. Um 2250 ging Mills leise auf Sehrohrtiefe und erblickte backbords in 500 Meter Entfernung die Lichter der Kaianlagen. Er konnte auch die Umrisse einer kleinen Fregatte direkt neben einem gewaltigen Zerstörer erkennen.

»Okay, Leute«, flüsterte Longo. »Wir sind fast schon zu dicht dran, obwohl wir immer noch im fünfzig Fuß tiefen Kanal sind. Steigt hier aus. Eure Ziele befinden sich fünfhundert Meter westlich von uns. Haltet einen Kurs von zwei-acht-fünf ein, und ihr kommt direkt zu den Rümpfen der Schiffe.«

Rick Hunter sah sich die Situation durch das Periskop selbst an, dann beschlossen sie, den Ausstieg an der Wasseroberfläche durchzuführen. Von den chinesischen Kriegsschiffen war nichts zu hören; kein Radar oder Sonar schien eingeschaltet zu sein. Auch auf den Docks war es still, so wie man es auch erwartet hatte. Der Vorteil des ASDVs für ein derartiges Manöver war seine völlig flache Form ohne jegliche Aufbauten. Aus 500 Metern Entfernung ist es nachts praktisch nicht auszumachen.

Das Periskop wurde eingefahren und Ballast abgepumpt. Das Boot hob sich anderthalb Meter und durchbrach die Wasserlinie. Lieutenant Mills öffnete die Luke. Catfish Jones ließ sich als Erster mit Schwimmausrüstung, Sauerstoffgerät, einer schweren Haftmine auf dem Rücken und dem Schwimmbrett unter dem Arm in das Hafenbecken gleiten, ohne dabei mehr als ein leichtes Kräuseln der Wasseroberfläche zu verursachen. Buster Townsend mit einer ähnlichen Ausrüstung war der Zweite. Dann folgten Chief Petty Officer Mike Hook und Commander Rick Hunter. Die SEALs sammelten sich, traten Wasser, hielten den Kopf über der Oberfläche und warteten ab, bis sich ihr Adrenalinschub gelegt hatte. Denn Adrenalin verbraucht Sauerstoff. Das Warten war frustrierend – vor allem, weil sie bereits 20 Minuten hinter ihrem Zeitplan hinterherhinkten. Die Zeitzünder der Minen würden deshalb auch auf 0345 statt wie ursprünglich vorgesehen auf 0330 gestellt werden.

Commander Hunter führte sie an; Mike Hook klammerte sich an seine linke Schulter. Catfish Jones kam mit dem zweiten

Schwimmbrett – Kurs zwei-acht-fünf – hinter ihnen, Busters rechte Hand auf seiner linken Schulter.

Sie würden auf der Strecke nicht die Arme benutzen, sondern sich alle fünf Sekunden durch kräftige Stoßbewegungen ihrer übergroßen Schwimmflossen fortbewegen. In etwa dreizehn Minuten würden sie auf diese Weise bei den Kriegsschiffen ankommen.

Es war bereits 2307, als Rick Hunter schließlich das Schwimmbrett mit beiden Händen weit vor sich hielt und mit aller Kraft voranjagte, einem menschlichen Torpedo gleich, bereit, der Marine der Volksbefreiungsarmee einen Schaden von etwa einer Milliarde Dollar zuzufügen. Rick Hunter konnte wie eines der Rennpferde seines Vaters antreten. Große Kriegsschiffe haben schon mit wesentlich geringerer Geschwindigkeit ihren Ankerplatz verlassen.

Die vier SEALs schwammen ihrem Ziel entschlossen entgegen. Die drei jüngeren Männer hatten sich inzwischen dem Rhythmus ihres Commanders angepasst: Kick… eins… zwei… drei… vier… kick… eins… zwei… – und so glitten sie in Richtung Pier. Nach acht Minuten tauchte Hunter ein letztes Mal auf, um die Situation abzuschätzen. Sie hielten ihren Kurs exakt ein. Er tauchte wieder auf vierzehn Fuß Wassertiefe, wo sie zusammen ruhig weiterschwammen. Sie hielten auf die Zwillingspropeller des Zerstörers zu, die sich fast schon unter dem Bug der kleineren Fregatte befanden.

Fünf Minuten später hatten sie ihr Ziel erreicht. Sie waren nun genau unter den Wellenschächten, die im Schatten des Schiffshecks lagen. Rick gab den anderen ein Signal zu warten, während er tiefer tauchte, um die Entfernung des Kiels vom Grund des Hafenbeckens festzustellen. Wie er vermutet hatte, betrug diese kaum mehr als drei Fuß.

Der konkrete Ablauf des ersten Teiles der Operation lag damit fest: Er und Buster mussten zunächst vom Heck bis zur

Mitte des 500 Fuß langen Schiffes schwimmen. Dann würde Buster unter dem Kiel hindurchtauchen, um eine Haftmine genau gegenüber der von Rick zu befestigen. Die später erfolgende Detonation würde so hoffentlich das Schiff mittenzwei auseinander brechen lassen. Catfish und Mike Hook würden bei der Fregatte nur 60 Meter bis zur Mitte schwimmen müssen. Dann würde Mike unter den Kiel schwimmen, um seine Ladung anzubringen. Unter einem Schiffsrumpf zu schwimmen ist eine Nerven aufreibende Angelegenheit – vor allem wenn es eng ist. Aber Gott sei Dank war gerade Flut, die das Schiff anhob. Das machte die Arbeit doch etwas leichter.

Rick schloss sich wieder den anderen drei an, die acht Fuß unter der Oberfläche auf ihn gewartet hatten. Sie konnten deutlich das Summen der großen Generatoren im Schiffsinneren hören. Rick und Catfish befestigten die Schwimmbretter an ihren Gürteln. Dann teilten sie sich in jeweils zwei Paare und tauchten in die Schwärze der Schiffsrümpfe. Sie kickten sich mit den Flossen voran und trieben so am stählernen Mantel der stolzen chinesischen Kriegsschiffe entlang. Hunter zählte seine Kicks sorgfältig. Bei 24 stoppte er. Er war sich nun sicher, genau an der Stelle des Zerstörers zu sein, wo all die Lenkwaffen und Torpedos gelagert wurden. Noch konnte er sehen, wie sich die Lichter des Schiffs im Wasser spiegelten, aber beiden SEALs war klar, dass es stockfinster sein würde, wenn sie erst den Kiel erreicht hatten. Rick spürte beim Hinabtauchen die raue Schiffswand, sie war über und über mit Seepocken und Tang bewachsen. Das war ihm allerdings gar nicht recht. Die Magneten der Haftminen könnten vielleicht keine richtige Haftung finden. Buster würde an der gegenüber liegenden Seite des Schiffskörpers bestimmt dieselbe Feststellung machen müssen.

Nach wenigen Sekunden standen die beiden SEALs auf dem sandigen Boden des Hafenbeckens. Das Wasser hier war

schwarz wie Rohöl. Sie lösten die Rückhalterungen, an denen sie die Minen hierhergebracht hatten. Buster tauchte unter dem Kiel weg und ertastete sich seinen Weg auf die andere Seite des Zerstörers. Rick fuhr mit der Hand noch einmal über die Wand des Schiffes. Dann befestigte er die Klemme mit dem Haftmagneten an der zweieinhalb Kilo schweren Sprengstoffkapsel. Er versuchte sie am Rumpf festzumachen, aber sie wollte nicht halten. Also zog er sein Nahkampfmesser und kratzte mit beiden Händen ein Stück der Schiffswand sauber. Wieder versuchte er die Haftmine anzubringen – und dieses Mal klappte es. Er sah die Anzeige der Zünduhr aufglimmen. Rick verglich die Zeit mit der auf der Schwimmbrettuhr, dann stellte er den Zündmechanismus auf genau 0345 ein. Anschließend tauchte er unter dem Kiel zu Buster, der gerade eine Fläche für die Mine freigeschabt hatte, und stellte auch den zweiten Zeitzünder ein – auf den Bruchteil einer Sekunde zeitgleich mit der ersten.

Am Rumpf des Zerstörers orientierten sich die beiden SEALs nochmals mit Hilfe eines Kompasses und schwammen dann getaucht auf Kurs eins-null-fünf zurück zum ASDV. Fünfzig Meter vor ihnen waren bereits Catfish Jones und Mike Hook unterwegs, die bei der Fregatte ja eine wesentlich kürzere Strecke zurückzulegen gehabt hatten. Außerdem war der Rumpf jenes Schiffes wesentlich sauberer gewesen. Sie hörten die leisen Pieptöne von Matt Longos Echolot und folgten dem Signal zum Tauchboot. Nachdem Commander Hunter durch vier Schläge auf den Schiffskörper des ASDVs die Rückkehr aller vier SEALs signalisiert hatte, tauchte Lieutenant Mills zur Wasseroberfläche auf, um ihnen den Einstieg ins Boot zu ermöglichen. Sie atmeten schwer, als sie endlich die Draeger-Apparate abschnallen und sich wieder setzen konnten. Die Luke wurde wieder dichtgeschlagen und Mills fuhr das Tauchboot auf eine Tiefe von 20 Fuß in das Hauptfahrwasser zurück.

»Alles gut gelaufen, Jungs?«, fragte Rick.

»Alles paletti«, erwiderte Catfish. »Warum hat es bei euch so lange gedauert?«

»Zunächst mal hatten wir ein ganzes Stück länger zu schwimmen, und dann saßen da jede Menge Seepocken am Schiffsrumpf. Ihr wisst, wie schwer die runterzukriegen sind. Wir mussten erst ein Stück freikratzen, bevor wir die Magnete da anheften konnten. Hat aber schließlich geklappt. Zündzeit 0345.«

»Haben wir auch so eingestellt. Ist irgendwie verdammt gruselig da unter dem Rumpf, was? Möchte ich nicht jede Nacht machen müssen.«

Lieutenant Mills steuerte das Boot wieder den Kanal hinunter. Zwanzig Minuten lang fuhren sie mit weniger als sechs Knoten weiter auf Kurs zwei-null-null, dann machte er mit dem ASDV eine Wende nach Steuerbord und verlangsamte die Fahrt. Lieutenant Longo suchte nun die Wasseroberfläche nach dem Wolfsfelsen ab und fand ihn auch genau nördlich vor ihnen liegend. In einer Entfernung von 150 Metern konnte man seinen südlichsten Punkt deutlich aus dem Wasser ragen sehen. »Okay, Leute«, sagte Matt Longo, »Zeit, sich von euch zu verabschieden. Euer Landungsplatz liegt dreihundert Meter direkt vor euch, Kurs drei-zwei-null. Ihr kommt da direkt in dem Sumpfgebiet nördlich des Flusses raus. Ihr braucht den also gar nicht mehr zu überqueren. Von da ist es nur noch ein kleiner Fußmarsch bis zur Basis.«

Rick verteilte inzwischen große Plastikbecher mit kaltem Wasser. »Trinkt noch mal was, bevor wir losgehen. Es wird wahrscheinlich ziemlich heiß werden, aber wir müssen ja unsere Nassanzüge anbehalten. Ich möchte nicht, dass jemand dehydriert. Das ist ein furchtbares Gefühl.«

Die SEALs tranken und schnallten sich ihr Gepäck um: je Mann sechs kleine Bomben, Erste-Hilfe-Utensilien, Funkgerät

und eine Schaufel. Zwei der Neulinge im Team wurden sorgfältig mit je einer Rolle Zündschnur von 50 Meter Länge bepackt. Als Nächstes banden sich die SEALs ihre Waffen auf den Rücken, meist leichte Heckler-&-Koch-Maschinenpistolen, die wasserdicht verpackt waren. Sie nahmen auch das große M-6o-Maschinengewehr mit, das aber nur im dringenden Notfall – etwa wenn sie sich ihren Weg aus dem Stützpunkt heraus freikämpfen mussten – eingesetzt werden sollte. Ihre wertvollste Ladung waren jedoch zwei wasserdicht verpackte Transportkisten, die panzerbrechende Bomben enthielten. Sie waren speziell für diesen Einsatz von den Technikern in San Diego modifiziert worden. Sie würden nicht beim Kontakt mit anderen Explosivstoffen detonieren, sondern nur bei sehr starkem Druck auf ihre Spitze. Und diesen Druck würden sie kriegen!

Noch innerhalb des ASDVs wurden die Sauerstoffgeräte angeschlossen, die Schwimmflossen angezogen und einige Munitionsgürtel an diejenigen verteilt, die keine Schwimmbretter zu bedienen hatten. Die gefährlich aussehenden Kampfmesser wurden so in die Gürtel gesteckt, dass sie jederzeit griffbereit waren.

Um 0016 verließen sie das Tauchboot. Einer nach dem anderen ließ sich aus der Luke in das ruhige Wasser der Bassein-Mündung gleiten. Im Osten stieg ein bleicher Mond auf und warf gespenstische Schatten auf den Fluss. Außer den schwarz gefärbten Gesichtern der SEALs gab es keinerlei Lebenszeichen an der Wasseroberfläche. Die Männer sogen die Luft tief ein und warteten, bis sich der Adrenalinspiegel gesenkt hatte.

Um 0026 ließen sich Dallas MacPherson und Bobby Allensworth zusammen mit dem schweren Maschinengewehr vom ASDV ins Wasser hinab. Wegen der Luftpolster in seiner wasserfesten Umhüllung war es dort allerdings wesentlich einfacher zu transportieren.

Commander Hunter führte die Gruppe in einer Tauchtiefe

von zehn Fuß das kurze Stück zu ihrem Landeplatz. Zehn Minuten später standen alle zwölf auf festem Grund. Rick hatte sich als Erster erhoben und nach verdächtigen Geräuschen gelauscht.

Sie hatten ja bereits beschlossen, die schweren Draeger-Apparate einfach zurückzulassen. Sie gingen also zusammen zur Küste, fanden hinter dem Strand ein kleines Waldgebiet und vergruben sie dort in einem Loch. Im Notfall konnten sie immer noch dahin zurücklaufen, um sie wieder auszugraben. Falls das nicht nötig wäre, würde sie dort kein Mensch jemals finden. Das Loch wurde mit Gras und feuchtem Sand getarnt, die Schaufel im dichten Unterholz versteckt.

Danach wurden die Schwimmbretter und die leichten Bomben gleichmäßig auf die Männer verteilt. Die SEALs hielten nun ihre Maschinenpistolen schussbereit. Rattlesnake Davies trug den Bolzenschneider. Commander Hunter entschied, dass sie in dichtem Gänsemarsch erst einmal 100 Meter weiter ins Innere der Insel liefen.

Dieser Teil der Insel war – wenn sie sich auf die Satellitenaufnahmen verlassen konnten – unbewohnt. Möglichen Kontakt mit den Chinesen würden sie erst beim Wachposten am südlichen Grenzzaun haben. Sie marschierten dann zielstrebig die restliche Strecke bis zur Umzäunung. Wie immer war ihr Motto: Verstohlenheit. Es brachte nichts ein, mit irgendetwas aufzufallen, und es wäre völlig sinnlos, sich in einen Schusswechsel verwickeln zu lassen, der ihnen nur den Tod bringen konnte. Die chinesischen Wachen in der Flottenbasis verfügten mindestens über drei mit Hubschraubern bestückte Kriegsschiffe und fast 1000 Marinesoldaten. Ganz zu schweigen vom birmanischen Stützpunkt wenige Kilometer flussaufwärts mit seinen schnellen Patrouillenbooten.

Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass keiner sie sehen durfte – wer es dennoch tat, hätte nur noch drei Sekunden zu

leben. Maximal.

Die Strategen in Coronado waren davon ausgegangen, dass im Wachhaus eine ganze Reihe von Bildschirmen stehen würden, die mit Überwachungskameras auf der gesamten Basis verbunden waren. So konnte dann eine einzelne Person den Gesamtkomplex im Auge behalten und gleichzeitig vom Grenzzaun aus den Zugang zur Außenwelt überwachen. Ein einziger Wachposten, der beim Auslösen des Notalarms sofort ein ganzes, bis zu den Zähnen bewaffnetes Wachbataillon in Marsch setzen würde. Die einzige andere Person, die dort im Wachhaus wahrscheinlich benötigt wurde, war ein Techniker, der von dort aus sofort dringende Notfälle im Kraftwerk oder wo sonst auch immer beheben konnte.

Der Angriffsplan der SEALs war geradezu primitiv – aber alle glaubten, er könne funktionieren. Das Einzige, was sie um jeden Preis verhindern mussten, war, eine Panik im Wachhaus auszulösen, die zum Drücken des Alarmknopfes führen konnte. Die Männer gingen in Gedanken noch einmal die Abfolge ihrer Schritte in den nächsten zehn Minuten durch. Um 0110 sahen sie ein Licht innerhalb der Umzäunung. Es war eindeutig kein Lichtmast zur Überwachung des Geländes, sondern diente zur Beleuchtung des Weges zum Wachhaus. Das Licht war trüb und erhellte den Boden nur schwach. Es war 100 Meter vom Wachhaus entfernt. Es war also verhältnismäßig dunkel, als sie sich dem Gebäude näherten. Deshalb war es auch nicht nötig, auf Ellenbogen und Knien dort hinzurobben, abgesehen von den letzten 50 Metern.

Als die SEALs den Zaun erreicht hatten, begann Rattlesnake an einer dunklen Stelle, etwa zwölf Meter von dem kleinen Wachhaus entfernt, ein Loch in den Zaun zu schneiden. Es dauerte nur wenige Minuten, und Buster Townsend bog schließlich den Draht zurück, damit sich keiner an den scharfen Spitzen des Stacheldrahts verletzte. Als die Lücke breit genug

war, trugen Dallas MacPherson und Bobby Allensworth das schwere Maschinengewehr hinein. Wenige Augenblicke später folgten ihnen fast alle anderen mit der gesamten Ausrüstung. Der chinesische Wachposten und der Techniker, die in diesem Moment in der Wachstation die Bildschirme beobachteten – es waren tatsächlich nur zwei Mann –, konnten nicht ahnen, dass sich die tödlichste Spezialeinheit der Welt ihnen auf Rufweite genähert hatte.

Chief Petty Officer Mike Hook war noch draußen vor dem Zaun geblieben. Er kroch mit einem schallgedämpften M-14 durch das hohe Gras und zielte auf die Lampe dicht am Wachhaus. Um 0130 traf der erfahrene SEAL sie mit einem einzigen, unhörbaren Schuss. Innerhalb des Wachhauses zeigte ein kurzes Flackern an, dass irgendwo am südlichen Begrenzungszaun eine Birne kaputtgegangen war. Sofort stand der junge Wachposten auf, ging zur Tür, öffnete sie und blickte am Zaun entlang. Auf Kantonesisch rief er: »Mist! Eine Lampe ist ausgegangen. Am besten, wir ersetzen sie sofort – das Fernsehprogramm ist sowieso furchtbar.« Auch der Techniker trat jetzt hinaus in die Nacht. Er hatte einen weißen Werkzeugkasten und eine lange Trittleiter bei sich. Offensichtlich gingen die Birnen – billige koreanische Exportware – alle naselang kaputt. Auch ohne Mike Hooks wertvolle Hilfe wie in diesem Fall.

Beide Männer waren nun draußen im Dunkeln und ließen das Wachhaus unbesetzt zurück. In diesem Moment schlugen die SEALs zu. Rick Hunter griff den chinesischen Soldaten von hinten an. Er brach ihm mit einem einzigen Schlag des MG-Kolbens das Genick. Der Mann fiel ohne einen Laut zu Boden. Sicherheitshalber hatte der SEAL-Commander ihm aber seine riesige Hand über den Mund gelegt. Der Techniker bekam nichts davon mit, weil Bobby Allensworth ihm gleichzeitig mit einem Schlag den Kehlkopf eindrückte, während Rattlesnake ihm das Kampfmesser ins Herz rammte. Beide Männer waren

auf der Stelle tot. Das Wachhaus befand sich in der Kontrolle der SEALs. Kein Laut war zu hören gewesen. Es war genau 0136.

Rick und Dallas rannten ins Wachhaus und starrten auf die Bildschirme. Es sah so aus, als wäre die ganze Basis verlassen. Die erste Reihe mit drei Überwachungsgeräten zeigte keinerlei Anzeichen von Lebewesen. Auch auf der zweiten Reihe war nichts zu sehen. Es gab jedoch ein Problem: Die Beschriftung unter den Bildschirmen war ausschließlich Chinesisch, weshalb die SEALs nicht wussten, welcher Bildschirm welchen Teil des Stützpunktes wiedergab. Während sie dort standen, tat sich plötzlich auf einem der Bildschirme etwas. Vier Männer in typischer Technikermontur durchquerten einen Raum. Im Hintergrund sah man eine riesengroße Stahlkonstruktion, an deren Spitze sich offensichtlich ein gewaltiges Rad befand. Die Bildqualität war allerdings nicht gut genug, um eine genaue Beurteilung vornehmen zu können. Rick war der Meinung, es müsse sich um das Innere des Wärmekraftwerks handeln.

Alles in allem barg die Situation nichts Überraschendes. Man hatte ja vermutet, dass es hier an diesem völlig abgelegenen Winkel der Welt nachts nur wenige Wachposten geben würde. Schließlich befand man sich in diesem chinesischen Stützpunkt Hunderte von Meilen von allen vermuteten Feinden wie Indien und Tausende von Meilen von dem bekannten Feind USA entfernt.

So blieb Commander Hunter im Moment nur das Problem einer frühzeitigen Entdeckung der beiden Leichen. Mit Sicherheit gab es um 0400 einen Wachwechsel – aber dann wollte er mit seinen SEALs bereits längst auf dem Rückweg sein. Und außerdem sollte die Basis dann sowieso schon ausgeschaltet sein. Dennoch blieb das Restrisiko, dass eine nächtliche Patrouille noch vor 0400 im Wachhaus vorbeischaute. Es verlassen vorzufinden war eine Sache – zwei Leichen zu entdecken

eine andere. Rein gefühlsmäßig wollte Rick die Überwachungsbildschirme zerstören, damit ihr weiteres Vorgehen später nicht von wem auch immer beobachtet werden konnte. Er unterließ es aber, weil sein Verstand ihm sagte, dass er damit möglicherweise einen Alarm auslösen konnte, der die Ankunft weiterer Techniker nach sich ziehen würde. Er entschied sich also für das kleinere von zwei Übeln – wahrscheinlich würde ja eh niemand vor 0400 hier vorbeikommen.

Rick sorgte dafür, dass die getöteten Chinesen durch das Loch im Zaun 50 Meter weit in das hohe Gras dahinter gezogen wurden. Dann wurden die Enden des Stacheldrahts wieder in ihre ursprüngliche Position zurückgebogen. Wenn eine frühzeitige Patrouille auftauchen sollte, stände sie wegen der verschwundenen Männer vor einem Rätsel, weil sie keine Spuren eines Überfalls auf das Wachhaus vorfinden würde.

Es war 0150, als sie sich schließlich den eigentlichen Hafenanlagen näherten. Zwölf pechschwarz getarnte Gestalten bewegten sich unaufhaltsam in Richtung der Lichter der Hauptgebäude in etwa 200 Meter Entfernung. Nach Ricks Karte gab es dort fünf wichtige Bauwerke: das Kraftwerk, das Kontroll- und Kommunikationszentrum, einen großen Wohnblock, ein lang gestrecktes Versorgungslager direkt gegenüber dem Kai der Überwassereinheiten und daneben das Munitionslager. Dahinter befand sich der breite Meeresarm, an dessen Ufer die Chinesen die Anlegeplätze für ihre Schnellboote und zwei große Trockendocks für Reparaturarbeiten gebaut hatten. Sie konnten im Bedarfsfall geflutet, gesenkt und durch das Ablassen von Ballast wieder angehoben werden.

Gegenüber dem diesseitigen Kai waren die Anlegestellen für die Unterseeboote. Nach den jüngsten Informationen der SEAL-Zentrale in Coronado waren zur Zeit jedoch keine im Stützpunkt. Noch weiter abwärts waren die Treibstoffvorräte gelagert, zwölf riesige Tanks auf einer Fläche von 200 mal 150

Metern. Sie enthielten insgesamt 4000 Kubikmeter Diesel. Zwischen diesem Großlager und den Abfüllanlagen an den einzelnen Piers gab es noch ein dreistöckiges, 70 Meter langes Kontrollgebäude für die Treibstoffversorgung. Wenn man das – etwa durch ein Großfeuer in den Tankbehältern – ausschalten konnte, würde die Flottenbasis ihre Rolle ausgespielt haben. Dieses Kontrollgebäude war das von den SEALs am weitesten entfernte Gebäude – und es war zugleich ihr erstes Angriffsziel.

Rick Hunter führte seine Männer diagonal über den rauen Boden zu dem Wohnblock im Zentrum der Anlage. Die Beleuchtung war – zur großen Freude der SEALs – einfach miserabel. Besonders den beiden Neulingen im Team, die das schwere Maschinengewehr und einen Teil der Munitionsgürtel trugen, kam diese Tatsache sehr zupass. Soldaten mit derart unhandlichem Gepäck fühlen sich immer besonders leicht verwundbar, weil sie langsamer und weniger beweglich sind als die anderen.

Der Commander führte sie mit großer Umsicht. Beim Überqueren des unebenen Untergrunds, auf dem hohes Gras wuchs, machten sie keinerlei Geräusche. Sie sahen keine Menschenseele, und auch als sie hinter dem Wohnblock vorbeihuschten, war in keinem der Fenster ein Licht zu entdecken. Rick musste sich jetzt ganz auf seine Karte verlassen, und die sagte ihm, dass sie sich am Ende des Gebäudes nach rechts wenden mussten. Vor ihnen würde dann ein Ponton liegen, welches das Hafenbecken direkt hinter dem innersten Trockendock überbrückte. Dieser Übergang war besser beleuchtet als alles andere auf der Basis, und Rick entschied deshalb, dass sie einzeln hinübergehen sollten. Das erschien ihm sinnvoller, als das Risiko einzugehen, als ganze Gruppe in der Mitte der Brücke gesehen zu werden. Dallas MacPherson wurde als Erster rübergeschickt, worauf der junge Leutnant fast provozierend ge-

langweilt über den eisernen Steg bummelte, als hätte er das schon tausendmal getan.

Einer nach dem anderen schaffte ungesehen die Überquerung des Hafenbeckens. Als Letzter kam Rick Hunter, der das schwere MG auf dem Rücken trug. Danach legten sie eine wesentlich schnellere Gangart ein. Auf dieser Seite gab es fast überhaupt keine Lampen mehr. Ein niedriger, nur hüfthoher Stacheldrahtzaun schützte das Treibstoffareal. Rattlesnake und Buster räumten ihn an einer Stelle beiseite und rannten dann schnell zu den riesigen Tankbehältern, um die beiden mittleren mit je einer Mk-138-Rucksackbombe zu verminen. Sie verbanden sie mit der Zündschnur und stellten den Zünder auf 0345 ein. Danach überquerten sie den Zaun im Osten des Geländes und wiederholten das Manöver mit zwei Bomben an der Außenwand des Energie-Kontrollzentrums. Rick und Bobby hatten die Bomben kurz zuvor dort für sie abgelegt. Jede enthielt zehn Sprengkapseln voller TNT – eine Menge, die ausreichen würde, um selbst das gewaltige Yankee-Stadion in New York zum Einsturz zu bringen.

Währenddessen sahen sich Dallas und Mike hinter dem Gebäude nach einer elektrischen Hauptleitung um. Nachdem sie einen Kanaldeckel angehoben hatten, fanden sie ein großes Gewirr von verschiedenfarbigen Zugangskabeln vor. Dallas umwickelte es an seinem wichtigsten Knotenpunkt mit Zündkabel und stellte die vorgesehene Detonationszeit ein. Rick Hunter und Bobby Allensworth waren bei ihrer Suche nach der Hauptversorgungsleitung für den Treibstoff nicht fündig geworden und brachen die Suche deshalb ab. »Okay, Jungs, das war's auf dieser Seite der Insel«, flüsterte Rick, »schleichen wir uns wieder über diese verdammte kleine Brücke.« Zwanzig Minuten später standen sie abermals im Schatten des Wohnblocks, allerdings mit wesentlich leichterem Gepäck.

Es war jetzt 0225 – aber noch waren zwei Aufgaben zu erle-

digen: die Zerstörung des Kontroll- und Kommunikationszentrums, vielleicht nur fünf Prozent des Aufwands, aber deshalb so wichtig, weil die Chinesen ohne es keinen Kontakt zur Außenwelt aufnehmen konnten. Und dann blieben noch die restlichen 95 Prozent: die Sprengung des geothermischen Kraftwerks. Wenn das gelingen sollte, war die gesamte Flottenbasis nur noch ein Schutthaufen.

Mit unglaublicher Entschlossenheit ging es über den unebenen Grund den Weg zurück, den sie schon einmal gekommen waren. Als sie endlich die Silhouette des Kraftwerks sahen, stellte Dallas MacPherson beeindruckt fest: »Zum Teufel noch mal – das sieht ja wesentlich größer aus als auf den Fotos.«

Er hatte Recht. Das Bauwerk ragte ungefähr fünf Stockwerke hoch vor ihnen auf. Im Süden war es 30 Meter breit; die Seiten waren ein Stück kürzer. Der einzige Zugang, den sie entdecken konnten, befand sich an der westlichen Seite, gleich hinter der Mauerecke. An der Ostseite gab es noch eine nach oben führende Eisentreppe, die offensichtlich als Notausgang diente. Ein riesengroßer Schornstein ragte aus der Dachkonstruktion. Aus ihm konnte man vermutlich bei Überdruck Dampf ablassen.

Rechts konnten die SEALs von ihrem Versteck aus das Kontroll- und Kommunikationszentrum sehen. Es lag auf halbem Weg zwischen dem Kraftwerk und dem Lagerhaus an den Docks. Sie würden sich zunächst diesem Gebäude zuwenden, weil die Aufgabe hier eher einfach war. Es mussten nur zwei Bomben an taktisch wichtigen Punkten platziert werden.

Die Planer in Coronado hatten zunächst daran gedacht, einige SEALs auf das Dach dieses Zentrums klettern zu lassen, um da oben den gesamten Antennenwald zu verminen. Man hatte aber schließlich davon Abstand genommen. Zum einen hätte das eine zusätzliche Ausrüstung bedeutet, obwohl das Gepäck des Teams ohnehin schon sehr groß war. Und außerdem war das

Risiko einer Entdeckung dort wesentlich höher und die Fluchtmöglichkeiten wiederum entschieden geringer.

Dieses Mal würden Buster und Rattlesnake die Bomben legen. Mike Hook und einer der Neuen begleiteten sie, um ihnen mit dem Maschinengewehr im Notfall Feuerschutz zu geben. Das MG wurde direkt gegenüber dem Haupteingang des Gebäudes in Position gebracht. Man konnte von dort aus auch gut die im Dunkeln liegende Straße, die zum Zentrum führte, mit Feuergarben bestreichen. Die beiden SEALs aus Louisiana liefen blitzschnell zu dem Haus – und auch dieses Mal hatten sie Glück. Auf der Rückseite führte eine kleine Treppenflucht hinunter in ein Untergeschoss, und die Tür am Ende der Treppe stand offen. Buster und Rattlesnake schlüpften hinein und befestigten ihre zwei Haftminen an einem der Dampfkessel, die sie sofort vorfanden. Sie verdrahteten die Minen, stellten den Zeitzünder auf 0345 ein und verließen das Untergeschoss wieder. Die Tür schlossen sie sorgfältig hinter sich zu. Immer noch hatte niemand ihre todbringende Mission gestört. Es war jetzt genau 0145. Sie hatten inzwischen ihren ursprünglichen Zeitplan schon um eine halbe Stunde überschritten.

Dennoch konnte keiner abstreiten, dass das Schicksal es bisher gut mit ihnen gemeint hatte. Obwohl es auf der Basis sehr viele Marinesoldaten gab, hatte sie – wie Flottenstützpunkte meist – einen eher zivilen Anstrich. Einer der zwei Wachposten am Zaun war ein Techniker gewesen. Auch alle Männer, die im Kraftwerk zu dieser nächtlichen Stunde Dienst hatten, waren Zivilisten. Militärwachen schienen nicht im Gebäude zu sein. Auch an den Dockanlagen waren den SEALs keine Militärpatrouillen begegnet. Und niemand auf den mit Raketen voll gepumpten Kriegsschiffen schien ernsthaft mit einem Angriff zu rechnen. Einige Hundert Matrosen und Offiziere schliefen jedenfalls tief und friedlich an Bord der Schiffe.

Doch nun – spät oder nicht – begann für die SEALs der ent-

scheidende Teil der Operation. Auf Ellenbogen und Knien robbten sie sich durch das harte Gras. Alle kannten den Angriffsplan bis in die letzte Einzelheit. Commander Hunter würde, unterstützt von Lieutenant Allensworth, Catfish Jones, Mike Hook, Dallas MacPherson und zwei Neuen, in das Kraftwerk eindringen. Mit sich würden sie zwei stahlmanteldurchdringende Bomben führen, vier größere Stücke C-4-Plastiksprengstoff und einige Hämmer, die die Neuen an ihren Gürteln befestigt hatten. Rick war davon überzeugt, dass man nicht kampflos die Kontrolle über das Kraftwerk gewinnen würde und man daher alle, die man antreffen würde, töten musste. Von den Bildschirmen im Wachhaus her wussten sie, dass sie mindestens vier chinesische Techniker antreffen würden, vielleicht auch mehr, aber keine bewaffneten Soldaten. Es war bei Attacken wie dieser ein immer wiederkehrendes Problem, dass die, die man antraf, zu sterben hatten. Es ergab keinen Sinn, sie etwa durch den Einsatz von Betäubungsmitteln nur vorläufig außer Gefecht zu setzen. Was wäre, wenn einer frühzeitig wach würde und einen Alarm auslöste? Jedes Risiko musste ein für alle Mal ausgeschaltet werden.

Zwanzig Meter vor dem Kraftwerk hatten Buster und Rattlesnake das Maschinengewehr aufgebaut, mit dem sie den Eingang und die Straße unter Beschuss nehmen konnten. Die drei übrigen Neulinge wurden als Späher an den Ecken des Gebäudes eingesetzt.

Um 0255 begann der Angriff des siebenköpfigen SEAL-Teams auf das Wärmekraftwerk auf der Hainggyi-Insel. Es war eine pechschwarze Nacht; der Mond war schon lange hinter tief hängenden Regenwolken verschwunden. Nur eine matt leuchtende Birne erhellte die acht Stufen zum Eingang.

Der Commander öffnete vorsichtig die Tür und wartete. Keiner ging hinein. Da niemand von den Technikern nachsehen kam, schlüpfte dann ein SEAL nach dem anderen ins Gebäude.

Ihre Waffen hielten sie schussbereit, damit sie jeden, der ihnen entgegentrat, sofort erledigen konnten. Wenn es nur ein oder zwei Mann sein sollten, würden sie ihre Messer benutzen; bei einer größeren Anzahl würden sie die Gegner mit Maschinenpistolen niederstrecken. Das wäre dann zwar laut und damit auch gefährlicher, aber in dem Fall die einzige Möglichkeit. Sie schlössen so leise wie möglich die Stahltür hinter sich.

Sie wussten genau, wonach sie suchten. Die Ingenieure in Coronado hatten es ihnen detailliert aufgezeichnet: ein massiver Schacht mit einem riesengroßen Ventilkasten an der Spitze, eine gigantische Vorrichtung, welche die Energie eines Vulkans, gespeist aus dem Inneren der Erde, im Zaum halten sollte.

Der Raum, in dem sie sich jetzt befanden, hatte nur eine Öffnung: eine quadratische Tür zu einem großen Saal, aus dem ohrenbetäubender Lärm drang. Die großen Turbinen dort hatten einen Durchmesser von drei Metern. Mit gleich bleibender Geschwindigkeit drehten sie sich und erzeugten so den Strom für die gesamte Basis. Man hatte den SEALs eingeschärft, nach einem Zwischenboden Ausschau zu halten, der sich genau unterhalb der Turbinen befinden müsste.

Rick Hunter und seine Männer fächerten sich beim Durchqueren des Raum auf. Sie suchten abwärts führende Stufen. Immer wenn sie hinter einer der gigantischen Maschinen vortraten, verhielten sie sich wie bei der Sicherung eines Häuserblocks in einer fremden, besetzten Stadt. Sie schlichen entschlossen voran, die Maschinenpistolen immer im Anschlag. Aufmerksam versuchten sie, andere Geräusche aus dem Dröhnen der Turbinen herauszufiltern. Vor sich konnten sie eine weitere Tür in der dicken Betonwand erkennen, und genau da führte eine breite zehnstufige Steintreppe hinab zum Herzstück des geothermischen Schachts.

Die ganze Anlage machte einen verlassenen Eindruck. Es war

einfach unvorstellbar, dass eine derart teure, rund um die Uhr arbeitende Anlage unbeaufsichtigt blieb. Irgendwo musste doch ein Wartungsteam sein – aber wo zum Teufel war es?

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Am Fuß der Treppe kamen den SEALs plötzlich drei chinesische Techniker entgegen. Völlig geschockt starrten sie auf die fremden Riesen mit den schwarz angemalten Gesichtern und der seltsamen Verkleidung, die mit MPs im Anschlag über ihnen standen. Fassungslos standen die Chinesen da und wussten offenbar nicht, was sie tun sollten. Einer von ihnen hob hilflos die Hände hoch, ein anderer schrie laut auf und der Dritte rief etwas in seiner Sprache nach hinten. Mit einem Schritt stand Bobby Allensworth vor Commander Hunter, um ihn zu schützen, betätigte den Abzug seiner Maschinenpistole und schoss vier kurze Salven aus der Hüfte. Niemand konnte so schnell reagieren wie der Lieutenant. Seine Kugeln trafen die drei Techniker mehrfach in Kopf, Hals oder Herz. Sie waren im Bruchteil einer Sekunde von der SEAL-Tötungsmaschine abgefeuert worden.

Kaum waren die Leichen der Männer zu Boden gefallen, als auch schon eine vierte Person hinter einer Ecke hervorgerannt kam und zu Tode erschrocken stehen blieb, nur um ebenfalls mit einem einzigen Feuerstoß aus Bobbys MP-5 niedergemäht zu werden.

Selbst die SEALs waren von der Geschwindigkeit, mit der das alles geschah, aufgewühlt. Commander Hunter nickte seinem Bodyguard dankbar zu. Rick war zuversichtlich, dass der Lärm der Turbinen die Schüsse übertönt hatte, sodass keinerlei Geräusche nach draußen gedrungen waren. Allensworth sagte nur: »Tut mir Leid, dass ich das tun musste, Sir. Aber ich habe befürchtet, dass die sonst einen Alarm auslösen würden. Dazu durften sie aber keine Zeit haben. Keine Sekunde Zeit, Sir!«

»Danke, Bobby. Was anderes blieb uns nicht übrig. Absolut korrekt gehandelt. Sehen wir uns jetzt mal die Anlage hier an.«

Ihre Glückssträhne schien anzudauern. Nur zwei Minuten später, genau um 0310, entdeckten sie den Hauptschacht.

Zur gleichen Zeit klingelte vergeblich das Telefon im Wachhaus an der Umzäunung der Basis. Leutnant Bo Peng, Ingenieur auf dem vor Anker liegenden Zerstörer, versuchte seinen Bruder Cheng anzurufen, der eigentlich zum Wachdienst am Grenzzaun eingeteilt war. Er tat das meist, wenn sie beide zu dieser nächtlichen Stunde Dienst hatten, und hinterher tranken sie oft noch eine Tasse Tee in der Messe des Kriegsschiffes. Leutnant Bo konnte absolut nicht verstehen, warum Cheng nicht an den Apparat ging oder warum nicht zumindest der Anrufbeantworter, wie sonst üblich, eingeschaltet war. Das war im Prinzip eine eiserne Vorschrift im Wachdienst, und Bo war deshalb äußerst verwundert über die Stille am anderen Ende der Leitung. Mit seinen 24 Jahren war er noch sehr ehrgeizig und hartnäckig, weshalb er sofort den wachhabenden Offizier des Flottenstützpunkts anrief, um ihm den Vorfall zu melden. Schließlich gehe es doch nicht an, in einem derartigen Militärkomplex keine Nachrichten übermitteln zu können.

Der Wachhabende war nicht gerade begeistert über die Beschwerde, aber ihm war klar, dass er ihr – schon wegen des Dienstgrades des Anrufers – nachgehen musste. Anderenfalls würde sich womöglich noch der Kapitän des Zerstörers einschalten. Also antwortete er knapp: »Tut mir Leid, Herr Leutnant. Ich habe keine Ahnung, was da los ist. Ich werde den Vorfall notieren und sofort eine Nachtpatrouille da runterschicken.« Drei Minuten später verließen sechs Marinesoldaten mit russischen Kalaschnikows den Wohnblock und stiegen in einen schon wartenden Jeep. Es war das erste Mal, dass sie nachts auf Patrouille geschickt wurden, und beinahe hätten sie auch noch die falsche Richtung eingeschlagen.

Rattlesnake und Buster sahen sie davonbrausen und dann eine scharfe Kehrtwendung machen. Am Ende der ersten Quer-

straße zwischen den Gebäuden bog der Jeep dann nach rechts ab. Die Chinesen fuhren zwischen die Vorrats- und Munitionslager hinein, kamen wieder zurück und bogen dann erst wieder bei den Piers rechts ab. Leutnant Bo auf dem Oberdeck des Zerstörers konnte sie in Richtung Wachhaus entlangjagen sehen. Dort angekommen, konnte die Patrouille natürlich nur die befremdliche Verlassenheit des Wachpostens feststellen: kein Wachsoldat, kein Techniker weit und breit. Die sechs Männer sprangen aus dem Jeep und suchten die Gegend mehrere Minuten lang ab, wobei sie laut die Namen der Vermissten riefen. Dann kehrte der Anführer der Gruppe, Leutnant Rufeng Li, in den Überwachungsraum des Außenpostens zurück und sah sich dort die Bildschirme einmal genauer an.

In der gleichen Sekunde entdeckte Rick Hunter im Wärmekraftwerk in einer Ecke des Raums eine Überwachungskamera und setzte sie mit einem Feuerstoß aus kurzer Entfernung außer Betrieb.

Der Leutnant beobachtete die Bildschirme, da wurde einer von ihnen plötzlich schwarz. Er flackerte nicht oder wurde etwa langsam dunkler – er schaltete sich einfach aus. Der Leutnant vermutete zunächst immer noch nichts Dramatisches. Wahrscheinlich arbeiteten die beiden vermissten Männer irgendwo im Gelände an der Behebung des Defekts, den er gerade miterlebt hatte. Er sah sich noch den Schriftzug am unteren Rand des Empfanggeräts an, der besagte, dass die Kamera im südwestlichen Teil des Kraftwerks installiert war, und ging wieder hinaus.

Dort versammelte er seine Männer. Er nahm sich die Zeit, eine Zigarette anzuzünden, und teilte der Patrouille kurz angebunden mit, er habe das Rätsel um das verlassene Wachhaus gelöst: Die beiden Männer seien wegen eines größeren Maschinendefekts zum Kraftwerk gegangen und hätten das Wachhaus – gegen jede Vorschrift – allein gelassen. Weil der

aufgetretene Fehler offensichtlich ziemlich groß war, seien sie gemeinsam dort hingegangen. Immerhin habe es einen derartigen Vorfall seit der Inbetriebnahme der Basis vor sechs Monaten noch nicht gegeben. Leutnant Rufeng hatte sich die Zigarette während seiner kurzen Ansprache zwischen die Vorderzähne geklemmt. Das hatte er sich erst kürzlich aus einer Tabakwerbung im Internet abgeschaut. Er lächelte dabei gelangweilt, so als wollte er sagen: *Keine Angst, meine Herren. Der Grund, warum ich Leutnant bin und ihr nicht, ist, weil ich ab und zu meine kleinen grauen Zellen einschalte und nicht wie ihr nur hektisch in der Gegend rumlaufe.* In solchen Momenten fühlte er sich wie ein Hercule Poirot Ostasiens.

Es war jetzt 0325. Rick und seine Männer arbeiteten fieberhaft. Sie versuchten das untere Ventil, 1000 Meter über dem kochenden Dampfkessel im Erdreich, zu schließen. Sie hatten eine Kontrollarmatur mit drei großen Hebeln gefunden, mit denen sie – so glaubten es jedenfalls Rick und Dallas – die Ventile des Schachts geschlossen hatten. Dasjenige, wo der Wasserdampf auf die einzelnen Turbinen geleitet wurde, war mit Sicherheit dicht, weil sich die Turbinen bereits langsamer drehten. Alle paar Sekunden sprangen die mit Diesel arbeitenden Ersatzgeneratoren an, und es war nur noch eine Frage der Zeit, wann der Ausfall des Wärmekraftwerks bemerkt werden würde.

Das immens große Kontrollventil an der Spitze des Schachts, das sie oben gesehen hatten, war ebenfalls schon geschlossen.

Das wichtigste Ventil jedoch, dasjenige direkt über dem Dampfsee, das wegen der Druckverhältnisse fest im Zement eingemauert war – schließlich war es das erste Hindernis, um den Dampf am ungehinderten Entweichen zu hindern –, blieb den SEALs rätselhaft. Die Hebel waren jetzt jedenfalls alle auf der gleichen Position. Sie öffneten zunächst einmal wieder die beiden oberen Ventilklappen und ließen den überschüssigen

Dampf entweichen. Lieutenant MacPherson witzelte, dass sie bei einem Fehler wahrscheinlich nicht nur sich selbst, sondern den Großteil Ostasiens in die Luft jagen würden. »Wär das nicht ein Schauspiel?«, sagte er. Selbst wenn er bis zum völligen Zusammenbruch arbeitete – für seinen schwarzen Humor fand er immer noch Zeit. Es war unmöglich, ihn nicht zu mögen. Er schwitzte bei der Arbeit wie ein birmanischer Pandabär. Er hatte gerade zwei Röhren aus der Mitte der Anlage herausgetrennt. Der Dampf, der aus den Löchern kam, stand glücklicherweise nicht unter hohem Druck.

Das untere Ventil – also das direkt über der Höhle im Erdinneren – blieb geschlossen. Das Öffnen der oberen beiden für die Dauer mehrerer Minuten hatte es dem komprimierten Wasserdampf ermöglicht, durch das Röhrensystem nach oben zu steigen und dann zu verpuffen. Der Dampf war zwar immer noch heiß, rief aber keine Verbrennungen hervor. Dallas und Mike Hook versuchten fieberhaft, die erste Bombe innerhalb des geöffneten Schachts zu befestigen und mit Zündschnur unterhalb des mittleren Ventils zu fixieren.

Es blieben ihnen nur noch 17 Minuten, um die zweite Bombe durch ein Loch im Schacht – direkt unterhalb des oberen Ventils – anzubringen. Auch die musste erst noch mit der Zündschnur verbunden werden. Wenn dann der Zündmechanismus diese Schnur zündete, würde die untere Bombe den ganzen Schacht durch den restlichen Dampf hinunterjagen und mit ungeheuerlicher Wucht auf das untere, einzementierte Ventil aufschlagen. Gut möglich, dass dann schon der gesamte Schacht auseinander flog.

Dreißig Sekunden später würde durch das Abbrennen der zweiten Zündschnur ein großer Brocken weißer Semtex-Sprengstoff explodieren und das obere Stahlventil in Stücke reißen. Dadurch würde die andere Bombe den Schacht hinunterfallen. Ihre Geschwindigkeit würde beim freien Fall über

zunehmen, und sie würde schließlich irgendwo im Schutt des Schachtgrundes oder direkt im unterirdischen Dampfsee detonieren. Vielleicht sogar erst am Grund dieses Sees – *kurz vor der Hölle selbst.* Dallas nahm an, dass das Ganze einen völlig neuen Vulkan freisetzen könnte. »Ich habe meinem Daddy mal versprochen, dass ich eine bleibende Spur auf dieser Welt hinterlassen werde. Ich konnte da ja nicht ahnen, dass ich ihr Aussehen verändern würde!«

Auch ohne die tiefschwarzen Fantasien von Lieutenant Dallas MacPherson blieb das Ganze ein gefährliches Unternehmen. Niemand konnte vorhersagen, was wirklich passieren würde. Der gewaltige Druck des Dampfes reichte aus, um einen vier Tonnen schweren Felsen 200 Meter in die Luft zu schleudern – und jetzt wollten sie ihn freisetzen. Er würde den Schacht hochsteigen, um dann das Dach und wahrscheinlich auch den Rest des Bauwerks wegzublasen. Der milchweiße, superheiße Dampf würde vermutlich mit einem gewaltigen Donnern einen Kilometer hoch in die Luft jagen. Es würde Wochen dauern, bis man ihn wieder würde kontrollieren können, besonders, wenn die Fundamente des Kraftwerks völlig zerstört waren. Aus Sicht der U.S. Navy war jedoch allein entscheidend, dass die chinesische Flottenbasis im Golf von Bengalen nur noch historische Erinnerung war.

Dallas MacPherson, Mike Hook und Catfish Jones hoben die zweite Bombe recht unsanft hoch zum oberen Ventil. Es war 0330, als die Bombe endlich fest in ihrer Verankerung hing. Sie schwankte leicht in den gespenstischen Schwaden weißen Dampfes, die immer noch von unten aufstiegen. Dallas verband sie mit den Resten der Zündschnur und wickelte deren anderes Ende dann um die Speichen eines roten Rades direkt am Ventil. Schließlich packte er die C-4-Sprengsätze auf drei verschiedene Stellen des Stahlmantels. Rick blickte auf die Uhr – es war genau 0334.

Sie mussten jetzt schleunigst raus, bevor die ganze Flottenbasis in die Luft flog. Die Zünder der Bomben durften nicht auf weniger als eine halbe Stunde eingestellt werden, sonst würden sie es nicht zu den Schlauchbooten schaffen.

Die Gedanken rasten nur so durch den Kopf des Commanders: *Sagen wir vierzig Minuten von jetzt. Dann haben wir zehn Minuten, um das Gebäude zu verlassen, und eine halbe Stunde, um von der Insel runterzukommen. Reicht das überhaupt? Ich möchte nur ungern von umherfliegendem Mauerwerk erschlagen werden. Doch - vierzig Minuten ab jetzt. Hoffentlich lässt das den Schlitzaugen nicht zu viel Zeit, die ganze Sache zu entdecken.* »Stellen Sie die Zünder auf 0415, Dallas. Also genau eine halbe Stunde nachdem die Schiffe, die Treibstofftanks und die anderen Gebäude hochgegangen sind. Das Chaos ist dann schon groß genug. Hoffentlich geht mit dem Kontrollzentrum auch das Waffenlager in die Luft. Wir müssen sehen, dass wir rauskommen, ohne lange aufgehalten zu werden. Schließlich ist das hier kein Selbstmordkommando. Würde meinem Daddy gar nicht gefallen. Also: raus hier!«

Genau in dieser Minute, um exakt 0334, kehrte der Jeep mit der nächtlichen Patrouille vom verlassenen Wachhaus zurück. An dem Punkt, an dem die Straße in Richtung Kai führte, bog der Fahrer aber nach links ab und hielt auf das Kraftwerk zu. Rattlesnake Davies, der mit dem Maschinengewehr flach im Gras lag, stieß Buster an, als die Scheinwerfer des Wagens direkt auf sie zukamen, zumindest in ihre Richtung. »Herr im Himmel!«, flüsterte er. »Haben die uns etwa gesehen?«

»Glaub ich nicht – ist aber trotzdem komisch«, antwortete ihm Buster. »Was tun wir jetzt?«

»Nichts. Kopf runter. Wahrscheinlich fahren sie vorbei. Aber beim ersten Anzeichen, dass sie das nicht tun, mähen wir sie mit dem MG um. Alle. Egal, wie viel es sind.«

Inzwischen war der chinesische Jeep fast auf ihrer Höhe. Er

fuhr geradeaus und hielt weiter Richtung auf die südliche Wand des Kraftwerks. Wenn er vorbeifuhr, würde er nur zehn Meter von ihnen entfernt sein. Buster und Rattlesnake griffen zu ihren leichteren MPs und ließen das Auto nicht aus den Augen. Alle ihre Sinne waren auf das Höchste angespannt. Wenn der Wagen anhielt, würde es zweifelsohne sechs tote Chinesen geben. Die Soldaten würden keine Chance bekommen, ihre Gegner auszumachen. Die SEALs wussten allerdings auch, dass damit erst die Probleme beginnen würden: Beim ersten Geräusch eines Schusswechsels würde die Marinebasis zum Leben erwachen. Und zehn Minuten später würde sie dann im Lärm ungeheuerlicher Detonationen untergehen. Es war inzwischen immerhin 0335.

Die Ereignisse überschlugen sich von nun an. Rick Hunter rannte mit seinem Team durch das Wärmekraftwerk zurück zum Ausgang. Inzwischen sahen Rattlesnake und Buster mit Entsetzen, dass der Jeep genau vor der Tür hielt. Die Chinesen beeilten sich nicht sonderlich, aber es war deutlich, dass sie in das Gebäude hineingehen wollten. Die jungen SEALs, die neben dem Kraftwerk Wache gehalten hatten, kamen, so schnell sie nur konnten, durch das hohe Gras zu Buster gekrochen. Einer von ihnen sagte: »Zum Teufel auch – jetzt gehen sie rein. Sie sind hinter unseren Leuten her. Scheiße! Buster, sie werden sie töten.«

Nun waren die chinesischen Wachsoldaten aus dem Jeep gestiegen. Rattlesnake Davies robbte wortlos zum M-60-Maschinengewehr links neben ihm. Buster hatte es mit einem Munitionsgurt mit 100 Schuss geladen. Das Gewehr zielte genau auf den Eingang zum Kraftwerk. Leutnant Rufeng und sein Stellvertreter standen bereits auf den Stufen zum Gebäude, die anderen Soldaten waren dicht hinter ihnen. Alle führten eine Kalaschnikow mit sich. Rattlesnake Davies eröffnete entschlossen das MG-Feuer. Die Entfernung betrug nur 20 Meter.

Die tödlichen Geschosse der 7,61-mm-NATO-Patronen schlugen eine Schneise zu den Treppenstufen und töteten den Mann, der gerade die Tür öffnen wollte, auf der Stelle. Leutnant Rufeng wurde von der Salve geradezu enthauptet. Die vier anderen Wachen erstarrten beim Anblick des verspritzenden Blutes, das im schwachen Schein der Glühbirnen die eiserne Eingangstür hinablief. Sie drehten sich um, um zu erkennen, woher das Gewehrfeuer kam. Sie versuchten noch ihre Kalschnikows anzulegen, sahen sich aber direkt Rattlesnake gegenüber, der alle vier auf der Stelle tötete. Die Wucht seiner ein Zoll langen Geschosse warf sie seitwärts zurück in Richtung des Jeeps. Ihre Uniformen waren völlig durchlöchert.

Es war nun 0336, die dunkelste Stunde dieser Nacht. Das Rattern des Maschinengewehrs, durch Echos noch verstärkt, weckte die Basis. Ein Licht ging im Wohnblock an; im Kommunikationszentrum trat jemand ans Fenster. Auf dem Vordeck des chinesischen Zerstörers blickten zwei Seeleute auf Wache erstaunt in die Nacht. Das war Gewehrfeuer, eindeutig Maschinengewehrfeuer – und es war allenfalls 160 Meter entfernt! Sie liefen, so schnell sie konnten, zum fast menschenleeren Kommunikationszentrum unterhalb der Antennenanlage.

Im gleichen Moment öffnete 175 Meter entfernt Commander Hunter die Ausgangstür des Kraftwerks und stolperte fast über die blutverschmierten Leichen von Leutnant Rufeng und seinem Stellvertreter. Durch die verstärkten Wände des Turbinensaals hatten die SEALs im Gebäude natürlich nichts von der Schießerei vor dem Kraftwerk mitbekommen. Rick war deshalb äußerst verblüfft über das, was er da sah. Er stieg über die toten Chinesen hinweg und nahm den Rest der Treppe in zwei Sprüngen. Catfish, Bobby, Dallas und die anderen folgten ihm. Vor ihnen stand der Jeep, um den herum drei weitere Leichen verteilt waren; eine vierte lag auf der Kühlerhaube. »Was zum Teufel bedeutet das schon wieder?«, murmelte er, gerade als

Rattlesnake, Buster und die drei Neulinge aus ihrer Deckung kamen.

»Wir hatten keine andere Wahl, Sir«, sagte Buster. »Wir sollten uns jetzt lieber zum Strand durchschlagen! Wir können ja den Jeep nehmen.«

»Um Gottes willen!«, sagte Rick. »Dann wissen die genau, wo wir gerade stecken. Es ist besser, wenn wir im Schutz der Dunkelheit dahin laufen. Nimmt mir mal jemand das Schwimmbrett vom Rücken? Wir brauchen den Kompass. Okay, los geht's! Schräg rüber in Richtung Zaun am Ende des Waldes. Und jetzt lauft, verdammt noch mal, lauft!« Der Anführer der SEALs schnappte sich das Maschinengewehr von Rattlesnake, klemmte es sich unter den Arm und prüfte im Laufen, wie viel Munition noch übrig war: ungefähr 36 Schuss. Er war der Einzige, der stark genug war, das schwere MG allein zu tragen. »Dallas, Beeilung! Jag den verdammten Jeep in die Luft, damit sie uns nicht einholen können. Catfish, gib ihm die Handgranaten.«

Aber Catfish war schon gestartet und hörte seinen Commander nicht mehr. Also legte Dallas, der einst von einer Profikarriere als Leichtathlet geträumt hatte, einen Zwischenspurt ein und jagte Petty Officer Jones hinterher. Als er ihn nach wenigen Sekunden erreicht hatte, griff er sich eine Handgranate, riss den Zündstift heraus und schleuderte sie mit voller Wucht zurück zum Jeep, der daraufhin in einem einzigen großen Feuerball detonierte.

Diese Explosion zog sofort vier halb bekleidete, aber voll bewaffnete chinesische Wachen an, die aus dem Wohnblock gelaufen kamen. Im Feuerschein des brennenden Autos sahen sie elf schwarz verhüllte Gestalten in südwestlicher Richtung durch das hohe Gras zum Wald laufen. Die Chinesen eröffneten sofort das Feuer auf die Flüchtenden. Sie schossen fast blind in die Dunkelheit hinein, die nur wenig vom flackernden

Licht des brennenden Benzins erhellt wurde.

Eine der Kugeln traf Buster am rechten Schulterblatt und warf ihn zu Boden. Er konnte den Arm nicht mehr bewegen. Die anstürmenden Chinesen sahen zwar den SEAL fallen, aber nicht Commander Hunter, der 30 Meter hinter seinen Männern lief. Rick blieb stehen, brachte das Maschinengewehr in Stellung, eröffnete das Feuer auf die vier herbeieilenden Soldaten und mähte sie nieder. Danach drehte er das MG zum Wohnblock und schoss auf die Seitenfenster dort, um etwaige weitere Verfolger abzuschrecken.

Inzwischen hatten Dallas und einer der jungen SEAL-Kämpfer den verwundeten Buster auf die Beine gestellt und zwischen sich genommen. Er konnte den Schmerz in der rechten Körperhälfte kaum ertragen und er schrie laut, während sie ihn weiter in Richtung Bäume schleppten. Rick Hunter holte sie schließlich ein und befahl, eine kurze Pause einzulegen, um Buster eine Morphiumspritze zu setzen. Dann sagte er: »Weiter geht's, schnell. Buster, die Schulter wird in ein paar Minuten nicht mehr wehtun. Nur keine Gedanken machen.«

Während ihm noch das Blut herablief, nickte Buster Townsend und lächelte. »Danke, Jungs.« Sie kämpften sich voran und tauchten in das Dunkel des Waldes ein. Sie waren dankbar für die Dunkelheit, dankbar für die Deckung, die der Wald gewährte.

Sie ließen nichts als Elend und Chaos hinter sich. Den Chinesen musste inzwischen absolut klar sein, dass ihre Militärbasis angegriffen wurde, obwohl sie bestimmt keine Vorstellung über das ganze Ausmaß der Operation hatten. Noch konnte keiner wissen, wer genau dahintersteckte. Offensichtlich rannte ein Haufen Verrückter herum und erschoss Leute. Die Telefonverbindungen zwischen den beiden Kriegsschiffen am Kai und dem Kommunikationszentrum im Stützpunkt liefen heiß. Als Erster fasste der Kommandant der Jangwei-Fregatte einen

Entschluss. Die dem Zerstörer zugehörigen Hubschrauber sollten sofort aufsteigen, um die Angreifer unverzüglich mithilfe von Suchscheinwerfern und Nachtsichtgläsern aufzuspüren.

Der Kapitän des Zerstörers setzte das umgehend in die Tat um. Die beiden Helikopter standen startbereit auf dem Stützpunkt, direkt hinter den Treibstofflagern. Da sie nur selten eingesetzt wurden, waren sie bislang von der Satellitenaufklärung der USA kaum wahrgenommen worden. Ihre Besatzungen wurden nun vom Kommandanten telefonisch in Aktion versetzt.

Aber das war im Grunde völlig belanglos, da es mittlerweile bereits 0344 war. In 23 Sekunden würden beide Kriegsschiffe ohnehin in die Luft fliegen.

KAPITEL ZWÖLF

Donnerstag, 7. Juni 2007, 0345
Insel Hainggyi, Birma

Die Haftmine, die Commander Rick Hunter am Rumpf des Zerstörers befestigt hatte, explodierte zuerst. Buster Townsends Mine ging zweieinhalb Sekunden später hoch. Die besondere Form dieser grauenhaften Sprengladungen verfünffachte noch ihre Wirkung und riss auf beiden Seiten des Schiffes ein riesiges Loch in den Stahlmantel. Vier Sekunden später wurde das Ausmaß der Katastrophe noch größer: Das Arsenal der Torpedos detonierte in einem dröhnenden. Feuerball. Die Hälfte der Schiffsbesatzung war sofort tot.

Jeder außenstehende Beobachter wäre von der Größe der Explosion erschüttert und über die Höhe der Flammen und die schnelle Ausbreitung des pechschwarzen Rauchs fassungslos gewesen. Allerdings wäre ihm nicht viel Zeit geblieben, sich ganz auf das Inferno auf dem Zerstörer einzulassen. Nur acht Sekunden später hätte sich ihm nämlich ein Anblick wie 1945 in Hiroshima geboten, als die von Catfish Jones und Mike Hook unter den Magazinen der Lenkwaffenraketen angebrachten Haftminen die Fregatte mit ungeheuerlicher Wucht in die Luft jagten. Die kleine, nur 110 Meter lange, aber äußerst schlagkräftige Fregatte wurde Opfer ihrer extrem gefährlichen Bewaffnung: Die explodierenden Raketen – vor allem SSM 6YJ-I Eagle Strikes, CSS-N-4 Sardines und 1-HQ-7 Crotales – zerfetzten das Schiff in seine Einzelteile. Der Kai, an denen die Kriegsschiffe festgemacht waren, bebte und die Flammen der beiden Wracks konnten noch in zehn Meilen Entfernung gesehen werden. Nur sechs Mann überlebten auf der Fregatte; nur 50 von insgesamt 250 Besatzungsmitgliedern auf dem

Zerstörer.

Die Feuermelder auf dem gesamten Stützpunkt heulten gleichzeitig los, aber ihr schriller Lärm wurde kurz darauf von der ungeheuerlichen Explosion der Treibstofftanks verschluckt. Viertausend Kubikmeter Diesel und Flugbenzin detonierten – dank Rattlesnake Davies und dem jetzt verwundeten Buster Townsend – in einem tobenden Schmelzofen. Die exakt eingestellten Mk-138-Rucksackbomben hatten fünf Tanks gleichzeitig hochgehen lassen. Nur wenige Augenblicke später vervollständigten die anderen sieben das höllische Inferno.

Der Lärm des Feuers hätte beinahe auch den Donnerschlag übertönt, den die Detonation zweier Bomben im Treibstoff-Kontrollzentrum verursachte. Die von Dallas MacPherson und Mike Hook verkabelten Minen explodierten mit einer derartigen Wucht, dass der Deckel des Kabelschachts 20 Meter hoch in die Luft flog. Das elektronische Regulierungssystem des Treibstoffflusses würde für immer ausfallen.

Der Sprengsatz am Dampfkessel im Untergeschoss des Kontroll- und Kommunikationszentrums – angebracht von Buster und Rattlesnake – ließ das gesamte Gebäude am anderen Ende der Insel einstürzen. Alle fünf Personen, die sich zu diesem Zeitpunkt darin aufhielten, wurden zu Tode gequetscht.

Die Chinesen im Flottenstützpunkt glaubten, sie wären Augenzeugen des Weltuntergangs. Jede andere Erklärung ergab keinen Sinn. Das ganze grauenvolle – und gleichzeitig so spektakuläre – Szenario hatte sich in weniger als zwei Minuten abgespielt. Es kam aus dem Nichts. Es gab keinerlei Anzeichen eines Angriffes von See her oder aus der Luft. Es war, als wollte die Basis sich selbst auslöschen.

Zur gleichen Zeit kämpften sich die SEALs durch den Wald im Süden der Insel. Sie waren immer noch 1200 Meter vom sumpfigen Küstenstreifen entfernt. Buster verlor weiterhin Blut und litt trotz Morphium unter seinen Schmerzen. Rick Hunter

ließ den Trupp anhalten und untersuchte die Wunde. Zu seiner Bestürzung entdeckte er, dass das Geschoss immer noch im Fleisch der Rückenmuskeln steckte. Er bat Dallas MacPherson ihm den medizinischen Notfallkoffer zu reichen. In ihm befanden sich jede Menge unterschiedlichster Bandagen und Desinfektionsmittel für derartige Verwundungen, aber leider keine Plane für den Transport. Buster musste sich jetzt niederknien und verlor langsam sein Bewusstsein. Rattlesnake hielt seinen Kopf und die zerschmetterte Schulter fest, während Dallas mit dem dünnen Lichtkegel einer Taschenlampe die Wunde beleuchtete. Rick Hunter biss die Zähne zusammen und holte dann mit einer langen Pinzette das Projektil heraus. Das Blut strömte weiter aus der offenen Wunde. Rick benutzte einen mit starkem Desinfektionsmittel getränkten Gazetupfer, um die Wunde zu säubern, während Dallas versuchte, die Blutung mit einem Baumwollstreifen, den er aus seinem Hemd gerissen hatte, zu stillen. Buster Townsend schrie laut auf, und Rattlesnake, einer der Tapfersten im Team, brach mit einem Weinkrampf um seinen lebenslangen Freund zusammen.

Rick versuchte dem Leidenden weiter zu helfen, so gut es ging. Er presste einen weiteren Gazetupfer auf die Wunde, die Dallas dann mit einer Bandage verband, die er Buster auch um die Brust wickelte. Mit einer Binde wurde sein Oberarm an der Seite fixiert. Danach spritzte ihm Rick Hunter noch eine Dosis Morphium. Buster wurde wieder auf seine Füße gestellt, worauf Rattlesnake nur sagte: »Ich übernehme ihn jetzt.«

Er legte sich Busters gesunden Arm um die Schulter und schleppte ihn mühselig durch das Unterholz des birmanischen Dschungels weiter. »Gut, dass wir das getan haben«, stellte der Commander fest. »Wir haben den Blutverlust gestoppt und eine Infektion verhindert. Bis wir ihn im Lazarett haben, hält er durch.«

Wenige Augenblicke später empfing Mike Hook das Funksi-

gnal der Schlauchboote, die irgendwo da unten am Letpan-Fluss sein mussten. »Ich hab sie, Sir. Sie warten schon auf uns.«

»Prima, Mike. Wir halten unsere westliche Richtung bei. Laut Kompass zwei-sieben-null. Wir werden bald den Wald hier auf der linken Seite des Flusses hinter uns lassen. Genau da, wo Shawn den Punkt festgelegt hat.«

»Sollten nicht zwei Mann oder so einen kleinen Zwischenspurt einlegen?«, fragte MacPherson. »Nur damit die in den Schlauchbooten wissen, dass wir unterwegs sind, und um ihnen zu sagen, dass es ein Problem gibt?«

»Gute Idee. Sie, Mike und einer der Neuen laufen vor. Aber nehmt eines der Funkgeräte mit, Bobby bleibt mit dem anderen mit euch in Kontakt. Und benutzt euren Kompass, damit ihr euch nicht verlauft.«

»Okay, Chef. Wir sehen euch in fünfzehn Minuten.«

070400JUN07
USS *Shark*
Position: 16.00 N, 94.01 E. Fahrt 3, Rennstreckenkurs auf Sehrohrtiefe

Obwohl der Wachwechsel anstand, hielt Lieutenant-Commander Dan Headley immer noch das Kommando über das Unterseeboot. Commander Reid hatte sich während der gesamten SEAL-Operation auf Hainggyi erst gar nicht in der Kommandozentrale gezeigt. Dan fand, dass sein Vorgesetzter zumindest einmal inoffiziell hätte auftauchen können. Dieser schien jedoch einfach nur erleichtert zu sein, dass der Erste Offizier darauf bestanden hatte, die Führung der *Shark* während des Einsatzes in der chinesischen Flottenbasis zu übernehmen.

Auf einmal erschien Lieutenant Pearson in der Zentrale und teilte dem darüber überraschten Ersten Offizier mit, der Kommandant wünsche ihn sofort in dessen Kammer zu sprechen.

»Irgendein Hinweis, um was es geht, Shawn?«

»Keine Ahnung, Sir. Er hat nur den Kopf aus der Tür gesteckt, als ich da vorbeigegangen bin, und mich gebeten, Ihnen das auszurichten.«

»Okay. Offizier der Wache, Sie haben das Schiff.«

»Schiff übernommen, Sir«, erwiderte Matt Singer.

Dan machte sich auf den Weg hinunter zur Kammer des Kapitäns. Er war sehr überrascht, den CO unrasiert und in einem ziemlich verstörten Zustand anzutreffen. Das schien ihm noch um einige Grade schlimmer zu sein, als wenn der nur besorgt dreingeschaut hätte.

»Guten Tag, Sir«, sagte er. »Was liegt an?«

»Wir haben ein ernstes Problem«, antwortete ihm der Herr der USS *Shark.*

»Haben wir?«

»In der Tat! Bevor ich das Problem näher erläutere, möchte ich Sie darauf hinweisen, dass ich auf diesem Gebiet eine Art Experte bin.«

»Natürlich, Sir.«

»Merkur, XO, ist rückläufig.«

Dan Headley war wohl selten – eigentlich noch nie – so verwirrt gewesen. »Im Ernst?«, murmelte er lahm.

Commander Reid fixierte seinen Stellvertreter. »XO, haben Sie eine Vorstellung davon, was das bedeuten kann? *Irgendeine Vorstellung davon?«*

»Wer – ich?«

»Falls Sie es noch nicht bemerkt haben, Lieutenant-Commander, ich rede mit *Ihnen!*«

»Nun, Sir. Mir ist nicht ganz klar, was Sie mit Ihrer Bemerkung meinen.«

»Merkur, XO! Einer der größten Planeten des Sonnensystems wird im Morgengrauen eine rückläufige Bahn einschlagen. *Eine rückläufige Bahn! Können Sie sich die Bedeutung dieser Tatsache nicht vorstellen, XO?«* Commander Reids Stimme stieg an – und mit ihr schrillten alle Alarmsignale bei Lieutenant-Commander Headley. »Ich rede über Astrologie, Mr. Headley. *Astrologie.* Die uralte Wissenschaft der Himmelszyklen. Von den Chaldäern vor fünftausend Jahren in Babylonien entdeckt, XO. Babylonien – der heutige Irak.«

»Ach, Saddam Husseins Pöbel. Ich hab die Typen bisher nicht als Gelehrte des Universums gesehen.«

»Nun – die vielleicht nicht, die nicht. Aber ich bin ein Gelehrter der Gesetze des Universums, und ich sage Ihnen eines: Wenn der Merkur eine rückläufige Bahn einschlägt, können die Dinge verdammt kompliziert werden. Das ist eines der uralten Gesetze des Sternenhimmels.«

»Sir, also, das klingt alles zugegebenermaßen sehr interessant. Aber im Moment muss ich zwölf tapfere Männer unter extrem schwierigen Umständen aus einer chinesischen Flottenbasis herausholen. Können wir vielleicht über Merkurs Rückläufigkeit ein anderes Mal sprechen?«

»XO, beschuldigen Sie mich, über Belanglosigkeiten zu reden? Es gibt im Augenblick nichts Wichtigeres als Merkur aufrückläufiger Bahn. Ich spreche über Dinge, die so alt wie die Zeit selbst sind!«

»Sir, und ich spreche über Sprengsätze und die Zerstörung einer großen chinesischen Militäreinrichtung. Ich spreche von Leben und Tod.«

»Und was, Sir, kann mehr über Leben und Tod entscheiden als die langsame Umkehrung der Bewegungsrichtung eines gewaltigen Planeten? Der einen Moment lang im All stillsteht? *Merkur ist rückläufig, XO! Wir alle stehen unter dem unabänderlichen Einfluss dieses Planeten, der uns und unsere Taten*

bestimmt!« Seine Stimme wurde noch schriller: *»Wollen Sie das nicht verstehen, XO?«*

Dan Headley verstand überhaupt nichts mehr. Glücklicherweise klingelte in diesem Augenblick das Telefon. Der CO griff nach dem Hörer und reichte ihn sofort an Dan weiter. Die Stimme von Lieutenant Singer am anderen Ende der Leitung klang fast genauso drängend wie die von Commander Reid. »Sir, können Sie bitte sofort in die Zentrale zurückkommen? Die SEALs haben ein Problem. Buster Townsend ist schwer verwundet worden. Außerdem werden sie von Hubschraubern gejagt, Sir. Bitte, kommen Sie so schnell wie möglich.«

Dan Headleys Herzschlag setzte fast aus. »Sir, entschuldigen Sie mich bitte. Wir haben da draußen ein Problem.«

»Ein Problem? Natürlich haben wir ein Problem! Merkur ist rückläufig! Welcher Planer im gesamten Universum ist Ihrer Meinung nach wohl zuständig für alle Fragen des Transports und der Kommunikation?!«

»Das kann ich Ihnen nun wirklich nicht sagen, Sir. Aber ich weiß, dass ich jetzt dringend gebraucht werde.« Mit diesen Worten rannte er aus der Kammer. Lange nachdem er schon um die Ecke gebogen war, hörte er den Commander noch schreien: *»Merkur, XO, Merkur! Und wo, denken Sie, stand der Planet am 12. August 2000? Beantworten Sie mir diese Frage, verdammt noch mal!«*

Dan verstand sofort: Das war der Tag gewesen, an dem das russische Unterseeboot *Kursk* mit Mann und Maus auf den Boden der Barentssee gesunken war. Seine Gedanken rasten: *Wir haben ein Problem, okay, aber bestimmt ist das nicht irgendso ein verdammter riesiger Felsklumpen, der am äußersten Ende unseres Planetensystems rückwärts durch das All fliegt. Unser Problem sitzt da unten in der Kammer – Reid ist rückläufig! Das ist das Problem.*

In der Kommandozentrale herrschte ungeheure Anspannung.

Lieutenant Singer empfing gerade eine Nachricht. Die Satellitenmeldung von einem der Schlauchboote war knapp und beängstigend:

070410JUN07. 16.00 N, 94.19 E – Verspätete Flucht des SEAL-Teams von Hainggyi. Townsend verwundet, kann nur langsam vorankommen. Chinesische Hubschrauber suchen Küste bis zum Letpan ab. Unsere Boote können deshalb von den neun SEALs im Wald nicht erreicht werden. Versuchen einen neuen Treffpunkt mehr flussaufwärts. Schlauchboote blieben bis jetzt unentdeckt. Die chinesische Basis ist vernichtet.

Lieutenant-Commander Headley las die Botschaft mit äußerster Aufmerksamkeit durch. Singer reichte ihm dann eine detailgenaue Karte, auf der Lieutenant Pearson bereits die vermutete Situation eingezeichnet hatte.

Zwischen dem ursprünglichen Treffpunkt von SEALs und Schlauchbooten und dem Übergang vom Wald- zum Sumpfgebiet lag eine Entfernung von 1000 Metern. An dieser Stelle wies die Karte eine schmale Bucht auf. Offensichtlich boten bis dorthin fast zehn Meter hohe Bäume ausreichend Deckung. Rick konnte es ohne Zweifel bis dorthin schaffen und dann mit einem Spurt die Boote erreichen. Da die Helikopter die Schlauchboote noch nicht entdeckt hatten, war das Schilf dort in dem sumpfigen Gelände offenbar hoch genug, um die Boote verborgen zu halten. Das Problem war nur die Mündung selbst: Sie mussten dort ihre Deckung aufgeben, um über die breite Sandbank ins Flachwasser zu gelangen. Ein Weg von etwa drei Meilen.

»Muttergottes!«, flüsterte Lieutenant Singer. »Die werden im offenen Wasser keine Chancen haben.«

»Sie meinen wegen der Hubschrauber?«

»Ja, Sir.«

»Eigentlich haben sie zwei Möglichkeiten, Lieutenant. Die eine ist, ungesehen aus der Deckung zu kommen. Die andere, die Schweine runterzuholen. Sie haben immerhin drei M-60-Maschinengewehre bei sich, die beiden in den Booten und das eine, das sie selbst mit sich führen.«

»Man muss verdammt viel Glück haben, um einen Helikopter damit abzuschießen, Sir. Obwohl, manchmal klappt's ja.«

»Wo würden Sie lieber sein, Lieutenant? Auf dem Boden zusammen mit den Jungs, die Ihnen die Munition reichen, oder in einem der Hubschrauber, wenn Commander Hunter Sie unter Beschuss nimmt?«

»Keine Frage – unten! Und was sollen wir jetzt tun, Sir?«

»Wir senden den Schlauchbooten eine Botschaft, dass sie uns Bescheid geben sollen, sobald sie mit allen Mann unterwegs sind. Wir kommen ihnen dann entgegen.«

»Sir! Wir haben da gerade mal fünfunddreißig Fuß Wasser unterm Kiel!«

»Und wenn es nur zwei Fuß wären, war mir das auch egal. Wir lassen sie nicht im Stich.«

»Diese Entscheidung werde ganz allein ich fällen!« – Die drei Männer in der Kommandozentrale drehten sich um und sahen Commander Reid vor sich, der lautlos hereingetreten war. Anders als bei seinem Wutausbruch wenige Minuten zuvor wirkte er jetzt sehr ruhig. »Erstatten Sie mir Bericht, XO. Ich möchte die genaue Situation kennen, bevor ich Ihrem Plan zustimme, das Leben der gesamten Mannschaft meines Bootes und die Existenz der Shark selbst aufs Spiel zu setzen.«

Lieutenant-Commander Dan Headley ging zu ihm hinüber und sagte mit eiskalter Stimme: »Hier ist die Karte der Insel, Sir. Das X markiert den ursprünglichen Treffpunkt für die Schlauchboote und die SEALs. Und das Zeichen hier steht an der Stelle, wo das Team nun hingehen muss, um weiter fluss-

aufwärts aufgenommen zu werden. Da sind zwar chinesische Hubschrauber in der Luft, aber die haben bisher weder die Boote noch Commander Hunters Team entdeckt.«

»Ich nehme an, Sie wollen, dass die dort diese breite Sandbank im Spurt überqueren?«

»Richtig, Sir. Ich schlage vor, wir tauchen dann da in der Ekke auf, um sie an Bord zu nehmen. Wenn es sein muss, schießen wir die Hubschrauber mit Stinger-Raketen ab.«

»Nicht, solange ich das Kommando über dieses Schiff habe, XO! Wie können Sie es wagen, eigenmächtig den Chinesen den Krieg zu erklären? In aller Öffentlichkeit und auf offener See auf ein chinesisches Flugzeug schießen, das rechtmäßig den eigenen Stützpunkt verteidigt? Nein, mein Herr! Dafür brauchen Sie nicht nur meine Erlaubnis, sondern auch die des Flaggkommandos und wahrscheinlich sogar die des Oberkommandos der Flotte. Sind Sie sich überhaupt bewusst, welche Folgen Ihr Vorschlag haben könnte?«

Dan Headley sah ihm hart in die Augen. Es war totenstill. Commander Reid schüttelte den Kopf, drehte sich um und verließ wieder den Raum.

Der Stellvertreter des Commanders wollte jedoch nicht akzeptieren, was ihm da aufgetragen worden war. Er wandte sich wieder Lieutenant Singer zu und sagte: »Bitte führen Sie meinem letzten Befehl aus, Matt. Geben Sie die Meldung an die Schlauchboote. Wir wollen sofort Bescheid wissen, wenn sie gestartet sind.«

»Und was ist mit dem CO, Sir? Er will auf keinen Fall, dass wir da reingehen.«

»Stimmt«, erwiderte Dan. »Auf keinen Fall. Und nun geben Sie die Botschaft raus, und sagen sie dem Funkoffizier, er soll auf die Antwort warten.«

Die seemännische Nummer eins des Unterseebootes sah den Ersten Offizier ganz ruhig an und stellte sachlich fest: »Wir

holen sie da raus, richtig, Sir?«

»Möchten Sie Rick und all die anderen Jungens da draußen sterben lassen, Drew?«

»Bestimmt nicht, Sir. Ich nicht!«

0414
Hainggyi

Es fing gerade an zu regnen. Commander Hunter und die anderen acht SEALs kämpften sich mühsam durch den dichten Dschungel voran. Sie hatten ihre Marschrichtung nach kurzem Funkkontakt mit Lieutenant MacPherson geändert, der jetzt dabei half, die Schlauchboote an der Küste entlang zum neuen Treffpunkt zu ziehen. Ein Paddeln war wegen der geringen Wassertiefe von nur einem halben Meter unmöglich. Wenigstens bot das hohe Gras, in dem es vor Insekten nur so wimmelte, ausreichend Deckung. »Herr im Himmel«, fluchte er, »ich dachte, ich bin ein SEAL – momentan komm ich mir aber eher wie Humphrey Bogart vor.« Die Szene erinnerte tatsächlich irgendwie an African Queen. Es fehlte nur noch Katherine Hepburn mit einem MG im Anschlag.

Die tödliche Gefahr, der sie in dieser Nacht ausgesetzt waren, wurde ihnen durch den Rotorenlärm der Hubschrauber immer wieder ins Bewusstsein gerufen. Die Chinesen suchten immer noch nach den Killern, die in ihren Stützpunkt eingedrungen waren und diesen dann zerstört hatten. Auch unter dem Schutz der Bäume konnte Rick sie tief über sich kreisen hören. Im Augenblick jedoch dachten alle neun SEALs nur an eine einzige Sache: Es war 0415, und die stahlzerfetzenden Bomben im Kraftwerk müssten jetzt zünden. Sie würden zwar nicht den Augenblick der Detonation hören – schließlich fand die eine Meile entfernt und 1000 Meter unterhalb der Erdoberfläche

statt –, aber *irgendetwas* würden sie in den nächsten Minuten vernehmen. Rick forderte die Männer auf weiterzulaufen, aber mit jedem ihrer Schritte wuchs die Spannung fast ins Unerträgliche.

Und dann hörten sie es: Zunächst ein dunkles, gedämpftes Grollen wie bei einem fernen Erdbeben, dann wieder gar nichts, aber schließlich durchbrach eine Explosion die unheimliche Stille der Nacht und erschütterte die Fundamente der ganzen Insel. Ein Donnerschlag hallte über den dichten Wald, als das Dach des Wärmekraftwerks hoch in die Luft geschleudert wurde. Sie wurden alle von dem grellweißen Licht geblendet. Eine breite Fontäne kochend heißen Wasserdampfes stieg aus dem Loch empor, wo einst das Kraftwerk stand: 20 Meter zunächst, schoss dann himmelwärts, höher und immer höher über die Insel, reichte bis an die Wolken, 100, 300 Meter, 500 Meter. Das Getöse dabei war nicht von dieser Welt, ein unnatürlicher, befremdlicher Laut tief aus dem Inneren der Erde. Über den Bäumen konnten Rick und seine Männer die tödliche elfenbeinfarbene Dampfsäule sehen. Sie erinnerte sie an einen endlosen Wolkenkratzer, der bis in die Stratosphäre selbst reichte.

Unabhängig von der Tatsache, dass dieses bedrohliche Schauspiel vermutlich das Ende der chinesischen Flottenträume in Birma bedeutete, hatte der gigantische Turm aus Wasserdampf noch einen sehr erfreulichen Nebeneffekt: Er verhinderte die weitere Verfolgung der SEALs durch die chinesischen Hubschrauber, zwei russische Helix-A-U-Boot-Jäger und eine Helix-B mit UV-57-Raketen an Bord.

Alle drei Maschinen waren zum Zeitpunkt der Explosion nur 150 Meter vom Kraftwerk entfernt gewesen. Die Piloten drehten sofort ab, als in einem weiß strahlenden Inferno das Dach in die Luft flog und ein Schauerhagel aus Steinen, Zementbrocken, Staub und Eisenteilen niederging. Da auf dem Boden

alles in Flammen zu stehen schien, war es für sie auch unmöglich zu landen. Zudem war die Sprechverbindung zu den Bodenstationen vollständig ausgefallen. Die Piloten wussten nicht einmal, ob da unten noch jemand lebte. Sie selbst waren auf Befehl des inzwischen getöteten Kommandanten des Zerstörers erst in letzter Sekunde aufgestiegen, waren dann von den brennenden Treibstofftanks weggeflogen und hatten einen neuen Befehl über das Notaggregat aus dem Wohnblock erhalten.

Der Dienst habende Offizier dort hatte ihnen die Meldung unter hohem persönlichem Druck übermittelt. Er war selbst schwer verwundet, und seine Botschaft klang eher wie ein verzweifelter Notruf als ein Befehl. Er hatte gerade noch Zeit, den Piloten die Fluchtrichtung der Eindringlinge mitzuteilen, dann brach auch diese Verbindung zusammen. Andere Ansprechpartner auf dem Boden gab es zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr.

Die großen, weißroten Helix-Hubschrauber waren alle sehr kampfstark. Zwei von ihnen besaßen die Waffen, um getauchte Unterseeboote zu versenken, während der dritte mit Raketen bestückt war, um anfliegende US-Stingers auszuschalten. Aber sie waren auch – allein schon durch den Lärm ihrer Zwillingsrotoren – optimale Zielscheiben für feindlichen Beschuss. In der Luft sahen sie wegen ihrer eher klobigen Bauweise wie ein Schwärm angreifender Flugsaurier aus.

Die Piloten landeten ihre Maschinen auf unebenem Gelände, etwa 200 Meter von der Dampfsäule entfernt. Dann rannten alle neun Besatzungsmitglieder – Piloten, Navigatoren und Bordschützen – in Richtung Wohnblock, um dort vielleicht weitere Instruktionen zu erhalten.

Damit war die Bedrohung für die SEALs, zumindest im Augenblick, vorüber. Commander Hunter trieb seine Männer voran. Buster wurde von Rattlesnake und einem der Neuen auf einem Sitz getragen, den sie mit verschränkten Armen gebildet

hatten. Buster saß darin einigermaßen bequem und konnte sich zudem gegen Catfish Jones lehnen, der direkt hinter ihm lief. Da sie im Gleichschritt gingen und Busters Gewicht gleichmäßig auf die drei verteilt war, kamen sie recht schnell voran, jedenfalls wesentlich schneller, als wenn er selbst gegangen wäre. Sie kämpften sich durch den dichten Wald vorwärts, immer in der Furcht, das Geräusch der wiederkehrenden Hubschrauber zu vernehmen. Aber glücklicherweise kehrte keiner zurück, und so schafften sie es unbehindert bis hinunter zur Sandbank. Rick überprüfte auf dem Kompass regelmäßig ihre neue Marschrichtung: zwei-fünf-fünf, südlicher als der ursprüngliche Kurs. Das laute Dröhnen der Dampfsäule in der Basis gab ihnen ein Gefühl der Genugtuung. Sie hatten ihre Mission erfüllt – und für einen Marine-SEAL war das das Größte.

Um 0440 bemerkten sie, dass der Schilf- und Riedgrasbewuchs dünner wurde. Gleichzeitig waren die Funksignale aus den Schlauchbooten deutlicher zu vernehmen. Sie mussten also ganz in der Nähe sein.

Und dann sah Rick das Wasser. Es spiegelte in einem himmlischen Phosphoreszieren den schneeweißen Wasserdampf wider, der über der ganzen Insel lag. Vor ihnen breitete sich die flache Sandbank aus, und dahinter, etwa in 1000 Metern Entfernung, sahen die SEALs fünf schwarze Gestalten, die gerade die Schlauchboote näher ans Ufer zogen. Rick Hunter schrie ins Funkgerät: »Dallas, wir sind da! Over.«

»Okay, Sir«, kam die Antwort. »Es ist ziemlich flach hier. Wir kriegen die Boote nicht näher ran. Selbst leer nicht. Ich komme jetzt rüber. Wartet dort. Over.«

Eine Minute später kam Dallas MacPherson, gefolgt von Mike Hook, durch die Uferbrandung gewatet. »Sir«, sagte er, »Klasse das mit dem Dampf, was? Hauen wir lieber ab.«

»Das können Sie laut sagen. Wie geht’s weiter?«

»Der Untergrund hier ist ziemlich fest. Sehen wir also zu, dass wir Buster schnellstens an Bord kriegen. Die Boote sind da vorn im hohen Schilf verborgen. War ‘ne wundervolle Tarnung – die Hubschrauber haben uns glatt übersehen. Komm, Rattles. Okay, Buster, es geht nach Hause.«

Das Team stieg ins Wasser und watete zu den Schlauchbooten. Rick trug das M-60-Maschinengewehr, die anderen ihre MPs, einer der Neuen noch einen zusätzlichen Munitionsgurt. Sie trugen noch ihre vollständige Schwimmausrüstung, aber ohne Draeger-Apparate, ohne Bomben, Minen und Sprengstoff fiel ihnen das Laufen leicht.

Auf einmal hörten sie über den Bäumen das Geräusch der zurückkehrenden Helikopter. Die chinesischen Piloten waren inzwischen von irgendwem genau instruiert worden, wohin die eingedrungenen Killer geflohen waren: *Sie müssen unten am Flussufer sein. Achtet auf Boote und Männer in schwarzen Kampfanzügen!* Die hintere Luke aller drei Hubschrauber stand jetzt offen. In den Öffnungen hatte sich der jeweilige Bordschütze mit einem Maschinengewehr, das doppelt so groß wie das der SEALs war, in Stellung gebracht. Der Navigator neben dem Piloten suchte unterdessen den Boden mit einem Nachtsichtglas ab und gab seine Beobachtungen an den Schützen weiter.

Die SEALs steckten jetzt tief in Schwierigkeiten. Sie waren zwar nicht mehr weit von den rettenden Schlauchbooten entfernt, aber die boten ihnen keinen Schutz. Während sie weiter über die Sandbank stapften, waren sie so verwundbar wie sonst während ihres gesamten Einsatzes nicht.

»Zurück zum Ufer und volle Deckung!« Der Befehl des Commanders kam zu spät. Der erste Hubschrauber knatterte schon über die Baumwipfel. Er wollte gerade in westliche Richtung über das Wasser weiterfliegen, als der Navigator unter sich im Uferbereich eine Bewegung sah. Er gab dem Piloten

sofort den Befehl, nach links abzudrehen und in 300 Meter Höhe zu kreisen. Dann teilte er dem Bordschützen mit, wo genau er die verdächtige Bewegung wahrgenommen hatte, und der eröffnete das Feuer. Er bestrich das Ufer mit Salven aus seinem MG, zerfetzte das schützende Schilf, zog tödliche Linien im Wasser. Der erste Feuerstoß traf den letzten Mann im Schilfdickicht – und das war Catfish Jones. Die Salve aus dem Hubschrauber traf ihn in Kopf und Rücken, worauf er tot in das seichte Wasser des Flusses fiel.

Rattlesnake Davies übergab Buster dem Neuen, der ihn nun allein tragen musste. Obwohl die Kugeln um ihn herum einschlugen, ging er zurück, um den Gefallenen in Sicherheit zu schleppen. Wie durch ein Wunder trafen ihn die Geschosse nicht. Obwohl ihm völlig klar war, dass Catfish tot war, ließ er nicht von ihm ab und zog den ehemaligen Hochseefischer aus North Carolina aus der Schusslinie. Dabei wiederholte er ein ums andere Mal: »Komm schon, Catfish. Es wird alles gut, Kumpel. Ich weiß es. Komm einfach, Catfish. Alles wird gut.«

Als er endlich in Deckung war, drehte er Petty Officer »Catfish« Jones auf den Rücken, damit die anderen nicht dessen scheußliche Verwundung sahen, vor allen Dingen nicht das klaffende Loch im Hinterkopf.

Rick Hunter überdachte sofort die Situation. »Wir müssen uns mucksmäuschenstill verhalten«, schärfte er den anderen ein. »Der Bordschütze hat keine Ahnung, ob er irgend jemanden getroffen hat. Köpfe runter, keine Bewegung. Betet für Catfish – er war ein tapferer SEAL. Aber wir müssen auch sehen, wie wir uns selbst retten.«

»Sir, wir lassen ihn doch nicht hier, oder?« Rattlesnake Davies war völlig außer sich. »Wir können ihn doch nicht hier lassen, Sir! Ich kann das nicht.«

»Red nicht so einen Stuss, Rattles! Natürlich lassen wir ihn nicht hier.« Der Commander wusste genau, wie man mit seinen

Leuten reden musste, wenn sie kurz vor einem Nervenzusammenbruch standen.

»Herr im Himmel, wie sollen wir hier bloß rauskommen?«, mischte sich jetzt Lieutenant MacPherson ein.

»Indem wir unseren Verstand gebrauchen, ruhig bleiben, möglichst nicht durchdrehen, uns versteckt halten, so lange wie nötig – und so hart wie möglich zurückschlagen, sobald sich uns die Gelegenheit dazu bietet.«

»Was mich am meisten beunruhigt«, sagte Dallas, »ist die Tatsache, dass es langsam hell wird. Spätestens um 0630 wird es taghell sein. Das gibt uns also maximal eine Stunde, um von hier zu verduften.«

»Wenn wir ganz auf uns allein gestellt sind, wird es hart. Wir könnten schon ein bisschen Hilfe gebrauchen. Ich rechne da fest auf meinen Kumpel Danny.«

Sie konnten jetzt hören, wie die drei Hubschrauber eine große Schleife über die gesamte Küste der Insel Hainggyi flogen, da ihr Geknatter in östlicher Richtung verebbte. Also würden sie in etwa sechs Minuten wieder zurückkommen. Commander Hunter sammelte das Team um sich. Buster war jetzt halbwegs in der Lage, auf den eigenen Füßen zu stehen. Zwei der Neuen trugen die Leiche von Catfish Jones ins Wasser und zogen ihn dann zu den Schlauchbooten, die nur 50 Meter entfernt lagen. Das ganze Manöver verlief langsamer, als alle sich das wünschten, aber noch zeigte sich nichts am Himmel. Das dem Meer zufließende Wasser reinigte die Wunden des toten SEALs, auf dessen Konto die Zerstörung der chinesischen Fregatte ging.

Sie erreichten die Schlauchboote ungehindert. In eines der beiden legten sie den toten Catfish, in das andere wurde Buster in einer einigermaßen bequemen Position gebettet. Ward und Franks, die beiden Marinesoldaten, die die Boote steuerten, halfen dann den anderen hinein. Rattlesnake fuhr im gleichen

Boot wie Buster, dazu kamen noch Rick Hunter, Bobby Allensworth und die beiden Neuen, die bei der Aktion im Wärmekraftwerk dabei gewesen waren. Lieutenant MacPherson saß im anderen Boot. Dazu die restlichen Neulinge und Mike Hook, der bereits das M-60 schussbereit machte.

Sie lagen immer noch im Schutz der überhängenden Bäume. Wegen des hinzugekommenen Gewichts hatten die Boote jetzt Grundberührung. Commander Hunter und Lieutenant Allensworth stiegen deshalb wieder aus. Noch immer blieb am Himmel alles ruhig. Rick entschied – da es noch dunkel genug war –, dass sie einen Startversuch unternehmen sollten, hinunter auf dem sich verbreiternden Fluss und über die Sandbank hinweg. »Das Schilf verbirgt uns dort in fünfzig Metern Entfernung genauso gut wie hier, nur dass die Wassertiefe dort vermutlich über einen Meter beträgt. Bobby und ich ziehen die Boote dorthin. Ich ziehe, er schiebt. Auf geht's.«

Rick griff sich die Fangleine des vorderen Bootes und zog. Hinten schob Bobby Allensworth mit all seiner Kraft. Das Boot bewegte sich. Rick legte sich noch stärker ins Zeug, und schließlich schafften sie es, das Boot aus dem Schlamm zu ziehen. »Erst mal das eine Boot«, sagte er, »das andere holen wir später. Benutzt die Paddel, um so weit wie möglich im Schilf zu bleiben.« Hunter zog nun Schulter an Schulter mit Bobby das Boot voran und versuchten dabei, es vom Abdriften in das offene Fahrwasser abzuhalten.

Sie hatten 25 Meter zurückgelegt, als die Hubschrauber wiederkamen. Der Lärm des aufsteigenden Dampfes aus dem ehemaligen Kraftwerk hatte das Geräusch ihrer Rotoren übertönt. Bobby sah sie, bevor er sie hörte. Er schrie Rick zu, das Boot in Richtung Ufer zu schieben, um dann abzutauchen. Der SEAL-Commander drehte sich um und sah die Helikopter nur eine halbe Meile entfernt auf die Sandbank zufliegen. Der Pilot drehte nach rechts und ging über den Bäumen niedriger. Sein

Navigator glaubte, etwas im Wasser gesehen zu haben, und befahl dem Bordschützen, erneut das Feuer auf die Uferregion zu eröffnen.

Abermals rissen die Einschläge aus dem russischen Maschinengewehr eine Spur entlang dem linken Flussufer. Die beiden SEALs tauchten unter, und der Hubschrauber flog über sie weg. Nicht aber der nächste! Rick und Bobby hatten diesen gar nicht bemerkt. Der Bordschütze im zweiten Helikopter, der mit Nachtsichtgeräten ausgestattet war, sah sie deutlich und jagte seine tödlichen Salven nach unten. Der Hubschrauber flog so tief, dass der Mann sein Ziel gar nicht verfehlen konnte. Mit einem Mut, der vor nichts zurückschreckte, warf sich Bobby Allensworth, der SEAL aus dem Ghetto von Los Angeles, über seinen Commander, um dessen Leben zu retten. Elf Mal schlugen die Geschosse in ihn ein, zerrissen ihm das Rückgrat, das Genick, den Schädel. Er war sofort tot.

Rick Hunter erhob sich mühsam aus dem Schlamm. Er war unverletzt, aber klitschnass. »Verflucht, Bobby«, sagte er, »wollen Sie uns beide ertränken?« Doch dann sah er seinen Kameraden mit dem Gesicht nach oben im Wasser liegen. Das Blut strömte aus zwei Wunden im Gesicht, wo die Geschosse fast den Schädel durchschlagen hatten. Rick schaffte es, ihn hochzuheben und ins Schlauchboot zu hieven, bevor er zusammenbrach. Er barg den Kopf auf der Gummihaut des Bootes. Noch nie hatte jemand Rick Hunter so verzweifelt gesehen.

Lieutenant MacPherson begriff, was passiert war, sprang aus dem zweiten Boot und zog es ins tiefere Wasser. »Diese verdammten kleinen Bestien!«, fluchte er. »Zumindest wissen wir jetzt, was Sache ist. Die sollen nur kommen. Richtet das verfluchte M-60 aus, und schmeißt den Motor an.« Sie fuhren zu Commander Hunter hinüber. Die Munitionsgurte für das MG lagen bereit. Es war keine Sekunde zu früh. Die chinesischen Hubschrauber waren nach einer langen Schleife wieder auf

dem Anflug auf die Sandbank.

»Es tut mir so Leid, Sir«, sagte Dallas zu Rick, nachdem sie bei dessen Boot angekommen waren, »das ist ja schrecklich. Aber das Maschinengewehr in unserem Boot ist so weit fertig. Nehmen Sie wieder Deckung im Schilf. Wir knöpfen uns gleich die Chinesen vor und knallen die Piloten ab. Vielleicht reicht ja schon einer, dass die anderen alle abhauen.«

»Okay, Dallas. So machen wir's.«

Die chinesischen Piloten waren sich wegen der Dunkelheit noch nicht einmal sicher, ob sie bislang etwas getroffen hatten. Sie fächerten aus, und der führende Hubschrauber flog ziemlich tief zum blutgetränkten Wasserlauf zurück. Als er näher kam, eröffneten die SEALs aus ihrem Versteck mit allem, was ihnen zur Verfügung stand, das Feuer auf ihn. Dallas jagte 30 Schuss in die hintere Luke der Maschine und tötete dadurch den Bordschützen und den Navigator. Mike Hook zerstörte die Motoren unterhalb der Rotorblätter, und Commander Hunter ballerte voller Hass und Wut, wie er sie noch nie gekannt hatte, einen ganzen 100-schüssigen Munitionsgurt mit in das Cockpit der Helix-B. Ob es der Ausfall der Motoren war, die Geschosse, die das Seitenfenster durchschlugen, oder was auch immer – plötzlich ging der Helikopter jedenfalls in Flammen auf, geriet ins Trudeln und schlug mit 100 Knoten aufs Wasser auf. »Fick dich ins Knie!« war der drastische Kommentar eines der neuen SEALs.

Sie konnten die Scheinwerfer der beiden Hubschrauber sehen, die nach Norden abgedreht waren. Die Maschinen suchten jetzt offenbar den Teil der Insel ab, wo sich der Fluss, bevor er nach Osten abbog, vorübergehend in zwei Arme teilte. Dann wandten sich die Helix-Chopper wieder nach Osten und flogen zur brennenden Marinebasis.

Die beiden Piloten waren verwirrt. Sie hatten gerade die Vernichtung des anderen Kampfhubschraubers miterlebt. Dazu

kam, dass die Kriegsschiffe, auf denen sie normalerweise ihren Dienst verrichteten, versenkt waren. Ein Nachtanken war unmöglich – es gab keinen Treibstoff mehr. Ebenso keine Elektrizität. Hunderte waren gestorben. Der gesamte Stützpunkt war ein einziges Flammenmeer. Und im Epizentrum dieses ganzen Infernos stieg brüllend eine weiße Dampfsäule auf, die direkt aus der Hölle zu kommen schien.

Es gab vor Ort allerdings auch keine Vorgesetzten mehr, denen die überlebenden Hubschrauberbesatzungen Rechenschaft ablegen mussten. Zudem waren sie gerade Augenzeugen der Feuerkraft ihrer Gegner geworden. Kein Wunder also, dass die Kampfbereitschaft der Chinesen auf den Nullpunkt gesunken war. Sie landeten wieder gegenüber dem ehemaligen Kraftwerk und berichteten einem kleinen Rest von Offizieren, der dort verharrte, was ihnen zugestoßen war.

Die SEALs bekamen von all dem natürlich nichts mit. Commander Hunter sammelte die Männer wieder um sich. »Jungs, irgendwann müssen wir hier endlich raus. Packen wir's an. Wie viel Munition haben wir noch übrig?«

Seaman Ward, ein harter Bursche mit irischen Vorfahren, antwortete ihm: »Wir sind mit sechs Munitionsgurten reingegangen. Ihren haben Sie ja schon verschossen, also haben wir noch vier ganze und zwei halbe in Reserve.«

»Okay, teilt die auf. Ich übernehme ein MG im ersten Boot. Lieutenant MacPherson und Chief Mike Hook nehmen die anderen. Und jetzt schieben wir uns mit den Paddeln aus dem Schilf. Sobald wir draußen sind, schmeißt die Motoren an, und los geht's. Stellt die Funkverbindung zum Unterseeboot her, damit ich denen eine Meldung durchgeben kann.«

Die beiden Schlauchboote wurden nun weg von der Uferregion in den tiefen Kanal gepaddelt. Es wurde mittlerweile eindeutig heller, hell genug, um die Karte ohne Taschenlampe zu lesen. Danach hatten sie drei Fuß Wasser unter den Booten.

Das genügte. Um 0520 warfen sie die Motoren an und fuhren unter einem leeren Himmel, der im Osten durch die brennende Flottenbasis erhellt wurde, los. Mit acht Knoten hielten sie Kurs zwei-sechs-null auf die unsicheren Gewässer vor ihnen.

0528
USS *Shark*
Position: 16.00 N, 94.01 E. Fahrt 3. Sehrohrtiefe

Lieutenant-Commander Dan Headley las mit wachsendem Entsetzen die neue Meldung:

O7O520JUN07. 16.00 N, 94.18 E. Bei schwerem Beschuss aus verfolgenden Hubschraubern wurden Lieutenant Allensworth und Petty Officer Jones getötet. Schlauchboote blieben unbeschädigt. Fahren jetzt mit Höchstgeschwindigkeit in Richtung Hainggyi-Untiefe auf Kurs zwei-drei-null. Eine Helix wurde abgeschossen. Drei M-60s und ausreichend Munition vorhanden. Erbitte Unterstützung durch *Shark.* Es ist schwierig für uns, im offenen Wasser zu operieren. Hunter.

Commander Reid war wieder einmal nicht in der *Zentrale.* Dan Headley rief die anderen führenden Offiziere des Unterseebootes zu sich. Die seemännische Nummer eins, Drew Fisher, und der Offizier der Wache, Lieutenant Matt Singer, waren bereits anwesend. Lieutenant Pearson kam in Begleitung des für die Waffensysteme zuständigen Lieutenant-Commander Jack Cressend. Der Sonaroffizier, Lieutenant Josh Gandy, betrat als Letzter den Raum. »Meine Herren«, leitete Dan das Treffen ein, »ich möchte Ihnen zwei Meldungen vorlesen, die ich in den vergangenen zwei Stunden vom SEAL-Einsatzteam erhielt, das wir nahe der birmanischen Küste ausgesetzt haben.«

Nachdem die Anwesenden die Meldungen vernommen hat-

ten, konnte man in ihren Gesichtern den Schmerz um den Tod der zwei SEALs und die schwere Verwundung des dritten ablesen.

»Wie Sie der letzten Botschaft entnehmen können, sind sie in diesem Augenblick mit hoher Geschwindigkeit auf der Flucht da raus. Sie haben achtzehn Meilen bis zu unserem gegenwärtigen Standort zurückzulegen. Das heißt, für die nächsten fünfundvierzig bis fünfzig Minuten sind sie auf ungeschütztem, offenem Wasser. Die Helix-Hubschrauber fliegen locker hundertdreißig Knoten. In etwa acht Minuten können die also bei den Schlauchbooten sein. Die SEALs sitzen dann da wie auf dem Präsentierteller – und diese verdammten Maschinen aus russischen Beständen sind mit jeder Menge Waffen bestückt, vor allem mit schweren Maschinengewehren. Selbst wenn unsere Leute noch einen weiteren Helikopter abschießen, stehen ihre Chancen sehr schlecht. Das heißt konkret: Mit hoher Wahrscheinlichkeit sind Rick und die anderen Burschen im Lauf der nächsten Stunde tot.«

Dan Headley legte eine Pause ein. Auf den Gesichtern der anderen nahm er eine große Verunsicherung wahr. Dann fuhr er fort: »Meine Meinung ist, dass wir ihrer Bitte nachkommen und ihnen entgegenfahren, um sie da rauszuholen. Im Moment haben wir achtzig Fuß Wasser unter dem Kiel. Wir könnten auf Sehrohrtiefe mit fünfzehn Knoten fahren, aber aufgetaucht schaffen wir mehr als zwanzig. Ich schlage deshalb vor, unverzüglich aufzutauchen, und dann nichts wie los. Chinesische Kriegsschiffe gibt es – dank der SEALs – in dieser Ecke nicht mehr. Vielleicht müssen wir aber die Helix-Hubschrauber mit unseren Stinger-Raketen abschießen. Je eher wir die Stingers bereit haben, desto besser für die Leute in den Schlauchbooten. Meine Herren, ich schlage vor, mit voller Kraft in Richtung Küste zu fahren. Möchte irgend jemand dieser Maßnahme widersprechen?«

Pearson, Cressend und Gandy sagten fast gleichzeitig: »Wir stimmen Ihnen zu, Sir.«

Und Chief Fisher meinte: »Da brauchen Sie gar nicht erst lange zu fragen, Sir. Natürlich sind wir dafür. Schließlich besteht die Möglichkeit, sie zu retten. Worauf warten wir noch?«

»Offizier der Wache, neuer Kurs eins-eins-null. Bereit zum Auftauchen.« Die Festigkeit in Dan Headleys Stimme ließ keinen Zweifel an seinem Entschluss aufkommen.

»Jawohl, Sir«, sagte Lieutenant Singer mit gleichem Nachdruck. Wie den anderen auch war ihm klar, das diese Entscheidung auf eine offene Auseinandersetzung mit dem Kommandanten der *Shark* hinauslaufen konnte. Schließlich war er Ohrenzeuge der vorangegangenen Auseinandersetzung mit Reid gewesen, in der dieser darauf bestanden hatte, ein derartiger Entschluss werde nicht ohne ihn fallen. Und es war auch deutlich geworden, dass seine Entscheidung mit Sicherheit ein Nein zur Rettungsaktion sein würde. Seine Worte hatten seine ganzen Ängste widergespiegelt: *Sind Sie sich überhaupt bewusst, welche Folgen Ihr Vorschlag haben könnte?*

Jedenfalls fuhr die *Shark* jetzt mit voller Kraft und stieg in Richtung der Oberfläche des Golfs von Bengalen.

»Tiefe zwanzig Faden, noch fünfzig Fuß unter dem Kiel. Kurs konstant eins-eins-null. Fahrt zweiundzwanzig Knoten.«

Das Unterseeboot hatte zwölf Stunden praktisch unverrückt an gleicher Stelle gelegen, weshalb das plötzliche Aufnehmen von Geschwindigkeit für alle eindeutig spürbar war. Dieser dramatische Wechsel sollte für den Ersten Offizier, für Lieutenant Singer und Chief Fisher durch eine noch dramatischere Entwicklung überboten werden. Und die trat schon sehr bald ein.

Commander Reid betrat die Kommandozentrale mit wutverzerrtem Gesicht, wenn auch sein Tonfall eher ruhig blieb:

»Lieutenant-Commander Headley, was fällt Ihnen eigentlich ein? Sie unterlaufen meinen Befehl, den ich vorhin bereits klar und deutlich geäußert habe?«

»Sir, ich fahre das Schiff in Richtung Küste, um ein Team der U.S. Navy SEALs zu retten, das sonst dem sicheren Tod ausgeliefert wäre. Ich habe mich dessen versichert, dass diese Mission von jedem führenden Offizier gutgeheißen wird. Ich hoffe nun, dass Sie ihr auch zustimmen. «

»Ihre Hoffnung entbehrt jeder Grundlage. Würden Sie bitte die Güte haben, mich darüber aufzuklären, worin die von Ihnen genannte Todesgefahr überhaupt besteht?«

»Das Team wird von zwei Hubschraubern verfolgt, Sir. Unsere Leute befinden sich in offenen Schlauchbooten, auf offener See. Ihr einziger Schutz sind drei M-60-Maschinengewehre, die natürlich nicht allzu viel gegen die schwer bewaffneten Helikopter ausrichten können, obwohl ihnen bereits der Abschuss einer Maschine gelungen ist.«

»Handelt es sich bei diesen Hubschraubern um U-Boot-Jäger?«

»Zumindest bei einem davon könnte es sich um so einen handeln. Wir wissen, dass die Chinesen ursprünglich zwei ASW-Chopper auf der Basis stationiert hatte.«

»Aha. Und wie wollen Sie diese ritterliche Aktion durchziehen? Etwa an der Wasseroberfläche?«

»Ja, Sir.«

»Aha!« Commander Reids Stimme klang eiskalt. »Ich möchte noch einmal ganz deutlich zusammenfassen: Sie schlagen also tatsächlich vor, mein Boot – aufgetaucht! – direkt in die Flugbahn eines Hubschraubers zu steuern, der vermutlich Raketen mit größerer Reichweite als unsere an Bord hat? *Habe ich Sie so richtig verstanden, Lieutenant-Commander? «*

»Ja, Sir.«

»Sind Sie völlig verrückt geworden, XO?«

»Das nicht, Sir.«

»Dann erklären Sie mir bitte Ihr Verhalten. Und wenn Sie das tun, bedenken Sie bitte auch, was ich Ihnen in unserem Gespräch vor weniger als zwei Stunden mitgeteilt habe.« Commander Reids Augen wanderten unruhig im Raum umher. Er bewegte den Kopf nur leicht, schien aber alle drei anwesenden Offiziere gleichzeitig fixieren zu wollen. *»Rückläufig, XO!* Der große Planet Merkur ist in rückläufiger Bewegung. Ich habe Ihnen das zu erläutern versucht, und ich hoffe doch sehr, Sie haben der Besatzung meine Bedenken vorgetragen. *Und? Haben Sie das?«*

»Nein, Sir.«

»Und warum nicht, verdammt noch mal? Glauben Sie etwa, es könnte im Augenblick ein drängenderes Problem geben?«

»Vielleicht bin ich nicht der Richtige, um darüber eine Meinung abzugeben, Sir!«

»Nein, XO, nein, Sie sicher nicht! Weil Sie ein schlichter Ignorant sind! Wie all diese Männer hier. Sie wissen *nichts* über die Zyklen des Universums. Das Einzige, was Sie kennen, sind belanglose Nichtigkeiten. Belanglosigkeiten Ihres eigenen unwichtigen Lebens und das der Menschen um Sie herum. Sie wissen gar nichts, XO. *Gar nichts!«*

»Wie Sie meinen, Sir.«

»Ich habe mich wirklich bemüht, Geduld gegenüber Ihrer abgrundtiefen Ignoranz zu üben, Lieutenant-Commander. Ich habe auch versucht, Ihnen klarzumachen, dass Merkur unser aller Leben beherrscht, besonders das von Marineoffizieren. Sein Einfluss auf alles, was mit Transport und Nachrichtenübermittlung zu tun hat, ist nämlich so ungeheuerlich groß. Ja, es müsste selbst Ihnen aufgegangen sein, dass die Kräfte des Planeten bereits wirksam sind. Was wurde denn in der chinesischen Basis zerstört? Schiffe, Treibstofflager und Kommunikationssysteme! Das Wesentliche eines jeden Flottenstützpunktes

– die Ziele des großen Planeten.

Nun zu unserem Unternehmen. Offensichtlich hat sich der SEAL-Einsatz zum Schlimmen gewendet. Die Fahrt, welche die SEALs jetzt machen, wird vermutlich ihre letzte sein. *Und in dieser Situation versuchen Sie, XO, mein Boot in Reichweite eines Hubschraubers zu bringen, dessen Raketen ohne weiteres die Hülle des Bootes durchschlagen können? Und das just in dem Augenblick, wo Merkur eine rückläufige Bahn antritt? Nein, XO, und nochmals nein! Sie werden das bleiben lassen!«*

»Nicht jeder glaubt an die Gesetze der Astrologie, Sir.«

»Nein, natürlich nicht. Aber viele bedeutende Persönlichkeiten glauben daran. Wer etwa war in der jüngeren amerikanischen Geschichte der bedeutendste Präsident? Wer war der Mann, der unsere Navy wieder stark gemacht hat?«

»Präsident Reagan, Sir.«

»Stimmt hundertprozentig. Er und die Präsidentengattin glaubten daran. Sie verstanden die Zyklen des Universums. Beide haben den Ratschlag erfahrener Astrologen angenommen, wie schon viele große Männer der Geschichte vor ihnen. Also, XO, ändern Sie den Kurs, und fahren Sie zum vereinbarten Treffpunkt bei 16.00 N, 94.01 E zurück. *Und während Sie meinen Befehl ausführen, erinnern Sie sich bitte an die älteste Regel, die der Kommandant eines Unterseebootes befolgen muss: Tauche niemals und um keinen Preis in Gegenwart deines Feindes auf. Befehlen Sie nun die Kursänderung, Lieutenant-Commander.*«

Dan Headley antwortete bedächtig: »Ich werden dem Befehl leider nicht folgen, Sir.«

»Lieutenant-Commander, ich tue im Moment so, als hätte ich Ihre Antwort nicht gehört. Noch einmal: Ändern Sie den Kurs. *Sofort!«*

»Sie haben mich richtig verstanden, Sir. Ich werde dem Befehl nicht nachkommen. Unter keinen Umständen… Offizier

der Wache, behalten Sie den eingeschlagenen Kurs eins-eins-null bei. Fahrt gleich bleibend.«

»Lieutenant-Commander Headley, ich muss daraus wohl den Schluss ziehen, dass Sie eine Einmannmeuterei unternehmen. Ich stelle Sie deshalb nach mir zustehendem Recht unter Arrest und fordere Sie hiermit auf, die Kommandozentrale umgehend zu verlassen.«

»Das wird leider nicht geschehen, Sir.« Dan Headley ließ die führenden Offiziere wieder zusammenrufen. Einer nach dem anderen betraten sie den Raum, zunächst die Lieutenant-Commanders Jack Cressend und Josh Gandy, dann der Navigationsoffizier, Lieutenant Shawn Pearson. Chief Fisher und der Offizier der Wache, Lieutenant Matt Singer, waren ja ohnehin schon anwesend.

»Ich habe bereits die Offiziere dieses Schiffes konsultiert, Sir«, begann Dan Headley. »Es ist die unumstößliche Meinung jedes der Herren, dass es unsere verdammte Pflicht ist, die SEALs zu retten. Wir sind ein Kriegsschiff und sicherlich bestens gerüstet, um mit ein paar veralteten chinesischen Marinehubschraubern fertig zu werden. Unsere SEALs da draußen haben gerade mit höchster Tapferkeit ihren Auftrag erfolgreich beendet. Eine Aufgabe, die ihnen – wenn ich es richtig verstanden habe – der Präsident unseres Landes, sein Nationaler Sicherheitsberater und der Chef der Marineoperationen gestellt haben. Nur wenn ich direkte Befehle von einem dieser Männer erhalte, werde ich nachgeben und nicht mehr darauf bestehen, das Leben unserer Kameraden zu retten.«

Commander Reid sah aus, als würde er kurz vor einem Tobsuchtsanfall stehen. »XO!«, brüllte er. »Wissen Sie, was passiert, wenn einer der Hubschrauber uns trifft und versenkt? Können Sie sich vorstellen, wie das ist, wenn wir – wie etwa die Männer in der russischen *Kursk* – eingeschlossen auf dem Grunde des Meeres liegen, zum unweigerlichen Tod verurteilt?

Können Sie sich das vorstellen, XO?«

»Wahrscheinlich nicht so gut wie Sie, Sir.«

»Wenn Sie, Lieutenant-Commander, wenn Sie nur so wie ich diese Momente des Schreckens nachempfinden könnten.«

Umgeben von seinen Offizierskollegen sah Dan Headley seinem Dienstvorgesetzten offen ins Gesicht und sagte dann in einem beruhigenden Tonfall: »Sir, Sie fühlen sich meiner Auffassung nach in letzter Zeit nicht besonders wohl. Sie haben unter erheblichem Stress gestanden, weshalb jeder hier es verstehen würde, wenn Sie sich einfach richtig ausschlafen wollen. Inzwischen führen wir die Rettungsaktion durch. Wie Sie wissen, fahren wir momentan mit voller Kraft voraus in Richtung Schlauchboote – und nichts wird uns davon abhalten können. Die Mannschaft dieses Schiffes wird die SEALs nicht sterben lassen, mehr ist nicht zu sagen.«

Abermals schnaubte der Kapitän voller Wut. *»Das Einzige, was ich Augenblick zu sagen ist, ist, dass Ihre Laufbahn bei der Marine beendet ist, XO! Und das gilt auch für alle anderen, die dieses Wahnsinnsunternehmen unterstützen wollen!«*

»Das sehe ich anders, Sir. Und nun möchte ich Sie bitten, die Kommandozentrale zu verlassen. Wir haben viel zu tun. Lieutenant Pearson, wenn die Jungs um 0535 in den Küstengewässern waren, wo können sie dann jetzt sein, wenn sie fünfundzwanzig Knoten machen? Wie weit sind sie noch weg von uns?«

Noch bevor Shawn Pearson diese Berechnungen durchführen konnte, explodierte Commander Donald K. Reid: *»Ich dulde diese Missachtung nicht. Noch bin ich der Kommandant dieses Bootes, und ich will nicht, dass es in eine tödliche Konfrontation verwickelt wird. Treten Sie zur Seite, Offizier der Wache. Ich übernehme das Ruder! XO, auch Sie zur Seite. Ich gebe neue Befehle: Sofort umkehren, und zwar abgetaucht.«*

Niemand sagte einen Ton. Aber auch niemand bewegte sich

einen Schritt zur Seite. Die *Shark* fuhr weiter in Richtung SEALs – schnell, aufgetaucht.

Lieutenant Pearson brach schließlich das Schweigen. »Sir, ich vermute, sie haben die Sandbank kurz vor 0540 erreicht. Der Weg dorthin durch den sumpfigen Küstenstreifen erlaubt wegen des flachen Wassers allenfalls mittlere Geschwindigkeit. Aber sie könnten auch direkt über die Sandbank gelaufen sein. Drei, vier Fuß Wasser haben sie da immer, selbst bei Ebbe. Für die nächsten vier Meilen brauchen sie dann etwa zwölf Minuten. Wenn sie sich beeilen, können sie also um 0552. an der Landspitze Madwin sein, gut acht Meilen von uns entfernt. Es ist jetzt genau 0550. Wir bewegen uns mit etwa siebenundvierzig Knoten aufeinander zu. Wahrscheinlich können wir sie in zehn Minuten sichten.« Lieutenant Pearson hatte gesprochen, als wäre der Kommandant überhaupt nicht anwesend oder gar Herr des Bootes.

Dan Headley wandte sich Commander Reid zu und sagte ganz ruhig: »Sir, ich werde Sie auf die Krankenliste setzen. Ich glaube, das wird für uns alle die beste Lösung sein.«

»Genau das werden Sie nicht tun, XO. Ich übernehme das Kommando der *Shark* und werde umkehren. Zudem werde ich abtauchen und dann auch abgetaucht bleiben. Und sollte das SEAL-Team bei seiner Ankunft immer noch von Hubschraubern umschwirrt werden, werde ich auch ganz still unter Wasser bleiben. Anders als Sie nämlich, XO, und die anderen Offiziere hier halte ich mich strikt an das Flottenreglement. Atomgetriebene Unterseeboote haben danach angesichts eines Feindes nichts an der Wasseroberfläche zu suchen. *Und nun treten Sie endlich zur Seite.*«

Lieutenant-Commander Dan Headley blieb jedoch stockstill stehen und sagte nur: »Gemäß Abschnitt 1088 der United States Navy Regulations entbinde ich Sie von Ihren Aufgaben. Da Sie mein Angebot, Sie auf die Krankenliste zu setzen, abge-

lehnt haben, stelle ich Sie unter Arrest. Als nächster ranghöherer Offizier übernehme ich das Kommando über das Boot. Leider bin ich augenblicklich nicht in der Lage, die Angelegenheit einem Dienstvorgesetzten vorzutragen. Ich vertraue darauf, dass Ihre voreingenommene Handlungsweise nicht durch Instruktionen, die mir zur Zeit nicht bekannt sind, geleitet werden und…«

Commander Reid hob die Arme vorgestreckt in die Höhe, als wollte er einem katholischen Geistlichen gleich die Kommunion austeilen. *»Meine voreingenommene Handlungsweise?!* Wie können Sie es wagen, XO? Diese ganze Geschichte hat doch ihren einzigen Grund in Ihrer lebenslangen Freundschaft zu Commander Hunter. Jeder weiß, dass Sie seit unserer Ankunft in Diego Garcia nur noch um die SEALs herumscharwenzelt sind. Das hier ist eine Loyalitätsfrage! Ihre Loyalität gegenüber diesen verdammten Rohlingen in den Gummibooten gegen meine Loyalität gegenüber den einhundertundsieben Offizieren und Mannschaften auf diesem Boot. *Sie sind ein gottverfluchter Rattenfänger, Lieutenant-Commander!* Sie mögen andere hier täuschen – aber nicht mich. *Und nun übergeben Sie mir das Kommando!«*

»Commander Reid, Sie sind hiermit unter Arrest gestellt.« Jedes Entgegenkommen war aus der Stimme Dan Headleys gewichen. »Chief Fisher, holen Sie sechs Seeleute, und eskortieren Sie Commander Reid in seine Kammer. Er bleibt dort bis auf weitere Order eingeschlossen.«

Dann wandte er sich wieder den anderen Anwesenden zu. »Offizier der Wache, setzen Sie den eingeschlagenen Kurs mit voller Kraft fort. Lieutenant-Commander Gandy, versuchen Sie Kontakt zu den Schlauchbooten aufzunehmen. Lieutenant-Commander Cressend, lassen Sie die Stinger-Raketen an Deck bringen und abschussbereit machen. Lieutenant Pearson, ich gehe jetzt auf die Brücke. Halten Sie mich dort auf dem Lau-

fenden. Das war's.«

Alle Angesprochenen antworteten mit einem vernehmlichen: »Jawohl, Sir!« Danach sprach der neue Kommandant der *Shark* wieder seinen abgesetzten Vorgänger an. »Mir persönlich wäre es sehr lieb, wenn ich davon ausgehen könnte, dass Sie sich schon eine ganze Weile mit psychologisch bedingten Problemen herumschlagen. Anderenfalls müsste ich Sie nämlich für einen ausgemachten Feigling halten.«

»Ich betrachte dies als die unverschämten Anmerkungen eines fehlgeleiteten Offiziers«, antwortete ihm Reid. »Ich denke durchaus an das Leben der mir anvertrauten einhundertundsieben Mann an Bord. Sie dagegen sind offensichtlich bereit, das Leben aller aufs Spiel zu setzen, nur um Ihren Freund Hunter zu retten.«

»Ihnen kommt wahrscheinlich tatsächlich nicht in den Sinn, dass wir durchaus kämpfen *und* siegen könnten. Weil wir nämlich die chinesischen Hubschrauber abschießen, um dadurch das Leben von zehn der tapfersten Männer zu retten, die jemals für unser Land im Einsatz waren. Ein solcher Gedanke wäre natürlich auch keinem französischen Weichei wie dem von Ihnen so sehr verehrten Verlierer von Trafalgar in den Sinn gekommen. Dessen Reinkarnation Sie auch noch unbedingt sein wollen!«

»Dafür werden Sie zahlen, Headley. Ich stelle Sie vor ein Kriegsgericht, sobald wir wieder einen amerikanischen Hafen angelaufen haben.«

»Versuchen Sie es nur, das ist Ihr gutes Recht. Ich würde mich allerdings nicht wundern, wenn man Ihnen selbst ein paar Fragen stellt. Zum Beispiel hinsichtlich des Todes eines anderen SEALs, dem Sie Ihre Hilfe verweigert haben. Sein Name war Charlie Mitchell – und ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, dass Commander Bennett stocksauer auf Sie ist.«

In diesem Augenblick erschien Chief Fisher mit sechs Matro-

sen in der Zentrale. »Bringen Sie ihn jetzt nach unten, Drew«, sagte der Erste Offizier. »Schließt ihn bis auf weiteres in seiner Kammer ein. Wenn er Widerstand leistet, dann tragt ihn. Bringt ihn nur endlich raus hier.«

»Und was soll ich Ihrer Ansicht nach da unten tun? Bis Sie sich durchringen, mich endlich wieder freizulassen?«

»Keine Ahnung. Interessiert mich auch nicht. Vielleicht fragen Sie ja mal Ihren Freund, Kapitän Gennadi Ljatschin. Wahrscheinlich kann der Ihnen weiterhelfen. Ich würde es auch mal mit Villeneuve versuchen. Wahrscheinlich empfiehlt er Ihnen Selbstmord.«

Commander Reid verließ unter Bewachung der Eskorte den Raum und zischte beim Herausgehen noch gehässig: »Headley – Sie sind ein dreckiges Schwein!«

0554
Golf von Bengalen
Vor der Landspitze Mawdin, an der birmanischen Westküste

Die beiden Schlauchboote mit Außenborder jagten mit Höchstgeschwindigkeit über die flache See. Im Osten färbte sich der Himmel rosafarben, und die Sonne ging über den endlosen Reisfeldern des Flussdeltas auf. Von den chinesischen Hubschraubern war weit und breit nichts zu sehen. Die Männer in den Booten änderten nun ihren Kurs auf zwei-neun-null, fuhren also westnordwestlich, um direkt auf die USS *Shark* zuzuhalten. Zum ursprünglich vereinbarten Treffpunkt hatten sie noch etwa 15 Meilen zurückzulegen, waren also noch für gut 40 Minuten auf offener See. Alle hofften – wider besseres Wissen –, dass das Unterseeboot ihnen entgegenfuhr, um sie zu retten. Einer der jungen SEALs stand balancierend da und hielt einen weit sichtbaren Wimpel in die Höhe. Lieutenant MacPherson

versuchte unterdessen, über das Funkgerät Kontakt zum Unterseeboot aufzunehmen, hatte bislang allerdings keinen Erfolg.

So rasten sie eine weitere Seemeile dahin. Dann entdeckte der Ausguck im ersten Schlauchboot auf einmal die zwei chinesischen Helix-Hubschrauber. Sie knatterten über das westliche Festland Birmas und suchten offenbar dessen Küste ab. Die wenigen überlebenden Offiziere auf Hainggyi hatten ihnen tatsächlich aufgetragen, die Verbrecher, die ihren Flottenstützpunkt zerstört hatten zu jagen und zu töten.

Commander Rick Hunter gab seine Order. »M-60-Maschinengewehre schussbereit halten. Aber nicht zu früh schießen, damit wir keine Munition vergeuden. In gut fünf Minuten werden sie hier sein, dann sofort in Deckung gehen. Wir schießen zuerst alle auf die Cockpits, dann Sie, Dallas, auf die hinteren Luken, um die Bordschützen auszuschalten. Mike, Sie übernehmen die Motoren. Ich halte mich dann weiter an die Piloten. Aber erst feuern, wenn ich den Befehl gebe.«

Wenige Sekunden später entdeckten die Chinesen die kleinen Boote, die fast zwei Meilen entfernt in geringem Abstand ihren Kurs hielten.

Rick Hunter gab jetzt den Befehl, den Abstand zu vergrößern. »Ich will nur sichergehen, dass keiner der Helikopter auf beide Boote gleichzeitig zielen kann.«

Dreißig Sekunden später kamen die Chopper schräg hinter ihnen im Tiefflug angedonnert. »Feuer frei!«, schrie Rick, und die drei MGs ratterten los. Von den schwankenden Schlauchbooten aus konnte man nicht richtig zielen, aber auch die Hubschrauber schafften es nicht, einen Treffer zu landen. Die Piloten zogen ihre Maschinen aus dem Mündungsfeuer der Boote weg – aber sie kamen wieder. Einer der Piloten ging in einen Kurvenflug über, um dem Schützen zu ermöglichen, einen gezielten Feuerstoß abzugeben. Seine Geschosse zerfetzten die Wasseroberfläche und hinterließen bei einem der

Schlauchboote vier lange Risse in der Gummihaut. Commander Hunter erhielt einen Treffer im Oberschenkel und einer der Neuen einen in die Brust. Eine mörderische Salve aus den Gewehren von Dallas und Mike Hook verjagte den anderen Hubschrauber. Noch war keine der chinesischen Maschinen beschädigt.

Während Rick Hunter das Blut aus der Wunde lief, wendete er das MG, um den Gegner erneut ins Visier zu nehmen. Bevor er jedoch feuern konnte, drehten die beiden chinesischen Piloten in Richtung Osten ab. Einer der Bordschützen war schwer verwundet; offenbar brauchte man auch Zeit, um sich über das weitere Vorgehen klar zu werden. Das gab den SEALs drei Minuten Zeit, um Ordnung herzustellen. Buster Townsend benutzte seinen unverletzten Arm, um Rick eine Aderpresse um den Oberschenkel zu binden, aber trotz aller Anstrengungen floss das Blut weiterhin aus der Wunde.

Und dann sahen sie es: Der schwarze Rumpf der USS *Shark* durchpflügte mit einer gewaltigen weißen Bugwelle, die sich am Turm teilte, den Horizont. Commander Hunter dachte nicht an die Schmerzen und gab das Kommando aus: »Kurs direkt zum Boot. *Volle Kraft voraus!*« Sie hatten noch eine Meile zurückzulegen, bewegten sich aber mit stetigen 47 Knoten aufeinander zu. In etwas mehr als einer Minute würden sie sich treffen…

… in einer kleinen Ewigkeit. Die Helix-Hubschrauber kehrten zurück, und diesmal schienen sie den Bogen rauszuhaben. Sie flogen tief in einem spitzen Winkel heran und feuerten, was das Zeug hielt. Rick und Dallas zielten wieder auf die hinteren Luken und trafen erneut einen der Bordschützen. Aber der Chinese konnte noch vier Schuss anbringen, mit denen er das führende Boot traf, das daraufhin Wasser machte. Die brutale Salve zerriss das kleine Fahrzeug und traf Buster Townsend dreifach in den Brustkorb. Der SEAL starb, während er noch

versuchte, seinen Commander zu verbinden. Einer der neuen SEALs wurde ebenfalls getötet und Rattlesnake Davies wurde im rechten Oberarm getroffen.

Die Männer in den Booten hatten bei diesem Feuerhagel kaum eine Chance zu überleben – und die Hubschrauber waren schon wieder im Anflug. Dallas und Mike legten einen neuen Munitionsgurt ein, während Rick mit blutigen Händen die Angreifer allein abzuwehren versuchte. Diesmal änderte der zuerst anfliegende Hubschrauber seine Taktik, flog weiter und kurvte dann hart nach links, direkt über den Bug des bereits sinkenden Schlauchbootes. Das erwies sich jedoch als großer Fehler, so flog er nämlich genau in die Reichweite eines der Raketenschützen an Bord der *Shark.* Der hatte geduldig hinter den blasenförmigen Zwillingsdocks auf diese Gelegenheit gewartet. Er war der Einzige an Deck, der nicht auf dem Ausguck stand.

Er zielte mit der langen Röhre, in der die infrarotgelenkte hitzesuchende Stinger saß, und gab sie durch Knopfdruck in einer Entfernung von 600 Metern frei. Sie jagte heraus, warf durch den gewaltigen Rückstoß fast den Schützen zu Boden, korrigierte ihren Flug und flog dann mit Mach 2 genau auf die Helix zu. Sie traf auf den rechten der beiden Motoren und zerlegte den Hubschrauber in seine Einzelteile.

Die zweite chinesische Maschine flog eine Schleife, um dann eine Wasserbombe auf den Bug des Unterseebootes zu werfen. Aber auch in diesem Hubschrauber war man nicht schnell genug. Die Raketenschützen auf dem Turm der *Shark* hatten bereits zwei weitere Stingers in der Luft, noch bevor der Helikopterpilot Anflughöhe und Kurs festlegen konnte. Die Maschine explodierte in einem einzigen Feuerball und stürzte auf der Backbordseite der *Shark* ins Meer.

Vom Deck der *Shark* wurden nun Boote herabgelassen, um die gekenterten SEALs aus dem Wasser zu fischen. Erstaunlicherweise war das zweite Schlauchboot noch nicht gesunken,

obwohl dessen gesamte Steuerbordseite von den Kugeln zerfetzt worden war. Rick Hunter und Rattlesnake waren die Ersten; die an Deck geholt und dort sofort auf Tragbahren gelegt wurden. Für Catfish, Bobby, Buster und den jungen Sam Liefer – einer der Neuen – wurden Leichensäcke geholt. Dann zog man Mike Hook, Dallas MacPherson, die zwei Fahrer der Schlauchboote und die vier restlichen Neulinge auf Deck.

Commander Hunter verlor zwischenzeitlich immer wieder das Bewusstsein. Er musste an der Tragbahre festgebunden werden, damit man ihn durch die enge Einstiegsluke ins Bootsinnere tragen konnte. Auf der Krankenstation warteten bereits der Arzt und dessen Mitarbeiter darauf, ihn zu versorgen.

Lieutenant-Commander Dan Headley hatte sich ebenfalls dort eingefunden, um seinen alten Kumpel zu begrüßen. Rick war sehr schwach und benötigte dringend eine Bluttransfusion. Immerhin hatte die Aderpresse, die Buster ihm angelegt hatte, ihm vermutlich das Leben gerettet. Der Einschuss hatte die Hauptschlagader nur um Millimeter verfehlt. Rick kehrte unter den Operationslampen vorübergehend ins Bewusstsein zurück und sah Dan neben sich stehen. »Ich kann es einfach nicht glauben«, sagte er mit schwacher Stimme. »Ich dachte schon, es wäre alles aus!«

»Du glaubst doch nicht etwa, dass ich dich so einfach sterben lasse. Du hast mich damals doch auch nicht im Stich gelassen.«

»Danke, du blöder Hund«, murmelte Rick noch, bevor er wieder in Ohnmacht fiel.

Für Lieutenant-Commander Headley wurde es nun Zeit, sich mit den Konsequenzen seines Vorgehens auseinander zu setzen. Er kehrte in die Zentrale zurück und befahl das Abtauchen der *Shark.* Dann suchte er sich eine ruhige Ecke und entwarf die Meldung an sein Oberkommando in San Diego. Sie abzufassen dauerte länger als die gesamte Rettungsaktion des SEAL-Teams. Schließlich war er mit dem Niedergeschriebe-

nen zufrieden:

An: COMSUBPACFLT. 070700JUN Position: 16.00 N, 94.01 E

Heute Morgen um 0540 habe ich gemäß Abschnitt 1088 der Navy Regulation das Kommando über die USS *Shark* übernommen. Commander Reid wurde von mir wegen psychisch bedingter Instabilität unter Arrest gestellt. Commander Reid hatte sich zuvor geweigert, dem Hilferuf eines Teams der U.S. Navy SEALs, das im Bassein-Delta in Bedrängnis war, nachzukommen. Alle anderen Offiziere an Bord haben meine Vorgehensweise gebilligt. Wir haben dann eine Rettungsaktion durchgeführt – vier der SEALs wurden allerdings bereits vor unserem Eingreifen getötet. Wir haben die übrigen Angehörigen des Teams, darunter den schwer verwundeten Commander Hunter, retten können. Dabei wurden von uns zwei chinesische Helix-Hubschrauber abgeschossen. Die *Shark* erhielt keine Treffer. Ich erbitte umgehende Order, ob wir nach Diego Garcia oder nach San Diego zurückkehren sollen. Lieutenant-Commander D. Headley, CO, USS *Shark*

Kurz nach 0700 setzte Dan die Meldung über Satellitenfunk ab. Dann ernannte er den für die Waffensysteme zuständigen Lieutenant-Commander Jack Cressend zu seinem offiziellen Stellvertreter. Schließlich zog er sich zum Schlafen zurück, immerhin war er jetzt schon fast 24 Stunden auf den Beinen gewesen. Zum Schlafen – und vielleicht auch, um über das Wort »Meuterei« und seine persönliche Zukunft nach zu denken.

Um 1430 landete in Pearl Harbor die Meldung von Dan Headley auf dem Schreibtisch von Rear-Admiral Freddie Curran, dem Oberkommandierenden der Unterseebootflotte Pazifik. Eigentlich schlug sie sogar eher wie eine Bombe ein. Seit

Menschengedenken hatte es auf einem Kriegsschiff der U.S. Navy keine Meuterei gegeben. Rear-Admiral Curran starrte eine Weile fassungslos auf die Meldung und überlegte krampfhaft, ob er die *Shark* zurück nach Diego Garcia beordern sollte, wo sie sich wieder dem Gefechtsverband um den Flugzeugträger *Harry S. Truman* anschließen konnte, oder ob das Unterseeboot auf kürzestem Weg gen Heimatbasis in San Diego laufen sollte. Für die mehr als 12000 Meilen würde sie etwa drei Wochen brauchen. Aber wie Rear-Admiral Curran ja bekannt war, befand sich schon der Großteil der US-Flotte im Indischen Ozean oder dem Arabischen Meer, sodass es eigentlich nicht unbedingt nötig war, auch noch die *Shark* dorthin zu schicken. Im Moment hielt er nicht nur ein heißes, sondern ein geradezu weiß glühendes Eisen in Händen, ein dreiwöchiger Aufschub würde daher allen Beteiligten die Gelegenheit geben, darüber nachzudenken, wie man weiter vorgehen solle.

Die Meldung von Bord der *Shark* belegte eindeutig, dass der Erste Offizier aus edelsten Motiven gehandelt hatte. Und es gab auch keinen Zweifel daran, dass der alte Commander ein irgendwie komischer Kauz war, dachte Curran. *Aber zum Teufel noch mal – Meuterei ist Meuterei. Und sie fand auf einem Kriegsschiff der Vereinigten Staaten statt, das sich gerade im Einsatz befand.*

Er wählte auf der abhörsicheren Leitung das Hauptquartier der Pazifikflotte in Pearl Harbor an und ließ sich mit Admiral Dick Greening verbinden.

Nachdem der Oberbefehlshaber der Pazifikflotte die Meldung von Dan Headley vernommen hatte, musste er mehrmals schlucken. »Herr im Himmel! Meuterei?«

»So ist es, Sir. Ich bin zu demselben Schluss gekommen.«

»Ich nehme an, Sie haben das Boot zurück nach San Diego beordert?«

»Das habe ich vor. Ich werde den Befehl innerhalb der näch-

sten Viertelstunde erteilen.«

»Einverstanden!«

Die Antwort Rear-Admiral Currans auf die Anfrage Dan Headleys war überlegt formuliert: »An Lieutenant-Commander Headley. Habe Ihre Meldung um 1430 Ortszeit erhalten. Bringen Sie die USS *Shark* unverzüglich nach San Diego zurück. Admiral Curran, COMSUBPAC.«

Der Lieutenant-Commander las den Befehl nur Minuten später. »Hoffentlich haben sie zu Hause in Hunter Valley einen Job für mich frei«, dachte er laut nach. »Wenn die Navy mich nämlich wegen Meuterei verurteilt, kann ich meine Uniform an den Nagel hängen. Wahrscheinlich ist das hier mein erstes und gleichzeitig letztes Kommando über ein Schiff gewesen. Ziemlich ungewöhnliches Ende für eine Blitzkarriere.«

Zur gleichen Zeit operierte der Bordarzt Rick Hunters zerschossenen Oberschenkel. Glücklicherweise hatte die Kugel nicht die Hauptschlagader zerstört, aber die anderen Blutgefäße hatten doch schwer gelitten. Nachdem Rick eine größere Bluttransfusion bekommen hatte, dauerte das Nähen noch volle drei Stunden. Bis Rick wieder aufrecht im Bett sitzen konnte und ansprechbar war, verging noch einmal einige Zeit. Am späten Abend hörte er sich in der Abgeschiedenheit seiner Krankenstube Dans Bericht über die Meuterei an. Um 1800 beschloss er, eine eigene Meldung nach Coronado zu senden:

SEAL-Mission auf der Insel Hainggyi beendet. Die Marinebasis und zwei Kriegsschiffe wurden zerstört. Vier unserer Männer wurden bei dem Einsatz getötet: Lieutenant Bobby Allensworth, Petty Officer Catfish Jones und die SEALs Buster Townsend und Sam Liefer. SEAL Riff Davies und ich wurden verwundet. Hätte Lieutenant-Commander Dan Headley nicht eingegriffen, wäre das ganze SEAL-Team gestorben. Commander Rick Hunter, an Bord der USS *Shark*

Die Meldung ging direkt zum SPECWARCOM und lag dort in den frühen Morgenstunden auf dem Schreibtisch von Admiral John Bergstrom. Sie stürzte die Marine der Vereinigten Staaten in eine der größten Verlegenheiten ihrer Geschichte: Sollte sie einen Mann wegen des Vorwurfs der Meuterei vor ein Kriegsgericht stellen, einen Mann, der erwiesenermaßen nicht nur ein hervorragender Kommandant war, sondern zudem ein aufrechter Held?

KAPITEL DREIZEHN

Lieutenant-Commander Headley erwies Commander Reid jede nur denkbare Aufmerksamkeit. Er erlaubte ihm auch, seine eigene Version der Ereignisse an das CINCPACFLT in Pearl Harbor zu senden. Sie wurde direkt an Admiral Dick Greening weitergeleitet und schilderte die Vorfälle als »Akt der Meuterei«:

Auf höchst unehrenhafte und ungerechtfertigte Weise wurde mir das Kommando durch meinen Stellvertreter entzogen. Der Erste Offizier wurde bei seinem Vorgehen faktisch, wenn auch nicht verbal, von den anderen Offizieren des Schiffes unterstützt, indem sie dieser eindeutigen Verletzung der Navy Regulations nicht entgegentraten. Ich bin daher der Meinung, dass Lieutenant-Commander Headley sich einer Meuterei schuldig gemacht hat und deshalb umgehend vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. D. K. Reid, Kommandant der USS *Shark.*

»Das ist nicht die Sprache eines Mannes, der Frieden sucht«, sagte der Oberbefehlshaber nach der Lektüre der Botschaft nachdenklich. Sofort erkannte er, dass nun die Schlachtordnung für das weitere Vorgehen festgelegt werden musste. Die Gefahr war einfach zu groß, dass sich die öffentliche Meinung und ihre Medienvertreter von vornherein um den jungen Helden scharten, der ein dem Tode geweihtes SEAL-Team gegen alle Vorschriften und entgegen einem ordnungsgemäß handelnden Kapitän eines Atom-U-Bootes gerettet hatte. Während die USS *Shark* noch auf der Rückfahrt war, musste das Oberkommando der Marine der Möglichkeit ins Auge sehen, dass ein Kriegsgerichtsverfahren die Öffentlichkeit – vor allem aber die Marine – in zwei Lager spalten könnte, falls die Presse von diesem Vorgang Wind bekam.

Admiral Greening nahm die Situation so ernst, dass er sofort ein Treffen mit dem Oberbefehlshaber der Unterseebootflotte Pazifik, Admiral Freddie Curran, anberaumte. Beide flogen noch am gleichen Abend von Hawaii nach Washington, um sich dort mit dem CNO und dann mit dem Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs zu beraten. Danach würde die ganze Geschichte unweigerlich im Weißen Haus zur Sprache kommen.

Es lag in der gesamten Geschichte der US-Navy kein einziger Bericht über eine Kriegsgerichtsverhandlung wegen Meuterei vor. Admiral Dickson, der Chef der Marineoperationen, hoffte auch, dass das so während seiner Amtszeit bleiben würde. Er wusste um den Mythos, den Meutereien, so selten sie auch auftreten mochten, aus sich heraus entwickeln. Ihre Anführer stilisierten sich oft zu Heroen hoch, die nur das Wohl des Schiffes und seiner Besatzung im Auge hatten. Und das Schlimmste daran war: Man glaubte ihnen. Ihre Widerparte wurden dagegen meist als völlige Trottel dargestellt. Das galt gerade auch in den Romanen und Filmen darüber, wie das Beispiel von Captain Queeg aus *Die Caine war ihr Schicksal* nur allzu deutlich belegte.

Admiral Dickson begrüßte seinen Kollegen Greening mit großer Besorgnis. Im Grunde gehörte die Angelegenheit in den Zuständigkeitsbereich des Chefs der Unterseebootflotte, aber diese Sache hier überstieg fast die Kompetenz der drei Admirale zusammen. Nach einer Stunde intensiver Beratungen stand fest: Wollte man dem unwürdigen Schauspiel einer Verhandlung gegen einen offensichtlichen Helden aus dem Weg gehen, musste man Commander Reid zwingen, seine Anklage wegen Meuterei zurückzuziehen.

Selbst dann war es allerdings fraglich, ob der Untersuchungsausschuss für Marineangelegenheiten nicht dennoch die Einleitung eines Verfahrens empfehlen würde. Die Wahr-

scheinlichkeit war bei der Schwere des hier vorliegenden Falles jedenfalls außerordentlich hoch. Von Vorteil wäre allerdings die Tatsache, dass dann die Verhandlung nicht öffentlich, sondern nur im Rahmen der Streitkräfte stattfinden würde. Je nach Art des Vergehens und dem Dienstgrad der beteiligten Personen musste sich aber ein ordentliches Kriegsgericht damit befassen.

Admiral Alan Dickson machte sich große Sorgen. Sobald die *Shark* San Diego erreicht hatte, musste ein Untersuchungsausschuss eingesetzt werden. Und obwohl es vielleicht möglich wäre, auf seine Mitglieder einen gewissen Druck auszuüben, kein Kriegsgerichtsverfahren einzuleiten, blieb immer noch ein Restrisiko. Mitglieder derartiger Gremien fühlen sich im Allgemeinen als völlig frei in ihren Entscheidungen, und es war daher durchaus denkbar, dass sie zu einem Verfahren tendierten – und ihre Entscheidung dazu auch noch publik machten.

Inzwischen mussten er und die zwei eingeflogenen Admirale erst einmal den Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs davon in Kenntnis setzen, dass sie am Rande eines öffentlichen Albtraums standen und sich zugleich einem furchtbaren Dilemma ausgesetzt sahen: Stellen wir Lieutenant-Commander Dan Headley wegen Meuterei auf einem Kriegsschiff im Einsatz vor ein Kriegsgericht? Und wichtiger noch: Wie können wir das verhindern?

Um 0900 am folgenden Tag standen die drei Admirale im Büro von General Tim Scannell, dem Vorsitzenden der Vereinigten Staabschefs, und brachten die Sache auf den Punkt: Soll man den Helden des Golfs von Bengalen, der furchtlos dem Feind entgegenfuhr, ihn vernichtete und damit eines der tapfersten und erfolgreichsten SEAL-Teams rettete, vor ein Kriegsgericht stellen?

»O Mann!«, sagte Scannell. »Die »Große Nummer« im Wei-

ßen Haus wird die Geschichte gar nicht gerne hören!«

Tat er auch nicht. Der General und die Admirale erklärten Arnold Morgan, dem Nationalen Sicherheitsberater des amerikanischen Präsidenten, die verworrene Situation. Morgan reagierte mit den Worten: »Das ganze Schauspiel ist ein gottverfluchter Höllentrip.« Den wesentlichen Grund dafür hatten die anderen drei noch gar nicht in Erwägung gezogen. »Meine Herren«, sagte Morgan deshalb, »ich bin derzeit noch nicht bereit, die Volkrepublik China über unsere Aktionen – sowohl in der Straße von Hormus als auch in der Bassein-Flussmündung – aufzuklären. Ich habe die Absicht, das zum gegebenen Zeitpunkt zu tun, aber noch nicht jetzt. Das Problem mit einem Kriegsgerichtsverfahren, wie Sie es in Erwägung ziehen, besteht darin, dass es wütende Emotionen auslösen dürfte. Auf der einen Seite Wut zugunsten eines nationalen Helden, der von den SEALs als Retter ihrer Mission gefeiert wird. Auf der anderen Seite Wut bei den Traditionalisten, dass jeder dahergelaufene Pinscher plötzlich gegen alle Vorschriften das Kommando eines Kriegsschiffes an sich reißt, nur weil er mit der Entscheidung eines Vorgesetzten nicht einverstanden ist.«

»Egal, welcher Ansicht das Kriegsgericht auch zustimmt, es wird Enttäuschung und Wut geben. Und wissen Sie, was Wut bewirken kann? Sie macht die Leute geschwätzig! Sie fangen an zu quatschen, und zwar schnell. Die Enttäuschten wenden sich an die Arschlöcher von der Presse und andere drittklassige Schwätzer, und plötzlich ist das, was ein Geheimnis bleiben sollte, eine ›Angelegenheit des öffentlichen Interesses‹. Diese Schreiberlinge, die normalerweise von Tuten und Blasen keine Ahnung haben, kennen doch nicht den Unterschied zwischen einer spannenden und dramatischen Story und der notwendigen Schweigepflicht in nationalem Interesse. Die würden doch glatt eine unserer wichtigsten Undercover-Aktionen an die Chinesen

hinausposaunen – ohne Rücksicht auf die Stabilität des Weltfriedens und der Weltmärkte. So sind diese Schmierfinken nun einmal. Um bei denen mitmachen zu können, muss man erst eine Prüfung in fortgeschrittener Ignoranz und verdummender Vergröberung bestehen. Und keiner von denen würde – und da gehe ich jede Wette ein – auch nur auf die Idee kommen, die Sache vom Militär verifizieren zu lassen. *Kann man das so schreiben? Oder könnte das unser Land gegenüber den Chinesen kompromittieren?*

Nein, meine Herren, das würde keiner von denen machen. Im Gegenteil, sie werden den Zorn eines der Prozessbeteiligten zum Anlass nehmen, um dessen Auslassungen zum Schaden der USA in die ganze Welt hinauszuposaunen. Keiner von denen schert sich einen Dreck um mögliche Konsequenzen. Sie sind nichts anderes als quäkende Kinder. Und deshalb, meine Herren, müssen wir mit allen Mitteln versuchen, dieses Verfahren abzuwenden. «

Die Anwesenden nickten zustimmend. Alan Dickson schien am meisten beunruhigt zu sein. »Es ist das ganze Verfahren, das mir Sorgen macht, Arnold«, meinte er. »Auf der einen Seite haben wir einen verletzten, angeschlagenen und damit gefährlichen Kommandanten. Er fühlt sich vor seinen Freunden, seinen Mitoffizieren, seiner ganzen Familie gedemütigt. Er kann nur noch an eines denken: wie er seinen beschmutzten Namen wieder reinwäscht. Auf der anderen Seite haben wir einen ritterlichen und vermutlich hervorragenden Ersten Offizier, der – aus welchen Gründen auch immer – der Ansicht war, sein Kommandant wolle die SEALs opfern. Also hat er das Schiff übernommen, seinen Vorgesetzten unter Arrest gestellt und dann seine Sache perfekt durchgezogen, dass die Feinde getötet und unsere Leute gerettet wurden.«

»Genau das ist, auf den Punkt gebracht, unsere Situation«, antwortete der Sicherheitsberater des Präsidenten. »Wir kom-

men einfach nicht um die Einberufung eines formellen Untersuchungsausschusses der Navy herum. Nur das, was danach kommt, kann uns leicht aus dem Ruder laufen. Um Headley nämlich zu entlasten, müsste man den Kommandanten als Niete abschreiben. Aber das tut so ein Ausschuss nur, wenn er bis zum letzten Mann davon überzeugt ist, dass der Typ geistig verwirrt ist.«

»Das wird nicht passieren«, meinte Rear-Admiral Freddie Curran. »Commander Reid wird mit der ganzen Würde seiner Position vor dem Ausschuss erscheinen und seine Aussage ruhig, wenn auch mit erstaunter Ungläubigkeit vortragen. Es könnte sein, dass er trotzdem einen etwas exzentrischen Eindruck hinterlässt. Aber das wird für die anderen Offiziere noch lange kein Grund sein, einen Mann mit dreißig Dienstjahren auf dem Buckel – davon zehn als Kommandant eines Atom-Unterseebootes – abzuschreiben.«

»Dann bleibt uns also nur die Möglichkeit«, sagte Morgan, »mit Commander Reid nach dessen Rückkehr so schnell wie möglich zusammenzutreffen. Vielleicht können wir ihn ja überreden, dass er angibt, unpässlich gewesen zu sein und das Kommando freiwillig seinem Ersten Offizier übergeben zu haben.«

»Schön wär's ja«, antwortete der CNO skeptisch, »aber die Chancen stehen bei null, dass er da mitmacht. Ich bin mir absolut sicher, dass wir es mit einem Mann zu tun haben, der nur an Rache denkt. Er will den, der ihn auf seinem eigenen Schiff gedemütigt hat, bestraft wissen.«

»Ich fürchte das zwar auch«, meinte Arnold Morgan, »aber wir müssen es zumindest versuchen. Auch wenn wir letztlich – sollte Reid letztlich ein Kriegsgerichtsverfahren gegen seinen Stellvertreter durchsetzen wollen – nachgeben müssen.«

»Und von dem Moment an«, sagte Admiral Dickson trocken, »sehen wir uns dem Dauerbeschuss einer feindlichen Presse

und Öffentlichkeit gegenüber. Ich möchte das nicht erleben müssen.«

»Wäre es vielleicht möglich«, fragte Morgan die Runde, »die nationalen Sicherheitsinteressen der USA ins Spiel zu bringen? Schon wegen der höchsten Geheimhaltungsstufe der ganzen Mission?«

»Das ist natürlich unser Trumpfass«, meinte Dickson. »Wir sollten das zuerst ausspielen. Und dann haben wir natürlich noch das Argument, dass die Ereignisse Lieutenant-Commander Headley zu guter Letzt Recht gegeben haben. Er hat sein Ziel schließlich unbeschadet erreicht.«

»Das ist zwar ein starkes, aber nicht unbedingt ein stechendes Argument«, stellte Admiral Morgan nachdenklich fest. »Obwohl ein alter Freund von mir, Iain MacLean, ein ehemaliger britischer U-Boot-Offizier, mir einmal gesagt hat, Erfolg sei immer noch das beste Argument, andere von der Richtigkeit einer Sache zu überzeugen.«

»Aber die hatten nie eine so brenzlige Situation wie wir, oder?«, sagte Curran.

»Die Briten haben sogar einen Krieg geführt, um die Zweifel an der Richtigkeit einer Sache auszuräumen. Den Krieg um die Falklandinseln. MacLean war dabei.«

»Ich sehe nicht ganz den Zusammenhang, Sir.«

»Nun, als die Argentinier die Inselgruppe im Südatlantik im Frühjahr 1982 mit fünfzehntausend Mann besetzt haben, saßen die Briten ganz schön in der Bredouille. Da waren auf der einen Seite diese verdammten Felsblöcke mitten im Südatlantik, auf denen knapp zweitausend ihrer Staatsbürger lebten. Auf der anderen Seite hatten sie damals gerade ihre Flugzeugträger verscherbelt und besaßen auch noch nicht einmal genügend Luftstreitkräfte, um eine Invasionstruppe abzusichern. Die Falklands waren inzwischen von der gut gerüsteten argentinischen Armee zu einer Festung ausgebaut worden, die zudem

von einer Armada von Fliegern beschützt wurde, deren Heimatbasis vor der Haustür lag. Kein Wunder also, dass alle Militärs die Sache abgeschrieben hatten. Die britische Luftwaffe und das Heer haben von Gegenschlägen abgeraten. Auch die Vereinigten Staaten haben keinerlei Erfolgsaussichten gesehen. Kurz und gut: *Jeder* hat wegen der großen Entfernung zum Mutterland von dem Versuch einer Rückeroberung abgeraten.

Alle außer einem – und das war der Chef der Admiralität, Sir Henry Leach, ein weiterer alter Freund von mir. Er allein war der Meinung, es wäre zu schaffen. Die Flugzeugträger waren zwar verkauft, aber noch nicht ausgeliefert. Und so überzeugte er Margaret Thatcher, dass die Marine bereitstehe. Wie Sie sicher wissen, war das ganze Unternehmen eine verdammt wacklige Angelegenheit: Die Briten verloren sieben Kriegsschiffe, mehr als zweihundertfünfzig Soldaten. Sie haben zwar wie die Löwen gekämpft, aber dennoch kurz vor einer Niederlage gestanden. Und wenn das passiert wäre, hätte Henry Leach alle Prügel für eine der demütigendsten Niederlagen der britischen Militärgeschichte eingesteckt. Aber sie haben den Krieg nicht verloren, sondern gewonnen, und das vor allem wegen Admiral Sandy Woodward und dem beherzten Eingreifen des Fallschirmspringer-Regiments. Ohne die hätten sie verloren – glauben Sie mir! Aber niemand wirft heute Henry Leach vor, ein nicht zu verantwortendes Risiko eingegangen zu sein. Und warum? Weil der Erfolg ihm Recht gegeben hat.«

»Na ja«, sagte Admiral Greening »wir könnten hier in unserem Land auch ein paar mehr von seinem Kaliber gebrauchen. Burschen mit dem Mut, für ihre Überzeugungen einzustehen. Leute, die handeln, ohne an ihren persönlichen Vorteil zu denken.«

»Männer wie Dan Headley«, sagte Arnold Morgan ruhig.

Zwei Wochen später, Freitag, 24. Juni 2007
Marinestützpunkt San Diego

Admiral John Bergstrom durchquerte mit großen Schritten sein Arbeitszimmer im SPECWARCOM. Schweigend saßen die zwei führenden Admirale der US-Pazifikflotte, Freddie Curran und Dick Greening, vor ihm. »Ist Ihnen überhaupt klar, dass der Mann, der eines Tages in diesem Büro sitzen sollte, Commander Rick Hunter, gerade dabei ist, seine gesamte Karriere wegen dieser Geschichte aufs Spiel zu setzen?«

»Natürlich wissen wir das, John«, antwortete Dick Greening. »Ich wollte nur zu gern wissen, wie Ihre Einstellung zu dieser Sache aussieht. Werden Sie auch die Uniform an den Nagel hängen, sollte Dan Headley vor ein Kriegsgericht gestellt und dann schuldig gesprochen werden?«

»Im Augenblick braucht die Navy noch nicht zu wissen, ob ich dann zurücktrete. Ihnen sollte aber durchaus deutlich sein, dass ich mir die Entscheidung offen halte.«

»John, ich weiß, wie miserabel Sie sich wegen dieser Sache fühlen«, warf Greening ein, »aber ich will Sie darauf aufmerksam machen, dass Sie Ihre vorgesetzten Stellen schon informieren sollten, falls Sie wegen eines möglichen Verfahrens gegen den Lieutenant-Commander aus dem aktiven Dienst ausscheiden wollen.«

»Jetzt hört mir mal zu, Jungs«, sagte Admiral Bergstrom in dem für ihn so charakteristischen lockeren Tonfall, »wir alle kennen uns schon seit vielen Jahren. Und wir drei wissen auch um das Für und Wider in diesem ganz besonderen Fall. Aber ich muss euch ehrlich sagen, dass ich mich und die SEALs noch nie so verarscht gesehen habe. Jeder weiß, dass diese Pfeife von einem Kapitän seine Hilfe bei dem Rückzug der SEALs im Iran verweigert hat. Ja, er hat unnötigerweise einen meiner Leute sterben lassen, und ihm wäre es auch egal gewe-

sen, wenn die anderen dort in der Bassein-Mündung draufgegangen wären. Ihr habt also einen durchgeknallten Psychopathen damit beauftragt, meine SEALs in und aus dem Operationsgebiet zu bringen. Und das nicht nur einmal. Und dann erwartet ihr, dass wir hier ganz still sitzen bleiben und Däumchen drehen!«

»Wie dem auch sei, meine Position hier wäre unhaltbar, sollten Sie entscheiden, Headley wegen Meuterei einzusperren. Kein Schwein würde mich hier jemals wieder ernst nehmen. Ich brauchte gar nicht erst abzutreten – ich wäre eine lebende Witzfigur für die Spezialeinheiten: der SEAL-Kommandant, der seine Leute ins Feuer geschickt hat und sie dann einem Wahnsinnigen überließ, dem das Marine-Regelwerk wichtiger als Menschenleben waren. Können Sie sich vorstellen, was das für die Moral der Truppe hier bedeuten würde? Hören Sie also endlich mit dem Gequatsche über ein Kriegsgerichtsverfahren auf, geben Sie Headley die verdiente Tapferkeitsmedaille und schmeißen Sie diesen Blödarsch Reid achtkantig aus der Navy. Möglichst ohne viel Aufhebens.«

Admiral Greening nickte zustimmend. »Wenn es so einfach wäre, John, würden wir hier jetzt nicht sitzen. Aber so ist das nun mal nicht. Die Geschichte hat ein Eigenleben entwickelt. Wir haben es immerhin mit jemandem zu tun, der zehn Jahre lang als Kommandant ein Unterseeboot mit Nuklearantrieb geführt hat und plötzlich während eines Einsatzes auf hoher See von seinem Ersten Offizier und den anderen Offizieren seines Kommandos enthoben und eingesperrt wird. Dazu soll er noch den Mund halten, während genau das Gegenteil von seinen Befehlen ausgeführt wird. Das sollte ihm doch zumindest das Recht geben, gehört zu werden und sich zu verteidigen. Und zwar vor einem Untersuchungsausschuss der Navy.«

»Okay, okay, ich hab schon verstanden«, entgegnete der Chef der SEALs. »Aber ich möchte eine ganz einfache Frage stellen:

Wer hatte in diesem speziellen Fall Recht? Headley oder Reid? Ich meine sowohl moralisch als auch militärisch-taktisch? Headley oder Reid?«

»Headley! Natürlich hatte Headley Recht«, sagte Greening sofort. »Aber das wird leider nicht zählen. Recht haben ist in Ordnung, solange keiner daran Anstoß nimmt. Hier tritt aber jemand auf, dem seiner Meinung nach Unrecht zugefügt wurde. Und den es einen Scheißdreck interessiert, ob Headley richtig gehandelt hat. Wir haben es hier mit einem Kommandanten zu tun, der sich stur wie ein Maulesel an die Vorschriften klammert. Das ist unser wirkliches Problem, Admiral Bergstrom. Damit müssen wir uns auseinander setzen. Auch wenn es Ihnen nicht im Geringsten gefallen mag.«

Admiral Bergstrom grinste. »Soll ich ein paar von meinen Jungs von der Leine lassen? Die stellen ihn schon ruhig.«

Es war natürlich nur ein Scherz, ein makabrer, rabenschwarzer Scherz. Die bittersüße Einfachheit dieses Vorschlags entging seinen Besuchern nicht – keiner von ihnen lachte. Und Rear-Admiral Freddie Curran sagte nur: »Genau der Rat, den man von den SEALs erwarten kann. Wie ist noch mal euer Motto? Ach, ja: *Es gibt nur sehr, sehr wenige Probleme auf der Welt, die nicht mit Sprengstoff gelöst werden können.* So in etwa, oder?«

»Ungefähr so. Und meistens stimmt es auch.« Admiral Bergstrom blickte jetzt äußerst grimmig. Die Konsequenzen eines Untersuchungsausschusses ließen sich einfach nicht mehr abschätzen. »Wann soll der Ausschuss aktiv werden?«

»Sofort, John. Und zwar hier in San Diego, sobald die *Shark* eintrifft. Das wird Dienstagnacht sein. Da die meisten Besatzungsmitglieder Anspruch auf Urlaub haben, wollen wir gleich am Donnerstag anfangen, wenn noch alle hier im Stützpunkt erreichbar sind.«

»Wird es lange dauern?«

»Das kann ich nicht einschätzen. Wenn der Ausschuss sich einig ist – so oder so –, kann er nach Anhörung der Fakten schnell zu einer abschließenden Meinungsbildung kommen. Schließlich soll er kein Urteil fällen, sondern nur ein paar grundlegende Fakten fest stellen. Erstens: Gab es an Bord des Unterseebootes eine Meuterei? Zweitens: Wurde Commander Reid die Befehlsgewalt entzogen und er unter Arrest gestellt? Drittens: Wer trug dafür die Verantwortung? Viertens: Hatte der dafür Verantwortliche die Unterstützung der anderen Offiziere? Fünftens: Wie war die Vorgeschichte zu diesen Ereignissen? Hatte der Kommandant Fehler begangen?«

»Es geht also erst mal nur um Grundsätzliches, Dick?«

»So ist es. Und diese grundsätzlichen Fragen sollten so schnell wie möglich beantwortet werden. Danach könnte der Untersuchungsausschuss zu einer klaren Schlussfolgerung kommen: Entweder es gab eine Meuterei – dann muss der dafür Verantwortliche nach den Vorschriften der Navy zur Rechenschaft gezogen werden. Oder es gab keine Meuterei – dann stand der Commander unter unzumutbarem psychologischem Stress und Lieutenant-Commander Headley hat gemäß Abschnitt 1088 der Navy Regulations korrekt gehandelt, indem er das Kommando über die *Shark* übernommen hat.«

»Okay«, meinte Bergstrom, »aber in diesem Fall muss Reid zugeben, dass der Stress für ihn unerträglich war.«

»Leider ja«, bekräftigte Admiral Greening den Einwand. »Aber ich kann Ihnen jetzt schon sagen, dass er das nicht tun wird. Wir werden natürlich auf höchster Ebene mit Commander Reid sprechen. Admiral Dickson wird ihn im Pentagon empfangen, vielleicht sogar Admiral Morgan im Weißen Haus. Sie werden ihn in die Mangel nehmen. Aber ich glaube, er wird die größtmögliche Demütigung, die ein Seeoffizier erfahren kann, niemals akzeptieren. Ich kann es mir einfach nicht vorstellen. «

»Nun, ich habe da noch einen anderen Brocken, der erst einmal verdaut sein will«, sagte Admiral Bergstrom. »Heute Nacht, etwa gegen 2100 kehrt Commander Rusty Bennett aus Diego Garcia zurück. Und er hat eine Stinkwut auf euren Commander Reid, weil der den jungen SEAL draußen am Persischen Golf einfach hat sterben lassen. So weit ich informiert bin, wird er sich offiziell über das Verhalten des *Shark*-Kommandanten beschweren. Er beruft sich darauf, dass zur Zeit des Einsatzes weder feindliche Schiffe auf See noch gegnerische Flugzeuge am Himmel gewesen seien. Er wirft Reid deshalb Feigheit in übelster Form vor. Ich habe seinen vorbereitenden Schriftsatz gelesen – und die Lektüre ist alles andere als erfreulich! Wie Sie vielleicht wissen, war Bennett zur Zeit der Operation auf dem Boot.«

»Das könnte allerdings sogar sehr hilfreich sein«, warf Curran ein. »Selbst Reid dürfte der Gedanke, wegen Feigheit in zwei Fällen vor einem Kriegsgericht aussagen zu müssen, äußerst unangenehm sein. Zumal die Vorwürfe von zwei verschiedenen Offizieren hinsichtlich unterschiedlicher Anlässe erhoben werden.«

»Das Hauptproblem bleibt allerdings der Grad der mentalen Verwirrung von Commander Reid«, entgegnete Admiral Greening. »Sehen wir doch der Tatsache ins Gesicht, ohne dass es deshalb außerhalb dieser Wände bekannt werden muss: Der Kerl hat ‘nen Hau! Man kriegt einen bislang mit besten Referenzen versehenen Ersten Offizier wie Dan Headley und zwei der besten SEAL-Kommandanten, wie Hunter und Bennett welche sind, plus eine ganze Reihe anderer Unterseeboot-Offiziere nicht dazu, so etwas zu behaupten, wenn nicht was dran ist. Meiner persönlichen Erfahrung nach bezieht so ein durchgeknallter Typ meist eine sture, durch nichts zu erschütternde Verteidigungsposition. Wenn er»normal wäre, würde er sagen: ›Okay, Jungs, ich ziehe die Vorwürfe zurück und rette

dadurch meine Karriere. Ich mach ‘ne kleine psychologische Therapie und lasse mich dann in den Ruhestand versetzen. Mit allen Ehren und voller Pension. Kein Kriegsgericht – keine Probleme‹. Dummerweise reagieren Leute wie er ganz anders. Er sieht die Welt um sich herum aus einer sehr beschränkten Perspektive: seiner eigenen. Die Psychologie nennt so etwas Wirklichkeitsverlust. Das bedeutet, dass man die Sichtweisen der anderen gar nicht mehr wahrnimmt.«

»Wie viele der Massenmörder sehen ihre Schuld ein? Bedauern gar ihre Taten? Nur sehr, sehr wenige. Wie war das etwa mit dem Yorkshire-Ripper in England, der all diese Frauen umgebracht hat? Er kam sich wie ein Saubermann vor. Er hat sich kein bisschen schuldig gefühlt, obwohl er seine Opfer auf das Brutalste zerstückelt hatte.

Er wanderte ins Gefängnis, aber ihm war einfach schleierhaft, wieso sich die Gesellschaft gegen ihn gekehrt hatte. Ich will damit nicht sagen, dass Commander Reid ein Krimineller ist. Aber er ist kaputt. Und das macht das Leben nicht einfacher. Solche Narren verteidigen sich. Bis zum Tod.«

Dienstagabend, 26. Juni
Marinestützpunkt in San Diego

Die Fahrt zurück zum Stützpunkt war extrem emotionsgeladen gewesen. Die Tatsache, dass ihr ursprünglicher Kommandant in seiner Kammer gefangen gehalten wurde, war für die Besatzung der *Shark* eine ständige Erinnerung an die Probleme, denen sie entgegenfuhren. Anfangs hatten einige der Jüngeren aus der Mannschaft, die so schnell wie möglich ihre Frauen und Freundinnen wieder sehen wollten, gehofft, Reid würde den Oberbefehl über das Unterseeboot wieder übernehmen, weil sie dann nach dem Andocken in Diego sofort nach Hause

gekonnt hätten. So befürchteten sie aber eine eher unterkühlte Begrüßung, bei der dann sogar einige der beliebtesten und vertrauenswürdigsten Crew-Mitglieder verhaftet werden könnten. Allen war klar, dass sie irgendwie in der Meuterei verstrickt waren. Die Anwesenheit der verwundeten SEALs rief ihnen jedoch immer wieder die überragende Tapferkeit ihres Ersten Offiziers und der anderen Offiziere ins Gedächtnis.

Alle hatten Ehrfurcht vor Commander Hunter und seinen Jungs, die Berichte über sein tapferes Eingreifen sorgten tagelang für Gesprächsstoff. Eine eher bedrückende Mahnung an das, was geschehen war, stellten zusätzlich die vier Leichen der beim Einsatz ums Leben gekommenen SEALs dar, die man in Leichensäcken im Torpedoraum aufgebahrt hatte. Als die *Shark* sich der kalifornischen Küste näherte, stand die generelle Meinung an Bord praktisch fest: Sie hatten Teil gehabt an einer großen und selbstlosen Mission – basta!

Es war 2030, als das Unterseeboot in Sichtweite der Küste kam. Es fuhr an diesem warmen Sommerabend aufgetaucht mit 20 Knoten auf der ruhigen Wasseroberfläche. Die langen Grundwellen des Pazifiks nahm das Boot kaum zur Kenntnis.

Lieutenant-Commander Dan Headley stand mit Lieutenant Shawn Pearson, dem Navigationsoffizier, und Lieutenant Matt Singer, dem Offizier der Wache, auf der Brücke. Direkt unter ihnen in der Kommandozentrale führten Lieutenant-Commander Jack Cressend und Master Chief Drew Fisher das Boot um Point Loma herum und dann in den schmalen Wasserweg, der zum Flottenstützpunkt San Diego und zugleich zum Hauptquartier von SPECWAR-COM führte. Auf ihrer Backbordseite lag der Soldatenfriedhof Fort Rosecrans, auf dem man Buster Townsend und Bobby Allensworth beisetzen würde. Die sterblichen Überreste von Catfish Jones und seinem getöteten Kameraden würden in ihre Heimatstaaten geflogen werden.

Die *Shark* drosselte jetzt ihre Geschwindigkeit. Sie steuerte durch den Kanal und ließ den Navyflughafen North Island an Steuerbord zurück. Nach einer scharfen rechten Kurve fuhr sie unter der Coronado-Brücke hindurch in die geschützten Gewässer der Bucht von San Diego. Um 2120 legte das Unterseeboot an und wurde sofort von den Festmachern vertäut.

Auf dem Kai wurden sie bereits von Commander Rusty Bennett, Admiral Bergstrom und Rear-Admiral Freddie Curran erwartet. Hinter ihnen standen acht Marinewachen. Aber auch eine ganze Menge Ehefrauen, Freundinnen und Kumpels aus der Basis waren zur Begrüßung erschienen.

Als die Besatzung aus dem Schiff drängte, brach am Kai spontaner Jubel aus. Lieutenant-Commander Headley stand jedoch reglos auf der Brücke und beobachtete ernst, was sich unter ihm abspielte. Angehörige, die sich monatelang nicht gesehen hatten, fielen sich in die Arme. Es schien eine ganz normale Rückkehr eines Unterseebootes nach langem Einsatz zu sein.

Und doch war alles anders. Noch nie war ein Boot nach einem Einsatz in feindlichen Gewässern zurückgekehrt, auf dem eine Meuterei stattgefunden hatte. Gewisse protokollarische Vorschriften mussten nun erfüllt werden. Commander Reid würde sofort in die Verwaltungsgebäude der Unterseebootflotte Pazifik eskortiert werden, und – natürlich getrennt von ihm – auch Lieutenant-Commander Headley würde zu einer ersten Befragung mitgenommen werden.

Rear-Admiral Curran stellte eindeutig klar, dass es keine offizielle Festnahmen geben werde, dies sei ganz einfach eine offizielle Begrüßung und eine routinemäßige Besprechung unter leitenden Offizieren. Je weniger Außenstehende etwas über die Ereignisse im Golf von Bengalen mitbekämen, desto besser wäre es für alle Beteiligten. Intern stellten die beiden widersprüchlichen Botschaften, die man von Bord der *Shark* erhalten

hatte, natürlich eine Art maritimer Super-GAU dar.

Commander Reid verließ als Erster der Offiziere das Unterseeboot und wurde von Rear-Admiral Curran in Empfang genommen. Die beiden Männer fuhren sofort in einem Dienstwagen zum zentralen Gebäudekomplex des Stützpunktes. Eine halbe Stunde später ging Lieutenant-Commander Dan Headley, begleitet vom humpelnden Commander Rick Hunter, von Bord. Commander Rusty Bennett und Admiral Bergstrom erwarteten sie bereits. Nach der Begrüßung trennten sich die vier; der Admiral und die beiden SEALs fuhren in einem Wagen, Dan Headley mit dem Fahrer in einem anderen. Zu seiner Verteidigung würde der Erste Offizier nicht viel Neues vorbringen können – alles, was zu sagen war, war eigentlich schon in seiner Meldung von Bord des Unterseebootes enthalten.

Das Problem war und blieb Commander Reid. Konnte man ihn überreden, der Version zuzustimmen, dass er wegen nervlicher Anspannung nicht in der Lage gewesen sei, die Rettungsaktion für die SEALs durchzuführen, und deshalb freiwillig die Kommandogewalt an seinen Stellvertreter abgetreten habe? Nach nur einer halben Stunde war diese Frage aber definitiv beantwortet: Nein! In den frühen Morgenstunden des 27. Juni bestiegen deshalb die Admirale Greening und Curran zusammen mit dem ehemaligen Kommandanten der *Shark* eine Militärmaschine in Richtung Washington.

Nach der Zwischenstation auf der Andrews Air Base betraten sie Punkt 1500 das Pentagon und wurden unverzüglich in das Büro des Chefs der Marineoperationen, Admiral Alan Dickson, gebracht. Vier Stunden lang versuchten dort der Oberbefehlshaber der U.S. Navy, der Befehlshaber der Pazifikflotte und der Befehlshaber der Unterseebootflotte Pazifik Commander Donald Reid davon zu überzeugen, dass man eine Kriegsgerichtsverhandlung gegen seinen Ersten Offizier für wenig sinnvoll erachte. Im Gegenteil: Man müsse mit dem schwersten Image-

verlust rechnen, den die Navy jemals habe hinnehmen müssen.

Commander Reid jedoch gab keinen Zentimeter nach. Er war der Ansicht, etwas ganz anderes sei zu erreichen, etwas, was weitaus wertvoller war: die Wiederherstellung seines Rufes. Er solle verdammt sein, wenn er stillschweigend darüber hinweggehe, dass ein Haufen Meuterer widerrechtlich sein Boot in ihre Gewalt gebracht und es, entgegen seinen eindeutigen Befehlen, der Gefahr der Beschießung durch chinesische Kampfhubschrauber ausgesetzt hätten. Absolut nichts, was die Admirale dagegen vorzubringen hatten, machte auch nur den geringsten Eindruck auf ihn. Commander Reid kannte seine Rechte, kannte auch die Marinevorschriften und war gewillt, sich an die Buchstaben zu krallen. So wie er es schon in seiner gesamten Karriere getan hatte. »Ich bestehe auf meiner Absicht, dem Untersuchungsausschuss die ganze Wahrheit über die Ereignisse im Golf von Bengalen vorzutragen. Ich werde dort ein Kriegsgerichtsverfahren gegen den Anführer der Meuterer verlangen. Mit allem Respekt, Sir, Sie wissen, dass ich dazu das Recht habe.«

»Sie mögen das Recht dazu haben«, entgegnete Admiral Dickson, der der Sache offensichtlich langsam überdrüssig wurde, »aber ich bitte Sie, auch die Interessen der Navy der Vereinigten Staaten und ihr Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit im Auge zu behalten.«

»Ihrer Bitte kann ich bei allem Respekt nicht nachkommen, Sir«, antwortete ihm Commander Reid mit fester Stimme. Er schüttelte den Kopf und murmelte, als spräche er zu sich selbst: »Das war nicht mein Fehler, nicht meiner. Ich habe ihm immer wieder gesagt, dass der Planet eine retrograde Bahn eingeschlagen hat. Wenn er doch nur auf mich gehört hätte…«

»Entschuldigung, Commander, ich habe das eben nicht ganz mitbekommen.«

»Oh, es war nichts, Sir. Nichts von Bedeutung. Ich habe nur

laut gedacht und mir gewünscht, dass die Dinge anders wären, als sie es sind. Aber das geht ja nun mal leider nicht.«

Die drei Admirale mussten einsehen, dass alle weiteren Bemühungen sinnlos waren. Reid hatte sich festgelegt, und niemand würde daran etwas ändern können. Er sah seine Situation aus dem Blickwinkel des zu Unrecht Angeklagten. Und er wollte nicht nur die eigene Reputation wieder hergestellt sehen, sondern auch die Karriere seines Ersten Offiziers zerstört wissen. Donald Reid war es letztlich völlig egal, welche Folgen das für Lieutenant-Commander Headley haben würde. Er wusste nur eines: Er hatte sein Unterseeboot aus der Gefahrenzone heraushalten wollen, aber dann war ihm diese Handvoll Meuterer mit ihrem ruchlosen Treiben in den Weg gekommen, Männer, die noch nie zuvor ein Kriegsschiff geführt hatten.

Auf dem Rückflug nach San Diego saß Reid schweigend einige Sitzreihen hinter den beiden Admiralen, die im Gegensatz zu ihm viel zu bereden hatten. Wie konnte man noch aus der verfahrenen Situation herauskommen? Die einzige Lösung, die blieb, konnte jedoch nur Reid selbst bieten – und der dachte nicht daran. Sein Auftritt in Washington hatte gezeigt, dass er in einer eigenen Welt lebte, zu der man nur schwer Zugang finden würde.

»Er ist schon ein verdammt merkwürdiger Vogel, finden Sie nicht auch?«, sagte Rear-Admiral Curran leise. »Er hat diese ganz besondere Zuversicht, die manche Menschen ausstrahlen. So als ob sie niemals irren könnten. Was halten Sie eigentlich von dem, was er da zum Schluss gemurmelt hat? Das habe ich nicht richtig verstanden.«

»Ich auch nicht«, antwortete Dick Greening. »Aber ich habe das Wort *retrograd* aufgeschnappt. Keine Ahnung, was das bedeuten könnte.«

»Das heißt doch irgendwas mit rückläufig, oder?«

»Und wenn man mich prügeln würde, ich weiß nicht. Viel-

leicht hat er damit ja unsere Unterredung gemeint – die hat sich auf jeden Fall im Kreis gedreht.«

Acht Tage später. Mittwoch, 4. Juli, 0900
Marinestützpunkt San Diego

Der amerikanische Nationalfeiertag trieb die Menschen an diesem herrlichen Sonnentag zum Strand. Die Temperatur betrug schon jetzt traumhafte 25 Grad, und ein schwacher Südwestwind vom Pazifik her versprach die Sonnenanbeter einigermaßen frisch zu halten, bevor am Abend überall die großen Feuerwerke gezündet wurden.

In der schattigen Atmosphäre des von ihm bevorzugt benutzten Arbeitszimmers in San Diego fühlte sich Admiral Dick Greening hundeelend. Vor ihm lag das von Captain Stewart Goldwin, dem Vorsitzenden des Navy-Untersuchungsausschusses, unterzeichnete Memorandum:

Nach dreitägiger Anhörung in der Sache USS *Shark* hat sich ergeben, dass an Bord des Unterseebootes während eines Einsatzes im Golf von Bengalen eine Meuterei stattgefunden hat. Die Faktenlage ist eindeutig. Obwohl wir Lieutenant-Commander Headleys couragiertes Handeln in extremer Situation durchaus zu würdigen wissen, besteht Commander Reid dennoch auf der Durchführung einer Kriegsgerichtsverhandlung gegen seinen Stellvertreter als Anführer der Meuterei auf hoher See. Die Navy Regulations geben jedem kommandierenden Offizier das Recht, eine derartige Forderung zu stellen.

Wenn auch widerwillig müssen die Mitglieder des Ausschusses anerkennen, dass es offensichtlich genügend Beweise gibt, um ein derartiges Verfahren einzuleiten. Wir überlassen daher die Resultate unserer Arbeit der zuständigen Ermittlungsbehörde. Die Staatsanwaltschaft wird den Ort der Verhandlung ge-

gen Lieutenant-Commander Dan Headley festlegen.

Admiral Greening stand auf, ging quer durch den Raum und schaltete den großflächigen Computerbildschirm an der Wand ein. Dann gab er die Koordinaten 16.00 N, 94.01 E ein. Auf dem Bildschirm erschien der exakte Ort, wo sich das entsetzliche Drama abgespielt hatte. Er sah die Insel Hainggyi, die sumpfige Küstenregion, den kleinen Fluss, der dort hindurchlief. Er sah die flache Sandbank, das seichte Wasser, durch das die SEALs auf ihrer Flucht in den Schlauchbooten gerast waren, und das marschige Hauptland hinter der Landspitze Mawdin. Und vor seinem geistigen Auge sah er die Szene ganz genau vor sich: chinesische Kampfhubschrauber, die gnadenlos den fliehenden Amerikanern mit Maschinengewehrsalven nachsetzten; Catfish Jones tot; Bobby Allensworth tot; Buster Townsend schwer getroffen.; Rick Hunter feuert trotz hohen Blutverlusten zurück; alle Mann in den offenen Booten nur allzu leichte Beute. Er sah den Schrecken vor sich, ihren Mut. Und dann stellte er sich das plötzliche Auftauchen der *Shark* vor, wie deren Schützen die Helikopter mit Stinger-Raketen vom Himmel holten und acht Männern dieser so grausamen Mission dadurch das Leben retteten.

Und nun soll dem Mann, der mit dem Boot zu Hilfe eilte, ein Kriegsgerichtsprozess gemacht werden? Der Oberbefehlshaber der Pazifikflotte stöhnte laut auf. Vielleicht war es ja gut, dass niemand seine Wut sah, wie er jetzt dastand und den Bildschirm anstarrte, während ihm im Kopf das mörderische Stakkato der chinesischen Maschinengewehre dröhnte.

Am gleichen Tag, 1500 (Ortszeit)
Büro des Nationalen Sicherheitsberaters
Weißes Haus, Washington, D.C.

Admiral Arnold Morgan gefiel es überhaupt nicht, wie sich die Dinge entwickelten. »Alan«, sagte er, »es muss einen Weg geben, diesen ganzen Wahnsinn zu stoppen. Soll ich den Präsidenten einschalten?«

»Ich weiß nicht recht«, entgegnete Admiral Dickson, »bei der Navy entwickeln die Dinge ein Eigenleben. Nichts kann sie aufhalten. Sie geschehen einfach.«

»Was würden Sie dann von einer präsidialen Begnadigung für Lieutenant-Commander Headley halten? Unser Mann im Oval Office müsste doch als oberster Befehlshaber der gesamten Streitkräfte dazu in der Lage sein?«

»Könnte irgendwie klappen. Aber das ist nicht das eigentliche Problem – oder sehe ich das falsch, Arnold? Die Presse würde die Hintergründe für eine Kriegsgerichtsverhandlung gegen einen Mann wie Dan Headley erfahren wollen. Und damit würde alles über die ganze Operation, wie Sie schon gesagt haben, in die Öffentlichkeit hinausposaunt werden. Aber genau das wollen wir ja nicht.«

»Wer ist der Chefankläger?«

»Sam Scott aus Oregon, ein erfahrener Schiffskommandant und ehemaliger Anwalt. Unbeugsam bis auf die Knochen. Er wird den Fall streng nach den Regeln angehen. Er wird sich die Empfehlungen des Untersuchungsausschusses ansehen, dann seine verdammten Gesetzbücher aufschlagen und schließlich die Anklage wegen Meuterei erheben.«

»Kann man ihm mit Vernunftgründen beikommen?«

»Keine Chance.«

»Und wie soll's weitergehen?«

»Wir können Dan Headley lediglich alle Unterstützung zu-

kommen lassen, die er braucht, um den Prozess zu überstehen.«

»Das heißt also, wir müssen belegen, dass Reid unzurechnungsfähig ist.«

»Genau. Aber dann wird die Presse uns auch löchern, warum wir U-Boot-Besatzungen in die Hände von Leuten geben, die eigentlich in die Klapse gehören.«

»Mist, wenn wir das tun. Scheiße, wenn wir es nicht tun!«

»Die Sache war von vornherein so angelegt, Arnold. Entweder wir hätten Reid zur totalen Kapitulation zwingen können – was ja leider nicht ging –, oder wir würden bis zum Hals in der Bredouille stecken. Und genau da sind wir momentan.«

»Mag sein, aber noch ist die Sache nicht ausgestanden.«

»Klären Sie mich auf, Arnold.«

»Wir sind es Lieutenant-Commander Headley schuldig, ihm beizustehen und zu beweisen, dass sein Vorgesetzter eine Flasche und zugleich ein Feigling war. Und die Presse – die kann uns mal.«

»Genau, Sir.«

Mittwoch, 18. Juli, 0900
Büro des CINCPACFLT
Pearl Harbor

Die Entscheidung des Chefanklägers lag zwei Wochen später auf dem von der Sonne beschienenen Schreibtisch von Admiral Dick Greening. Sie lag dort wie auch auf dem Arbeitsplatz von Admiral Alan Dickson im fernen Washington, D.C. wie eine tickende Zeitbombe.

Nach sorgfältiger Abwägung der Tatsachen und Auswertung der Ergebnisse des Navy-Untersuchungsausschusses zu den Ereignissen an Bord der USS *Shark* im Golf von Bengalen bin

ich zu der Überzeugung gekommen, dass genügend Beweise vorliegen, um ein Kriegsgerichtsverfahren gegen Lieutenant-Commander Dan Headley einzuleiten. Er wird sich deshalb für Meuterei auf hoher See am Morgen des 7. Juni 2007 verantworten müssen. Zu diesem Zeitpunkt hat er seinen Kommandanten, Commander Donald K. Reid, aufgrund von Absatz 1088 der Navy Regulations von dessen Pflichten entbunden. Wegen der Begründung dieser Absetzung habe ich empfohlen, dass Commander Reid sich von drei psychiatrischen Gutachtern, darunter mindestens einem Zivilisten, untersuchen lässt.

Meine Vorschläge sind an die vorgesetzten Dienststellen weitergereicht worden. Ich empfehle einen erfahrenen Beisitzer zu der Verhandlung, die im Gerichtssaal des Marinestützpunkts San Diego stattfinden soll, hinzuzuziehen. Das Datum der Verhandlung wird noch bekannt gegeben. Captain Sam Scott, Chefankläger

Die Entscheidung kam nicht unerwartet, aber der nun unmittelbar bevorstehende Zeitpunkt des Prozessbeginns lastete auf dem Oberbefehlshaber der Pazifikflotte wie ein heraufziehendes Gewitter. Jetzt wurde es also Realität, das Kriegsgerichtsverfahren gegen einen heldenhaften Navyangehörigen, dessen Tat nicht nur von hundert Mannschaftsmitgliedern auf dem Unterseeboot gerühmt wurde, sondern auch von acht SEALs, die ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten. Die ganze Sache kursierte schon bei den Kämpfern der Spezialeinheiten im benachbarten Coronado und in Little Creek, Virginia. Admiral Greening konnte sich kein Mitglied dieser Elitetruppe vorstellen, das nicht zumindest eine ungefähre Version dieser Story mitbekommen hatte.

Als Chef der Pazifikflotte war er jedoch dazu verpflichtet, die Verhandlung abzusegnen, nicht anders als der CNO im Pentagon. Dick Greening verabscheute, was er da tun musste, aber er

hatte keine andere Wahl. Dan Headley wurde angeklagt. Jeder, der mit den Ereignissen im Golf von Bengalen irgendwie zu tun hatte, war dagegen gewesen, außer einem: Commander Reid. Und das allein zählte offenbar.

Greening wählte die Nummer von Admiral Dickson, der schon mit dem Nationalen Sicherheitsberater gesprochen hatte. Es sei jetzt nur eine Frage der Zeit, wann die Presse Wind von der Sache bekam und Details von irgendjemandem der Männer und Frauen erfuhr, die den Vorgang kannten. Aber noch war das Interesse der Medien nicht geweckt, vielleicht würde das ja auch noch eine Weile so bleiben. Obwohl die Meute dann Himmel und Hölle in Bewegung setzen würde, um die verschlafene Zeit aufzuholen.

Die Anweisung von Admiral Morgan war eindeutig: Lieutenant-Commander Headley und seinem Verteidiger war jede nur denkbare Unterstützung zu gewähren, um zu beweisen, dass Commander Reid im entscheidenden Moment nicht in der Lage gewesen war, die SEAL-Rettungsaktion vor Birma zu leiten. Dies schien die einzige Möglichkeit zu sein, einem Skandal zu entgehen, der nicht nur die Führung der Streitkräfte, sondern möglicherweise auch die Autorität der Regierung selbst erschüttern könnte.

Es dauerte dann nur fünf Tage, bis der erste Zeitungsartikel erschien, der allerdings nur die halbe Wahrheit enthielt. Auf seiner Titelseite brachte der *San Diego Telegraph* einen Zweispalter unter der Überschrift: GEHEIMNIS UM SEAL-RETTUNGSAKTION VOR BIRMA. Für Insider war klar, dass der Verfasser mehr wusste, als er schrieb, aber das, was er schrieb, war schon genug:

Von Sprechern der United States Navy war bis gestern Abend keine Bestätigung der Berichte zu erhalten, nach denen ein

SEAL-Sondertrupp aus Coronado kürzlich unter Beschuss chinesischer Kampfhubschrauber geriet, als es von einem Einsatz auf einer birmanischen Insel zurückkehrte.

Man kann davon ausgehen, dass mindestens zwei der SEALs getötet wurden. Weitere Mitglieder des Trupps sind wahrscheinlich verwundet worden. Einzelheiten über die Natur des Einsatzes stehen uns derzeit nicht zur Verfügung. Ein Sprecher der Navy sagte dazu nur: »Die Operationen unserer Spezialeinheiten bedürfen einer hohen Geheimhaltung, und diese hier macht da keine Ausnahme.«

Vor fünf Wochen erreichten uns Berichte aus Rangun, dass die neu errichtete chinesische Flottenbasis auf der Insel Hainggyi in der Mündung des Bassein-Flusses durch die gewaltige Explosion eines Wärmekraftwerks sehr schwer beschädigt worden sei.

Der Sprecher der Navy wollte eine Beteiligung der SEALs an der Zerstörung weder bestätigen noch abstreiten.

Weitere Informationen besagen, dass ein amerikanisches Atom-U-Boot sich um den 7. Juni herum in der Gegend aufgehalten habe. Aus vertraulichen Quellen war zu erfahren, dass es sich dabei um die USS *Shark,* ein atomgetriebenes Unterseeboot der Sturgeon-Klasse, handeln soll. Sie stand unter dem Kommando von Commander Donald K. Reid.

Leider konnten wir Commander Reid nicht erreichen. Sein Stellvertreter, Lieutenant-Commander Dan Headley, weigerte sich, jeglichen Kommentar über seine mögliche Rolle bei der Rettung der SEALs abzugeben. Er sagte nur: »Während des ganzen letzten Einsatzes habe ich meine Pflicht nach den mir zustehenden Möglichkeiten erfüllt.«

Dem Artikel waren zwei kleine Fotos beigegeben. Das eine zeigte Commander Reid und war »Nicht erreichbar« untertitelt, das andere war von Dan Headley und trug die Unterschrift »Ich

habe nur meine Pflicht erfüllt«. Als Autor wies sich ein gewisser Geoff Levy aus. Er war offensichtlich über alle Ereignisse an Bord des Unterseebootes informiert worden, ob von einem Mitglied der Mannschaft oder einem in San Diego beheimateten SEAL blieb unklar. Da dieser Geoff Levy aber keine offizielle Bestätigung der Vorgänge erhalten hatte, wollte er augenscheinlich fürs Erste nur über das berichten, was seiner Ansicht nach die Geheimhaltungsvorschriften nicht verletzte.

Die Oberkommandos der Navy in Pearl Harbor, San Diego und Washington brüteten finster über den E-Mails, die den Artikel auf die Computer nahezu aller Schiffe verteilten. Die »Oberkommandos« der Medien dagegen jubelten auf und starteten eine Jagd nach den Hintergründen der Geschichte. Aber sie hatten nur einen langsamen Start, weil die wenigsten in San Diego vor Ort waren, wo die Augenzeugen nun einmal saßen.

Einmal mehr machte deshalb Geoff Levy das Rennen, als am Mittwochabend, dem 25. Juli, der *San Diego Telegraph* mit der Riesenschlagzeile auf der Titelseite schockte: MEUTEREI! KRIEGSGERICHTSVERFAHREN GEGEN U-BOOTOFFIZIER EINGELEITET. Unter diesem Aufmacher befand sich als Unterzeile: DER HELD, DER DIE SEALS RETTETE, WIRD ANGEKLAGT!

Irgend jemand hatte nicht nur geredet, irgendjemand hatte die Wahrheit portionsweise rausgelassen – und sogar Captain Sam Scotts Empfehlung für die Aufnahme eines Verfahrens preisgegeben. Geoff Levy war über Nacht ein Medienstar.

Admiral Morgan hielt den Kopf zwischen den Händen, während er sich auf einem der landesweiten Fernsehkanäle das Interview mit dem jungen Journalisten aus San Diego ansah. »Seit drei Jahren beschäftige ich mich für unser Blatt mit Fragen der Navy. Eine solche Aufregung, wie ich sie jetzt erlebe, habe ich allerdings noch nie mitbekommen. Ich weiß nicht genau, was da vorgeht, nur das, was mir meine Informanten erzählt haben. So viel kann ich verraten: Zur Zeit kocht eine

ganze Reihe von Leuten in der Navy regelrecht vor Wut. Nicht wenige sind nämlich der Ansicht, dass Dan Headley eigentlich die Ehrenmedaille gebührt.«

»Verdammter Mist!«, stöhnte Arnold Morgan auf.

Am Mittag des 26. Juli war alles am Überkochen. Das Marineministerium in Washington wurde von der Presse dicht belagert. Im ganzen Umkreis von San Diego waren alle Telefonleitungen wegen der Flut der Anrufe von Zeitungsredaktionen und Fernsehstationen stundenlang blockiert. Gleiches galt für die Verbindungen zu den SEAL-Hauptquartieren in Coronado und Virginia.

Die Fragen waren immer die gleichen: Was war wirklich da draußen im Golf von Bengalen geschehen? Warum wurde der eigentliche Held dieser Aktion vor ein Kriegsgericht gestellt? Wo befand sich Lieutenant-Commander Headley gegenwärtig? Ob man ihn sprechen könne? Warum nicht? Stimmten die SEALs dem Kriegsgerichtsverfahren zu? Womit hatte er diesen Prozess verdient? Was hatte er getan?

Die Fotografen campierten in ganzen Rudeln an den Zufahrtswegen zum Stützpunkt. Auch außerhalb des Pentagons und vor den beiden SEAL-Hauptquartieren in Coronado und Little Creek, Virginia, traten sie massenhaft in Erscheinung. Am späten Nachmittag wandten sich die Journalisten – enttäuscht über die mangelnde Kooperationsbereitschaft der Navy – direkt an das Weiße Haus. Sie verlangten eine Presseerklärung, entweder vom Sicherheitsberater oder vom Verteidigungsminister oder dem Oberbefehlshaber der Streitkräfte, wenn nicht gar vom Präsidenten selbst.

Beide, Arnold Morgan wie auch Alan Dickson, waren restlos davon überzeugt, dass Schweigen jetzt die bestmögliche Reaktion war. Was sollte man auch sagen? »Kein Kommentar« würde die Meute in den Wahnsinn treiben. »Wir sind zur Zeit leider nicht in der Lage, irgendeine Meldung zu bestätigen«

würde sie ausflippen lassen. »Derartige Vorkommnisse unterliegen grundsätzlich der Geheimhaltung im nationalen Interesse« hätte die gleiche Wirkung wie ein rotes Tuch auf einen Kampfstier. Um welche nationalen Interessen handelt es sich hier konkret? Heißt das, die SEALs haben die birmanische Insel angegriffen? Wie viele von ihnen kamen dabei um? Warum behaupten Mannschaftsmitglieder des U-Bootes, Lieutenant-Commander Headley habe die Überlebenden gerettet? Was hat er falsch gemacht? Wenn er tatsächlich eine Meuterei angezettelt hat – warum? Hatte der eigentliche Kommandant sich vor der Verantwortung gedrückt?

Nein, eine Pressekonferenz abzuhalten oder auch nur ein Statement herauszugeben hieße, die Fluttore zu öffnen. Am besten man reagierte gar nicht und ließ die Medien ihre Spielchen treiben: Anfragen, Telefonblockaden, E-Mail-Bombardements. Wen immer es auch treffen würde.

Und es traf alle. In den nächsten drei Tagen – bis zum Erscheinen der Sonntagsblätter – schien es, als ob kein anderes Thema das Land bewegte. Die Abschirmung der Marinestützpunkte und der an den Geschehnissen beteiligten Personen fachte die Neugierde der Medien nur noch mehr an. Selbst vor den schmiedeeisernen Toren zu Bart Hunters Farm in Lexington, Kentucky, lungerte eine Schar Fotografen herum, um einen Schnappschuss vom Vater des SEAL-Einsatzleiters zu ergattern. Den ortsansässigen Journalisten gelang es sogar, Bobby Headley, Dans Vater, Fragen zu stellen, als er eines Abends versehentlich selbst den Telefonhörer abnahm.

Aber die Navy hüllte sich weiter in Schweigen. Stück für Stück puzzelten sich die Medien die Geschichte selbst zusammen, wenn auch in unterschiedlichen Varianten. Der allgemeine Tenor war, dass die SEALs den chinesischen Flottenstützpunkt als eine Art Vergeltung für die Eroberung Taiwans angegriffen hatten. Sie seien entdeckt und bei ihrer

Flucht zurück zum Unterseeboot verfolgt worden. Zwischen dem Kommandanten der *Shark* und seinem Ersten Offizier habe es dann eine Meinungsverschiedenheit über das Vorgehen zur Rettung der SEALs gegeben. Der Kommandant sei daraufhin von der Mehrheit der Offiziere an Bord überstimmt worden, worauf der Weg frei gewesen sei, mit dem Unterseeboot die Verfolgten zu retten. Und genau jene Operation sei das Ergebnis einer Meuterei gewesen, für die sich jetzt der Lieutenant-Commander zu verantworten habe. Dass praktisch jeder Offizier und Mannschaftsdienstgrad in der Navy darüber entsetzt war, lag auf der Hand. Fast alle Kommentatoren des Landes – gleichgültig ob bei der Presse, den Radio- oder Fernsehstationen – waren sich daher einig, dass die Marine und auch die Regierung mit dem Präsidenten als oberstem Befehlshaber an der Spitze kollektiv verrückt sein müssten, einen derartigen Prozess zuzulassen.

Die *New York Times* enthüllte in einem hitzigen »Exklusivbericht«, dass die gesamte Spitze der amerikanischen Elitetruppe, nämlich der Navy SEALs, gedroht habe, den Dienst zu quittieren, falls das Kriegsgerichtsverfahren nicht eingestellt werde. All diese Berichte erschienen, ohne dass man auch nur eine einzige verlässliche Quelle innerhalb der US-Streitkräfte ausfindig machen konnte. Es fand das statt, was Admiral Morgan als die allgemeine Empörung vorausgesagt hatte. Sie verband Menschen aller Couleur: ein geteilter Groll mit Wut als Grundstimmung – in diesem Fall Wut über die Anklage gegen Lieutenant-Commander Dan Headley.

Unabhängig vom Wirbel in den Medien drehte sich das Rad des juristischen Prozedere innerhalb der Navy weiter voran. Als Anklagevertreter wurde Lieutenant-Commander David »Locker« Jones eingesetzt. Der jetzt 46-jährige Anwalt aus Vermont, Virginia, hatte seine Laufbahn in der Marine-Akademie begonnen, seine nautische Erfahrung auf Überwas-

sereinheiten gesammelt und dann ein Rechtsstudium eingeschlagen. In den letzten Jahren hatte er sich als außerordentlich fähiger Anwalt im Dienste der Navy hohes Ansehen bis nach Washington hinauf erworben.

Der breischultrige, mittelgroße Sportstyp mit inzwischen dünner werdenden blonden Haaren trug seinen Spitznamen »Locker« nicht ganz zu Unrecht. Mit »Davey Jones's Locker« bezeichneten die Seeleute die tiefste Tiefe des Meeres, dort, wo alles zur Ruhe kam, egal, ob gesunkene Schiffe, über Bord geworfene Vorschriften oder gestorbene Seeleute. Locker Jones war bekannt dafür, dass er die Dinge bis in ihre tiefsten Tiefen auslotete. Mit Gründlichkeit und einem extrem feinen Gespür entlarvte er die verborgensten Zusammenhänge und deckte ihre Bedeutung auf. Dieser Mann konnte jedem Fall eine entscheidende Wendung geben. Als Gegner war er für Lieutenant-Commander Headley der denkbar härteste, den man ihm vorsetzen konnte.

Der Richter, der den Prozessverlauf überwachen würde, war Captain Art Brennan, ein erfahrener ehemaliger Zerstörerkommandant. Der große, grauhaarige Anwalt aus Rhode Island hatte sich ebenfalls als junger Mann der Navy angeschlossen, sie dann seiner Kanzlei zuliebe aufgegeben, um schließlich doch wieder zurückzukehren. Er war ein Traditionalist mit trockenem Humor und leicht zynischer Betrachtungsweise. Oberflächlich betrachtet würde man den 54-jährigen als Sympathisanten des erniedrigten Commander Reid einschätzen, aber wer ihn kannte, wusste durchaus, dass er sorgfältigst über die Rechte von Dan Headley wachen würde.

Zum Verteidiger wurde – mit großer Zustimmung des Angeklagten – der beste Mann ausgesucht, den man sich für diese Aufgabe vorstellen konnte: Lieutenant-Commander Al Surprenant. Der dunkelhaarige, bissig wirkende Anwalt hatte, nicht zuletzt dank des Reichtums seines Vaters, eine Bilderbuchkar-

riere hinter sich: Elite-College, Harvard Law School mit Prädikatsexamen, Eintritt in die Navy, schnell aufeinander folgende Beförderungen, im Golfkrieg auf einem Schlachtschiff verantwortlicher Offizier für den Einsatz der Raketen, Marineanwalt zunächst in Norfolk, dann, nach der Hochzeit mit einer Hollywood-Schauspielerin, in San Diego. Surprenant galt als der Mann, der am ehesten geeignet war, Commander Reid in die Enge zu treiben und einen Freispruch für Dan Headley herauszuholen. Er würde sich auf das Sorgfältigste vorbereiten, keinen Zweifel an der Unschuld seines Mandanten aufkommen lassen und den Kommandanten hart angehen, weil dieser einen SEAL hatte sterben lassen und bereit gewesen war, auch weitere acht zu opfern.

Als Termin für das Verfahren wegen Meuterei – das erste in der gesamten amerikanischen Marinegeschichte – wurde Montag, der 13. August, festgelegt. Verhandlungsort sollte das Militärgerichtsgebäude tief im Inneren des Stützpunkts sein. Er sah zwar wie ein ziviler Gerichtssaal aus, besaß aber nicht die dort übliche erhöhte Richterbank, sodass sich alles auf gleicher Ebene abspielte. Es würde fünf Geschworene geben: drei Lieutenant-Commanders, ein Lieutenant und der Sprecher der fünf, ein ehemaliger U-Boot-Kommandant, Captain Cale »Boomer« Dunning. Besonders er würde eine immense Schlachtenerfahrung in die Überlegungen dieses Teams einbringen können. Wer ihn kannte, wusste, dass er bei der Führung eines Atom-U-Bootes im Einsatz vor allem Leute schätzte, die in Sekundenbruchteilen Entscheidungen fällen konnten.

Wie hoch man auch die Messlatte anlegte, es war eindeutig, dass Lieutenant-Commander Headley alle Chancen auf einen fairen, ja geradezu wohlwollenden Prozess erhielt. Vielleicht handelte die Navy dabei allerdings auch weit mehr im eigenen Interesse als in dem des Helden des Golfs von Bengalen.

Inzwischen setzten die Medien ihre Anstrengungen fort, die

Geschichte bis zum Letzten auszuquetschen. Ihnen lagen zwar keine offiziellen Informationen vor, dafür konnten sie aber jede Menge undichter Stellen anzapfen, die ihr Wissen gern preisgaben. Es schien allerdings, als ob mit jeder neuen Erkenntnis, jedem möglichen Bruchstück der Wahrheit, eine Gegenmeldung ausgelöst wurde. Kaum hatte etwa ein Fernsehsender die blütenweiße Karriere von Commander Reid ausgebreitet, posaunte ein Massenblatt die Geschichte heraus, wie er angeblich einen SEAL hilflos dem Tod ausgeliefert hatte. So ging es Tag für Tag: War der Pferdenarr aus Kentucky ein gewissenloser Spieler? Schuldete Dan Headley dem SEAL-Einsatzleiter Geld? War Commander Reid durchgedreht? War es in der Kommandozentrale der *Shark* zu einem Kampf gekommen? Ist der Navy die Kontrolle über das Verfahren entglitten?

Tag für Tag bohrten sich die Medien tiefer in die Geschehnisse um die Meuterei, aber immer noch hüllte sich die Navy in tiefes Schweigen. Nicht einmal der Termin für den Prozess wurde öffentlich bekannt gegeben. Die Presse schäumte vor Entrüstung – nicht weil sie einen möglichen Rechtsbruch befürchtete, sondern weil die Vorstellung des zu Unrecht angeklagten Helden die amerikanische Öffentlichkeit faszinierte. Aber sie hatte keinen Zugang zu den tatsächlichen Fakten und würde ihn auch nie erhalten.

Am Tag der Kriegsgerichtsverhandlung gegen Lieutenant-Commander Dan Headley war es warm und sonnig. Der weiß gestrichene Gerichtssaal lag im hellen Sonnenlicht, und die Klimaanlage war schon frühzeitig eingeschaltet worden. Ein langer, gebogener Mahagonitisch, an dem die Geschworenen sitzen würden, bildete eine flache Barriere im Raum. Hinter den eichenen Kapitänsstühlen betonten zwei US-Flaggen den Ernst des Anlasses. Zwischen den beiden Fahnen war das zeremonielle Schwert aufgehängt, das bei Kriegsgerichtsverhand-

lungen der Navy deren uralte Tradition versinnbildlichen sollte. Das vergoldete Messingheft saß an einem mit weißer Fischhaut bezogenen Griff. Der Knauf wurde von einem Adlerkopf gekrönt. Die armlange Stahlklinge des Schwertes steckte in einer handgefertigten Scheide aus ungegerbtem Leder mit Messingverzierungen. Bevor man das Urteil verkündete, würde man das Schwert herabnehmen, es aus der Scheide ziehen und es auf den Tisch legen. Lautete das Urteil »schuldig«, würde seine Spitze direkt auf den angeklagten Offizier zeigen. Sollte man von seiner Unschuld überzeugt sein, würde das scharfe Ende weg von ihm zur Wand weisen.

Etwas entfernt von der Geschworenenbank befanden sich die Sitze für den Ankläger und den Verteidiger sowie für den Richter, der den Prozessverlauf überwachen sollte. Als Beobachter waren auch der Oberbefehlshaber der Special Forces, Admiral John Bergstrom, und der Oberkommandierende der Unterseebootflotte, Rear-Admiral Freddie Curran, zugelassen. Zudem waren zwei Gerichtsprotokollanten anwesend sowie zwei Wachen an der Eingangstür. Zwei weitere hatten sich draußen postiert. Zeugen durften nur während ihrer unmittelbaren Aussage der Verhandlung beiwohnen. Die Öffentlichkeit – oder gar Medienvertreter – mussten sich außerhalb der großräumigen Bannmeile um das Gelände aufhalten.

Punkt 0900 traf Lieutenant-Commander Headley in Begleitung seines Verteidigers ein und nahm seinen Sitz ein. Beide blätterten noch einmal in den Prozessunterlagen. Die in der nächsten halben Stunde ankommenden Zeugen mussten zunächst in einem Vorraum Platz nehmen. Die beiden Marineanwälte und die Wachen, die sich auch dort aufhielten, sollten dafür sorgen, dass keinerlei Gespräche oder Absprachen zwischen den Zeugen stattfinden konnten, die irgendwie im Zusammenhang mit der Verhandlung standen.

Um 0930 nahmen die drei Lieutenant-Commanders und der

wesentlich jüngere Lieutenant ihre Sitze hinter der langen Geschworenenbank ein. Captain Dunning – wie alle anderen Militärs in voller Uniform – erschien drei Minuten später mit einer großen Ledermappe und platzierte sich auf dem mittleren Stuhl. Er begrüßte die Anwesenden formell und sagte dann: »Meine Herren, steigen wir ein in die Verhandlung gegen Lieutenant-Commander Dan Headley wegen Meuterei auf hoher See. Der zu untersuchende Vorfall fand am 7. Juni 2007 im Golf von Bengalen statt. Lieutenant-Commander Jones, würden Sie bitte zum Verständnis des Gerichts den Ablauf der Ereignisse wiedergeben?«

Der Vertreter der Anklage erhob sich. Auf seinem sonst eher offenen Gesicht ließ sich unschwer Besorgnis ausmachen. Er zögerte kurz, bevor er dann mit fester Stimme zu sprechen begann: »Sir, hier jetzt die Anklage vortragen zu dürfen, ist alles andere als erfreulich für mich. Ich muss davon ausgehen, dass alle am Geschehen Beteiligten aus selbstlosen Gründen gehandelt haben. Wir haben da auf der einen Seite einen der Sache ergebenen, höchst erfahrenen Kommandanten, der um die Sicherheit seines Schiffes und seiner Besatzung gleichermaßen besorgt war. Auf der anderen Seite steht ein ebenso loyaler Lieutenant-Commander, der verzweifelt einen angegriffenen Trupp der U.S. Special Forces zu retten versucht hat.«

Die Fakten als solche werden von keiner Seite bestritten. Die Navy-SEALs haben einen Hilferuf gesendet, in dem sie schilderten, dass ihre chinesischen Verfolger sie mit Hubschraubern und Maschinengewehrfeuer jagten. Nach Ansicht von Commander Reid waren diese Kampfhubschrauber bestens für die Auseinandersetzung mit feindlichen Angreifern gerüstet und vermutlich – zumindest in einem Fall – mit Raketen bestückt. Ein Auftauchen der USS *Shark* wäre deshalb einem Selbstmord gleichgekommen. In gewissem Sinne stand er vor einer der ältesten Gewissensentscheidungen, der ein Kommandant gege-

nüberstehen kann: *Muss* ich eine kleine Anzahl Männer – in diesem Falle acht – opfern, um einhundertzehn andere zu schützen und um ein großes und teures Atom-Unterseeboot zu retten?

Meine Herren, Lieutenant-Commander Headley dagegen stellte keine solchen Überlegungen an. Er glaubte, die SEALs retten zu können, und scharte deshalb die anderen Offiziere um sich. Gegen den Protest, ja, gegen den ausdrücklichen Befehl seines Dienstvorgesetzten übernahm er das Kommando über das Boot. Er setzte den Kommandanten nach Abschnitt 1088 der Navy Regulations unter Arrest und ließ ihn unter Bewachung in seine Kammer bringen. Danach führte er sein Vorhaben durch und rettete die SEALs unter höchst ehrenwerten Umständen.

Wir sind jedoch nicht zusammengekommen, um Ritterlichkeit zu beurteilen. Wir sind hier, um über Recht und Unrecht zu entscheiden. Ich möchte jetzt einmal den Abschnitt zitieren, auf den sich Lieutenant-Commander Headley an jenem so schicksalshaften Morgen berief:

Navy Regulations, Abschnitt 1088: Die Ablösung eines kommandierenden Offiziers durch einen Untergebenen: 1. In höchst ungewöhnlichen und unüblichen Situationen mag der Fall eintreten, dass die Ablösung eines kommandierenden Offiziers durch einen Untergebenen notwendig wird, sei es, indem der Offizier unter Arrest gestellt oder in die Krankenliste eingetragen wird. Solche Maßnahmen sollten jedoch niemals ohne Zustimmung des Kommandanten des Corps oder eines Kommandierenden der Navy erfolgen. Sollte keiner dieser ranghöheren Offiziere erreichbar sein, kann der ranghöchste Offizier an Bord diese Schritte einleiten, falls Gefahr im Verzug ist und ein umgehendes Handeln erforderlich ist.

2. Damit ein unterstellter Offizier, der auf eigene Initiative

handelt, gerechtfertigt ist, einen kommandierenden Offizier abzulösen, muss die entsprechende Situation eindeutig und klar ersichtlich sein. Sie darf nur den einen Schluss zulassen, dass die Beibehaltung des Kommandos durch einen solchen kommandierenden Offizier ernsthaft und unwiderruflich gegen das Interesse der Allgemeinheit gerichtet ist.«

Lieutenant-Commander Jones legte eine kurze Pause ein und sagte dann: »Dieser Abschnitt ist noch umfangreicher, deshalb möchte ich die entscheidenden Punkte hervorheben: Ein untergeordneter Offizier, der so handelt, muss eindeutig außerstande sein, sich an einen Dienstvorgesetzten wenden zu können. Er muss sich darüber hinaus sicher sein, dass die Handlungsweise seines Vorgesetzten nicht durch ihm unbekannt gebliebene Befehle gedeckt ist. Er muss diese Entscheidung zudem sorgfältig bedacht haben und, ich zitiere, *›die Begleitumstände, die ihn zu seinem Handeln veranlassen, den Umständen entsprechend eingehend untersucht haben‹.*«

»Dem letzten Satz dieses Abschnittes möchte ich ganz besondere Aufmerksamkeit zukommen lassen, dass nämlich der Offizier voll und ganz davon überzeugt sein muss, dass die Enthebung eines Kommandanten von seinen Pflichten eine, ich zitiere, *›im Allgemeinen konsequente und absolut notwendige Schlussfolgerung für jeden logisch denkenden, wohlüberlegten und erfahrenen Offizier ist‹.* Ich beabsichtige, Lieutenant-Commander Headley aufgrund dieses letzten Satzes zu überführen, und rufe hiermit Commander Reid als ersten Zeugen der Anklage auf.«

Die Tür des Gerichtssaales wurde geöffnet, und der ehemalige Kommandant der USS *Shark* betrat in untadeliger Uniform den Raum. Er ging hinüber zu dem Sitz für den jeweiligen Zeugen. Damit er sowohl die Geschworenen als auch die An-

wälte direkt ansprechen konnte, stand der Stuhl in der linken Hälfte des Raums. Der Richter erhob sich, um dem Zeugen den Eid abzunehmen. Mit der Hand auf der Bibel schwor Commander Reid ruhig, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen.

Nach einer sehr kurzen Feststellung der Personalien begann Locker Jones mit der Befragung: »Am Morgen des 7. Juni, waren Sie da erstaunt, dass sich Ihr Boot – gegen Ihren ausdrücklichen Befehl – mit hoher Geschwindigkeit auf Sehrohrtiefe durch das Wasser bewegte?«

»So ist es.«

»Wo waren Sie zu dem Zeitpunkt?«

»In meiner Kammer. Der Erste Offizier hatte das Kommando.«

»Was haben Sie daraufhin unternommen?«

»Ich bin sofort in die Zentrale gegangen und habe Lieutenant-Commander Headley befohlen, das Unterseeboot zu wenden, um zu unserem vereinbarten Treffpunkt mit den SEALs zurückzukehren. Laut unseren Befehlen lag dieser bei 16.00 N und 94.01 E.«

»Führte der Erste Offizier diesen Befehl aus.?«

»Nein – er weigerte sich.«

»Mit welcher Begründung?«

»Er sagte, er wolle eine Rettungsaktion für jenes sehr kleine SEAL-Team durchführen. Ich glaube, es handelte sich nur um acht Leute.«

»Wie wollte er das durchführen?«

»Er wollte das Boot aufgetaucht mit Höchstgeschwindigkeit laufen lassen.«

»Sahen Sie sich in der Lage, dem Plan zuzustimmen?«

»Natürlich nicht. Kein Kommandant eines Atom-Unterseebootes würde sein Schiff auftauchen lassen, um sich dem Feind wie auf dem Präsentierteller darzubieten. Das ist eine der

ältesten Regeln der Navy. Niemand würde das machen.«

»Sie hatten Informationen über den Feind?«

»Nun, es waren Chinesen, und ich wusste auch, dass es Kampfhubschrauber waren. Zwei, wie man uns gesagt hatte.«

»Was schlossen Sie daraus?«

»Ich ging davon aus, dass es die Helikopter von den beiden Kriegsschiffen am Kai von Hainggyi waren, eine Fregatte und ein Zerstörer. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hatte zumindest einer der Hubschrauber, wenn nicht sogar beide, U-Jagd-Waffen an Bord und dazu auch noch Raketen, die den unseren an Reichweite überlegen waren und zudem stark genug, um unseren Schiffsrumpf durchschlagen zu können. Unsere Boote sind bekanntlicherweise eigentlich nicht für eine Auseinandersetzung an der Oberfläche gebaut.« Pure Vernunft triefte aus jedem seiner Worte.

»Nein. Natürlich nicht, Commander«, sagte der Ankläger, »absolut nicht! Ich bin mir auch sicher, dass sich jeder der hier Anwesenden dessen bewusst ist. Aber fahren wir fort. Haben Sie Ihrem Ersten Offizier Ihre Einschätzung der Situation mitgeteilt?«

»Sicherlich. Ich habe ihn darauf hingewiesen, dass sich an Bord unseres Bootes annähernd einhundertzehn Mann befanden, eine tapfere und erfahrene, einfach erstklassige Besatzung! Ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, dass ein Auftauchen angesichts der Bedrohung durch einen Raketenbeschuss allem widersprach, was ich jemals gehört habe, was mir jemals beigebracht worden ist oder was in der US-Navy als üblich empfunden wird. Um ehrlich zu sein, es war ein Risiko, das ich nicht mittragen wollte. Noch hätte das jeder andere an meiner Stelle gewollt. Außerdem glaube ich nicht, dass es für das Ansehen der Navy gut gewesen wäre, wenn man mitten im Golf von Bengalen einen lecken Atomreaktor versenkt hätte, der für die nächsten vierzig Jahre die Umwelt verseucht hätte.

Es gab vieles abzuwägen, aber ich glaube, dass das Leben der acht SEALs in keinem Verhältnis zu der möglichen Vernichtung der USS *Shark* und ihrer Besatzung gestanden hätte.«

»Danke, Commander. Keine weiteren Fragen.«

Das versammelte Gericht schien über die Kürze der Befragung von Commander Reid durch Locker Jones verblüfft zu sein, vor allem darüber, dass dieser nicht alle Einzelheiten der Festsetzung des Kommandanten zur Sprache gebracht hatte. Er hatte sich allein auf einen einzigen Faktor konzentriert: die Vorschläge des Kapitäns, wie man diese besondere Situation hätte angehen sollen, und ob diese ausreichten, ihn deswegen seines Kommandos zu entheben. Es war ein genialer Schachzug der Anklage, um endlosen Zeugenbefragungen und verwirrenden Widersprüchen aus dem Wege zu gehen. Er hatte seinen wichtigsten Zeugen in bestem Licht präsentiert: die Befehle, die dieser gegeben hatte, und deren sachliche Begründung. Waren das die Befehle eines Verrückten? Eher nicht – davon musste jeder der Anwesenden überzeugt sein.

Der sorgenvoll dreinblickende Verteidiger, Lieutenant-Commander Surprenant, begann nun mit seinem Kreuzverhör des Zeugen. Wahrscheinlich war ihm mehr als jedem anderen im Raum die brillante Strategie Von Locker Jones bewusst. »Commander Reid, ich möchte Sie um Nachsicht bitten, wenn ich etwas weiter in die Vergangenheit zurückgehe. Die Gründe für die Handlungsweise Lieutenant-Commander Headleys liegen bereits einige Wochen vor den Geschehnissen. Ich hoffe, Sie werden meine Fragen trotzdem beantworten können.«

Commander Reid nickte, als wollte er »kein Problem« sagen, aber der Ankläger schnellte sofort hoch und rief: »Einspruch!«

Captain Dunning starrte fragend auf den Anklagevertreter, der nun sein Veto begründete: »Sir, der Kommandant ist nicht als Angeklagter hier. Er ist nur hier, um seine Befehle und die dahinter stehenden Überlegungen für diesen ganz besonderen

Morgen zu erläutern. Ich sehe keinen Grund, warum die Verteidigung in die Vergangenheit abschweifen will. Lieutenant-Commander Headley hat vielmehr uns den Beweis anzutreten, warum nach Abschnitt 1088 der Navy Regulations die Befehle des Kommandanten nicht befolgt werden konnten, ohne das Interesse der Allgemeinheit zu beeinträchtigen.«

Captain Dunning blickte nun fragend auf Al Surprenant, der seinerseits ruhig antwortete: »Sir, es ist durchaus möglich, dass gewisse Verhaltensstrukturen einer Person auf diejenigen, die unter dieser Person dienen, so zermürbend wirken, dass eine Entbindung jener Person von ihrem Kommando notwendig wird. Nicht nur wegen eines unmittelbar gegebenen Befehls also, sondern lediglich eines generellen Zustandes der Unzuverlässigkeit. Bei allem Respekt, ich möchte auf diesen Teil der Befragung bestehen.«

»Einspruch abgelehnt. Fragen Sie den Zeugen.«

Lieutenant-Commander Surprenant nahm sich Zeit. Er schichtete seine Unterlagen um, sah dann auf und fragte bohrend: »Commander Reid, darf ich Ihnen die Ereignisse des 16. Mai, frühmorgens kurz vor Sonnenaufgang, ins Gedächtnis zurückrufen?«

»Nun, ich weiß, dass wir damals an unserem vereinbarten Treffpunkt auf die Rückkehr der SEALs von einem Einsatz warteten.«

»Wer hatte das Kommando?«

»Lieutenant-Commander Headley. Unsere Befehle waren eindeutig. Die ganze Operation unterlag der höchsten Geheimhaltungsstufe, und uns war aufgegeben, an genau diesem Punkt des Persischen Golfs auf das Tauchboot mit dem Team an Bord zu warten.«

»Wurden Sie zu irgendeinem Zeitpunkt über dessen Schwierigkeiten während der Flucht von der feindlichen Küste informiert?«

»Nein, nichts dergleichen ist geschehen.«

»Ich gehe davon aus, dass Sie zu diesem Zeitpunkt nicht in der Kommandozentrale waren?«

»Das ist korrekt. Mein Erster Offizier hat die Gesamtverantwortung für die Rückkehr des SEAL-Teams getragen.«

»Was genau hat Sie dazu veranlasst, in die Zentrale zurückzukehren?«

»Das Boot nahm plötzlich Fahrt auf – in völligem Widerspruch zu den Befehlen, die uns vom Oberkommando erteilt worden waren.«

»Als Sie dann in der Zentrale waren, was erfuhren Sie da?«

»Nun, es hatte wohl einen Angriff auf die Spezialeinheit gegeben, noch an Land. Und jetzt kehrte das Team zurück, wobei es offenbar einen Verwundeten dabeihatte.«

»Das Team führte auch die Leiche seines Einsatzleiters, Lieutenant-Commander Ray Schaeffer, mit sich. Ist das richtig?«

»So wurde mir gesagt.«

»Also: Der Einsatzleiter war tot, und ein anderer SEAL schwer verwundet. Und nun versuchten die Männer verzweifelt, sich in Sicherheit zu bringen, nachdem sie ihre Aufgabe erledigt hatten.«

»Ich nehme das mal an.«

»Hat Lieutenant-Commander Headley Sie darüber informiert, dass es aufgrund der Abwesenheit jeglicher Gegner sowohl in der Luft als auch auf dem Wasser absolut sicher war, dem Tauchboot entgegenzufahren, um das Team so schnell wie möglich an Bord zu bringen?«

»Er fuhr bereits in Richtung Küste, als ich die Kommandozentrale betrat.«

»Nachdem Sie gehört haben, dass ein Top-SEAL in dem Tauchboot mit dem Tod rang, haben Sie dennoch befohlen, die USS *Shark* solle umdrehen, um zu dem ursprünglich vereinbarten Treffpunkt zurückfahren. Sie wollten diesen heldenhaften

amerikanischen Krieger einfach seinem Schicksal überlassen?«

»Na ja, ich kannte meinen Befehl: am Treffpunkt zu warten.«

»Als Lieutenant-Commander Headley Sie über den Ernst der Situation informierte und Ihnen das mögliche Ableben des SEALs auseinander setzte, da haben Sie meiner Information nach gesagt: ›Ich kann nicht die ganze Navy für jemanden auf den Kopf stellen, der sich wahrscheinlich nur in den Finger geschnitten hat.‹«

»Ich erinnere mich nicht an diese Aussage.«

»Sie fuhren dann also zurück zum Treffpunkt?«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich daran, dass der an Bord des Unterseebootes befindliche SEAL-Einsatzleiter, Commander Rusty Bennett, dagegen protestiert, ja, Sie geradezu angefleht hat, in Richtung Küste zu fahren, um seine Männer dort rauszuholen?«

»Nein. Auch daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Erinnern Sie sich an den Zustand des verwundeten SEALs, nachdem das Team schließlich Ihr Boot erreicht hatte?«

»Sie wissen ganz genau, dass ich das tue.«

»Wie war sein Zustand?«

»Müssen Sie mich wirklich auf so rüde Art bedrängen?«

»Wie war sein Zustand, Commander?«

»Der Mann war tot.«

»Danke. Sind Sie der Ansicht, er hätte gerettet werden können, wenn er nur eine halbe Stunde früher an Bord des Unterseebootes gewesen wäre?«

»Keine Ahnung. Ich bin kein Arzt.«

»Wie lange war er schon tot, bevor man ihn an Bord bringen konnte?«

»Ich glaube, so fünfzehn Minuten.«

»Ich danke Ihnen. Würde es Sie überraschen, dass von diesem Augenblick an sowohl Ihre eigene Mannschaft als auch

das SEAL-Team Sie als eine gefühlskalte und irgendwie weltfremde Person betrachtete, die sich nicht im Geringsten für sie interessierte?«

»*Einspruch!* Der Herr Verteidiger greift den Zeugen persönlich an. Auf eine derartige Frage kann er wohl auch kaum eine Antwort geben!«

»Einspruch stattgegeben. Streichen Sie die letzte Frage aus dem Protokoll.«

Al Surprenant lächelte zufrieden wie jemand, der genau das gesagt hatte, was er hatte sagen wollen. Gut gelaunt formulierte er die Frage um: »Commander, würde es Sie überraschen zu erfahren, dass ein Großteil Ihrer Mannschaft Ihre Entscheidung, den Mann sterben zu lassen, nicht akzeptieren konnte?«

»*Einspruch!* Commander Reid hat nicht *entschieden,* den Mann sterben zu lassen. Er hat schlicht und einfach seine Befehle ausgeführt. Herr Verteidiger, hören Sie bitte auf, den Zeugen anzugreifen.«

»Einspruch stattgegeben. Streichen Sie diesen Passus.«

»Nun gut«, fuhr Al Surprenant fort. »Angesichts all dieser Ereignisse möchte ich Sie an etwas erinnern, was weitere sechsunddreißig Stunden davor geschah. Stimmt es, dass Sie sich weigerten, ein paar Meilen näher an die Küste heranzufahren, um die Batterien des Mini-Tauchboots zu schonen? Und das, obwohl es von der Wassertiefe her vertretbar erschien?«

»Nein, ich erinnere mich nicht daran.«

»Darf ich Ihre Erinnerung auffrischen, indem ich aus dem Logbuch zitiere?« »

»*Einspruch!* Der Herr Verteidiger behandelt den Zeugen, als wäre er der Angeklagte. Darüber hinaus versucht er ihn vor diesem Gericht zu erniedrigen. Und jetzt will er sogar Beweise gegen ihn vorlegen, in die wir alle noch keinen Einblick hatten.«

»Einspruch stattgegeben. Aber lassen Sie den Absatz im Pro-

tokoll stehen, Protokollant.« Boomer Dunning schien selbst bei nun zunehmender Sturmneigung im Gerichtssaal die Ruhe selbst zu sein.

»Commander Reid«, fuhr der Verteidiger fort, »würden Sie sich selbst als einen befehlstreuen Menschen bezeichnen, der kein Jota von einem einmal eingeschlagenen Weg abweicht und dem Flexibilität unbekannt ist?«

»Nein, durchaus nicht! Ich bin genauso anpassungsfähig wie jeder andere auch. Aber nicht, wenn es um die Sicherheit meines Schiffes geht.«

»Würden Sie sich für genauso flexibel halten wie – sagen wir mal – Admiral de Villeneuve?«

Locker Jones schüttelte den Kopf und hob in gespieltem Entsetzen die Hände. Captain Dunning starrte gebannt auf den ehemaligen Kommandanten und wartete auf dessen Antwort.

Als sie dann kam, lief eine Welle des Unbehagens durch den ganzen Gerichtssaal. »Verflucht sollst du sein, Headley!«, zischte Reid mit zusammengekniffenen Lippen.

Sofort hakte Lieutenant-Commander Surprenant nach: »Wer soll verflucht sein, Sir? Wer? Ich habe Sie nicht ganz verstanden.«

Das Gesicht von Commander Reid begann sich zu verfärben, und er sah wütend aus, gab aber keine Antwort.

Al Surprenant bohrte weiter: »Ich habe Sie gefragt, ob Sie so flexibel wie Admiral de Villeneuve sind. Bitte, antworten Sie mir. Ich weiß, dass Sie ihn sehr gut kennen.«

Locker Jones hatte noch nie von dem offensichtlich französischen Admiral gehört, und wenn, dann hatte er ihn vergessen. Aber es war unmöglich, jetzt Einspruch einzulegen, weil er spürte, dass sich hinter dieser scheinbar harmlosen Frage ein Sprengsatz verbarg.

Reid schwieg jedoch beharrlich. Der Vorsitzende Richter griff ein und verlangte vom Verteidiger zu wissen, warum die-

se Frage für die Fortsetzung des Prozesses so wichtig sei.

»Sir«, sagte AI Surprenant, »Admiral de Villeneuve war der Oberbefehlshaber der französischen Flotte in der Schlacht von Trafalgar. Er führte sie in die größte Niederlage der Seekriegsgeschichte. Er verlor zwanzig Schiffe, wurde von den Briten gefangen und beging kurz danach Selbstmord. Ein Bild dieses Mannes hing in der Kammer von Commander Reid, was für einen Kommandanten der U.S. Navy, nun ja, zumindest sehr ungewöhnlich ist.«

»Aha. Nun, ich unterstelle mal, dass das alles nicht ganz unwichtig ist. Fahren Sie bitte fort«, sagte Captain Dunning.

»Danke«, sagte der Verteidiger, wandte sich wieder Commander Reid zu und fragte ohne Umschweife: »Stimmt es, dass Sie glauben, in einem früheren Leben Admiral de Villeneuve gewesen zu sein?«

»Millionen Menschen glauben an die Wiedergeburt.«

»Mag schon sein. Aber das ist noch keine Antwort auf meine Frage, oder? Versuchen wir es noch einmal: Glauben Sie, dass Sie in einem früheren Leben Admiral de Villeneuve waren?«

»Na, auch General Patton war davon überzeugt, in einer vorangegangenen Inkarnation ein bedeutender Kriegsherr gewesen zu sein.«

»Soll er meinethalben. Aber würden Sie jetzt bitte meine Frage beantworten? Glauben Sie, Commander Reid, daran, in einem früheren Leben tatsächlich Admiral de Villeneuve gewesen zu sein? Bitte antworten Sie mit ja oder nein.«

»Nun, da gibt es in meiner Familie einige französische Ahnen…«

Captain Dunning unterbrach den Dialog an dieser Stelle: »Commander Reid, bitte antworten Sie auf die gestellte Frage: ja oder nein.«

»Nein«, antwortete der ehemalige Kommandant der *Shark.* »Ich glaube nicht, dass ich wirklich Admiral de Villeneuve

war.«

»Danke, Commander«, sagte der Verteidiger. »Und nun möchte ich mit Ihrer Erlaubnis etwas vorlesen: ›Ein anderes Leben, eine andere Schlacht – und so viele Fehler auf der *Bucentaure.* Ich darf sie nicht noch einmal wiederholen, jetzt, wo ich eine neue Chance kriege. *Juni 1980, DKR.*‹ Erkennen Sie diese Worte wieder, Commander?«

»Nur sehr vage. Ja.«

»Wer hat sie geschrieben?«

»Ich.«

»Wo haben Sie sie niedergeschrieben?«

»Ich glaube, in einem Buch.«

»In einem Buch über Reinkarnation. Stimmt das?«

»Kann schon sein.«

»Commander, würden Sie bitte so freundlich sein, uns zu sagen, wer die *Bucentaure* führte?«

»Admiral de Villeneuve. Es war sein Flaggschiff.«

»Nach Ihren eigenen Worten, Commander, die ich gerade zitiert habe, glaubten Sie also die Reinkarnation des größten Versagers der Seekriegsgeschichte zu sein. Korrekt?«

Locker Jones hatte genug. Er sprang auf und brüllte fast: »*Einspruch!* Diese vor mehr als fünfundzwanzig Jahren niedergeschriebenen Worte wurden offensichtlich unrechtmäßig und unter unehrenhaften Umständen aus den Privaträumen des Schiffskommandanten eingesehen. So etwas ist vor keinem Gericht der freien Welt als Beweismittel zulässig.«

Captain Dunning nickte zwar zustimmend, sagte aber dennoch: »Dies hier ist kein Zivilgericht, wo Anwälte Schlupflöcher finden wollen, um Schuldige entkommen zu lassen. Dies ist ein Militärgericht, in dem es allein um die Wahrheit geht. Wir sind hier nicht auf einer juristischen Spielwiese, wo man sich gegenseitig auszutricksen versucht, sondern allein dazu da, um die Schuld oder Unschuld von Menschen festzustellen,

denen wir vierhundert Millionen Dollar teure Schiffe anvertrauen. Und in diesem Zusammenhang kann alles von Bedeutung sein.«

»Darf ich darauf hinweisen, dass der Zeuge hier nicht als Angeklagter erschienen ist?«, sagte Lieutenant-Commander Jones.

»Das weiß ich durchaus«, entgegnete Boomer. »Einspruch abgelehnt.«

Al Surprenant konnte also weitermachen. »Commander, können Sie sich vorstellen, dass es auf die Besatzung eines Schiffes deprimierend wirkt, wenn sie feststellen muss, dass ihr Kommandant glaubt, in der Vergangenheit eine militärische Niete gewesen zu sein?«

»Kann ich nicht sagen, wie sie so etwas aufnehmen würde.«

»Aber Sie können sich doch wohl vorstellen, dass sie zu Recht betroffen sein dürfte?«

»*Einspruch!* Die Frage wurde bereits gestellt und beantwortet. «

»Einspruch stattgegeben.«

»Commander, sind Sie ein Anhänger des Spiritismus?«

»In einem gewissen Sinne, ja.«

»Heißt das, Sie haben lediglich den Geist von Pierre de Villeneuve geerbt, oder glauben Sie auch, mit Persönlichkeiten auf der, äh, anderen Seite – so glaube ich, ist doch der Fachterminus – Kontakt aufnehmen zu können?«

»Ja, wie viele Millionen anderer Menschen auch.«

»Commander, haben Sie erst kürzlich mit Kapitän Gennadi Ljatschin gesprochen?«

Keine Antwort von Donald Reid.

»Kann mir jemand weiterhelfen?«, fragte Boomer Dunning. »Wer ist dieser Gennadi Ljatschin?«

»Ein russischer Unterseebootkommandant, der mit der *Kursk* und allen Mann an Bord vor sieben Jahren in der Barentssee unterging«, erläuterte Al Surprenant. »Commander Reid, wä-

ren Sie überrascht, wenn ich Ihnen sage, dass einige Mitglieder Ihrer Mannschaft Sie gehört haben, wie Sie bei Kerzenlicht in Ihrer Kammer mit ihm gesprochen haben?«

»Verflucht! Verflucht seid ihr alle! Ich sitze hier nicht auf der Anklagebank!« Der ehemalige Kommandant war aufgesprungen und schleuderte dem Verteidiger seine Wut entgegen. Jede Selbstkontrolle war von ihm abgefallen.

Locker Jones hatte sich ebenfalls erhoben. »Sir, ich muss wirklich auf das Heftigste gegen diese Form der Befragung protestieren! Die Verteidigung versucht uns diesen verdienten und höchst erfahrenen Kommandanten als eine Art Spinner darzustellen, was offensichtlich völlig falsch ist.«

»Sie haben dieses Wort benutzt, nicht ich«, unterbrach ihn Al Surprenant. »Wie rücksichtsvoll von Ihnen.«

»Ruhe!«, fuhr Captain Dunning dazwischen. »Bitte setzen Sie sich und hören Sie mir aufmerksam zu. Wenn ich die Befragung eines Zeugen als unwesentlich oder nicht fair erachte, werde ich mich schon zu Wort melden. Falls Sie gegen irgendwelche Teile der Befragung Einspruch erheben, bleibt Ihnen das unbenommen. Ich werde dann darüber entscheiden. Aber ich werde Scharmützel nicht dulden. Für das Protokoll möchte ich anmerken, dass ich es für sehr wichtig halte, die etwas ungewöhnlichen Ansichten von Commander Reid kennen zu lernen. Ich bin selbst einmal auf einem Schiff gefahren, dessen Kapitän zur Nachtzeit Gebetsrunden anordnete, was fast zu einer Meuterei geführt hat. So ist es nun einmal auf Schiffen: Kleinigkeiten können eine große Wirkung hervorrufen, besonders wenn es um den Kommandanten geht. Die Fakten zum Verhalten von Commander Reid sind in unserem Zusammenhang sehr wesentlich. Ich glaube, er sollte sich also dahingehend der Befragung stellen. Schließlich ist dieses Gericht erst auf sein Betreiben zusammengetreten – eine Tatsache, die ich persönlich außerordentlich bedauere. Bitte fahren Sie mit

Ihrer Befragung des Zeugen fort, Lieutenant-Commander.«

»Danke, Sir«, sagte Al Surprenant zufrieden. »Commander Reid, haben Sie jemals mit spiritistischen Mitteln versucht, mit Gennadi Ljatschin Kontakt aufzunehmen? Vielleicht um Ratschläge oder Orientierungshilfen von einem Mann zu erhalten, der für seinen Leichtsinn mit seinem und dem Leben anderer bezahlte?«

»Es war nicht sein Fehler. Genauso, wie es nicht Villeneuves Fehler war. Beide wurden von anderen im Stich gelassen.«

»Dann hatten Sie also Kontakt zu diesen beiden?«

»In einem gewissen Sinne, ja.«

»Danke. Kehren wir nun zu den hier drängenderen Fragen zurück. Wie Sie wissen, hatte Lieutenant-Commander Headley am Morgen des 7. Juni viel zu bedenken. Sein Kommandant, ein bekennender Spiritualist, der sich sehr stark mit zwei der größten Versager der Seefahrtsgeschichte verbunden fühlte, hatte bereits zweimal Entscheidungen getroffen, die ganz offensichtlich eine SEAL-Operation konterkarierten. Wir haben das bereits belegt. Headley musste mit einem Mann arbeiten, der buchstabengetreu an den Regeln klebte – vermutlich deshalb, damit er nicht die gleichen Fehler wie in der Seeschlacht bei Trafalgar machte.«

Jetzt platzte Captain Dunning der Kragen. »Herr Verteidiger, würden Sie bitte Ihren Monolog einstellen, mit dem Sie den Zeugen lächerlich zu machen versuchen. Stellen Sie Fragen oder setzen Sie sich!«

»Selbstverständlich, Sir«, entgegnete Lieutenant-Commander Surprenant mit ausgesuchter Höflichkeit. »Commander, wären Sie überrascht zu erfahren, dass Ihr Erster Offizier, Lieutenant-Commander Headley, sich sicher war, dass Sie jede Hilfsaktion zugunsten der SEALs von vornherein ablehnen würden? Und zwar wegen Ihrer Überzeugungen und Ihrer Vorgeschichte?«

»Ich wäre es, in der Tat!«

»Sie werden später erfahren, dass er es fest glaubte. Es war diese Vorhersehbarkeit Ihrer Entscheidung, die zur Meuterei führte. Die Tatsache, dass alle Offiziere wussten, dass Sie die SEALs dem Tod überlassen würden. – Ich habe keine weiteren Fragen an den Zeugen.«

»Commander Reid, Sie sind aus dem Zeugenstand entlassen. Ich bitte Sie aber, vorerst das Gerichtsgebäude nicht zu verlassen.« Captain Dunning machte sich eifrig Notizen.

Als nächsten Zeugen rief Locker Jones den Waffensystemoffizier der *Shark,* Lieutenant-Commander Jack Cressend, auf, der knapp bestätigte, dass ihn Lieutenant-Commander Dan Headley tatsächlich gebeten habe, an einem Akt des Ungehorsams gegenüber dem Kommandanten teilzunehmen, um das Leben der SEALs zu retten.

Er schilderte dann, wie das Unterseeboot als Folge dieser Handlungsweise seinen Kurs zur Rettung der von den Chinesen verfolgten SEALs fortsetzte. Al Surprenant hatte nur eine einzige Frage an den Zeugen: »Lieutenant-Commander, wenn Sie den 7. Juni noch einmal erleben würden, könnte der Erste Offizier immer noch mit Ihrer vollen Unterstützung rechnen?«

»Mit absoluter Sicherheit, Sir! Ich habe da keine Zweifel.«

Lieutenant-Commander Jones kündigte nun an, dass er keine weiteren Zeugen habe, sich aber vorbehalte, die Zeugen der Verteidigung ins Kreuzverhör zu nehmen.

Unmittelbar danach rief Al Surprenant Commander Rick Hunter in den Zeugenstand. Der SEAL-Einsatzleiter wurde vereidigt und sagte dann auf Befragen aus, dass er selbst schwerste Bedenken über die mögliche Handlungsweise von Commander Reid in einer Stresssituation gehabt habe. Er und Lieutenant-Commander Headley würden einander sehr gut kennen und hätten sich bereits vor dem Beginn der Mission

über die »Unzuverlässigkeit« des Kommandanten ausgetauscht.

»Als Sie das erste Mal – während Sie und Ihre Männer bereits im offenen Boot ums Überleben kämpften – Ihren Hilferuf an die *Shark* absetzten, rechneten Sie da mit Unterstützung?«

»Nicht, wenn es nach dem Willen Commander Reids gehen würde. Ich wusste, dass er uns nicht zu Hilfe eilen würde.«

»Glaubten Sie, eine Überlebenschance zu haben?«

»Nur wenn Dan Headley das Unterseeboot sofort übernahm.«

»Und ohne sein Eingreifen wären Sie und Ihre Leute getötet worden?«

»Ja, Sir.«

»Glauben Sie, es ist richtig, ihn hier vor Gericht zu stellen?«

»Nein, Sir.«

»Und warum nicht?«

»Weil er so ziemlich der beste Offizier ist, den ich jemals getroffen habe, und weil er unser aller Leben gerettet hat.«

»Haben Sie vor, irgendeinen Protest zu erheben, falls dieses Gericht ihn der Meuterei schuldig sprechen sollte?«

»Nein, Sir. Aber ich würde meine sofortige Entlassung aus der Navy beantragen.«

»Und das, obwohl Sie Ihr bisheriges Leben in der Navy verbracht haben, mit der realistischen Aussicht, eines Tages Oberbefehlshaber des SPECWARCOM zu werden?«

»Ja, Sir. Meine Einstellung zur Navy wäre nach einer Verurteilung von Dan Headley nicht mehr dieselbe.«

»Ich danke Ihnen, Commander.«

Jetzt erhob sich Locker Jones. »Sie sagten, Sie und Lieutenant-Commander Headley würden sich sehr gut kennen. Das ist doch wohl nicht die *ganze* Wahrheit – oder?«

»Sir?«

»Sie und Dan Headley sind Freunde seit Kindestagen, nicht

wahr? Allerbeste Freunde, korrekt? Sie sind schon zusammen zur Schule gegangen, oder? Ihr Vater beschäftigt seinen Vater, ebenfalls korrekt?«

»Stimmt alles, Sir. Ich betrachte es als Privileg, ihn und seinen Vater zu meinen Freunden zu zählen.«

»Ist es denkbar, dass Sie niemals etwas Schlechtes über Dan Headley gehört haben?«

»Das ist sogar sehr wahrscheinlich. Weil er niemals etwas tut, was andere Menschen gegen ihn aufbringen könnte.«

»Aber jetzt scheint dieser Fall eingetreten zu sein.«

»Die Beschuldigung erfolgt durch Leute, die ihn nicht wirklich kennen, Sir.«

»Sie glauben also, ihn so gut zu kennen, dass Sie sagen können, er sei nicht schuldig an dem ihm angelasteten Verbrechen.«

»Ja. Ich kenne ihn besser als Sie.«

Locker Jones hatte keine weitere Lust an einem Schlagabtausch mit der verwundeten Legende des Birma-Einsatzes und sagte deshalb: »Keine weiteren Fragen an den Zeugen.«

Als nächster Zeuge der Verteidigung wurde der SEAL-Commander Rusty Bennett aufgerufen. Er bestätigte, dass er – wie der Verteidiger zuvor schon vorher geschildert habe – mit Reid aneinander geraten sei, weil dieser sein Boot nicht zur Rettung der verwundeten SEALs näher an die iranische Küste habe heranfahren lassen wollen.

»Erinnern Sie sich noch an den genauen Wortlaut seiner Ablehnung, Commander Bennett?«

»So in etwa. Als ich ihn aufforderte, das Leben meiner wertvollen Männer zu retten, erinnerte er mich daran, dass ich keinerlei Rechte auf seinem Boot besäße. Und dann sagte er: ›Was spielt sich hier eigentlich ab? Irgendeine verdammte Verschwörung? Da haben Sie sich den Falschen ausgesucht‹. Er

behauptete auch, wir hätten nur gewartet, bis er schlafe, um dann ganz unverhohlen seine Befehle zu missachten.«

»Was dachten Sie über diese Reaktion?«

»Nun, schien mir äußerst ungewöhnlich. So ‘ne Art von Paranoia.«

»*Einspruch!* Der Zeuge besitzt nicht die nötige Fachkenntnis, um solch einen Begriff anzuwenden.«

»Einspruch stattgegeben.«

»Wie wäre es dann mit ›durchgeknallt‹?«, sagte der von der Küste Maines stammende SEAL.

»Schon besser«, stimmte Captain Dunning zu.

»*Einspruch!* Der Commander hat kein Recht, wilde Vermutungen über den Geisteszustand anderer zu machen. «

»Ich akzeptiere das Wort eines erfahrenen SEAL-Offiziers, dass seiner Ansicht nach jemand ›durchgeknallt‹ erscheint«, antwortete Dunning. »Der Einspruch ist abgelehnt. «

»Nun, Commander«, fuhr Al Surprenant fort, »lassen Sie mich Ihnen die gleiche Frage stellen wie schon Commander Hunter. Haben Sie sich bereits eine Meinung gebildet, was Sie tun werden, falls Dan Headley verurteilt werden sollte?«

»Ja, Sir. Wenn er wegen Meuterei verurteilt werden sollte, werde ich meinen Dienst quittieren.«

»Mir welcher Begründung?«

»Aus den gleichen Gründen wie Commander Hunter. Dan Headley hat den SEALs das Leben gerettet.«

»Keine weiteren Fragen.«

Da der Ankläger auf ein Kreuzverhör verzichtete, konnte der SEAL-Commander den Zeugenstand drei weniger wichtigen Teilnehmern der Ereignisse vom 7. Juni überlassen. Lieutenant-Commander Josh Gandy, Master Chief Drew Fisher und Lieutenant Matt Singer sagten alle zu Gunsten des Ersten Offiziers aus. Danach kamen zwei weitere SEALs, der verwundete Rattlesnake Davies und Dallas MacPherson. Beide waren da-

von überzeugt, dass sie ihr Leben allein dem Auftauchen der USS *Shark* verdankten.

Die drei psychiatrischen Gutachter, die dann aussagten, hatten Commander Reid unabhängig voneinander untersucht. Einer von ihnen war der unumstößlichen Meinung, dass der Kommandant mental absolut gesund sei. Die beiden anderen waren sich dessen nicht ganz sicher. Keiner von ihnen wollte ihn zwar als unzurechnungsfähig bezeichnen, aber sie stimmten doch darin überein, dass er in seiner Position als Marinekommandant »einige sehr merkwürdig erscheinende Ansichten vertrete«.

Al Surprenant fragte unablässig weiter und bohrte nach. Er überschritt dabei eindeutig die Grenzen höflicher Nachfrage und musste immer wieder aufgrund eines Bombardements von »Einsprüchen« seitens des Anklägers den Rückzug antreten. An einer Stelle der Befragung gab einer der Gutachter fast zu, dass Reid viel zu verbissen in seine Rolle als Inkarnation des französischen Admirals sei, um ihm ein modernes Atom-U-Boot anzuvertrauen. Aber der Glaube an die Wiedergeburt und an spiritistische Vorgänge rechtfertigte aus psychologischer Sicht noch nicht die Bezeichnung »unzurechnungsfähig«. Al Surprenant konnte durch seine Befragung zumindest einen Hang zum Exzentrischen und zu einer grundlegenden Instabilität des Kommandanten und annähernd auch eine emotional bedingte Feigheit beweisen. Aber keiner der Gutachter ging so weit zuzugestehen, Reid sei an dem betreffenden Morgen so unausgeglichen gewesen, dass man ihm das Kommando hätte entziehen müssen.

Nach einer kurzen Mittagspause rief die Verteidigung schließlich den angeklagten Ersten Offizier in den Zeugenstand. Nach dessen Vereidigung bat der Verteidiger darum, einige Zeilen aus Abschnitt drei der Navy Regulations 1088

vorlesen zu dürfen. Er begründete das damit, dass der Anklagevertreter diesen Passus offensichtlich für weniger wichtig erachtet habe: »›Das Ergreifen überlegter und furchtloser Initiativen ist eine wesentliche militärische Eigenschaft. Es kann nicht im Sinne dieser Vorschriften liegen, ihre Anwendung in Krisensituationen zu verhindern‹«

Lieutenant-Commander Headley saß reglos auf der Zeugenbank, als sein Verteidiger dem Gericht diese beeindruckenden Worte vorlas. Captain Dunning nickte zustimmend. Dan Headley saß kerzengerade in untadeliger Uniform da und beantwortete die Fragen seines Verteidigers mit fester Stimme und ohne eine Sekunde zu zögern.

»Warum verweigerte Commander Reid, als die Entscheidung anstand, den SEALs die Hilfe?«

»Ich vermute, aus zwei Gründen, Sir. Zum einen wollte er nicht wieder mit einer Katastrophe – wie schon in einem früheren Leben – in Verbindung gebracht werden. Zum anderen wiederholte er ständig, dass der Planet Merkur eine retrograde Bahn angetreten habe.«

»Wie bitte?«

»Er sagte mir, der einflussreiche Planet Merkur, der unser Tun kontrolliere, sei am Himmel zum Stillstand gekommen und werde sich in der Morgendämmerung auf einer rückläufigen Bahn befinden – also rückwärts laufen. «

»Haben Sie diese Aussage irgendwie kommentiert?«

»Ich glaube, ich sagte: ›Ach, wirklich?‹ Ich fand die Bemerkung angesichts unserer schwierigen Lage etwas verwirrend.«

»Fand dieses Gespräch in Gegenwart anderer statt?«

»Nein, Sir, wir waren in seiner Kammer. Aber er wiederholte es in der Kommandozentrale in Gegenwart aller Anwesenden, nachdem der Notruf der SEALs eingegangen war.«

»Nach Ihrem Gespräch mit dem Kommandanten, sind Sie da direkt in die Kommandozentrale zurückgegangen?«

»Ja, Sir. Ich trug die Verantwortung für die Rettungsaktion und befahl sofort, das Unterseeboot zur Küste fahren zu lassen, um die Jungs da rauszuholen.«

»Sie wussten, dass sie unter Beschuss chinesischer Kampfhubschrauber lagen?«

»Ja, Sir.«

»Und wie schätzten Sie die Gefahr ein?«

»Ich hatte die Absicht, die Helikopter mit unseren Stinger-Raketen – Reichweite 800 Meter – runterzuholen. Und zwar von der Brücke aus. Die Stingers sind sehr treffsicher. «

»Wie groß schätzten Sie die Gefahr für das Schiff ein?«

»Meiner Ansicht nach war sie vernachlässigenswert. Mir war zwar klar, dass die Chinesen ein paar Raketen in den Hubschraubern mitführten, es war an jenem Morgen nebelig, und außerdem vermutete ich, dass sie voll und ganz damit beschäftigt waren, das Maschinengewehrfeuer der SEALs abzuwehren. Und wegen etwaiger Wasserbomben machte ich mir keine Sorgen. Bevor man die hätte abwerfen können, hätten wir die Hubschrauber bereits mit den Stinger-Raketen abschießen können. Ich habe unsere Erfolgsaussichten jedenfalls als verdammt gut eingeschätzt. «

»Hatten Sie wirklich keine Angst, dass die *Shark* hätte versenkt werden können?«

»Sir, die *Shark* ist ein Kriegsschiff der U.S. Navy! Und da waren acht unserer besten Kameraden, die von den Chinesen bedrängt wurden. Natürlich wollten wir sie retten. Das ist unsere Pflicht. Wir sind in der Navy und nicht in einem Pfadfinderlager. Ja, doch, ich hatte auch Angst. Aber nicht genug, um es nicht zu versuchen.«

»Was geschah, als der Kommandant in die Zentrale kam?«

»Ich sagte ihm exakt, was wir vorhätten, aber wie ich es erwartet hatte, widersprach er mir.«

»Warum haben Sie das erwartet?«

»Weil Commander Reid für mich nichts als ein elender Feigling ist. Und ein unzurechnungsfähiger dazu.«

Nachdem diese Worte endlich ausgesprochen waren, hingen sie wie ein Damoklesschwert im Raum. *»Einspruch!«,* rief Locker Jones und sprang auf.

»Abgelehnt!«, konterte Captain Dunning. »Genau darum geht es in diesem Fall doch. Der angeklagte Erste Offizier ist nach seiner Meinung gefragt worden und hat sie gegeben.«

»Hat der Commander befürchtet, dass sein Boot getroffen und jeder an Bord getötet werden könne?«, fragte Al Surprenant.

»Natürlich. Er glaubte es, weil sich Merkur in rückläufiger Bewegung befand.«

»Sagte er das?«

»Sagte? Er schrie es geradezu heraus, Sir. *›Rückläufig‹!* Der große Planet Merkur ist in rückläufiger Bahn. Er nannte mich in Gegenwart aller anderen einen Ignoranten, weil ich nicht wisse, was bezüglich des Zyklen des Universums passiere. Mein Leben sei unwichtig, ich wisse gar nichts. Und er fügte hinzu, das Leben von uns allen, besonders von uns, die mit Transport und Nachrichtenübermittlung zu tun hätten, werde von Merkur gelenkt. Und nun sei dieses verflixte Ding eben in einer rückläufigen Bewegung.«

»Und dann?«

»Er sagte, er werde es auf keinen Fall zulassen, das Unterseeboot weiterhin aufgetaucht in Sichtweite der Hubschrauber laufen lassen – nicht jetzt, wo der Planet eine rückläufige Bahn antrete.«

»Lieutenant-Commander, ist die Bewegungsrichtung dieses Planeten Merkur üblicherweise ein Faktor, der in der U.S. Navy die Entscheidung über eine militärische Auseinandersetzung beeinflusst?«

»Nein, Sir.«

»Niemals?«

»Nicht nach meinen bisherigen Erfahrungen. Das war absolutes Neuland für mich.«

»Was geschah dann?«

»Er befahl mir, das Schiff zu wenden und in eine Richtung weg von den SEALs laufen zu lassen.«

»Folgten Sie dem Befehl?«

»Nein, Sir. Ich sagte ihm, dass ich das nicht tun könne. Und auch nicht wolle. Er antwortete, ich wolle wohl eine Einmannmeuterei anzetteln.«

»Änderten Sie daraufhin Ihre Ansicht?«

»Nein, Sir.«

»Sie setzten also die eingeleitete Rettungsaktion fort?«

»Ja. Ich erklärte dem Commander, dass mich alle Offiziere an Bord unterstützen würden. Dass ich die Jungs da draußen nicht abschlachten lassen würde. Ich bot ihm an, sich – wie es in den Vorschriften auch vorgesehen ist – krank zu melden, aber er lehnte das ab.«

»Und weiter?«

»Ich befahl, unseren Kurs aufgetaucht fortzusetzen und die Raketen nach oben zu bringen.«

»Und dann führten Sie mit Ihrer Besatzung die Rettungsaktion durch. Waren Sie selbst auf der Brücke, in vorderster Linie also, als das geschah?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie das Abfeuern der Stingers selbst koordiniert?«

»Ja, Sir. Ich habe eine der Raketen persönlich abgefeuert. Sie traf und zerstörte einen der beiden chinesischen Hubschrauber.«

Lieutenant-Commander Al Surprenant konnte nur mit dem Kopf schütteln. Dann platzte er heraus: *»Mein Gott! Und diesen Mann stellt man vor ein Kriegsgericht!«* Die Stille im Gerichtssaal war erdrückend, während sich der Verteidiger nach

diesem Ausbruch setzte.

Als Locker Jones sich nun erhob, um das Kreuzverhör zu beginnen, drückte seine Körperhaltung fast so etwas wie Resignation aus. »Lieutenant-Commander, dieses Gericht hat schon von Ihrer lebenslangen Freundschaft mit Commander Hunter gehört. Entspricht es der Wahrheit, dass Sie alles getan hätten, um ihm das Leben zu retten? Einschließlich einer Meuterei?«

»Ja, Sir, das hätte ich. Und ich hätte es auch getan, um jeden anderen zu retten. Sie könnten mich jetzt noch stundenlang befragen, aber die Mühe möchte ich Ihnen ersparen. Ich würde in einer vergleichbaren Situation den Kommandanten wieder von seinen Pflichten entbinden und das tun, was ich getan habe. Ich hoffe, ich habe mich klar ausgedrückt, Sir.«

»Absolut klar. Tatsache ist, dass Sie der perfekte Meuterer sind. Ich habe keine weiteren Fragen.«

Es gab keine abschließenden Plädoyers wie bei einem Zivilgerichtsverfahren. Captain Dunning erhob sich und führte die Geschworenen hinaus. Lieutenant-Commander Dan Headley und sein Verteidiger gingen in Begleitung von Admiral Bergstrom und Rear-Admiral Curran ebenfalls hinaus. Sie würden nicht lange auf das Urteil zu warten haben.

Im Beratungszimmer hinter dem Gerichtssaal kam Boomer Dunning schnell zur Sache. »Ich möchte zunächst die Meinung unseres Lieutenants hören, damit sein Urteil nicht durch die Argumente seiner Dienstvorgesetzten beeinflusst werden kann. Bitte, Lieutenant.«

»Nicht schuldig, Sir. Reid ist schlicht und einfach verrückt. Meiner Meinung nach ist er es, der vor ein Kriegsgericht gehört – und zwar wegen Feigheit vor dem Feind.«

Boomer nickte. »Lieutenant-Commander?«

»Schuldig. Wenn der Commander nein sagt, weil ihm das Risiko zu hoch erscheint, gibt es keine weitere Diskussion. Ein

Kommandant steht oder fällt mit einer derartigen Entscheidung. Und niemand hat ihm etwas vorzuwerfen. «

Captain Dunning wandte sich nun dem zweiten Lieutenant-Commander zu. »Ihr Urteil?«

»Schuldig. Headley hatte trotz allen guten Absichten nicht das Recht, das Schiff in seine Gewalt zu bringen. Und ganz sicher nicht das Recht, den Commander unter Arrest zu stellen.«

»Und was sagen Sie?«, fragte Dunning den vierten Beisitzer.

»Nicht schuldig. Ich finde, der Erste Offizier hat zu Recht die Führung des Unterseebootes übernommen. Es gab schwer wiegende Bedenken, dass Commander Reid überhaupt in der Lage war, die Situation vernünftig einzuschätzen. «

»Sehr gut. Darf ich jetzt fragen, ob jemand von Ihnen seine Meinung noch ändern will? Oder in eine Diskussion einsteigen will?«

Niemand war daran interessiert. Die Meinungsbildung war unentschieden ausgegangen. Also musste Captain Boomer Dunnings Votum über das Schicksal von Lieutenant-Commander Headley entscheiden.

»Nun gut, meine Herren, in wenigen Minuten werden wir in den Gerichtssaal zurückkehren, wo ich meine ausschlaggebende Stimme abgeben werde, nebst einer kurzen zusammenfassenden Begründung, damit das Gericht unser Urteil versteht.«

Er saß am Tisch und schrieb sorgfältig einen Text auf einen großen Bogen Papier in seiner Ledermappe. Dann stand er auf und bat die anderen, ihm zu folgen. Sie betraten den Gerichtssaal, und Captain Dunning nahm das Schwert an der Wand aus der Scheide und legte es auf den Tisch. »Man bitte die beteiligten Parteien herein«, sagte er.

Dan Headley betrat als Letzter den Raum und starrte ungläubig auf das Schwert, während er neben seinem Verteidiger Platz nahm.

»Ich habe Ihnen mitzuteilen, dass die Stimmabgabe der Geschworenen zwei zu zwei endete. Ich habe nun die Pflicht, meine ausschlaggebende Stimme abzugeben und damit auch das Urteil des Gerichts zu verkünden«, sagte der ehemalige U-Boot-Kommandant. »Ich möchte zunächst feststellen, dass die Ansichten des Lieutenant-Commanders über Merkur in rückläufiger Bewegung oder die Eigenheiten von Commander Reid, die hier zur Sprache kamen, nicht den Kern des Prozesses berühren. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Dinge zu beurteilen. Wir sind – ganz einfach ausgedrückt – hier, um zu entscheiden, ob Commander Reid in den Morgenstunden des 7. Juni einen Befehl gab, der so grundverkehrt war, ja, so absurd, dass er nach Abschnitt 1088 der Navy Regulations unter Arrest gestellt werden und seines Kommandos enthoben werden musste.«

»Wie sah dieser Befehl nun genau aus? Er beinhaltete, das Unterseeboot nicht auftauchen zu lassen, damit das Leben von einhundertsieben Menschen nicht gefährdet wurde, um acht andere zu retten. War das eine falsche Entscheidung? Möglicherweise, wenn man sie im Licht der späteren Ereignisse sieht. War sie verrückt? Nein, das war sie durchaus nicht. Konnte man auf Feigheit vor dem Feind schließen? Möglicherweise. Aber mehr auch nicht. Reichte das aus, um den Commander seines Kommandos zu entheben, ihn unter Arrest zu stellen und in seiner Kammer einzusperren, während sein Stellvertreter die Führung des Bootes übernahm? Die Antwort ist deutlich: *Nein. Absolut nein.«*

»Der Angeklagte ist schuldig zu sprechen. Schuldig der Meuterei auf hoher See. Das Gericht empfiehlt allerdings nicht, ihn gefangen zu setzen, wie man es in einem solchen Fall erwarten könnte. Dafür soll er mit strengstem Tadel sofort aus dem Dienst in der Navy entlassen werden. Das Gericht empfiehlt darüber hinaus, dass Commander Reid zukünftig kein Kom-

mando mehr über ein Unterseeboot der U.S. Navy übernehmen darf.

So weit das Urteil. Ich möchte allen Anwesenden noch Folgendes zu bedenken geben: Wenn man jedem beliebigen Lieutenant-Commander einräumt, ein Schiff zu übernehmen, nur weil er anderer Meinung als der Kommandant ist, kann man die Navy vergessen. Dann regiert bald der Pöbel auf jedem gefährdeten Schiff. Ich habe mein Urteil allein zum größeren Wohle der Vereinigten Staaten gefällt. Es war das einzig mögliche Urteil – und das schon seit dem Morgen des 7. Juni 2007.«

Noch lange nachdem die anderen Hauptbeteiligten des ersten Kriegsgerichts wegen Meuterei in der US-Marinegeschichte gegangen waren, stand Dan Headley hilflos vor dem langen Richtertisch aus Mahagoniholz. Er starrte auf die blanke Stahlklinge des vergoldeten Schwertes, die ganz allein auf ihn zeigte.

EPILOG

Rick Hunter und Dan Headley kehrten gemeinsam ins heimatliche Blue-Grass-Land zurück. Old Bart Hunter meinte, es wäre für ihn nun an der Zeit, sich zurückzuziehen, und überließ die ausgedehnten Gestüte mit dem dazugehörigen Farmland seinem Sohn. Und so schlüpfte dieser innerhalb einer Woche von der Rolle eines SEAL-Kommandanten in die des Generaldirektors eines millionenschweren Unternehmens. Seine erste Handlung als Geschäftsmann war, Dan Headley mit zehn Prozent an all seinen Unternehmungen – Land, Stuten und Zuchthengste – zu beteiligen. Innerhalb einer weiteren Woche war der neue Briefkopf der Firma entworfen: *Direktorium: Richard Hunter (Generaldirektor), Dan Headley (Direktor, verantwortlich für Pferdezucht), Bart Hunter (Chefberater), Robert Headley (verantwortlich für die Rennpferde).*

Bart war von diesen Entscheidungen überrascht, stimmte ihnen aber gerne zu: »Es hat meinen Vater und mich fünfzig Jahre gekostet, das alles hier aufzubauen. Und du brauchst nur zehn Minuten, um den Laden auseinander zu nehmen, indem du Teile davon an unsere guten Freunde verschenkst.«

»Länger als zehn Minuten hat Danny auch nicht gebraucht, mein Leben zu retten«, entgegnete Rick. »So was nennt man optimales Zeitmanagement, stimmt's?«

»Ich bin verdammt glücklich, dass er das getan hat. Was du da machst, ist absolut korrekt, Junge. So führt man ein Unternehmen!«

»Und das Leben«, meinte Rick abschließend.

Rusty Bennett quittierte ebenfalls den Dienst und kehrte zur Küste von Maine zurück. Er übernahm die zwei Fangboote seines Vaters und fischte in den Gewässern vor der kleinen Insel Frenchborough, wo die Vorfahren seiner Mutter sich

schon vor 150 Jahren angesiedelt hatten. Sechs Monate später heiratete er eine wesentlich jüngere Frau, die schönste auf der ganzen Insel.

Von Commander Reid hörte man nichts mehr, nachdem er in den frühzeitigen Ruhestand getreten und mit seiner Familie nach Frankreich in ein kleines Haus in der Ortschaft Grasse übergesiedelt war.

Admiral Bergstrom war stocksauer über den Rückzug zweier seiner besten SEAL-Kommandanten ins Zivilleben. Admiral Morgan benötigte ganze fünf Wochen, bis er ihn so weit hatte, nicht selbst die Brocken hinzuwerfen.

Admiral George Morris erholte sich von seiner Krankheit und kehrte nach Fort Meade zurück. Seine neue persönliche rechte Hand wurde der zum Lieutenant-Commander beförderte James Ramshawe.

Exzellenz Ling Guofeng, der chinesische Botschafter in Washington, traf Arnold Morgan zu einem Zeitpunkt, der für den Admiral höchst unerfreulich war. Der Nationale Sicherheitsberater des Präsidenten hatte zugeben müssen, dass die Amerikaner an der Zerstörung der Marinebasis auf Hainggyi beteiligt gewesen waren. Er sagte aber auch klipp und klar, dass die USA eine weitere chinesische Expansion in den Indischen Ozean nicht dulden würden.

Er erklärte dem Botschafter, dass die Operation in Birma sich wie ein Sandkastenspiel gegen das ausnehmen würde, was die Volksrepublik erwarte, wenn sie auch nur mit dem Gedanken spiele, die freie Passage der Ölhandelsrouten anzutasten. Der Admiral erhob sich und belehrte den Botschafter von oben herab. Es müsse Peking jetzt deutlich sein, was geschehen werde, sollte man die amerikanische Supermacht weiter reizen. »Denken Sie immer daran, Ling. Keine weiteren Spielchen in fremden Gewässern. Und wenn ihr doch nicht die Finger davon

lasst, werden wir euch platt machen. Okay, okay. Ich schätze, das wollt ihr auch gar nicht mehr. Ihr habt ja jetzt Taiwan geschluckt. Darum ging es euch wohl in erster Linie. Der Preis dafür ist, dass ihr jetzt wisst, wie weit ihr euch von euren Küsten entfernen dürft. Das gilt auf jeden Fall so lange, wie ich hier auf diesem Stuhl sitze. Und eure Meistbegünstigungsklausel könnt ihr auch vergessen, ist das klar?«

Der Botschafter erhob sich, um zu gehen. Er nickte höflich und ging zur Tür. Als er sie öffnete, sagte Arnold Morgan ruhig: *»Pax Americana,* Ling. Vergessen Sie das nie!«

»Tut mir Leid«, sagte der Botschafter, »ich verstehe Sie nicht ganz.«

»Zisch ab!«, knurrte der Admiral, diesmal noch unhöflicher als sonst.

ANMERKUNGEN/DANKSAGUNG

Wie üblich will ich mich bei einer ganzen Reihe aktiver Offiziere bedanken, die um keinen Preis als meine Berater bekannt werden möchten. Ihre Informationen waren wie immer zu vertraulich, von ihrer Natur her zu sehr Verschlusssache, und meine Quellen sind zu exponiert, um erkannt werden zu wollen.

»Ob ich in einem Ihrer Bücher genannt werden möchte? Machen Sie einen Witz?« Und doch – sie helfen mir jedes Jahr aufs Neue und stellen so sicher, dass ich in der Lage bin, meine Geschichten zu erzählen. Sie geben mir Ratschläge und liefern mir Details, von denen sie glauben, dass sie der Öffentlichkeit ein wachsendes Verständnis der bewaffneten Helden der US-Streitkräfte vermitteln.

Vor allem meine Schilderungen militärischer Landattacken sind mit Unterstützung ehemaliger Offiziere von Spezialeinheiten entstanden. Meine Einsichten in die teuflisch geheime Welt des Nachrichtendienstes von Fort Meade verdanke ich einer Reihe ehemaliger Agenten, deren Absicht es ist, die absolute Professionalität ihrer Arbeit herauszustreichen.

In Fragen der Seekriegsführung war Admiral Sir John »Sandy« Woodward, Kommandant der Royal Navy, die 1982 die Schlacht um die Falklandinseln gewann, wie immer mein wichtigster Ratgeber. Oberhalb und unterhalb des Meeresspiegels schmiedet er mit meiner Hilfe die Pläne und Handlungsstränge, die den Leser direkt in das Kommandozentrum des Unterseeboots bringen sollen.

Ohne ihn wäre ich nicht in der Lage, das Thema der Unterwasser-Kriegsführung so realistisch zu schildern.

Ich habe ihn allerdings nicht mit den Feinheiten des Kriegsgerichtsverfahrens behelligt. Ich verließ mich hier auf juristische Quellen innerhalb der U.S. Navy, die natürlich ebenfalls

nicht preisgegeben werden sollten.

Dazu kam eine lange Reihe neuer Berater, die auch Wert darauf legen, ihre Anonymität zu bewahren: die Kapitäne der Öltanker, die mir ihre Meinung zu ihrer höchst explosiven Fracht mitteilten; die Manager von Ölkonzernen, die sich vorzustellen versuchten, was sie angesichts einer Krise tun würden; der Aeroflot-Angestellte, der mir alles über die Antonow erzählte, ohne zu wissen, wozu ich diese Kenntnisse benötigte.

Eine meiner wenigen identifizierbaren Quellen ist der herausragende geopolitische Autor, Reisende und Wissenschaftler Charles Steward Goodwin aus Cape Cod, der mir seine Forschungsergebnisse über die mittelalterlichen chinesischen Flotten und die Schätze des Nationalen Palastmuseums in Taipeh zur Verfügung stellte. Er weiß, wie dankbar ich ihm bin. Seine Schriften zu globalen politischen Fragen haben für mich Leitbildcharakter.

Für Einsichten und Expertenrat zu den Themen Reinkarnation und posttraumatischer Stress danke ich Dr. Barbara Lane, Virginia, deren Buch *Echoes from the Battlefield: First-Person Accounts of Civil War Fast Lives* vermutlich das Beste ist, was es zu diesem Thema gibt. Ihr breites Wissen darüber und ihre Sicherheit in Fragen der Astrologie vermittelten mir einen hohen Wissensstand. Ihre Einschätzung über Stressfaktoren während einer Kampfhandlung deckten sich fast vollständig mit denen von Admiral Woodward.

Dank auch meinem Freund Chris Choi Man Tat, dessen weltmännische und höfliche Art, das »Kite«, Dublins bestes Chinarestaurant, zu führen, vollständig die Tatsache verbirgt, dass er einst Bootsmann auf einem gigantischen Rohöltanker war, der zwischen der Golfregion und dem

Fernen Osten pendelte. Seine Einsichten in die Welt der schwimmenden Riesen war mir eine immerwährende Hilfe.

Und schließlich danke ich meiner Freundin Olivia Oakes, die

glaubte, sie käme zu Besuch, um mit meiner Familie ein ruhiges Wochenende zu verbringen. Es endete damit, dass sie fast 15 Stunden lang das Manuskript las und auf orthographische Fehlerjagd ging. Alle Irrtümer in dieser Hinsicht gehen – unfair, wie ich nun mal bin – zu ihren Lasten.

»Tödliche Tiefe – U.S.S. Shark« ist rein fiktiv. Jede Figur, die in diesem Buch eine Rolle spielt, ist allein Produkt meiner Fantasie – obwohl es einige College-Baseballspieler geben mag, die ihre Namen wieder erkennen. Das ist aber schon alles.